Princeton University Library
32101 064096207

902
407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Complete

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Die deutsche Bodengestaltung und ihre Beziehung zur deutschen Geschichte. — A. von Hofmann.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen. — Kammergerichtsrat Dr. Sontag.

Zitas Urgroßmutter. — Dr. Siegfried Fitte.

Die Erlösung der „Perle". — Fritz Kern.

Weltspiegel. — Wilh. v. Massow.

Bücherschau: Denkwürdigkeiten. — A. v. Hartmann.

81. Jahrgang Nr. 14 ❖ Einzelheft 2.50 Mark

Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9

14. April 1922

Aus dem Inhalt des letzten Heftes.

Heft 12: Das Kriegserlebnis.

Geleitwort des Schriftleiters.
Das Kriegserlebnis. Otto Brües.
Erleben des Todes. Walter Idem.
Unsere Divinia Commedia. Gawan.
Erwachen zur Politik. Heinr. Landahl (Dem.).
Die eisernen Jahre. Cethegus (Dtsch. Volksp.).
Dogmenglaube und Kriegserlebnis. A. Nobel.
Krieg und politisches Bekenntnis. Dr. Vockel (Zentr.).
Krieg und Maler. Aus Feldbriefen von Franz Marc †.
Völkisches Erlebnis. Hans Stelter.
Bekenntnis zum Sozialismus. Dr. jur. Joachim Seligsohn (M. S.)
Durch Krieg zur Freiheit. Erich Rudolf (K. A. P. D.).
Nerven. Maritimus, Kaiserl. Leutn. z. S. a. D.
Aus dem Fragment „Der Satan". Florian Geyer.
In Stahlgewittern. Ernst Jünger, Reichswehr-Leutnant.
Das Militär als Erzieher. Ignaz Wrobel.
„Preußentum und Sozialismus." Aus Briefen von Otto Braun †.
Vom Soldaten zum Bürokraten. Von einem ehemaligen Landwehrmajor (dtschn.).
„Der Trommler", Lyrik aus einem Schauspiel des großen Krieges.
Philosophie des Krieges. Ein Versuch. Dr. Walter Reichardt.
Ausklang. Vom Schriftleiter.

Heft 13:

Stufen zur Tat. Helmut Franke.
Am 1. April. Paul Warncke.
Die Grenzboten. Fritz Werner.
Mensch und Welt. Rudolf Eucken.
Illusionen über die Masse. Freiherr von Freytag-Loringhoven, Gen. d. Inf. a. D.
Brief aus Moskau. Fritz Schotthöfer.
Zwei bremische Biographien. Dietr. Schäfer.
Unser Theater: Ein Trauerspiel. H. Eulenberg.
Weltspiegel. O. G. v. Wesendonk.
Wirtschaftliche Umschau. Chr. Stöhr.
Berliner Bühne. Artur Michel.
Schöne Literatur. Roland Schacht.

Monatlich 20 Mark

Wir liefern auch alle anderen Werke zu günstigsten Bedingungen!

Meyers Handlexikon

Neuestes Friedenslexikon, in Ganzleinen gebunden 170 M., in Prachtband mit Goldpressung 186 M. Enthält auf **1632 Spalten Text** etwa **75000 Stichwörter und Hinweise, 2000 Abbildungen, 53 bunte und schwarze Tafeln** sowie **45 farbige u. schwarze Karten** und **24 Text- u. statistische Uebersichten.** Umfaßt das **gesamte Wissen bis zur Gegenwart** und ist nach den **Umwälzungen und Neuerungen auf allen Gebieten der unentbehrliche Ratgeber,** der auf jede Frage gewissenhafte Antwort gibt.

Nichtgewünschtes durchstreichen!

Meyers Handatlas

mit alphabet. Ortsregister in 48 Haupt- und 35 Nebenkarten. In Ganzleinen geb. 200 M. Er gibt ein klares Bild über die heutige Aufteilung der Welt und alle geographisch-politischen Umwälzungen nach dem neuesten Stande der Forschung Es gibt kein Kartenwerk ähnlichen Umfangs, das in gleich gediegener Ausstattung gleich billig ist. Wir liefern Meyers Handlexikon ohne jeden Preisaufschlag geg. Monatszahlungen von 20 Mark, für

20 Mark

monatlich. Meyers Handatlas, beide Werke zusammen ℳ 35 M. monatlich.

Zahlkarten kostenlos.

Berliner Buchhandlung G. m. b. H., Berlin-Kaulsdorf 32.

Unterschrift gilt als Bestellung des Nichtdurchstrichenen. Betrag folgt gleichzeitig auf Ihr **Postscheckkonto Berlin 124331** — ist nachzunehmen — zahle ich in monatlichen Raten von ..... Mark. Eigentumsrecht vorbehalten.

Erfüllungsort Berlin-Mitte.

Bestellschein einsenden!

Ort und Datum: .....

Name und Stand: .....

Vertreter gesucht!

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 14. April 1922

Nummer 14

Die deutsche Bodengestaltung und ihre Beziehung zur deutschen Geschichte.

Von A. von Hofmann.

Unter der Bodengestaltung eines Landes versteht man wörtlich die Gestaltung seiner Oberfläche, die Differenzierung derselben in Höhen und Niederungen, in Berg und Tal. Ein wichtiges Glied der Bodengestaltung bilden aber auch die natürlichen kleinen und großen Abzugsgräben des Wassers; in ihnen setzt sich die Auswirkung der Niveauverschiedenheiten des Oberlandes fort, weit in das Niederland hinein. In den Flußlinien des Niederlandes spiegelt sich in merkwürdigster Form das Oberland. Flüsse und Berge treten dazu in eigene Wechselbeziehung. Im Tiefland teilen die großen wasserreichen Ströme das Land in natürliche Abschnitte wie die Gebirge im Oberland. Und wie der feste Boden des Oberlandes die ersten sicheren Straßen gewährt, so treten auch hier die schiffbaren Flüsse des Niederlandes ersetzend ein und öffnen weite Gebiete der Eroberung oder der Kultur.

In der historischen Struktur des deutschen Landes haben Gebirge und Flüsse eine wichtige Rolle gespielt. Sie bilden das wichtigste Skelett, welches unsere Geschichte trägt und sie verständlich macht. In ältester Zeit überwiegt die Bedeutung der Gebirge die der Flüsse; aber das Verhältnis verschiebt sich, je weiter wir herabsteigen in der Zeit, denn auf die Zeiten der Absperrung folgen die Zeiten des Verkehrs. Der undurchdringliche Urwald der mitteldeutschen Gebirge hat einst die Kelten vor den Germanen geschützt; die Wesergebirge wurden die natürliche Schutzburg der Istwaeonen gegen die Römer wie später der Sachsen gegen die Franken. Die natürliche Festung Böhmen hat den Markomannen fast 200 Jahre gegen die Römer Sicherheit geboten. Von den Ardennen wissen wir, daß sie noch im 15. Jahrhundert dem Durchmarsch von Heeren die größten Schwierigkeiten gemacht haben. Die Ungangbarkeit des Bergwaldes hat noch lange der Befestigungskunst die Wege gewiesen. Die ganze Grafschaft Nassau umgab einst eine undurchdringliche Buchenhecke, das Gebück.

Man kann in Deutschland zwei verschiedene Flußgebiete unterscheiden; wir sehen dem großen Gebiet der mächtigen sich in die Nord- und Ostsee ergießenden Ströme ein kleineres Entwässerungsgebiet gegenübertreten, welches von den Wassern durchflossen wird, die vom Nordhang der Alpen

(RECAP) 090? .4C8. Vol. 8 1921

[redacted]

600973

herabkommen, um dann alle aufgefangen zu werden in der großen Querrinne der Donau abwärts des Bodenſees, in der kleinen Querrinne der Aare oberhalb.

Das ganze nördliche Alpenvorland iſt ein Gebiet für ſich, und da es durch ſeine Nachbarſchaft mit den Römern in ſeiner ganzen Ausdehnung ſehr alter Kultur iſt, ſo beginnen wir mit ihm unſere knapp bemeſſene Darſtellung.

Das nördliche Alpenvorland reicht vom Genfer See im Weſten bis zum Wiener Wald im Oſten. Es wird in ſeinem weſtlichen Teil vom Jura, in ſeinem öſtlichen Teil von der Donau begrenzt; da wo Jura und Donau ſich kreuzen, ſcheiden ſich beide Teile markant von einander. Sie haben eine mächtige Scheide zwiſchen ſich, den von Bregenz bis Stein ungefähr 70 Kilometer langen Bodenſee. Es iſt kein Zufall, daß wir an der Stelle, wo dieſe Scheide zu umgehen iſt, eine der älteſten ſchwäbiſchen Herzogsburgen finden, den Hohentwiel; daß aber in dieſer Linie ſelbſt die alte ſchwäbiſche Biſchofskirche, der Konſtanzer Dom, liegt. Solange auf beiden Seiten Alemannien war, wurde die Linie des Bodenſees zum Rückgrat einer eigenen alten alemanniſchen Kultur. Später als die Eidgenoſſenſchaft den oberen Teil, das Land zwiſchen Genfer und Bodenſee, das Land innerhalb der Juragrenze, einigte, da mußte der Bodenſee die Grenze dieſes neuen Staatsweſens werden. Die Einigung geſchah durch das zentral in dieſem Gebiet gelegene Bern, welches beherrſchend gegen den Jura ſieht.

Neben die Biſchofſtadt Conſtanz trat in älterer Zeit die alemanniſche Herzogſtadt Zürich. Unter dem Gegenſatz von Zähringern und Hohenſtaufen begannen ſich aber die Gebiete rechts und links des Sees ſchon früh auseinanderzuleben. Neben das alte alemanniſche Zürich tritt ſeit dem 11. Jahrhundert das neue ſchwäbiſche Ulm als Keil zwiſchen die zähringiſchen und bayeriſchen Gegner Heinrichs IV.

Oeſtlich von den Schwaben ſitzen in dem ſchönen Voralpenland die Bayern. Die Grenze zwiſchen Bayern und Schwaben wurde der Lech; im Oſten iſt die natürliche Grenze dieſes Stammes der Wiener Wald. Durch die bequemen Tiroler Päſſe war Bayern zuerſt vornehmlich auf die Verbindung mit Italien geſtellt. Dadurch daß die ſpäter vom Herzogtum Bayern abgetrennte Oſtmark (Oeſterreich) zuerſt Kärnten und Steiermark, ſpäter aber auch Tirol erwarb, wurde Bayern von Tirol abgeſchnitten, die Oſtmark aber dorthin abgelenkt. So hat die Oſtmark Bayern politiſch abgelöſt, Italien iſt der Oſtmark nicht zum Segen ausgeſchlagen. In Bayern dagegen hat die Abgeſchloſſenheit des Landes nicht wenig zur Konſervierung eines einzigartigen urkräftigen deutſchen Volksſtammes beigetragen.

Das ganze eben ſkizzierte Alpenvorland hat nur wenige in die Augen fallende Verbindungen mit den großen niederdeutſchen Flußgebieten. Im Weſten iſt das natürliche große Tor die Stelle, wo die Aare den Jura durchbricht. Die Stadt an dieſem Tore iſt das alte Zürich. Im unteren Gebiet finden wir beſonders drei Uebergänge nach Norden. Die Brücke nach dem oberen Neckargebiet iſt Donauwörth; die Brücke nach dem Obermain iſt Regensburg; gegenüber einem wichtigen Uebergang in das Gebiet der oberen Elbe liegt Linz. Die Grenzpunkte des Voralpenlandes ſind Genf und Wien. Die wichtigſte Stadt für die ältere deutſche Geſchichte iſt

Regensburg geworden. Hier kommt man von Nordweſten wie von Südoſten her zuerſt an die große ſchiffbare Flußſtraße, die nach Oſten führt. Der Verſuch Karls des Großen, Frankfurt a. M. mit Regensburg durch einen Kanal zu verbinden, jene fossa Carolina zwiſchen Altmühl und Rezar, ſteht am Beginn der großen frühmittelalterlichen Konjunktur der Stadt Regensburg.

Iſt das Bild hier ſehr einfach und man kann ſagen, auch ſtabil, ſo wird dasſelbe komplizierter, ſobald wir in das große Niederland hinabſteigen. Die großen Flüſſe, welche in die deutſchen Meere münden, ſind nicht nur einzeln, ſondern auch in Gruppen in der Geſchichte unſeres Landes wirkſam geworden und während dieſe Geſchichte im Oberland in unverrückbare Grenzen gebannt erſcheint, zeigt ſie ſich im Niederland von einer ſeltſamen ſtetigen Bewegung erfaßt. Sie wird von Weſten nach Oſten getragen, von Strom zu Strom, von der Maas bis zur Weichſel und Memel.

Es könnte auf den erſten Blick ſcheinen, als ob wir ein Zeitalter des Rheins, ein Zeitalter der Weſer, eins der Elbe, eins der Oder gehabt hätten, daß ein Zeitalter der Weichſel vielleicht vor der Tür ſtand. Tatſächlich treten dieſe Flüſſe aber mehr in Gruppen zu hiſtoriſcher Bedeutung zuſammen; Maas und Rhein, Rhein und Weſer, Weſer und Elbe, Elbe und Oder, Oder und Weichſel lauten die Kombinationen, die ſich in unſerer Geſchichte von Weſten nach Oſten geſchoben haben.

Von allen dieſen Flüſſen iſt der Rhein der einzige, welcher bis zur Waſſerſcheide der Alpen heraufreicht, mit ſeinen Quellflüſſen Vorderrhein und Aare umfaßt er ſogar das ganze zentrale nördliche Alpenland. Dem Rhein ähnelt die Maas, welche das Land bis zum Plateau von Langres hinauf beherrſcht, auch der Waſſerſcheide zwiſchen Norden und mittelländiſchem Meer. Beide Flußgebiete verknüpfen ſich in eigentümlicher Weiſe unterhalb in Nymwegen, oberhalb bei Toul. Beide Orte ſind ſchon Römerſtädte und gehören auch zu den älteſten germaniſchen Städten.

Zwiſchen Maas und Rhein ſehen wir die Pipiniden emporkommen, das Geſchlecht, welches die größte Herrſchaft zu beiden Seiten von Rhein und Maas aufgerichtet hat. Unter ihm wird die auſtraliſche Reſidenz verlegt von Metz nach Köln. In dieſem Gebiet entſteht das Kernland des karolingiſchen Reiches. Das Land zwiſchen Maas und Rhein ſieht aber nach beiden Seiten und daher iſt auch das große Problem des Rhein- und Maaslandes nur einmal wirklich gelöſt worden. Zur Zeit des karolingiſchen Reiches. Die großen Flüſſe, die noch vorhandenen Römerſtraßen machten aus dieſem Lande außerdem gerade in der Frühzeit ein beſonderes in ſich abgeſchloſſenes Verkehrsgebiet. Mit demſelben hat der Kaiſer Lothar einſt den beſten Teil der karolingiſchen Erbſchaft erhalten.

Am Rhein finden wir eine wichtige Gruppe karolingiſcher Pfalzen in Worms, Ingelheim, Frankfurt und Koblenz, an der Maas in Maſtricht, Merſen und Heriſtal. Die eigentliche Maaspfalz aber wurde unter Karl dem Großen das dicht bei Maſtricht gelegene Aachen. Nymwegen war der Uebergangspunkt nach dem Rhein.

Zwiſchen beiden Flüſſen öffnet die obere Moſel einen beſonders bequemen Zugang nach Frankreich; wir finden daher wichtige karolingiſche Pfalzen an der oberen Moſel: Metz, Diedenhofen und Trier. Den Kopf wichtiger Straßen von Trier und von Aachen nach Oſten bildet Köln; den

Kopf sehr wichtiger Straßen von Metz westwärts bilden Straßburg, Speyer und Mainz. Nach dem Sturz Tassilos von Bayern kommt Frankfurt auf; von hier geht der natürliche Weg vom Mittelrhein nach Regensburg.

Mit den Karolingischen Teilungen ist dann die große Zeit von Maas und Rhein vorüber gewesen.

Da sich der Durchmesser Europas nach Westen verjüngt, so ist es kein Zufall, daß es gerade die westlichen Flüsse sind, welche das ganze Land öffnen. Je weiter wir nach Osten kommen, desto schwieriger werden die historischen Probleme. Während der Rhein noch ein Strom des politischen Einheitsgedankens ist, wurde die Weser schon ein Strom des Dualismus. Das Wesergebiet wird durch den Main vollständig von Oberdeutschland abgeschnitten. Trotzdem ist das Wesergebiet für unsere Geschichte von größter Bedeutung gewesen. Denn während der Rhein nach zwei Seiten sieht, ist die Weser eine Flußlinie, die sich ganz eigentümlich zum zähesten Festhalten eignet. Im Niederland durchfloß der Fluß einst fast unzulängliche Sumpfgebiete; in seinem Mittellauf durchfließt er die natürliche Bergfestung der Wesergebirge, die sich zu beiden Seiten der Weser vorlegen gerade da, wo Lippe und Ruhr vom Rhein her wichtige Straßen an dieselbe heranführen. Das Wesergebiet ist daher eins der deutschesten Lande geworden und geblieben; die großen nationalen Verteidigungen gegen die Römer und gegen die Franken liegen hier. Karl der Große hatte die Weserfestung entwaffnet und an ihren Pforten drei fränkische Bistümer angelegt, Minden, Osnabrück, und vor allem Paderborn.

Als die Sachsen wieder erstarkten, haben sie sich offensiv ostwärts gegen die Slawen an der Elbe und Saale gewandt. Der Rückhalt dieser Bewegung wurde im Norden der sumpffreie Ostrand der Lüneburger Heide, weiter oberhalb gegen die Saale der Harz. So gelangten sie von Lüneburg und Salzwedel nach Lübeck und Havelberg; von Magdeburg und Ballenstedt nach Brandenburg und Wittenberg.

Die Elbe, die sich östlich der Weser in die Nordsee ergießt, tritt in eigentümliche Doppelbeziehung zu ihren beiden Nachbarströmen Weser und Oder.

In bezug auf die Weser ist es die Besonderheit der Elbe, daß sie den großen Bergzug, der die Weserlinie aufwärts im Thüringer und im Böhmerwald bis an die Donau verlängert, im Osten gewissermaßen ganz begleitet; wir sahen schon, daß vom Donauabsturz des Böhmerwaldes das Wasser der Elbe zufließt. Die Elbe führt also unmittelbar bis an die Donau heran, und hiermit erhält sie eine Funktion, welche die Weser nicht erfüllen kann, nämlich Ober- und Niederdeutschland organisch miteinander verknüpfen zu können. Das haben die Römer gleich erkannt, als sie ihre Grenze vom Rhein nach Osten verschieben wollten. Sie haben eine Elbgrenze erstrebt, aber keine Wesergrenze. In der genannten Funktion der Elbe ist es von Bedeutung, daß das obere Gebiet dieses Flusses ähnlich der Weser eine eigene natürliche Festung besitzt. Die ist es auch gewesen, welche den Römern die Elbgrenze schließlich verleidet hat. Das von Bergen rings umgebene Böhmen kommt zu einer eigenen Stellung, wenn man nach einem Platz fragt, von dem sich Ober- oder Niederdeutschland zugleich beherrschen lassen. Mit seiner Basis an der Donau, mit seinen Glacisländern, der Oberpfalz, dem Vogtland, der Markgrafschaft Meißen, den Lausitzen und Schlesien und Mähren überragt Böhmen an historischem

Aktionsradius alle anderen mitteleuropäiſchen Länder. Böhmen hat denn auch von dem Zuſammenbruch der deutſchen Kaiſerpolitik von Italien an bis zu dieſem Augenblick eins der wichtigſten Probleme unſerer Geſchichte gebildet. Ein Georg Podiebrad wäre wahrſcheinlich ein ſehr intereſſanter deutſcher König geworden.

Es war vielleicht der wichtigſte Erwerb, den die Habsburger machen konnten, als ſie im 16. Jahrhundert das Königreich Böhmen erbten. In dieſem Augenblick erhölt Oeſterreich erſt die Möglichkeit intenſiver Einwirkung auf den deutſchen Norden. Durch den Druck auf Kurſachſen konnten die Habsburger ſo einen Keil in die deutſche Reformation treiben.

Und doch ſollte gerade Böhmen auch das Verhängnis der Habsburger in Deutſchland werden. Das große Land Schleſien iſt nämlich nicht nur ein Glacisland Böhmens, ſonder zugleich auch das wirtſchaftlich wichtige Oberland eines niederdeutſchen Stromes, der Oder. Wie Schleſien als böhmiſches Glacisland in der durch Böhmen beſtimmten Machtſphäre Oeſterreichs lag, ſo gehörte es wirtſchaftlich ſeit dem 17. Jahrhundert in die Sphäre des werdenden Oderſtaates Preußen.

Da kommen wir nun auf die zweite Eigentümlichkeit der Elbe, daß nämlich eine ganze Reihe von Urſtromtälern die obere Oder und die niedere Elbe miteinander verbinden. Von dieſen Urſtromtälern iſt vielleicht das wichtigſte das, welches an der Neißemündung, wo die Oder ein Knie nach Norden macht, den alten nordweſtlich gerichteten Lauf des Fluſſes fortſetzt, um dann bei Havelberg auf die Elbe zu treffen und von hier ab auch der Niederelbe die gleiche Richtung bis zu ihrer Mündung in das Meer zu beſtimmen. In der Mitte eben dieſes Urſtromtales liegt jetzt Berlin. Es mußte von größter Bedeutung werden, als der Große Kurfürſt durch einen Kanalbau die alte Verbindung zwiſchen Oder und Elbe für die Schiffahrt wiederherſtellte und damit Schleſien auf einmal wirtſchaftlich in Verbindung mit der Elbe brachte. Jetzt wirkten auf einmal zwei Hebel Schleſien aus der Verbindung mit Böhmen heraus-, in die Verbindung mit Brandenburg hereinzuheben. So wurde Schleſien in das brandenburgiſch-preußiſche Syſtem eingefügt. Zwiſchen Elbe und Oder aber erwuchs ſofort die erſte deutſche Großſtadt, Berlin.

Nur ein kleines Stück Schleſien ſieht nicht oderabwärts und iſt der habsburgiſchen Dynaſtie im 18. Jahrhundert erhalten geblieben. Dies iſt das Quellgebiet der Oder, welches im Oſten unmittelbar an das Quellgebiet der Weichſel ſtößt, während im Weſten das Flußgebiet der March von dort einen direkten Weg nach Wien öffnet. Südlich Teſchen führt der Jablunkapaß außerdem noch nach Oberungarn hinüber. Hier iſt alſo eine der wichtigſten Pforten in das Donauland zu hüten, deren Oſtriegel, Krakau, an der oberen Weichſel liegt. Nicht umſonſt haben die Przemyſliden, als ſie ihre Blicke nach Polen richteten, ſich zuerſt Teſchens verſichert; Wenzel II. hat die Herzöge von Oppeln und Teſchen auf ſeine Seite gebracht; Wenzel III. hat dann ſogar die Tochter des Herzogs von Teſchen heimgeführt. Krakau auf der einen Seite dieſes Paſſes, Olmütz auf der anderen Seite ſind ſpäter hervorragend wichtige öſterreichiſche Feſtungen geworden.

Das Land jenſeits der Oder kam erſt dadurch in deutſche Sphäre, daß der deutſche Ritterorden im 13. Jahrhundert Preußen eroberte und koloniſierte. Das Gebiet des deutſchen Ordens erſtreckte ſich einſt von Pomerellen weſtlich der Weichſel bis an den Memelfluß. Als Hauptbaſis für die

Eroberung des Landes hat der Orden ſehr bald die ſichere und leichte Seeverbindung über die beiden großen Haffe erkannt gehabt. Braunsberg, die Memelburg, zuletzt bezeichnenderweiſe erſt Königsberg, werden daher die Ausgangspunkte für die Eroberung der Flußgebiete der Paſſarge, der Memel und des Pregel. Ein Kanal zwiſchen den beiden Haffen iſt von Anfang an ein Poſtulat dieſer Ordensherrſchaft geweſen. Königsberg wird die Hauptſtadt, weil es zwiſchen den Haffen liegt; die Marienburg iſt die alte Hochmeiſterburg, weil ſie am Kopf dieſer Seeverbindungen und zugleich an der Weichſel liegt. Denn der allererſte Anſatz zur Eroberung des Ordenslandes iſt von der Weichſel her gemacht worden. Die erſte Eroberung hat ihren Ausgang im Kulmerland.

Durch das Weichſelknie bei Fordon entſteht von Oſten her ein ſcharf einſpringender Flußwinkel, an deſſen Fußpunkten wir Kulm und Thorn finden. Da von beiden Punkten ſofort ein beträchtliches Stück Oſtweichſellandes in die Zange genommen war, ſo war hier der natürliche Ausgang von Eroberungen im Gebiete jenſeits des Fluſſes. Nicht weniger intereſſant aber iſt der Scheitel des Weichſelwinkels, denn an der hier mündenden Brahe etwa oberhalb der Mündung legte der deutſche Orden im Jahre 1329 Bromberg an. Von Bromberg in das Flußgebiet der Oder hinüber iſt nur eine kleine Waſſerſcheide zu überwinden, über welche heute ein Kanal nach der Netze hinüberführt. Die Netze fließt in die Warthe, die Warthe mündet bei Küſtrin in die Oder. Die ganze Strecke der Netze und des unteren Warthelaufs war früher verſumpft und nur an einigen Stellen überſchreitbar; Küſtrin an der Oder wurde daher zum natürlichen Trennungspunkt für die Wege in die Lande nördlich und ſüdlich des großen Warthe- und Netzebruchs. Die Straßengabel hier zu ſein iſt die älteſte Bedeutung von Berlin geweſen.

Südlich der großen alten Sumpfſperre, die von Küſtrin bis faſt an die Weichſel verläuft, finden wir eine zweite, die faſt parallel laufend bei Kroſſen an der Oder beginnt und ihr Ende bei Warſchau an der Weichſel findet. Auf dieſer Strecke iſt kaum eine Waſſerſcheide nach der Weichſel hinüber vorhanden. Eine wichtige Strecke auch dieſes Bruchs bildet die Warthe. Wo die Warthe den ſüdlichen Bruch verläßt und wo ſie in den nördlichen eintritt, liegen zwei wichtige alte Uebergänge über dieſe Linien, Landsberg im Norden, Schrimm im Süden. Zwiſchen dieſen beiden Uebergängen an der Warthe liegt die natürliche Hauptſtadt des Landes innerhalb der Brüche, Poſen. Von der Oder her geſehen war hier der gegebene Platz einer Feſtung gegen Oſten. — Wir waren nur in der Lage, hier eine kurze Skizze zu geben. Aber ſie genügt ſchon, um zu zeigen, wie innig auch in Deutſchland die Beziehungen von Bodengeſtaltung und Geſchichte ſind.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen.

Vom Kammergerichtsrat Dr. Sontag, Berlin.

1.

Art. 109 Abſ. 4 und 5 der neuen Reichsverfaſſung beſtimmen: „Titel dürfen nur verliehen werden, wenn ſie einen Beruf oder ein Amt bezeichnen . . ., Orden und Ehrenzeichen dürfen vom Staat nicht verliehen werden.“ Dieſe Beſtimmungen ſollen der Bekämpfung der Eitelkeit und des Strebertums dienen. Aber iſt nicht auch oft Tüchtigkeit und Bravheit mit Titeln und Orden belohnt worden? Kann gerade ein ſo demoraliſierter Staat wie Deutſchland auf den Anreiz verzichten, der in ſolchen Belohnungen zu pflichttreuer amtlicher und zu aller ehrenamtlichen Betätigung liegt? Glaubt die Reichsverfaſſung Eitelkeit und Eigennutz abzuſchaffen, weil ſie eine Quelle ihrer Befriedigung verſtopfte? Sie wird dieſe menſchlichen Schwächen nie beſeitigen. Aber wenn der Staat ſeine Beamten nicht mehr mit Orden und Ehrentiteln belohnen will, ſo weiſt er ſie geradezu auf die allein verbleibende pekuniäre Belohnung hin und zieht in ihnen damit einen Materialismus groß, von dem ſich unſere Beamtenſchaft bisher ferngehalten hat.

Was aber das bedauerlichſte iſt, die von der Verfaſſung bekämpfte Titelſucht iſt im Verwaltungswege durch Schaffung einer Menge neuer Titel wieder gefördert worden. Welche Fehler und Ungeſchicklichkeiten dabei gemacht worden ſind, ſoll im folgenden an einer Reihe von Beiſpielen gezeigt werden.

2.

Um mit den Unterbeamten zu beginnen, ſo fand man plötzlich, daß der Titel „Diener“ nicht mehr erträglich ſei. Es verſchwanden alſo der „Gerichtsdiener“, der „Schloßdiener“, der „Akademiediener“, der „Domänenrentamtsdiener“, der „Schuldiener“ u. a. m.

Der Gerichtsdiener wurde ein „Juſtizwachtmeiſter“, welcher Titel einen vollkommenen Mißgriff bedeutet. Der Titel iſt von der Kavallerie genommen und kommt dort den älteſten, einflußreichſten Unteroffizieren zu. Unter einem „Wachtmeiſter“ ſtellt man ſich eine ſtramme, ſporenklingende, ſäbelſchleppende Reiterfigur vor, und damit vergleiche man das Aeußere unſerer meiſten Gerichtsdiener. Den Militarismus hat man abgeſchafft, und die in einem bürgerlichen Berufe tätigen Diener macht man zu Wachtmeiſtern! Aber auch ſprachlich iſt dieſer Titel ein Mißgriff, denn jedes Wort, in welchem die alte Verbindung „Meiſter“ vorkommt, bedeutet eine Perſönlichkeit, die andere meiſtert, alſo über andere geſetzt iſt. Der Kavalleriewachtmeiſter hat auch Untergebene, aber der Gerichtsdiener meiſtert höchſtens Akten und nicht Menſchen. Deshalb heißt auch mit Recht der oberſte Gerichtsdiener „Botenmeiſter“, weil er die anderen Boten beherrſcht, und dieſer Titel iſt bezeichnenderweiſe beibehalten worden, obwohl es keine „Boten“ mehr gibt. Der Gipfel auf dieſem Gebiet iſt die „Strafanſtaltswachtmeiſterin“, die nicht etwa die Ehefrau eines Wachtmeiſters, ſondern die bisherige beſcheidene „Gefangenaufſeherin“ iſt.

Der „Geheime Kanzleidiener“ in den Miniſterien war ein Beamter, deſſen Verrichtungen man nach ſeinem Titel ſofort erkennen konnte, jetzt heißt er „Miniſterialamtsgehilfe“, wobei kein Menſch dem Titel anſehen kann, worin dieſe Gehilfentätigkeit beſteht. Der Geheime Kanzleidiener im Finanzminiſterium heißt ſogar „Oberzähler“, wobei mir allerdings nicht klar iſt, was er außer ſeinem Gehalt zu zählen hat. Der „Domänenrentamtsdiener“ heißt jetzt „Domänenrentwart“, welche Bezeichnung hoffentlich niemanden zu dem Irrtum verleitet, daß das ein Mann wäre, der auf ſeine Rente wartet. Analog heißen die Diener bei den Eichbehörden „Eichwarte“, die Schuldiener „Schulwarte“. (Nur die Aſtronomiediener hat man leider noch nicht zu Sternwarten ernannt.) Der „Akademiediener“ heißt „Akademiegehilfe“, der Laboratoriumsdiener „Laboratoriumsgehilfe“, eine beſonders irreführende Bezeichnung, denn Gehilfe im Laboratorium iſt nach deutſchem Sprachgebrauch nur derjenige, der dem experimentierenden Profeſſor an die Hand geht, d. h. der Aſſiſtent oder allenfalls der Student. Der Diener iſt bei keiner der genannten Behörden Gehilfe, denn er leiſtet rein mechaniſche äußere Dienſte und hat mit der Materie, die in einer Behörde bearbeitet wird, nichts zu tun. Bei den techniſchen Hochſchulen unterſchied man bisher „Glasbläſer“, „Modelltiſchler“, „Schloſſer“, „Gärtner“, „Oberheizer“ und „ſtaatliche Techniker“, dieſe charakteriſtiſchen Bezeichnungen, bei denen man ſofort wußte, welche Art Handwerker man vor ſich habe, ſind jetzt durch die gemeinſchaftliche verwaſchene Bezeichnung „Techniſche Amtsgehilfen“ erſetzt. Gleicherweiſe heißen die bisherigen „Boten“ bei der Forſtverwaltung, die „Kanzlei- und Kaſſendiener“ bei der Lotterieverwaltung, die „Pförtner“ bei der Münzverwaltung, die „Diener“ und „Boten“ bei der Bergverwaltung und bei den Staatsarchiven fortan „Amtsgehilfen“, nur die „Kaſſendiener“ bei der Münzverwaltung machen eine Ausnahme und heißen jetzt „Zähler“. Man kommt in die Verſuchung, zu fragen, wo der dazugehörige „Nenner“ ſei. Sind die neuen Titel der Diener irreführende Bezeichnungen, ſo ſind folgende Titel bedeutungsloſe Steigerungen: Die „Rebgärtner“ ſind zu „Rebobergärtnern“, die „Obergärtner“ zu „Gartenmeiſtern“, die „Maſchiniſten“ und die „Wagenführer“ zu „Maſchinenmeiſtern“, die „Präparatoren“ zu „Oberpräparatoren“ befördert worden. Der „Moorverwalter“ heißt jetzt „Moorvogt“ und der „Akademiſche Gärtner“ „Akademiſcher Gartenverwalter“ (zu verwalten wird er wohl nicht viel haben). Der „Weichenſteller“ I. Klaſſe iſt zum „Stellwerksmeiſter“, der „Lokomotivheizer“ zum „Reſervelokomotivführer“ befördert worden (aber ſeine Hauptbeſchäftigung bleibt doch, die Lokomotive zu heizen). Der „Rottenführer“ heißt jetzt „Rottenmeiſter“. Die „Schleuſenverwalter“ ſind zu „Schleuſenaſſiſtenten“ und die „Aquarienwärter“ zu „Aquarienverwaltern“ befördert worden. Jener Titel bringt nur ein farbloſes Fremdwort und dieſer Titel iſt zu hoch, denn zu einer verwaltenden Tätigkeit gehört doch mehr, als den Fröſchen und Schlangen Waſſer und Futter zu geben.

Was den Dienern recht iſt, iſt den „Kanzliſten“ billig, ſie werden bei einigen Behörden zu „Kanzleiſekretären“, bei anderen zu „Kanzleiaſſiſtenten“ befördert, aber ſie ſind nicht Sekretäre in irgend einer Kanzlei, ſondern ſie ſind weiter Beamte, welche dort nur Schreibarbeit verrichten.

Man ſteht vor der Frage, welchen Sinn haben dieſe Titelveränderungen? Einmal ſollte wohl mit der Verleihung bisher höherer,

vollklingenderer Titel der Eitelkeit der Unterbeamten geſchmeichelt werden. Aber dies iſt ganz undemokratiſch. Worüber wir uns in Oeſterreich immer luſtig gemacht haben, daß der Bürgerliche „Herr von“, der Adlige „Herr Baron“, der Baron „Herr Graf“ angeredet wurde, das machen wir jetzt mit unſeren neuen Titulaturen nach. Weiter iſt ein Beweggrund wohl in dem auch ſonſt zutage tretenden Beſtreben zu erblicken, die Unterſchiede der Stände möglichſt zu beſeitigen. Wie man eine Annäherung innerhalb der Beamtenſchaft in Anſehung der Gehälter dergeſtalt herbeigeführt hat, daß ſich heute das Gehalt des Unterbeamten von dem des mittleren und oberen Beamten nicht mehr in dem Maße wie früher unterſcheidet, ſo hat man wohl auch eine Annäherung der Titulaturen herbeiführen wollen. Aber dann hätte man nicht auch die mittleren Beamten in ihren Titulaturen erhöhen dürfen; denn damit iſt der Abſtand natürlich genau derſelbe geblieben, und die Freude über die vollklingenden neuen Titel hat höchſtens die Beamtengeneration, welche mit den Titeln noch die alte Bedeutung verbindet, eine neue Generation wächſt in ſie wie in etwas ſelbſtverſtändliches hinein.

3.

Bei der mittleren Beamtenſchaft unterſchied man bei zahlreichen Behörden zwiſchen Aſſiſtenten und Sekretären in der Weiſe, daß die aus den Militäranwärtern hervorgegangenen Beamten Aſſiſtenten wurden, allerdings mit der Möglichkeit des Aufſtiegs zum Sekretär durch ein weiteres Examen, während die aus den Zivilanwärtern hervorgegangenen Beamten ſämtlich Sekretäre wurden. Nunmehr ſind die „Gerichtsaſſiſtenten“ zu „Juſtizſekretären“, die Eiſenbahnaſſiſtenten zu Eiſenbahnſekretären, die „Inſpektionsaſſiſtenten“ zu „Strafanſtaltsſekretären“ uſf. ernannt worden. Das wäre ſicher eine große Befriedigung für die Aſſiſtenten geweſen, wenn ſie damit den Sekretären im Titel gleichgeſtellt worden wären, aber ſämtliche „Sekretäre“ wurden nunmehr zu „Oberſekretären“ befördert, womit alſo wiederum der Abſtand gewahrt war, ſo daß man ſich ganz vergeblich nach dem Zweck dieſer Neuerung fragt. Die bisherigen „Oberſekretäre“ mußten nun auch einen neuen Titel bekommen, und ſo ſind ſie zu „Juſtizinſpektoren“ und „Juſtizoberinſpektoren“ ernannt worden; die „Rechnungsräte“ in den Miniſterien ſogar zu „Amtmännern“. Die letzten beiden Titel ſind wieder wenig glücklich gewählt, weil wir — wenigſtens in Preußen — mit einem Inſpektor und einem Amtmann ganz andere Vorſtellungen verbinden. Was ſoll dieſe Verwirrung der Begriffe? Hatte man nicht Geiſt genug, ein paar neue Titel zu erfinden, wenn man ſchon reformieren wollte?

Der Turnlehrer heißt jetzt „Turnrat“, der Oberturnlehrer „Oberturnrat“! Nie iſt das Wort „Rat“ ſinnloſer gebraucht worden. Es ſtehen doch nicht drei Turnlehrer zuſammen und beraten, wie ſie einen Jungen auf das Reck heraufbringen, ſondern der einzelne Turnlehrer zeigt ihm die Griffe des Turnens. Der Titel Rat iſt der Sphäre der höheren geiſtigen Arbeit entnommen, dem Turnlehrer aber liegt im weſentlichen die körperliche Ausbildung der Jugend ob.

Die Hauptkaſſenrendanten heißen jetzt „Oberrentmeiſter“, die Dolmetſcherjuſtizſekretäre „Dolmetſcheroberinſpektoren“, eine ganz verfehlte Bezeichnung, da ein Dolmetſcher nur aus einer fremden Sprache zu übertragen, nichts aber zu inſpizieren hat. Die Vorſteher der Einziehungs-

ämter heißen „Kasseninspektoren", die Rechnungsrevisoren „Bezirksrevisoren", die Strafanstaltsinspektoren „Strafanstaltsvorsteher", die Bureauvorsteher bei den Staatstheatern „Verwaltungsdirektoren". (Der Titel Verwaltungsdirektor ist bei der Regierung längst für eine ganz andere und höhere Tätigkeit vorweggenommen.)

Der Katasterinspektor heißt jetzt „Regierungs- und Steuerrat". Man wird an den Witz Friedrichs des Großen erinnert, der einem eitlen Wagenbauer auf seine mehrfachen Eingaben, ihm doch einen Titel zu verleihen, zum „Wagenrat" (nicht Wagenrad) ernannte. Die Mitglieder des Statistischen Landesamts heißen jetzt „Regierungs- und Volkswirtschaftsräte" — das letztere Wort ist besonders hübsch! Die Regierungslandmesser heißen „Regierungs- und Landmessungsräte", die Gewerbeinspektoren „Gewerberäte". Gerade sie haben eine inspizierende Tätigkeit, indem sie die einzelnen Fabriken kontrollieren, der alte Titel war also viel treffender. Die Schiffskapitäne bei der Bauverwaltung heißen „Seekapitäne" (auch wenn sie sich mit ihren Schiffen nie auf die hohe See wagen können). Die Oberlehrer bei den Baugewerkschulen und die wissenschaftlichen Lehrer bei den landwirtschaftlichen Lehranstalten heißen „Studienräte". Den Vogel aber schießen die Titulaturen der Distrikts-Offiziere und Adjutanten bei der Landgendarmerie ab, sie heißen nämlich „Landjägerräte". Man stelle sich einen Leutnant mit Säbel und Sporen, hoch zu Roß, mit dem Titel eines „Rates" vor, noch dazu eines „Jägerrates". Die Jägerei hat mit Räten ebensoviel zu tun, wie die Turnerei. Die Kommandeure der Landjägerschulen heißen jetzt „Leiter" dieser Schulen.

4.

Bei der höheren Beamtenschaft ist wenigstens kein solches „Vertauschet, vertauschet das Bäumchen" in Ansehung der Titulaturen vorgenommen worden, wie bei den unteren und mittleren Beamten. Aber ganz ungeschädigt sind auch sie aus dem neuen Titelsegen nicht hervorgegangen. Der Justiz sind die sprachlich wie begrifflich schönen und vollen Titel „Amtsrichter", „Landrichter" und „Staatsanwalt" als Titel für eine Lebensstellung weggenommen worden, der Assessor wird bei seiner Anstellung sofort zum „Amtsgerichtsrat" oder „Landgerichtsrat" oder „Staatsanwaltschaftsrat" (schauerliches Wort) ernannt. Glaubte man schon mit Rücksicht auf die Verfassung die bescheidene Titelverleihung streichen zu müssen, die darin lag, daß der eine längere Reihe von Jahren dem Staate dienende Richter zum Rat ernannt wurde, so hätte man doch lieber die vollen und charakteristischen Worte „Amtsrichter" und „Landrichter" statt des „Amts- und Landgerichtsrates" beibehalten sollen. Aber es ist überhaupt bedauerlich, daß diese Abstufung gefallen ist. Der Ratstitel als Alterstitel war eingebürgert. Jedermann wußte, daß er es bei dem Gerichtsrat mit einem älteren Mann zu tun hatte, es lag ein für das Respektsverhältnis (auch innerhalb der Kollegenschaft) wertvolles Imponderabile in dem alten Ratstitel, genau wie bei dem Sanitätsrat und Justizrat.

Eine Uebersteigung der Titel finden wir bei der Staatsanwaltschaft: Die Ersten Staatsanwälte heißen jetzt „Oberstaatsanwälte", die Oberstaatsanwälte „Generalstaatsanwälte". Wieviel nachahmenswerter wäre hier das österreichische Vorbild gewesen. Dort gab es bei jeder Behörde

nur einen Staatsanwalt, der unſerem I. Staatsanwalt entſprach. Alle anderen hießen Staatsanwaltsſubſtituten. Der Strafanſtaltsdirektor iſt zum Oberſtrafanſtaltsdirektor, der Handelsrichter zum „Handelsgerichtsrat“ ernannt worden. Wie mir verſchiedene Handelsrichter geſagt haben, empfinden ſie dieſe vermeintliche Auszeichnung als eine Geſchmackloſigkeit, und der eine fügte witzig hinzu, es fehlte nur noch, daß der Scharfrichter zum „Scharfgerichtsrat“ ernannt würde.

Den Anwälten wird bekanntlich nicht mehr der ſchöne Titel „Juſtizrat“ verliehen, dafür bekommen gewiſſe mittlere und obere Beamte in den Juſtizminiſterien dieſen Titel. Auch dies iſt in Anſehung der Erſteren ein Mißgriff, denn bei aller Anerkennung für die Tätigkeit dieſer Beamten haben ſie doch nun einmal nicht Jus ſtudiert und würden deshalb wohl manchen anderen Titel mit mehr Recht führen als den eines Juſtizrates.

Der Titel der Vortragenden Räte in den Miniſterien iſt in „Miniſterialräte“ geändert worden. Auch dies iſt zu bedauern, denn gerade jener Titel war durchaus zutreffend, es ſind eben Räte, die ihrem Miniſter Vortrag zu halten haben und deren Tätigkeit im weſentlichen darin beſteht. Die Aenderung iſt auch noch inkonſequent durchgeführt; denn der „Vortragende Legationsrat“ iſt beibehalten worden.

Es mag an dieſer Blütenleſe neuer Titulaturen genügen. Die alten Titel waren gewiß auch nicht alle ſchön, z. B. war der „Wirkliche Geheime Ober . . .“ eine greuliche Wortbildung. Aber die — leider anonym gebliebenen — Verfaſſer der neuen Titel wollten doch etwas beſſeres ſchaffen. Statt deſſen haben ſie Titel in die Welt geſetzt, die ſich ebenſoſehr durch einen Mangel an hiſtoriſchem Sinn, wie an gutem Geſchmack, wie an Sprachgefühl auszeichnen. Der Zweck aber, der mit dieſen Titelverſchiebungen erreicht werden ſollte, wird doch nicht erreicht. Es iſt ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß man durch Titel eine Stellung heben könne. Die Titel paſſen ſich ihren Trägern an, und haben dieſe in der ſozialen oder geſellſchaftlichen oder Beamtenwertung eine niedrigere Stellung, als ſie bisher mit dieſem Titel verknüpft war, ſo ziehen ſie den Titel herab, nicht daß der Titel ſie hebt.

Zitas Urgroßmutter.

Eine geſchichtliche Erinnerung von Dr. Siegfried Fitte.

Als ſeinerzeit durch die Blätter die Nachricht ging, daß Königin Zita ſich zu einem neuen ungariſchen Abenteuer rüſte; ja, daß ſie an eine Wiederholung jenes rührenden Schauſpiels denke, durch das einſt die junge Maria Thereſia die Herzen der ritterlichen Magyaren entflammte, da mochte man ſich deſſen erinnern, daß tatſächlich das Blut der letzten Habsburgerin auch in ihren Adern rollt. Die Zeit zu ſolchen Abenteuern iſt nun vielleicht vorüber, — gleichwohl aber mag die folgende geſchichtliche Erinnerung nicht unwillkommen ſein.

Eine Tochter der Kaiſerin, die Königin Maria Karoline von Neapel, hatte eine gleichnamige Enkelin, die den Herzog von Berry heiratete, und deren Tochter wieder wurde die Gemahlin des Herzogs von Parma. So iſt

Zita, die bekanntlich der kinderreichen Familie der Parmas angehört, gewiſſermaſſen erblich belaſtet. Auch ihre Urgroßmutter, die Herzogin von Berry, hat einſt durch einen verwegenen Verſuch, ihrem Enkel eine verlorene Krone zurückzugewinnen, viel von ſich reden gemacht, bis ein völlig unerwartetes Ereignis ihrer politiſchen Laufbahn für immer ein Ende bereitete. Da der Mannesſtamm der älteren bourboniſchen Linie zu erlöſchen drohte, ſetzten die franzöſiſchen Legitimiſten alle ihre Hoffnungen auf die Ehe des zweiten Sohnes Karl X. mit der damals achtzehnjährigen neapolitaniſchen Prinzeſſin. Nicht ſchön, mit unregelmäßigen Zügen — ſelbſt die unangenehme habsburgiſche Erbſchaft, die dicke Unterlippe, fehlte nicht, — aber friſch und natürlich, freundlich und gutmütig in ihrem Weſen, gewann Maria Karoline raſch die Herzen. Nur der heißerſehnte Thronerbe blieb aus, und im Februar 1820 wurde der Herzog von Berry beim Verlaſſen des Opernhauſes vor den Augen ſeiner Gemahlin von einem republikaniſchen Fanatiker ermordet. Der Schmerz der Royaliſten verwandelte ſich bald in erwartungsvolle Spannung, als die Schwangerſchaft der jungen Witwe bekannt wurde. Acht Monate ſpäter gebar die „Jungfrau Maria", wie überſchwengliche Anhänger ſie nannten, das „Kind der Wunder". Aber auch dies Wunder konnte den verlorenen Thron nicht retten, nach der Julirevolution mußte die ganze königliche Familie nach England in die Verbannung gehen. Karolinens unruhiger Geiſt ertrug es in dem unwirtlichen Strandſchloſſe Holgrood nicht lange. Im Juni 1831 reiſte ſie nach Italien. Aber nicht blos, um ſich zu zerſtreuen. Da Karl X. ein lebensmüder Greis, ſein älteſter Sohn, der Herzog von Angoulême, ebenfalls wenig entſchloſſen war, glaubte ſie als Mutter des kleinen Heinrichs V., zu deſſen Gunſten ja Großvater und Oheim auf die Krone verzichtet hatten, berufen zu ſein, das Lilienbanner von neuem in Frankreich zu erheben. Sie hielt die Regierung Louis Philipps, die damals noch mit manchen inneren Unruhen zu kämpfen hatte, für ſchwächer, als ſie in Wirklichkeit war, rechnete auch auf den Beiſtand auswärtiger Mächte. Doch das Pariſer Kabinett war auf ſeiner Hut und bewirkte durch ernſte Vorſtellungen, daß die italieniſchen Höfe der unternehmungsluſtigen Fürſtin den Aufenthalt in ihren Staaten entweder ganz verboten oder nur vorübergehend geſtatteten. Einen eifrigen Beſchützer fand ſie nur an dem Herzog Franz IV. von Modena, dem einzigen, der das Julikönigtum noch immer nicht anerkannt hatte. Gern ſtellte er der bewunderten Frau ſein Palais in Maſſa zur Verfügung; dieſe zwiſchen Spezia und Livorno unfern der Küſte gelegene Stadt ſchien ſich trefflich zum Ausgangspunkt der Verſchwörung zu eignen. Wie Napoleon von Elba übers Meer gefahren war, um ſeinen Thron wieder zu errichten, ſo wollte auch Karoline an der Südküſte Frankreichs landen. Vor ihrer Abreiſe hatte Karl X. ſie zur Regentin ernannt; erprobte Vorkämpfer des Legitimismus fanden ſich bei ihr in Maſſe ein.

In der letzten Aprilwoche des Jahres 1832 war ſie bereit. Auf einem ſardiniſchen Dampfer ſchiffte ſie ſich in verſchwiegener Nacht an der Küſte von Maſſa ein, und ebenſo heimlich erfolgte ein paar Tage ſpäter — und nicht ohne Gefahr, da die See ſehr ſtürmiſch war — auf vorausbeſtellter Barke ihre Landung in der Nähe von Marſeille. Ueber rauhe Klippen, auf Schmugglerpfaden erreichte die mutige Frau mit ihren wenigen Begleitern endlich eine Hütte, wo ſie den Reſt der Nacht und den nächſten Tag zubrachte. Doch Marſeille holte ſie nicht im Triumph als Siegerin und Regentin heim, die aufrühreriſche Bewegung wurde noch im Keime erſtickt. Man riet ihr, Frankreich raſch

wieder zu verlaſſen; nach einigem Zögern aber gab ſie die Loſung: Auf nach der Vendée. Dort war noch die alte Königstreue zu Hauſe, nicht zum zweiten Male ſollten die wackeren Leute, die einſt Karl X., damals noch Graf von Artois, im Stiche gelaſſen und der Rache der Jakobiner preisgegeben hatte, betrogen werden. „Dieſe Frau", ſagte einer ihrer Bewunderer, „hat Kopf und Herz von zwanzig Königen." Aber mit dieſem natürlichen Mut war Leichtſinn und Mangel an Ueberlegung, eine faſt ſpieleriſche Freude an der Gefahr verbunden. Wie beluſtigte es ſie, die Behörden, die inzwiſchen längſt von ihrer Anweſenheit erfahren hatten, hinters Licht zu führen und unter mannigfachen Abenteuern quer durch den Süden und Südweſten Frankreichs an ihr Ziel zu gelangen. Doch auch hier wieder eine große Enttäuſchung. Alles war ſchlecht vorbereitet, die Führer ſelbſt haderten miteinander. Trotz aller Warnungen blieb der „kleine Pieron" — ſo nannte ſie ſich, ſeit ſie die Tracht eines Bauernjungen der Vendée angenommen und ihr blondes Haar unter einer ſchwarzen Perrücke verborgen hatte — hartnäckig bei ſeinem Plane. Es gab hier und da blutige, doch erfolgloſe Kämpfe, und dann begann wieder die Flucht durch Wälder und Sümpfe, von einem Verſteck zum anderen, unter Gefahren und Entbehrungen, die ihr aber niemals die gute Laune verdarben. Als Bäuerin verkleidet, einen Korb mit Buttern und Eiern am Arm, kam ſie ſchließlich mit dem treuen Fräulein von Verſabiec zu Fuß in Nantes und fand bei zwei eifrigen Royaliſtinnen Unterkunft. Entmutigt war ſie noch nicht, ſie unterhielt andauernd geheime Verbindungen mit ihren Anhängern und verhandelte vor allem auch mit dem Ausland, deſſen Eingreifen eine neue innere Bewegung unterſtützen ſollte. Doch Europa hatte andere Sorgen und Frankreich blieb ruhig. Vier Monate wartete ſie in Nantes auf eine Aenderung der Dinge. Bis es zu ſpät war, bis ſich endlich ein Verräter fand. Ihrem „franzöſiſchen Herzen" bereitete es eine Genugtuung, daß der „Elende" wenigſtens kein Franzoſe war. Es war Simon Deutz, der Sohn eines aus Köln ſtammenden Rabbiners, der in Rom zum Chriſtentum übergetreten und von der Herzogin mit diplomatiſchen Aufträgen nach Liſſabon und Madrid geſchickt worden war. Schon ſeit langem ſtand er in Vorhandlungen mit dem Pariſer Miniſterium, und als Karoline ihn unvorſichtigerweiſe in ihrem Verſteck in Nantes empfangen hatte, zeigte er der Polizei den Weg. Es gelang der Herzogin noch rechtzeitig mit dreien ihrer Getreueſten in einen kleinen verborgenen Raum zu flüchten, deſſen Eingang durch eine Kaminplatte verdeckt war. In fürchterlicher Enge harrten ſie hier ſechzehn Stunden aus. Als die in dem anſtoßenden Zimmer Wache haltenden Gendarmen den Ofen heizten, fingen ihre Kleider an mehreren Stellen Feuer. Man löſchte es mit den allernatürlichſten Mitteln: „jede Zeremonie war verbannt, à la guerre comme à la guerre", erzählte Karoline ſpäter mit der ihr eigentümlichen Unbefangenheit. Zuletzt wurden Hitze und Qualm aber doch ſo unerträglich, daß die völlig Erſchöpften ſich ergeben mußten.

Was aber ſollte mit der Gefangenen, die man von der Loiremündung zu Schiff nach der Feſtung Blaye gebracht hatte, geſchehen? Das Einfachſte wäre geweſen, ſie ohne weiteres über die Grenze abzuſchieben, wie es vier Jahre darauf nach dem Straßburger Putſch mit dem Bonapartiſtiſchen Prätendenten geſchah. Zu einem ſolchen Eingriff in die richterliche Gewalt fühlte ſich die Regierung Louis Philipps damals noch nicht ſtark genug. Die Oppoſition forderte dringend, daß die Anſtifterin des Bürgerkrieges vor die ordentlichen Gerichte geſtellt würde. Davor aber ſchraken die Miniſter zurück. Eine Freiſprechung,

die nicht unmöglich war, mußte ihrem Anſehen ſchaden, und der Prozeß ſelbſt konnte nicht bloß die Leidenſchaften im Innern des Landes von neuem reizen, ſondern auch, da die in Nantes gefundenen Papiere Karolinens Beziehungen zu einigen fremden Höfen klar erwieſen, auch zu peinlichen außenpolitiſchen Verwicklungen führen. Da ſchien es, als ob die Herzogin ſelbſt das ihr ſo verhaßte Julikönigtum aus aller Verlegenheit befreien ſollte. Drei Monate nach ihrer Verhaftung, im Januar 1833, verbreitete ſich immer beſtimmter das Gerücht, daß ſie guter Hoffnung ſei. Die Miniſter atmeten auf. Die Vorkämpferin von Thron und Altar, die zärtliche Mutter, die um der Krone ihres Sohnes willen, aller weiblichen Schwäche getrotzt, ja ihr Leben aufs Spiel geſetzt hatte, als Heldin eines leichtſinnigen Abenteuers — welch ein vernichtender Schlag für die Sache der Legitimiſten. Die wollten natürlich nicht daran glauben und ſprachen von niederträchtiger Verleumdung. In der Preſſe erhob ſich ein wilder Federkampf, einige heißblütige Journaliſten gingen ſogar mit dem Degen aufeinander los. Daher kam für die Regierung alles darauf an, um widerlegliche Beweiſe herbeizuſchaffen. Man ſchickte Aerzte nach Blaye, doch Karoline widerſetzte ſich jeder genaueren Unterſuchung. Erſt nach einem weiteren Monat, am 22. Februar, gab ſie dem Feſtungskommandanten, dem General Bugeard, die ſchriftliche Erklärung ab, daß ſie es ſich ſelbſt wie ihren Kindern ſchuldig zu ſein glaube, einzugeſtehen, daß ſie ſich während ihres Aufenthaltes in Italien heimlich verheiratet habe. Dieſe Erklärung wurde ſofort im Moniteur abgedruckt. Da aber ein Teil der Legitimiſten ſich noch immer nicht belehren ließ und immer neue Anklagen und Verdächtigungen vorbrachte, verlangten die Miniſter von der Herzogin geradezu eine amtliche Beſtätigung ihrer Schwangerſchaft und boten ihr um dieſen Preis ſofort die Freiheit an. Denn wenn man ſie ohne eine ſolche Bedingung aus der Haft entließ, konnte ſie nach heimlicher Entbindung leicht nachher alles wieder ableugnen, als makelloſe Heldin wieder an die Spitze ihrer Partei treten und Frankreich in neue Kämpfe ſtürzen. Aber auch Karoline traute den Miniſtern nicht, fürchtete, daß eine zweite öffentliche Demütigung ihr doch nicht die erſehnte Freiheit bringen würde. So blieb ſie in Blaye. In der Nacht vom 9./10. Mai kam das Kind, ein kleines Mädchen, zur Welt. Etwas frühzeitig; Kanonen hatten auf der Feſtung gelöſt werden müſſen, um die notwendigen Zeugen aus der Stadt herbeizuholen. Denn die Ehre der ſo vielfach angegriffenen Regierung, der Wunſch, die böswilligen oder ungläubigen Legitimiſten zu überführen, erforderte die größten Vorſichtsmaßregeln. Nach der Geburt des Kindes forderten die Zeugen auch den Namen des Vaters, den die Herzogin bisher verſchwiegen, nur zwei Tage vorher in einem Briefe dem treuen Chateaubriand mitgeteilt hatte. Es war der Graf Hector Lucheſi-Palli, ein Jugendbekannter, wenn auch keine Jugendliebe; denn er war, als Karoline die Heimat verließ, noch ein Junge von zehn Jahren geweſen. —

Es gab damals Leute genug, die an dieſe geheime Heirat nicht glauben wollten; auch ihr Schwiegervater beruhigte ſich erſt, als er das Trauzeugnis erhielt. Es iſt ausgeſtellt in Rom am 14. Dezember 1821. Daß ſie das Geheimnis ihrer zweiten Ehe bis zum letzten Augenblick wahrte und ſelbſt ihre vertrauteſten Freunde nicht einweihte, läßt ſich verſtehen. Die Legitimiſten hätten der Regentin und Mutter Heinrichs V. ein ſolches Herabſteigen von ihrer fürſtlichen Höhe und gerade in dem Augenblick, wo ſie ſich zu dem heiligen Kampfe für die bourboniſchen Lilien rüſtete, gewiß übel vermerkt. Wenn das Werk gelungen war und ihr Sohn, für großjährig erklärt, den Thron beſtiegen hatte, konnte ſie ſich ohne Bedenken ihres Glückes freuen. Das Kind war ein unerwünſchter

Zwiſchenfall. Die Vaterſchaft des Grafen Hektor wurde damals und wird noch heute ſtark bezweifelt. Aus einem neuerdings gefundenen Briefe geht mit einiger Sicherheit hervor, daß er ſie in Nantes in ihrem Zufluchtsort aufgeſucht hat. Als Geſandter des Königs von Neapel im Haag vermittelte er ihren Verkehr mit den Oraniern, auf deren Beiſtand ſie große Hoffnung geſetzt hatte. Ob er gerade in den entſcheidenden Tagen in Nantes war, läßt ſich nicht nachweiſen. Als die Herzogin nach ihrer Wiederherſtellung zu Schiff von Blaye nach Palermo gebracht, von ihrem Gatten bei der Landung begrüßt wurde, fiel auf, daß dieſer ſich um das Kind, das er doch noch niemals geſehen hatte, gar nicht bekümmerte. Die Kleine hatte übrigens, wie die Herzogin von Dino etwas boshaft in ihren Memoiren bemerkt, „Verſtand genug", frühzeitig wieder aus dem Leben zu ſcheiden. Den anderen vier Kindern, die ihm Karoline ſpäter ſchenkte, iſt der Graf jedenfalls ein zärtlicher Vater geworden.

Karoline glaubte, wie ihr Brief an Chateaubriand beweiſt, zunächſt noch keineswegs, daß ihre politiſche Rolle zu Ende ſei. Aber Karl X. und mit ihm der größte Teil der Legitimiſten konnten das Geſchehene nicht vergeſſen, gefliſſentlich wurde ſie von ihren Kindern ferngehalten, nur in Verben durfte ſie ſie flüchtig ſehen. Der altersmüde König hatte das abenteuerliche Treiben der Schwiegertochter niemals von ganzem Herzen gebilligt, mußte jetzt auch auf Oeſterreich, wohin er von Schottland übergeſiedelt war, Rückſicht nehmen. Der Wiener Hof wollte ſeine Ruhe nicht durch Umtriebe der franzöſiſchen Legitimiſten geſtört wiſſen und geſtattete auch der Herzogin den Aufenthalt in dem öſterreichiſchen Gebiet nur unter der Bedingung, daß ſie jede politiſche Tätigkeit einſtelle. So fügte ſich Karoline in das Unvermeidliche. Aus der Heldin der Vendée wurde eine ſehr glückliche Frau und Mutter; zumal, da ſich nach dem Tode Karls X. auch das Verhältnis zu ihren Kindern erſter Ehe ſehr herzlich geſtaltete. Mit ihrem „Paſcha", wie ſie ihren Gatten in vertrauten Briefen nannte, lebte ſie in beſtem Einvernehmen. Vielleicht beſaß er die Fähigkeit, dieſen gutgearteten, aber etwas unbändigen Geiſt in richtiger Weiſe zu lenken. „Man merkt die Eiſenhand unter dem Samthandſchuh", ſagt die Herzogin von Dino, die das Paar bei einem Beſuch in Venedig beobachtete. Von der damals 55jährigen Karoline gibt ſie gerade keine ſehr anmutende Schilderung: „eine gute Frau im Grunde, aber ſehr unbeſonnen in ihrer Sprache und grotesk im Ausſehen".

Karoline ſtarb, ſechs Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, am 16. Juni 1870, in Bruenſee in Steiermark. So erlebte ſie nicht mehr, daß ihr Sohn, der Graf von Chambord, dem ſie einſt durch ihren kecken Handſtreich eine Krone hatte verſchaffen wollen, die ihm angebotene Krone verſchmähte, weil er auf das Wahrzeichen des franzöſiſchen Gottesgnadenkönigtums, das Lilienbanner, nicht verzichten mochte.

Die Erlöſung der „Perle“.

Von Fritz Kern.

Daß zwiſchen Fleiſch und Geiſt, zwiſchen dem natürlichen und dem vergeiſtigten Teil der Menſchenſeele ein Gegenſatz beſtehe, der auch als Kampf zwiſchen Sünde und Gnade, zwiſchen Tod und Leben erſcheint — dieſer Gedanke iſt durch Paulus an ſichtbare Stelle des chriſtlichen Ideenkreiſes geſtellt, es hat ſich gerade an ihm die eigene religiöſe Kraft der großen Beweger abendländiſcher Frömmigkeit, wie Auguſtin oder Luther, entzündet. Die Herkunft dieſer großen Idee, die Paulus mit der Geſtalt eines perſönlichen Erlöſers verknüpft, iſt lange Zeit im Griechentum, insbeſondere im Platonismus geſucht worden, doch ohne befriedigendes Ergebnis. In unſeren Tagen wird nun bis zur Gewißheit deutlich, daß es die altperſiſchee Frömmigkeit und Spekulation, insbeſondere die im Lande Zarathuſtras nach ihm blühende volkstümlich-aſketiſche Myſtik geweſen iſt, welche allein dieſen großartigſten dualiſtiſchen Glaubensgedanken dem Abendland geſchenkt hat. Mehr und mehr wächſt die Spekulation der ariſchen Iranier als tiefſtes und reinſtes Religionsſyſtem des Altertums vor den Augen der Religionsforſcher wieder empor. So wie dieſe — ſeltſam mit moderner Natur- und Seelenerkenntnis ſich berührende — dualiſtiſche Ur-Erkenntnis der Perſer ſich auf babyloniſchem Boden erhalten und mit helleniſtiſchen wie mit ſemitiſchen Glaubensvorſtellungen verbunden hat, ſo weckte ſie durch Paulus' Vermittlung die chriſtliche Frömigkeit in der innerlichſten Form der Erlöſung durch Seelenentwicklung und Seelenkampf.

Dieſe Zuſammenhängen werden auch dem Laien deutlich, wenn aus den neuentdeckten Urkunden einer nachchriſtlichen perſiſchen Sekte, der Manichäer, das alte iraniſche Gedankengut herausgeholt wird, wie es ſoeben der erſte lebende deutſche Religionsforſcher R. Reitzenſtein in einem zwar für den Nichtgelehrten ſchwer lesbaren, doch an lebendiger Kulturbedeutung unſchätzbaren Werk getan hat *). An dieſem Ort, wo eine Darlegung der gelehrten Gedankengänge des Forſchers unmöglich iſt, darf und muß um ſo mehr eine Ahnung von ihrem Ertrag gegeben werden.

Nur als Bruchſtück erhalten, aber auch als ſolches ergreifend, iſt das altperſiſche Zwiegeſpräch des Erlöſers Zarathuſtra mit einem in den Banden der Materie liegenden Geiſt, der nach ſeiner Befreiung ſelbſt zum Erlöſer anderer Seelen geworden iſt.

Zarathuſtra: „Schüttle ab die Trunkenheit, in die du entſchlummert biſt,
Wach auf und ſiehe auf mich!
Heil über dich aus der Welt der Freude,
Aus der ich deinetwegen geſandt bin.“

Nun antwortet der urſprünglich aus dem Lichtreich entſtammte, aber aus der Heimat in das Dunkel der Materie Geſunkene; er antwortet „dem, der ohne Leid iſt“:

---

*) Das iraniſche Erlöſungsmyſterium. Religionsgeſchichtliche Unterſuchungen. Bonn, Marcus u. Weber 1921. M. 45.—.

Der Geiſt: „Ich bin ich, der Sohn der Zarten **),
Vermiſcht bin ich und Wehklagen ſeh ich,
Führe mich hinaus aus der Umklammerung des Todes.“

Zarathuſtra (ſegnet ihn mit dem Gruß): „Der Lebendigen Kraft und Heil
Ueber dich aus deiner Heimat!
Folge mir, Sohn der Sanftmut,
Den Lichtkranz ſetz auf das Haupt!“

Unvergänglich Menſchliches iſt hier mit einer unüberbietbaren Gefühlstiefe ausgeſprochen. Wo immer eine Seele zum reinen Geiſt als ihrer Heimat ſtrebt, aber in der „Vermiſchung“ mit materiellem Streben die befreiende Rückkehr zu ſich ſelbſt nur durch die gnadenweiſe Annäherung eines ihr verwandten und doch ſtärkeren, alſo göttlichen Erlöſergeiſtes finden kann, da erlebt ſie dieſen Hymnus neu. Die Perſer aber haben den in die Materie gebannten Lichtfunken, der nach Heimkehr ins Licht ſich ſehnt, gern gleichnisweiſe als Perle bezeichnet, welche vom himmliſchen Feuer abſtammend, in die dunkle Muſchel der Sünde und des Leids verſenkt der Befreiung durch ihr weſensverwandten, aber ſchon ſelbſt befreiten Erlöſer harrt. Wo dieſes Gleichnis das innere Seelengeſchehen des einzelnen meint, wird jeder myſtiſch Empfindende ſpäterer Zeiten es billigen. Dogmatiſch oder mythologiſch färbt es ſich erſt, wo an den leiblichen Tod des Menſchen ſich Auferſtehungsvorſtellungen knüpfen oder gar der Untergang der materiellen Welt und die Dauer von Jenſeitswelten kontraſtiert werden, ſo wenn in einem iraniſchen Erlöſungsmyſterium die „Perle“ angeſprochen wird:

„Die Götter deinetwegen ſind ausgezogen und erſchienen
Und haben vernichtet den Tod und die Finſternis getötet.“

Immer ſind Erlöſer und erlöſende Seele im Tiefſten weſenseins, und die letztere darf von ſich ſagen:

„Ich gehe meinem Abbild entgegen
Und mein Abbild geht mir entgegen;
Es koſt und umarmt mich, als kehrte ich aus der
Gefangenſchaft zurück.“

Der Raum verbietet, das wunderbare von Reitzenſtein mitgeteilte lange Erlöſungsgedicht ganz wiederzugeben, das mit den Verſen ſchließt:

„Als das Leben den Ruf der Seele hörte,
ſandte es ihr einen Geleiter entgegen.
Er faßte ſie bei der Fläche der Rechten,
er führte ſie hin, und man ſtützte ſie auf das Abbild des Lebens,
An der Stätte, an der die Glanzweſen, die Lichtweſen
ſie unter den Leuchten aufſtellten.
Einen Aetherkranz errichteten ſie ihr auf dem Haupte
und führten ſie in Pracht aus der Welt.
Das Leben ſtützte das Leben,
das Leben fand das Seinige;
Das Seinige fand das Leben,
und meine Seele fand, was ſie erhoffte.
Das Leben iſt ſiegreich.“

**) Das heißt der Lichtweſen.

Weltspiegel.

Die Konferenz von Genua. Wenn man am Tage der Eröffnung der großen Weltwirtschaftskonferenz in Genua auf die Anfänge dieses Gedankens zurückblickt, auf die ersten Begrüßungen und Ablehnungen, die diesen Vorschlägen zuteil wurden, dann muß man sagen: die Sache hat sich eigentlich recht einfach und geradlinig entwickelt. Selbstverständlich sind sehr verschiedenartige Urteile darüber laut geworden. In der Presse aller Länder schwankte das Stimmungsbarometer hin und her, und es ist auch vorgekommen, daß hin und wieder mit der Miene des besonderen Eingeweihtseins versichert wurde: die Konferenz kommt überhaupt gar nicht zu stande. Das war nicht nur leeres Gerede, sondern die Aeußerung einer in ihrer Sphäre durchaus begründeten Ueberzeugung. Aber am letzten Ende hat doch keine Macht gewagt, ernsthafte Schritte zu tun, um es wirklich dahin zu bringen, daß die große Anregung wie eine Seifenblase zerplatzte. Frankreich, das diesem Standpunkt von allen Mächten am nächsten gewesen ist, hat sich dennoch gehütet, über einen bestimmt abgemessenen Grad der Betonung seiner Sonderauffassung hinauszugehen.

Bei uns in Deutschland war die Stimmung in weiten Kreisen, die den politischen Dingen nicht allzu tief auf den Grund zu gehen pflegen, geneigt, die Genua-Konferenz für eine neue in der Reihe der Veranstaltungen zu halten, die dazu bestimmt zu sein scheinen, die Herrschaft der Entente in Europa auf Grund des Versailler Vertrages weiter auszubauen. Frankreich und die Mächte, die sich daran anlehnten, waren allerdings von Anfang an bemüht, diesen Gedanken aufrechtzuerhalten. Aber schon setzte eine andere Strömung ein, die nicht mehr ganz zurückzuhalten war und unmittelbar aus dem Bedürfnis entsprang, endlich wieder normale und entwicklungsfähige wirtschaftliche Verhältnisse herzustellen. Und so tauchte der Wunsch auf, es möchten nicht nur die Gerichtsvollzieher des Friedensvertrages, sondern alle wirtschaftlich interessierten Mächte sich auf einer Konferenz darüber aussprechen, wie die von Siegern, Besiegten und Neutralen gleichmäßig als unerträglich empfundene wirtschaftliche Lage der Gesundung entgegengeführt werden könne. Es war ein Verlangen, das aus der allgemeinen Not entsprang, nicht durch die Ausführung der Friedensbestimmungen hervorgerufen wurde. Aber eben deshalb stand es in einem inneren Zusammenhange mit den natürlichen Gegenwirkungen, die der Versailler Vertrag ausgelöst hatte, und bedeutete den ersten elementaren Widerspruch Europas gegen den Geist von Versailles. Außerhalb Deutschlands vermied man es offen auszusprechen, aber jedermann fühlte und wußte, daß ohne Umkehr auf dem Wege, den die Sieger des Weltkrieges in Versailles eingeschlagen hatten, alle Länder schweren wirtschaftlichen Gefahren, wenn nicht dem Ruin entgegeneilten.

Auch Frankreich sah diesen Zusammenhang, aber es glaubte in seiner Besonderheit, im Interesse seiner Machtpolitik noch geraume Zeit an dem Ruin Deutschlands weiter arbeiten zu können. Während England im eigensten Interesse seines auf ungestörtem Handel und regelrechter Wirtschaft ruhenden Weltreichs sich zum Fürsprecher des gefährdeten Wirtschaftslebens der Völker machte, erkannte Frankreich darin die Gefährdung seiner Pläne, die es mit unerschütterlicher Zähigkeit festhalten wollte. Es

zog aber auch aus der Lage der Mächte den Schluß, daß England es nicht zu einem politiſchen Bruch kommen laſſen dürfe. Weder Englands militäriſche Macht, noch ſeine innerpolitiſchen Verhältniſſe erlaubten ihm einen ernſthaften Widerſtand gegen Frankreich. Es iſt bekannt, wie Poincaré nach den anfänglichen Verſuchen, den ganzen Konferenzgedanken zu ſabotieren, die eigentümliche Lage der engliſchen Regierung und — man darf hinzufügen — die beſonderen Eigentümlichkeiten von Lloyd George benutzt hat, um ſeine Bedingungen für die Konferenz zu erzwingen. Es iſt dadurch erreicht worden, daß nach förmlicher Zuſicherung der Ententemächte über die Reparationsfrage nicht geſprochen werden darf und daß Rußland unter dem Druck beſtimmter Bedingungen gehalten wird. Mit anderen Worten, die feierliche Verpflichtung, den Pelz zu waſchen, ohne daß Frankreich dabei etwas von Näſſe empfindet. So iſt es, man möchte ſagen, noch im letzten Augenblick vor den endgültigen Verabredungen und bei den letzten Vorbeſprechungen vereinbart worden.

Man hat daraus, namentlich bei uns, außerordentlich peſſimiſtiſche Folgerungen in Bezug auf die zu erwartenden Ergebniſſe der Konferenz gezogen, und das iſt vielleicht recht gut, weil wir nur zu leicht geneigt ſind, unmittelbare Erfolge zu erwarten, die in der harten Wirklichkeit nicht begründet ſind. Trotzdem ſcheint es, daß man die formelle Nachgiebigkeit Lloyd Georges gegenüber den franzöſiſchen Forderungen in dieſem Falle etwas mißverſtanden hat. Der engliſche Premierminiſter, der ſich im eigenen Lande beſonderen Schwierigkeiten gegenüberſah, hatte offenbar vor allem ein Ziel, — die Konferenz unter allen Umſtänden zuſammenzubringen, in der richtigen Vorausſetzung, daß die dringenden europäiſchen Wirtſchaftsfragen vor allem erſt einmal in Bewegung geſetzt werden müſſen, um für ihr Verſtändnis den richtigen Umfang zu gewinnen, worauf dann die weitere Geſtaltung der daraus folgenden neuen Fragen und Forderungen ſich mit elementarer Gewalt von ſelbſt zu ergeben pflegt. Die Frage der allgemeinen Not der ganzen Welt läßt ſich nicht mehr unter Aufpeitſchung nationaler Leidenſchaften als Folge des „böſen Willens Deutſchlands“ mit harter Siegermiene abtun.

Die Eröffnungsſitzung in Genua geſtattet noch kein Urteil über das, was unſerer dort wartet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alles, was bei dieſer Gelegenheit geredet wird, nur Friede, Verſöhnung und ſachgemäße Arbeit atmet. Auch die Rede des Herrn Barthou floß dahin wie Honigſeim von Verſicherungen des Wohlwollens gegen alle Völker. Und doch gab der Zuſammenſtoß zwiſchen Barthou und Tſchitſcherin, der ſich weiter hervorwagte, als die Franzoſen ihm zugeſtehen wollten, eine Probe von den Gegenſätzen, die hinter der freundlichen Maske zu ſuchen ſind. Bezeichnend war es, daß Lloyd George ausgleichend und vermittelnd dazwiſchen trat. Und es iſt gewiß kein Zufall, daß die engliſche Preſſe, ſoweit ſie Lloyd Georges Politik vertritt, wiederum eben jetzt andeutet, daß dennoch eine Form gefunden werden müſſe, um die Reparationsfragen in die Erörterung zu ziehen. Das bedeutet, daß der Leiter der engliſchen Regierung offenbar der Anſicht iſt, die einmal in der Beſchäftigung mit den Wirtſchaftsfragen befindliche Konferenz werde durch die von Frankreich vorgebrachten Geſichtspunkte gar nicht zu hindern ſein, ihre Aufgabe ſo anzufaſſen, wie es von der Sache ſelbſt gefordert wird. Sehr erſchwert wird die Förderung der Konferenzarbeit durch die ſonder-

bare Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika, die, obwohl ſtark beteiligt, ſich doch nicht haben entſchließen können, an der Wiederherſtellung der Welt mitzuarbeiten, weil eine eigenartige Auffaſſung zu der Lehre geführt hat, Europa müſſe ſich zunächſt ſelbſt helfen.

Vorläufig hat man in Genua die ruſſiſche Frage in den Vordergrund geſchoben, und es konnte vor kurzem beinahe ſcheinen, als wolle man nur über Rußland verhandeln. Indeſſen darf man auf die Form, die man in letzter Stunde dem Programm gegeben hat, nicht allzu viel Gewicht legen. Es wird ſich manches wohl doch noch etwas anders geſtalten. Wenn einmal die Teilnehmer der Konferenz als Gleichberechtigte zu reden begonnen haben, ſo wird die ungeheuere Kompliziertheit der politiſchen Verhältniſſe, die der Verſailler Vertrag geſchaffen hat, auch ihre Wirkung geltend machen. Man darf daher nicht voreilig über die Dinge urteilen, ſondern muß ihnen mit dem Bewußtſein ihrer ungewöhnlichen Bedeutung folgen. W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Denkwürdigkeiten.

Joſeph Caillaux, Meine Gefangenſchaft. vor der Weltgeſchichte dargelegt. Leipzig und Baſel, Rheinverlag 1921.

Robert Lanſing, Die Verſailler Friedensverhandlungen. Berlin, Reimar Hobbing 1921.

Freiherr v. Schoen, Erlebtes. Beiträge zur politiſchen Geſchichte der neueſten Zeit. Stuttgart und Berlin, Deutſche Verlagsanſtalt 1921.

Hetta Gräfin Treuberg, geb. v. Kaufmann-Aſſer. Zwiſchen Politik und Diplomatie. Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Bopp. Straßburg, Imprimerie Strasbourgeoise 1921.

Der frühere Miniſterpräſident und Finanzminiſter Joſeph Caillaux bringt ſeine bitterböſe Anklage gegen Clemenceau und die konſervativ-klerikal-monarchiſchen Nationaliſten vor. Er hat Recht zur Erbitterung, denn 25 Monate, wovon er den größten Teil in den Zellen der zum Tode Verurteilten geſeſſen hat, gegenüber der Dunkelkammer für beſtrafte Häftlinge, deren an Wahnſinn ſtreifendes Gebrüll er zu hören hatte, mußte er in Unterſuchungshaft wegen der Anklage auf hochverräteriſche Umtriebe mit Deutſchland zubringen, ehe er ſeine Freiſprechung durchſetzte. Man wollte den politiſch einflußreichen Mann, der als glühender Republikaner die Machenſchaften der zum Kriege und zur Fortſetzung des Krieges drängenden Nationaliſten kannte und aufzudecken geneigt war, den Finanzreformer, der eine erhöhte Beſteuerung der vermögenden Klaſſen geplant hatte, wodurch er ſich den Zorn der Großbourgeoiſie zugezogen hatte, ſo lange als möglich unſchädlich machen. Caillaux hatte eine Umgeſtaltung der parlamentariſchen Regierungsform ins Auge gefaßt; er wollte das Referendum einführen, „mit anderen Worten, der direkten Geſetzgebung ihr Recht geben“, und durch Erweiterung des Staatsrates durch Vertreter des Handels, der Induſtrie und der Arbeitergruppen einen techniſchen oder Wirtſchaftsſtaat neben dem politiſchen Staate organiſieren. Eine Studie hierüber und einen Aufſatz über „die Verantwortlichen“ fand man in dem Florentiner Geheimſchrank, allerdings nicht die vorgeblich von Deutſchland geſpendeten

Millionen. In dieſer Schrift geißelt Caillaux die „prahleriſche und frivole Politik, die den Nationaliſten am Herzen lag, und zu deren Entfaltung das Staatsoberhaupt (Poincaré) ermutigte, wenn er ſie nicht gar einleitete". Im zweiten Teil faßt er die unmittelbaren Kriegsurſachen zuſammen. Wenn er ſchreibt, daß „der Kriegswille Wilhelms II. zugleich voller Schwanken und Leidenſchaft war und ſich gebeugt hätte, wenn er auf eine ſtolze und würdevolle Entſchloſſenheit zum Frieden geſtoßen wäre", ſo iſt das natürlich eine Anſicht, die den Nationaliſten großen Anſtoß geben mußte. Es wäre aber ganz unrichtig, aus ſolchen Sätzen eine „Deutſchfreundlichkeit" herausleſen zu wollen. Im Jahre 1911 hat Caillaux, wie er glaubt, den Krieg mit Deutſchland verhindert. 1914 hatte er das Gefühl, daß es in Frankreichs Intereſſe lag, Zeit zu gewinnen, weil „die Zeit für uns gegen die Deutſchen arbeitete . . ., es war ein Fehler von der franzöſiſchen Regierung, wenn ſie der ruſſiſchen Mobilmachung, die Deutſchland den geſuchten Vorwand zur Aufrollung des Dramas lieferte, nicht im Einvernehmen mit England vorbeugte oder ſie wenigſtens hinausſchob." Jagow hält er für einen „gelehrigen Schüler der Alldeutſchen".

Caillaux nennt ſeine Politik die „traditionelle der republikaniſchen Partei. Eine Politik europäiſcher Ausſöhnung, deren Hauptgegenſtand die Sorge war, der ungeheuren Kataſtrophe vorzubeugen, die meinem Blicke am Horizont ſich zeigte. Eine Politik, die mir diktiert wurde durch die Sorge um die Erhaltung einer Kultur, deren Zerbrechlichkeit ich kannte." Er mißt Clemenceau einen großen Teil der Schuld zu, ebenſo Herrn de Selves, deſſen Größenwahnſinn dem des Herzogs von Gramont im Jahre 1870 ähnele. „In der Zerſtörung haben Clemenceaus Taten gegipfelt; er iſt überzeugt, daß die Welt geleitet wird durch Heroen, von denen Carlyle ſpricht. Er hat ſich ſelbſt in der erſten Reihe dieſer Halbgötter niedergelaſſen kraft der Einſchaltung eines Hochmuts ohnegleichen, der ihn verzehrt. Da das Schickſal ſeine Thronbeſteigung gebeut, das Schickſal, das ihm Genie eingeflößt hat, iſt jedes Verfahren löblich, das dieſen Zielen dienen kann . . . Er muß Menſchen und Ideen herumwirbeln, die Gedanken, die er gerade braucht, aufgreifen und ſie wieder in die Ecke werfen, wenn ſie ein Hemmklotz werden." Gefräßige Machtbegier erklärt die Unſchärfe und Unbeſtändigkeit ſeiner Perſönlichkeit; er hielt feſt an der Trennung von Kirche und Staat und an dem Bündnis mit England, wodurch er dieſem Lande zum größten Imperialismus verhalf, denn er war mit einem faſt unbegreiflichen Leichtſinn geſchlagen. „Der Endabſchnitt dieſes Daſeins kam zur Blüte in jenen zerſtörenden Phaſen, die bisweilen auf Erden wüten. Nach fortgeſetztem Verſuch, alle Kriegsenergien niederzureißen, hat er das Ziel erreicht, ſich ſelbſt an ihre Stelle zu ſchwingen, einen Schlammhaufen als Stützpunkt wählend." Wirtſchaftlichen und finanziellen Fragen gegenüber beſaß er nicht die geringſten Kenntniſſe.

Schon nach der Marneſchlacht verdächtigte man Caillaux des Einverſtändniſſes mit Deutſchland. In der Tat war er damals, wo Frankreich den großen Erfolg davongetragen hatte, ſehr geneigt, zum Frieden zu raten, ebenſo 1916 und 1917. Er findet, daß jetzt für Frankreich, abgeſehen von der Rückgabe der „geraubten" Provinzen, nur „Broſamen" abgefallen ſeien. Daß die franzöſiſcherſeits erdachten Erpreſſungen, Vernichtungspläne und Demütigungen des durch Betrug wehrlos gemachten Feindes ſo gar nichts bedeuten, iſt charakteriſtiſch für den „Deutſchfreund". In bezug auf England beklagt er das Mißverhältnis in der Machtverteilung, das die Verträge des Herrn Clemenceau geſchaffen haben, weil es der innigen Zuſammenarbeit der beiden Nationen

ſchade. Er ſelbſt wollte „die Entfaltung der europäiſchen Demokratie vorbereiten, die wir durch Ausſöhnung, durch Großmut in unſere Richtung, in den Bannkreis des lateiniſchen Geiſtes gezogen hätten“. Man hätte Europa noch enger ſolidariſieren und alle Völker zu gemeinſamer Arbeit aufrufen, die europäiſche Schuld nationaliſieren und die Geſamtbelaſtung verteilen müſſen, wobei die beſiegten Völker natürlich eine ſchwerere Laſt zu tragen haben ſollten. Den neuen Staaten darf man nicht geſtatten, die induſtriellen und kommerziellen Ströme zu durchſchneiden. Das von den Konſervativen (Nationaliſten) ausgegebene Schlagwort „Deutſchland hat alles zu zahlen“, hat die größte Verwirrung gebracht. Clemenceau und ſeine Miniſter waren gefangen „in der Politik des Fanatismus, die ihrer Art nach den Menſchen in Dummheit ſperrt“. Die Gerechtigkeit verlangt, daß man Frankreich ſeine interalliierten Schulden erlaſſe. Auch Keynes habe von Frankreich geſagt: „Bismarcks Hand ruhte leicht auf ihm im Vergleich mit der wuchtenden Hand eines ſeiner Verbündeten.“ Indeſſen beſitzt Frankreich eine ſolche Federkraft, daß es noch immer die große, ihm zugefallene Sendung erfüllen kann, Weſt- und Mitteleuropa um ſich zu ſcharen. Unter der moraliſchen Führung (!) der Lateiner werden die europäiſchen Staaten der Dienſtbarkeit, die ſie umlauert, entgehen können. Die „Geiſtigkeit“ Frankreichs und ſeine Demokratie vermag allein die Erlöſung der „armen Menſchheit, die ſich blutend dahinſchleppt“, zu bewirken.

Das Lanſingſche Buch beſchäftigt ſich vorwiegend mit Wilſon und dem Völkerbund. Wilſon erſcheint hier als ein eigenſinniger Phantaſt, der, trotzdem er ganz ohne Programm nach Paris gekommen iſt, keinerlei Rat hören will. Kein Wunder, daß dieſer Zuſtand, der alles übertrifft, was Lanſing am deutſchen Imperialismus haßt, den Staatsſekretär verdrießt, um ſo mehr, als der Präſident gelegentlich mit Nachdruck betont, daß er gegen juriſtiſche Formulierungen das größte Mißtrauen hege. Clemenceau benutzte den Fanatismus Wilſons in bezug auf ſeine Zukunftspläne geſchickt, um ihn durch die Drohung, ſonſt den Völkerbund ſcheitern zu laſſen oder die Abtretung des geſamten weſtrheiniſchen Gebiets zu fordern, für ſeine Anſichten und auch zu einem „Schutzvertrag“, der wirklich am 18. Juni 1919 unterzeichnet wurde, gefügig zu machen.

Lanſing iſt der Anſicht, oder findet es opportun, dies zu äußern, daß die Vereinigten Staaten in den Krieg getreten ſeien, „um das Fortſchreiten des autokratiſchen Imperialismus in Deutſchland aufzuhalten“. Er ſieht ein, daß die Gebietsabtretungen und Wiedergutmachungen die Deutſchen erbittern werden; es handelt ſich alſo darum, die Wehrkraft Deutſchlands ſo zu ſchwächen, daß ſie für einen Angriff gegen die Franzoſen, „die ſo furchtbar unter dem imperialiſtiſchen Geiſte, der das Deutſche Reich beherrſchte, gelitten hatten“, nicht mehr in Betracht kommt. Er glaubt, daß die Alldeutſchen im zertrümmerten Rußland Gelegenheit finden, ſich einen Weg nach dem Schwarzen Meere zu bahnen, um dort die „Macht des Reiches wieder aufzubauen und die preußiſche Idee der Weltherrſchaft zu verwirklichen“. Deutſchland darf alſo nicht im Beſitze eines dieſer Wege nach dem Oſten bleiben. Und nun folgt das Programm eines Friedensvertrages, der u. a. Helgoland und alles Land nördlich der Zone des Kieler Kanals, der unter Dänemarks Kontrolle internationaliſiert werden muß, dieſem Lande gibt, wie Danzig an Polen, da jedes Land das Recht auf Zugang zum Meere hat, während merkwürdigerweiſe das Erzherzogtum Oeſterreich als Bundesſtaat Deutſchland einverleibt werden ſoll. Er konſtruiert „die gebieteriſche Notwendigkeit, Deutſchland als Militärmacht

ohnmächtig zu machen"; daß dadurch ein Juſtizmord erſten Ranges begangen wird, kümmert dieſen Verfechter des Rechts, der Ankläger und Richter in einer Perſon iſt und wahrſcheinlich keinen einzigen Entlaſtungszeugen des von ihm ſo ungeheuerlich Angeklagten gehört hat, nicht im geringſten.

Der Amerikaner iſt ein Gegner des Selbſtbeſtimmungsrechtes, woraufhin Wilſon „künftige territoriale Umgruppierungen" vornehmen laſſen will, weil er die gefährliche Wirkung auf die Iren, Inder, Aegypter uſw. fürchtet. „Das ganze Wort Selbſtbeſtimmung iſt mit Dynamit bis zum Rande geladen . . ., welches Elend wird es über die Menſchen bringen!" Schon früher habe man von der „Zuſtimmung der Regierten" geſprochen, jedoch ohne die Theorie in die Praxis umzuſetzen. Er geißelt die Italiener, die bei Fiume nach Selbſtbeſtimmung ſchreien, in Tirol und Danzig aber nichts davon wiſſen wollen. Seine Sympathie für Frankreich läßt es ihn ganz angemeſſen finden, daß Dänen, Polen und Tſchechen über Deutſche herrſchen, aber er hält es für ein Abgehen von der ſtrengen Gerechtigkeit, daß Japan über einen Teil Chinas wirtſchaftlich herrſchen ſoll. Obgleich er vom Völkerbund im allgemeinen urteilt: „Gerechtigkeit kommt in zweiter Linie, Macht geht vor", und mit einem engliſchen Staatsmann, der vom Vertrage geſagt hat, daß er „in Intriguen gezeugt und durch Begehrlichkeit ausgebaut und Kriege eher hervorrufen als vermeiden werde", übereinſtimmt, tritt Lanſing doch für die Ratifikation, die „eine Pflicht gegen die Menſchheit iſt", ein.

Das Buch des Freiherrn von Schoen, vormaligen Staatsſekretärs und Botſchafters, gibt ſich maßvoll, vornehm, ſachlich. Von dem Kaiſer hat der Verfaſſer eine günſtige Meinung, wenngleich er deſſen Mangel an Menſchenkenntnis und Befähigung zu kühl abwägendem politiſchen Denken beklagt. Rußland hält er für den Hauptſchuldigen an der Entfeſſelung des Krieges, aber was er über die franzöſiſche Politik ſchon während der Balkanwirren ſagt, die den ruſſiſchen Botſchafter in London veranlaßt, zu ſchreiben, daß Frankreich den Krieg ohne Bedauern ſehen würde, zeigt deutlich den glühenden Wunſch Poincarés, ſobald als möglich in den Krieg zu treten. Schon im Winter 1913-14 wurde Paris mit Mehl verproviantiert, und als man der Schweiz im Juli 1914 das Angebot machte, ſie mit Mehl zu verſorgen, fügte man hinzu, Frankreich wünſche den Krieg nicht, aber der Tag der Abrechnung wegen Elſaß-Lothringens ſei nahe herangekommen. Und der franzöſiſche Botſchafter in Petersburg hat berichtet, wie der engliſche Botſchafter, von Saſſonow kommend, ihm zugeflüſtert habe: „Rußland iſt zum Kriege entſchloſſen. Wir müſſen nun Deutſchland die ganze Verantwortlichkeit und die Initiative des Angriffs zuſchieben; nur ſo wird die öffentliche Meinung in England für den Krieg zu gewinnen ſein."

Unſere Mitteilung an die Mächte, daß wir der Auseinanderſetzung Oeſterreichs mit Serbien nicht in den Weg treten wollten, findet Schoen unvorſichtig, da die Feinde darin weniger die Anregung zur Lokaliſierung beachten würden, als unſere Stellungnahme an der Seite unſeres Verbündeten. Im franzöſiſchen Gelbbuch iſt die anfängliche Zuſtimmung zu unſerem Lokaliſierungsvorſchlag einfach unterſchlagen worden. Deutſchland wurde ſofort des Beſtrebens, eine Aktion großen Stils einleiten zu wollen, angeklagt. Schoens Mitteilung, daß das öſterreichiſche Ultimatum ohne Mitwirkung Berlins zuſtande gekommen ſei, wurde als ein erpreſſeriſcher Einſchüchterungsverſuch gekennzeichnet. Eine Einwirkung auf Petersburg wurde abgelehnt. Es wurde Schoen geradezu geſagt,

daß „Deutschland den Krieg wolle". Dagegen betonte der Botschafter: „Der Vorschlag der örtlichen Einschränkung des Konflikts, die Anregung zurückhaltender Einwirkung auf Petersburg, die Berufung auf die Gemeinschaft im Friedenswunsche mit Frankreich, das seien für jedes unbefangen blickende Auge nicht Akte der Friedensstörung, sondern der Friedensbeschützung." Trotz der bestimmten Erklärung Wiens, daß der territoriale Bestand Serbiens nicht angetastet werden sollte, versicherte Iswolski in Paris, daß Rußland ein écrasement Serbiens nicht zulassen werde. Noch am Abend des 31. Juli erklärte Viviani, daß er von der russischen Mobilmachung nicht unterrichtet sei. Die französische Mobilmachung erfolgte 20 Minuten vor der deutschen. Und Herr Viviani hatte die Unverfrorenheit, zu behaupten, sie bedeute keineswegs aggressive Absichten. Die politische Naivetät des Herrn von Schoen, wie die Bethmann Hollwegs enthüllt sich ungewollt in dem Gespräch, daß der Botschafter mit dem Reichskanzler Anfang August 1914 führte und — sogar selber wiedergibt. Danach hielt Schoen noch nach der Kriegserklärung unter gewissen Umständen ein deutsch-französisches Bündnis gegen England für möglich!

In den Memoiren der Gräfin Hetta Treuberg geb. Asser, tritt uns eine vielgewandte Dame entgegen, eine Pazifistin, die sich trotz ihrer internationalen Abstammung und Denkweise deutsch zu nennen wagt. Von früh auf ist Fräulein Asser, wie es die Mitglieder solcher Geldfamilien so oft durchzusetzen pflegen, an den Fürstenhöfen ihrer jeweiligen Wohnstätten Weimar, Florenz, Rom vertraulich empfangen worden. Sie versuchte, die in München bei ihr verkehrenden deutschen Offiziere von der Schändlichkeit, einen Völkerrechtsbruch als „fade Gewohnheit" anzusehen, zu überzeugen. Ein französischer Gesandtschaftsrat sagte einmal nach einer solchen Unterredung, daß im Kriegsfall Englands Hilfe für Frankreich gesichert sei. „L'Allemagne victorieuse une seconde fois serait un danger pour le monde entier." Davon ist diese „deutsche Edeldame" selbst auch tief durchdrungen. Alles, was Deutschland diskreditieren kann, trägt sie zusammen, alles was „uns" entlasten kann, verschweigt sie. Zuletzt hatte sie in Berlin einen Salon, wo sie u. a. Fürst Bülow und Frau (!) empfing, aber auch Harden, den sie als größten Patrioten und Edelmenschen erkannt hat, und Kautsky, Bernstein, Haase, den „gütigen" Eisner usw., ihre eigentlichen Helden. Das Buch ist in erster Linie für die Franzosen geschrieben. Jetzt weilt sie im Elsaß, wo sie die Einwohner zu französieren sucht. Die „Vorurteilslosigkeit" der Verfasserin kennt eben keine Grenzen, wir weisen sie als „Deutsche" entschieden und mit Verachtung zurück. Aus ihrem selbstgefälligen Enthüllungsbuch gewinnen wir hauptsächlich die von der Verfasserin unbeabsichtigten Einblicke in das landesverräterische Treiben einer gewissen Gesellschaftsschicht zu der in London und Paris nicht an Dekadenz, aber an Vaterlandslosigkeit das Gegenbeispiel fehlt.

A. v. Hartmann.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 22. April 1922

Nummer 15

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

Der Friedensvertrag von Versailles hatte den kolonialen Gedanken in Deutschland unzweifelhaft gefördert. Das Mißverhältnis zwischen unserm zerstückelten, übervölkerten, ausgesogenen Heimatlande und den geräumigen rohstoffreichen Kolonialgebieten, die empörend-hypokritische Methode des Kolonialraubs und die freiwillige Propaganda der vertriebenen Kolonialdeutschen riefen im Volke eine lebhafte Proteststimmung hervor und sorgten dafür, daß der koloniale Teil des Friedensrevisionsprogramms nicht bei Seite geschoben werden konnte.

Seit einiger Zeit nun beginnt die Anteilnahme an kolonialen Dingen sichtlich nachzulassen, und von sachkundiger Stelle ist bereits wiederholt darauf hingewiesen worden, daß deutscherseits der Verlust der Kolonien meist nur noch nebenher behandelt wird, wogegen z. B. die kolonialerfahrenen Engländer den ihnen daraus erwachsenen Gewinn als ein Aktivum ersten Ranges buchen.

Allerdings erzeugt der ständige Albdruck der „Wiedergutmachung" Sorgen, die sich unabweisbar an die erste Stelle drängen. Aber sie sind nicht die Grund-, jedenfalls nicht die alleinige Ursache der allmählichen Vernachlässigung der Kolonialfrage. Wenn man in den Kreisen, aus denen die bewußte und überlegte Führung hervorgeht oder hervorgehen sollte, sondiert, so entdeckt man auch da, wo die Notwendigkeit oder wenigstens Nützlichkeit einer Kolonialpolitik an sich äußerlich oder höflich anerkannt wird, ohne viel Mühe oft wieder jenen alten deutschen Pessimismus, unter dem die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches so lange zu leiden hatte.

Die Zeit, in der mit Angriffen auf die Kolonialverwaltung parlamentarisch Karriere gemacht wurde, dauerte etwa bis 1906. Dann wurden die Vorzeichen einer glänzenden Entwicklung so unverkennbar, daß die grundsätzliche Opposition verschwand. Man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß der Kolonialpessimismus an den Wirkungen unserer Erfolge eines natürlichen Todes verblichen sei. Doch er scheint jetzt zu neuem Leben zu erwachen, um unsern mangelnden Beruf zur Kolonialpolitik für die Zukunft

festzulegen. Das derzeitige politische Klima Deutschlands ist ihm entschieden bekömmlich, und jene verheißungsvolle Periode, die durch den Ausbruch des Weltkrieges jäh beendet wurde, war zu kurz, um dauernd im Gedächtnis der Menge zu haften. Anderseits ist aber auch mit dem früher beliebten Argument, die deutschen Kolonien seien nichts wert, heute selbstverständlich nichts mehr anzufangen — warum hätte die Entente sie uns sonst genommen? — So tritt denn ein unbestimmter müder Fatalismus zu Tage, der fehlende Gründe mit der Miene überlegener Gesamtauffassung zu decken sucht und sich der stets verzichtsbereiten Urteilslosigkeit als bequem empfiehlt.

Hiergegen muß bei Zeiten Stellung genommen werden. Wir haben gerade genug davon gehabt und haben verspürt, wie behende unsere Feinde davon gegen uns Gebrauch machten.

Von vornherein ist zu betonen, daß keineswegs allein die Kolonialpolitik die Leidtragende ist, sondern es handelt sich um Alles, was unter den großen Oberbegriff der äußeren Kolonisation fällt, einschließlich also der sonstigen Auswanderung und unserer gesamten Außenbetätigung überhaupt. Der Kolonialpessimismus ist nichts anderes als die letzte Frucht einer allgemeinen, sehr verbreiteten Gefühlsrichung, einer Stimmung, die bald an der Oberfläche auftaucht, bald als latenter Unterton die Gemüter beherrscht, — der Minderwertung des Ausgewanderten. Sie trifft jeden, der sein Heil außerhalb der Grenzen des Vaterlandes sucht, den Kolonialdeutschen aber anscheinend gerade deshalb besonders, weil er, solange es deutsche Kolonien gab, viel mehr im Rampenlicht stand als seine in fremden Ländern arbeitenden Landsleute. Der Umstand, daß diese Nebenerscheinung unserer kolonialen Bestrebungen in dem ansprechenden Gewande eines unserer Erbübel auftrat, hat zu ihrer Popularität viel beigetragen. Ich habe sie von Beginn meiner Laufbahn an verfolgt, damals als man noch mit halb mißtrauischen, halb bedauernden Blicken gemessen wurde, wenn man gestand, daß man in die Kolonien gehen wolle. Zwei Jahrzehnten eigener Erfahrung im Auslande und einer Prüfung der Ergebnisse im Lichte kolonialgeschichtlicher Studien verdanke ich die beruhigende Gewißheit, daß es ungefähr überall und immer so gewesen ist und daß die Achtung vor dem Auswanderer steigt, wenn man sich daheim Nutzen von ihm verspricht und er eine bessere Behandlung durchzusetzen weiß.

Wir haben es also mit einem alten Ladenhüter aus den Beständen des menschlichen Denkens zu tun. Es hat einen gewissen Reiz, seinen Spuren in der Weltgeschichte und der Weltliteratur nachzugehen.

In der klassischen Zeit der griechischen Kultur galt namentlich das Kolonialland Sizilien als der „Wilde Westen" der hellenischen Welt. Uns sind darüber Zeugnisse erhalten, die eine verblüffende Aehnlichkeit der Verhältnisse erkennen lassen. Aus der römischen Geschichte ist der Hochmut überliefert, mit dem der civis romanus der urbs auf den nach den Kolonialprovinzen verpflanzten Stammesgenossen herabsah, auch dann noch, als dieser selbst die Stirnbinde des Stadtbewohners trug. Im Zeitalter der Entdeckungen wurde mit dem gleichen Maße gemessen. Lesage, der unübertroffene Schilderer spanischen Lebens im 17. Jahrhundert, läßt seinen Asmodi von einem verschwenderischen Edelmann sagen:

„Er wird bald ſo weit herabgekommen ſein, daß er ſich um eine Stellung als Vizekönig bewerben muß",*)
und im Gil Blas wird eine ſchlechte Schauſpielerin Roſarda folgendermaßen kritiſiert:

„Man ſollte ſie unter die Truppe ſtecken, die gegenwärtig auf Befehl des Vizekönigs von Neuſpanien ausgehoben wird und die unverzüglich nach Amerika eingeſchifft werden ſoll". **)

Damals drang das ſpaniſche Wort rastracuero, das urſprünglich einen in Amerika vielleicht ſchnell, immerhin aber auf honnette Weiſe reichgewordenen Lederhändler bedeutet, in die franzöſiſche Sprache ein und wurde in der Form rastaquouère die gehäſſige Bezeichnung für einen ausländiſchen Hochſtapler.

Geriet ſchon in Verruf, wer nur nach Neuſpanien auswanderte, ſo war der dort Geborene, der (weiße) Creole, noch ſchlimmer dran. Er hatte, trotz ſeiner unanfechtbaren Hautfarbe, zu der Nichtachtung von Hauſe noch die des eingewanderten Kaſtilianers zu ertragen. An ihm hielt ſich der letztere, der gachupino, gewiſſermaßen ſchadlos, obwohl doch deſſen Kinder wiederum demſelben Schickſal verfielen. Die Deklaſſierung des Creolen war nicht nur geſellſchaftliche Sitte, ſondern verwaltungsrechtlicher Grundſatz und wurde ſchließlich ein Hauptmotiv des Abfalls der Kolonien.

Unſern Altvordern war ſolche Anſchauungsweiſe nicht fremd, ſo wenig teil ſie im übrigen an der Kolonialbewegung jener Periode hatten. Der deutſche Sprachſchatz liefert uns dafür einen Beleg in der aus dem ſpäten Mittelalter ſtammenden ſprichwörtlichen Redensart: jemand dahin wünſchen, wo der Pfeffer wächſt. Der Pfeffer war dazumal das wichtigſte Handelsprodukt. Seine Geſchichte iſt die Geſchichte des Handels. Die Blüte der mittelalterlichen Handelsſtädte beruhte auf ihm. Wen man aber los ſein will, den wünſcht man noch heute, wenn man nich gerade deutlicher ſein will, ins Pfefferland. Die kolonialpſychologiſche Bedeutung dieſes Spruchzaubers iſt uns nur nicht mehr recht bewußt.

In gleichem Sinne ſagen die Franzoſen envoyer au Mississipi, ein Wort, daß offenſichtlich entſtanden iſt, als Louiſiana noch franzöſiſche Kolonie war. Mit einer Anwendung dieſes ſiedelungspolitiſchen Grundſatzes endet der bekannte Roman des Abbé Prévoſt, Manon Lescaut: Zum Zwecke der Koloniſation entleerte man Zuchthäuſer und Bordelle.

Aehnlich muß Voltaire gedacht haben, da er Kanada, als es den Franzoſen verloren ging, wegwerfend „einige Morgen ſchneebedeckter Erde" nannte.

In der Deportation erreicht die charakteriſtiſche Mißachtung des Auswanderers den Höhepunkt. Der Gedanke, unnütze, unbequeme oder gefährliche Elemente auf einfache Weiſe loszuwerden, iſt in uns ſo unausrottbar mit dem Begriff der Koloniſation verbunden, daß noch kürzlich in einer deutſchen Tageszeitung empfohlen wurde, für die innere Koloniſation, die doch mit der äußeren wenig mehr als den Namen gemein hat, Strafgefangene anzuſetzen.***)

*) Der hinkende Teufel, Kap. 3.
**) Buch III, Kap. 10.
***) „Berl. Tageblatt" Nr. 175 vom 5. 4. 1921 (Hans Hyan).

Nachdem einmal die portugieſiſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kolonien mit Verbechern beglückt worden waren, war es nur natürlich, daß offenſichtliche Gebrechen, die dieſem Teil der Bevölkerung zuzuſchreiben waren, dem Koloniſten als ſolchem auf das ohnehin belaſtete Konto geſetzt wurden. Es läßt tief blicken, daß die Stadt Deſterro (portug. = Verbannung), jetzt die Hauptſtadt des braſilianiſchen Staates Santa Catarina, ihre Umtaufung in Florianopolis bewerkſtelligte und daß die Kolonie Vandiemensland 1856 von der Regierung in London den Namen Tasmania erbat und erhielt, weil jener erſte Name von Spöttern allzu oft in Vandemoniansland verhohnübelt wurde.

Allerdings war Vandiemensland eine der berüchtigſten Strafkolonien geweſen, aber eine Art von Oſtracismus lag auf allen engliſchen Kolonien und ihren Bewohnern, und das Wort „colonial" — in Indien heißt es deutlicher country-bred — hatte in England nie einen guten Klang. Das Urteil oder Vorurteil war weniger ſchroff, doch in der Sache nicht anders als bei den romaniſchen Völkern.

Die Wichtigkeit, die die angelſächſiſche Koloniſation für die Welt gewonnen hat, legt es nahe, das ſozuſagen häusliche Verhältnis innerhalb dieſer Völkerfamilie etwas genauer in Augenſchein zu nehmen.

Sir Charles Dilke, der als einer der früheſten Vertreter der allbritiſchen Idee gewiß nicht darauf ausging, den Amerikanern Unannehmlichkeiten zu ſagen, kann ſich in ſeinem berühmten Buche „Greater Britain" nicht entbrechen, auf Grund eigener Wahrnehmungen zu beſtätigen, daß die amerikaniſchen Frauen unwomanly (unweiblich), die amerikaniſchen Kinder forward, ill-mannered and immoral (vorlaut, unmanierlich und ſittenlos) ſeien.*)

Ein junger engliſcher Diplomat aus beſter Familie ſchreibt kurz und bündig:

„The Americans go down steadily in manners, morals, decent feelings and political skill, and will soon be Huns (!) like the Bulgars without their manly qualities."**)

(Mit den Amerikaner geht es in bezug auf Manieren, Sitten, Anſtandsgefühl und politiſche Gewandtheit ſtändig bergab, ſie werden bald Hunnen ſein wie die Bulgaren, ohne deren männliche Eigenſchaften.)

Als in der erſten Hälfte des Weltkrieges das engliſche Liebeswerben um Amerikas Beiſtand hyſteriſche Formen annahm, brachte die „Times" eines Tages einen fingierten Dialog zwiſchen dem engliſchen und dem amerikaniſchen man in the street (Mann aus dem Volke), propagandiſtiſch ſehr geſchickt abgefaßt, wie es ſich bei der „Times" von ſelbſt verſteht. Das Geſpräch endete natürlich mit der Feſtſtellung, daß Blut dicker als Waſſer ſei, wenn es gegen Autokratie und Tyrannei gelte. Aber die engliſche Durchſchnittsmeinung über Amerika iſt doch in Amerika ſelber ſo gut be-

*) a. a. O. 8. Auflage, S. 175.

**) Chas. Lister, Letters and Recollections, with a memoir by his father Lord Ribblesdale, S. 53. Der Brief, der obige Stelle enthält, iſt vom 2. 9. 1913, wurde alſo unter dem Eindruck der bulgariſchen „atrocities" des Balkankriegs geſchrieben. Wenn nur ein Jahr, ehe wir Gegenſtand der engliſchen Schmähungen wurden, ſelbſt die Amerikaner in engliſchen Augen Hunnen waren, dürfen wir uns tröſten.

kannt, daß der Verfaſſer dem Amerikaner folgende Worte in den Mund legen mußte:

„Well, I don't believe in all this talk about English affection for Americans. I know you just despise us. We are a mongrel race — vulgar — worshipping the almighty dollar and all the rest of it. And now .... you need us .... I know what Americans have suffered in London in the past ten years."

(Ich glaube alle dieſe Redereien von engliſcher Liebe für die Amerikaner einfach nicht. Ich weiß, ihr verachtet uns geradezu. Wir ſind eine Miſchraſſe, vulgär, Anbeter des allmächtigen Dollars und dergleichen mehr. Und jetzt .... habt ihr uns nötig ... Ich weiß, was Amerikaner in den letzten zehn Jahren in London auszuſtehen hatten.)

Und noch zu derſelben Zeit wurde in London eine ſatiriſche Komödie „Our Betters" von Somerſet Maugham aufgeführt, in der die amerikaniſchen Anglomanen „mit giftiger Brutalität", wie ein amerikaniſcher Kritiker ſagte, verhöhnt wurden. Alſo nicht einmal Verehrung entwaffnet den engliſchen Verächter!

Der Ausdruck mongrel race iſt überhaupt ein ſehr beliebtes engliſches Beiwort für das amerikaniſche Volk. Während vieles von dem, was dem Amerikaner nachgeſagt wird, ohne weiteres auch dem engliſchen Koloniſten anhängt, — mit dem Vorwurf unreiner Raſſe bleibt letzterer verſchont, trotzdem auch manche engliſchen Kolonien nicht unerhebliche Beſtandteile fremder Völker aufgenommen haben.

Man würde fehlgehen, wenn man annähme, dieſe engliſchen Offenherzigkeiten gegen die Amerikaner hätten ihre Quelle darin, daß die Engländer ihnen die Declaration of Independence immer noch nicht verzeihen könnten. Die alte Wunde ſchmerzt wohl gelegentlich noch, zumal wenn ſich der Neid dazu geſellt. Aber die Gepflogenheit engliſcher Kriegsſchiffe, wenn ſie mit Amerikanern zuſammen in demſelben fremden Hafen lagen und der 4. Juli nahte, vorher abzuſegeln, damit ſie den Flaggenſalut nicht zu feuern brauchten, wurde vor etwa ungefähr zwanzig Jahren abgeſchafft und wird — vielleicht — nie wiederkehren. Die Grundlage der gegenſeitigen Beziehungen iſt und bleibt für den Engländer das Gefühl der kulturellen Ueberlegenheit, das ihn gegenüber jedem Koloniſten beſeelt, aber im Falle des abtrünnigen Abſalom freilich weniger Hemmungen unterliegt. (Fortſetzung folgt.)

Die Wirkſamkeit der öſterreichiſchen Kredithilfe

Von einem öſterreichiſchen Abgeordneten.

Das Eintreffen der ausländiſchen Gelddarlehen wurde vielfach als ein erfreulicher Wendepunkt in der Geſchichte der wirtſchaftlichen Not Oeſterreichs gewertet; es wird ſich nun aber die Frage erheben, an welchem Ende all der betrüblichen Mißſtände zuerſt anzupacken ſein wird und wo der ſchon arg zerſchliſſene Rock mit dem entliehenen Flicken zuerſt geflickt werden ſoll.

Um die geſamte Wirtſchaftslage des Staates darzuſtellen, würde der verfügbare Raum eines Aufſatzes bei weitem nicht hinreichen; es muß genügen,

nur wenige blitzlichtartige Bemerkungen zu sammeln, woraus dann jedermann ersehen mag, ob der kranke Staat gesunden kann und ob die gewährten Vorschüsse dazu ausreichen, wirklich einen merkbaren Wendepunkt der bisherigen Not und der in alle Wirtschaftsverhältnisse hineinreichenden Mißstände herbeizuführen.

Seit dem Zusammenbruch hat sich Oesterreich durch lustiges Drauflosdrucken von neuem Geld ausgeholfen. Im Dezember 1920 betrug der Papiergeldumlauf 30,6 Milliarden Kronen, bis zum Juni 1921 war er auf 49,6 gestiegen, während er am 21 Oktober des letzten Jahres bereits nahezu das Doppelte, nämlich 90,9 Milliarden betrug und am Schlusse des verflossenen Jahres die Summe von 120 Milliarden Kronen bereits überschritten war. Die letzte Dezemberwoche 1921 hatte allein eine Geldvermehrung von 13,9 Milliarden gebracht. Dermalen beläuft sich die tägliche Erhöhung auf rund 2½ Milliarden. Bis Ende Januar 1922 war dadurch diese schöne Summe des österreichischen Geldumlaufes schon auf 240 Milliarden angestiegen und hat sich innerhalb der ersten zehn Tage des Februars auf 265 Milliarden erhöht. Dermalen ist es zwar bei der täglichen Erhöhung um 2½ Milliarden geblieben, doch müßte jegliche Maßnahme eine neuerliche Erhöhung dieser Summe mit sich bringen.

Diese Papiergeldvermehrung, der sich unser Staat mit sorglosem Eifer hingab, war die Grundursache, daß der Wert unseres Geldes immer tiefer sank und gleichzeitig zu einem unerwünschten Ausbeutungsgegenstand wurde. Dies brachte jene bekannten Blüten und Auswüchse mit sich, die sich deutlich wiederum in einigen Zahlen spiegeln. Seit der Errichtung unseres jungen Freistaates wurden in Wien mehr als 2000 neue Banken errichtet. In ähnlichem Verhältnisse sind auch in den Ländern die Banken wie die Pilze aus dem Boden geschossen, man hat überhaupt keinen Neubau oder Umbau gesehen, der nicht Bankzwecken gedient hätte. Gleichzeitig damit entwickelte sich die leichte Verdienstmöglichkeit durch unsere Geldschwankungen und. jenes berüchtigte Schiebertum, welches das Ansehen unseres heimischen Handels auf den Hund brachte. Dem leistete ein reichlicher Zuzug fremder Elemente Vorschub: So hat sich beispielsweise die Einwohnerzahl Wiens von 2 Millionen im Jahre 1914 auf 1,6 Millionen im Jahre 1920 erniedrigt, während gleichzeitig die Zahl der jüdischen Einwohner von 178 000 auf 523 000 gestiegen ist. Diese Zahlen, die für die Reichshauptstadt Wien gelten und für dieselbe bezeichnend sind, sprechen für sich genügend und machen eine weitere Erörterung überflüssig.

Unter diesen mißlichen Verhältnissen will man nun ans Sparen gehen; und wahrlich ein viel verheißender Anfang ist schon gemacht, wie er in Oesterreich eben üblich ist: es wurde eine eigene neue „Ersparungskommission" eingesetzt. Diese hat denn auch ihre Tätigkeit begonnen, aber bei dem bekannten Amtsgange, dem unaustilgbaren Zopf unseres Verwaltungsbetriebes, läßt sich leider diesem Ausschuß keine besonders glückliche und fruchtbringende Zukunft vorhersagen.

Wo sollte auch mit der Ersparung begonnen werden? Man schrieb in letzter Zeit vom Abbau der Lebensmittelzuschüsse, der auch verwirklicht wurde. Diese Maßnahme aber ging nur zum Schaden der österreichischen Unternehmertätigkeit, die nunmehr vor den ärgsten und größten Schwierigkeiten steht. Man sprach auch vom Abbau des Mieterschutzes und glaubt dadurch die Bautätigkeit zu heben, wodurch wenigstens das Baugewerbe gefördert werden soll. Doch vergaß man dabei, daß die neuen Häuser ohnedies von den Bestim-

mungen der Mieterſchutzgeſetze nahezu gar nicht betroffen werden. Man redet in letzter Zeit am meiſten vom Beamtenabbau und ſingt damit ein Lied, das uns ſchon nachgerade zum Ueberdruſſe in den Ohren tönt. Aber auch hier wird die Rechnung ſo ziemlich ohne den Wirt gemacht, da die Anhäufung der vielen Beamten in Oeſterreich in Wirklchket nichts anderes iſt als eine andere Form der Arbeitsloſenunterſtützung und weil der Staat im Augenblicke des Abbaues ſeiner Angeſtellten dafür umſomehr oder im ſelben Maße an Penſionen oder Arbeitsloſengeldern auszahlen müßte. Die Vorausſetzung der Ermöglichung eines erſprießlichen Beamtenabbaues wäre indeſſen eine grundlegende Erneuerung der Verwaltung, eine Vereinfachung der maſſenhaft gehäuften Geſetze und Verordnungen, gedeihliche Einführung hinſichtlich des Dienſtes in allen Aemtern und die Ausnützung der Arbeitskräfte, ſoweit dies möglich iſt.

Wenn in Oeſterreich von Erſparniſſen und Umwandlungen der bisherigen Wirtſchaft geſchrieben wird, ſo findet man auch oft die Forderung vertreten, daß die Staatsbetriebe aus ihrem dermaligen ſtändigen Wirtſchaftsabgange herauszuführen ſeien. Wohl haben wir dieſe Forderung längſt wie eine Binſenwahrheit als richtig erkannt, aber noch niemand hat uns bisher die Wege zu weiſen gewußt, die zu dieſem Ziele führen könnten. Indeſſen geht der Staat daran, auch weiterhin ſeine Gebühren und die Einkünfte aus Poſt und Eiſenbahn durch Erhöhung aller Preiſe dieſer ſtaatlichen Einrichtungen emporzuſchrauben und glaubt damit die Fehlbeträge im Jahresabſchluß decken zu können. Aber auch hier ſteckt leider ein Fehler in der ſcheinbar ſo vernünftigen Rechnung, da ſich alle ſtaatlichen Gebühren nur bis zu einem gewiſſen Ausmaße erhöhen laſſen. Werden beiſpielsweiſe die Poſtgebühren weiter emporgetrieben, ſo wird ſich binnen kurzem die Grenze des Leiſtungsmöglichen einſtellen, die Staatsbürger werden notgedrungen die Benützung der ſtaatlichen Betriebe auf das Allernotwendigſte einſchränken und weitere Erhöhungen bringen eher größere Abgänge als die erwünſchten Einnahmen.

Auf dieſem Wege verſucht man den Jahresvoranſchlag des Staates ins Gleichgewicht zu bringen. Im vergangenen Jahre 1921 betrug der Abgang die hübſche Summe von 120 Milliarden Man hofft nun allerdings mit Anſpannung aller Kräfte und nach Anwendung aller denkbaren Mittel auch dieſe Lücke auszumerzen. Es gehört aber fürwahr ein kindlich gläubiges, naives Gemüt dazu, zu meinen, daß ſolche Rieſenſummen, wie ſie in unſeren Büchern überall auf der Schuldenſeite ſtehen, aus eigener Kraft gedeckt werden könnten.

Bundespräſident Hainiſch hat uns erſt kürzlich wiederum die alten Schlagworte vom Arbeiten und Sparen als Heilmittel geprieſen; dabei hat er aber noch auf ein Drittes hingewieſen, nämlich auf die Eindämmung des Genuſſes geiſtiger Getränke. Es iſt gewiß eine richtige Erwägung, wenn man in der heutigen Zeit und Not die Einfuhr aller irgendwie entbehrlichen Gegenſtände verhindert, worunter ſich auch die in ziemlich großen Mengen eingeführten geiſtigen Getränke befinden. Ein günſtiger Handelsabſchluß würde es bedingen, daß nur die notwendigen Rohſtoffe ins Land geführt werden, alles Ueberflüſſige von der Einfuhr ausgeſchloſſen bliebe, während nur Fertigwaren aus dem Lande ausgeführt werden dürften. Aber auch hierin zeigt es ſich, daß es oft gar einfach iſt, einen Grundſatz auszuſprechen, ſchwer aber, ihn auch zur Durchführung zu bringen. Mit dem Ausſchluß der geiſtigen Getränke verlören wir nämlich einen unſerer einträglichſten Steuergegenſtände. Sollte wirklich ein Vergnügungs- und Alkoholverbot in Oeſterreich durchge-

führt werden, dann müßte dies gleichzeitig eine starke Beeinträchtigung des Fremdenverkehrs mit sich bringen und würde ebenso tausende von Unternehmern, die vom Ausschank leben, vernichten. Man sieht daraus, daß es wohl sehr leicht ist, neue Gedanken zu Papier zu bringen, solange man dieselben nicht auf ihre Durchführbarkeit überprüft.

Wenn man nun zu diesem in groben Strichen ausgeführten wirtschaftlichen Bilde hinzufügt, in welcher politischen Zerfahrenheit wir uns befinden, in welcher Weise sich Bestechlichkeit und Verderbtheit allenthalben breit machen, so kann man daraus ermessen, welche Schwierigkeiten den Plänen und Arbeiten entgegenstehen, die unternommen werden sollen, um diesen Staatskarren endlich aus dem Drecke herauszubringen.

Wohl ist uns nunmehr ein englischer „Kontrolleur", Mister Young beigegeben, der es zur Verwirklichung aller richtig erscheinenden Maßnahmen gewiß nicht an der nötigen Tatkraft fehlen lassen wird. Ist es schon traurig, daß wir zur Erreichung besserer Verhältnisse einen anderen für uns denken und leiten lassen sollen, so müssen wir bei der den Oesterreichern eigenen Art obendrein befürchten, daß nun alle die Hände in den Schoß legen, alle Fünfe gerade sein lassen und sich denken, es wird schon recht werden und ein anderer für uns sorgen. Wo aber mit den bisherigen Gelddarlehen zur Besserung unserer vielen Abgänge und Mißstände begonnen werden soll, das ist eine Frage, die heute noch niemand zu lösen vermag. Die Zukunft wird es erweisen, ob jene Hoffnungen, die von Leichtgläubigen in den jetzigen Wendepunkt gesetzt werden, auch die ersehnte Erfüllung bringen oder wieder nur mit der gewohnten Enttäuschung enden.

Das Weltbild der Gegenwart.

Von Richard Müller-Freienfels.

Vielleicht erscheint es als eine Paradoxie, wenn man es wagt, von einem Weltbild der Gegenwart zu reden. Ist doch unter den Zeitgenossen vielfach die Meinung verbreitet, im Gegensatz zu den meisten Epochen der Vergangenheit lebten wir inmitten eines wilden Streites von Meinungen, die wirr durcheinander tönten wie die Klänge des die Instrumente stimmenden Orchesters vor Beginn einer Oper, und die sich im besten Fall in ferner Zukunft zu einer Ordnung fügen könnten. Indessen ist es sicherlich in allen bewegteren Vergangenheitsepochen, auch in solchen, für deren Weltanschauung wir einheitliche Formeln wie „Renaissance", „Humanismus", „Romantik" usw. geprägt haben, den bewußt lebenden Zeitgenossen ebenso gegangen, und jeder Historiker weiß, daß, unbeschadet des Wertes solcher Formeln, diese doch nur in fiktiver Weise eine Hauptströmung hervorheben, neben der unzählige divergierende und gegensätzliche andere Tendenzen bestanden. In Wahrheit ist es auch heute nicht bloß ein wirres Instrumentestimmen, was wir vernehmen, sondern es geht uns nur so, wie jedem Zuhörer im Konzert, der nicht im Parkett, sondern mitten im Orchester seinen Platz hat; daß er das Ganze nicht aufnehmen kann, sondern nur die zunächst sitzenden Musiker spielen hört, so daß ihm keine rechte Einheit aufgeht. Zugegeben auch, daß heute im Vergleich mit jeder früheren

Zeit weitaus zahlreichere Stimmen ſich geltend machen und bei der Verbreitung der Preſſe und der Leichtigkeit des Buchdrucks ſich geltend machen können, es iſt doch jedem, der aufmerkſam in die Zeit hineinhört, klar, daß bei aller Verſchiedenheit der Stimmen und bei allen bloß ſtörenden Nebengeräuſchen (die in unſerer Vorſtellung von der Vergangenheit nicht mitüberliefert ſind) ſich doch eine dominierende Stimmeneinheit herausheben wird.

Das wird beſonders offenbar, wenn wir das geiſtige Leben von heute vergleichen mit dem um 1900 herum. Tut man das, ſo kann man nicht abſtreiten, daß alle Stimmen heute, ſo verſchieden ſie ſonſt ſein mögen, in weſentlich anderer Tonart ſpielen. War damals in Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie, Religion, aber auch in der ſozialen und politiſchen Kultur ein mechaniſtiſcher, unperſönlicher, poſitiviſtiſcher Geiſt vorherrſchend, ſo geht durch alle Beſtrebungen heute ein jenem entgegengeſetzter Geiſt, der antimechaniſtiſch, perſönlicher, metaphyſiſcher gefärbt iſt. Herrſchte bis um 1900 herum in der Kunſt ein Naturalismus, der in der Beobachtung der Außenwelt wie des ſeeliſchen Lebens durchaus poſitiviſtiſch, unperſönlich, metaphyſikfrei war, ſo ſind die neueren Beſtrebungen, die man unter dem Schlagwort „Expreſſionismus“ zuſammenfaßt, einerlei wie man über ihren Wert denkt, ſicherlich unpoſitiviſtiſch, bis zum Abſurden ſubjektiv, metaphyſiſch. In der Religion, die faſt ganz zur poſitiven Wiſſenſchaft geworden war, ruft man wieder nach dem perſönlichen, metaphyſiſchen Erlebnis, in der Wiſſenſchaft tritt an Stelle des Mechanismus ſtärker und ſtärker der Vitalismus, ja man darf auch in der Wiſſenſchaft wieder von metaphyſiſchen Perſpektiven reden. Die Philoſophie beſonders, die am Schluß des 19. Jahrhunderts ſich bemüht hatte, jedem freien Flug zu entſagen und keinen Zoll ſich über den feſten Erdboden zu recken, verſucht wieder himmelſtürmende Syſteme von oft höchſt luftiger Bauart zu ſchaffen. Ja ſelbſt im ſozialen Leben und in der Politik wagt man wieder von „Ideen“ zu ſprechen und nicht bloß auf ſogenannte Realitäten zu bauen. Kurz, überall regen ſich Mächte einer freieren, kühneren, perſönlicheren Weſensart. Mögen ſich alle dieſe Beſtrebungen ihres inneren Zuſammenhangs oder ihrer gemeinſamen Verwurzelung in einer neuen, gewandelten Attitude des Menſchen zur Welt nicht bewußt ſein, vielleicht iſt gerade der Umſtand, daß ſie ſich deſſen nicht bewußt ſind, daß auch keinerlei äußere „Einflüſſe“ ſie zuſammenfügen, am bezeichnendſten für eine tiefe innere Gemeinſamkeit, die in einer ſeeliſchen Wandlung wurzelt. Lieſt man z. B. ein Buch wie die wertvolle Ueberſicht, die T. K. Oeſterreich unter dem Titel „Das Weltbild der Gegenwart“ (E. S. Mittler u. Sohn, 1920) unternommen hat und die nur Tatſachen zuſammenſtellt, ohne die Abſicht hinter den Tatſachen die gemeinſame ſeeliſche Triebkraft zu enthüllen, ſo fällt auf, daß zum mindeſten in dem ſcheinbar Negativen, der Abwendung gegen den um 1900 herum herrſchenden bewußten Verzicht auf letzte große Syntheſen eine tiefe Gemeinſamkeit beſteht.

Beſonders aber, wenn man die Philoſophie der letzten Jahre verfolgt, tritt dieſe Wendung hervor. Philoſophie iſt ja an ſich die ſynthetiſchſte Form des menſchlichen Denkens, und ſie muß daher der feinſte Barometer ſein für alle Wandlungen der geiſtigen Atmoſphäre. Und ſo beſteht heute kein Zweifel mehr, daß an zahlreichen, voneinander kaum

abhängigen Stellen ſich eine neue Metaphyſik zu bilden beginnt. Mit Recht konnte das temperamentvolle Buch von P. Wuſt von einer „Auferſtehung der Metaphyſik“ reden (F. Mauer 1919). Ja, man hat ſogar ein ganz eigenes metaphyſiſches Prinzip gefunden, das in früheren Zeiten ſeltſamerweiſe kaum beachtet worden iſt: das Leben. In den beiden, ihrer Zeit vorauseilenden großen Denkern Nietzſche und Ed. v. Hartmann zwar war dieſe Tendenz vorgebildet, ſie hat jedoch neuerdings bei an ſich ſo verſchiedenen Geiſtern wie Bergſon, Dilthey, Simmel, Drieſch und zahlreichen andern mannigfachſte Ausgeſtaltung gefunden, die — ſo unterſchieden, ja feindlich ſie ſich im einzelnen zueinander ſtellen — doch in dem Grundprinzip, eben dem Glauben, daß im „Leben“ ſich der Schlüſſel zu den tieferen Problemen finden laſſe, einig ſind. Dies „Leben“, das man früher vorwiegend mechaniſtiſch zu deuten ſuchte, gibt aber den zuſammenfaſſenden Begriff, der alles das vereinigt, was wir als kennzeichnend für das Weſen der gegenwärtigen Geiſtesſtrömung fanden: gewiß iſt es nicht rational faßbar, nicht „poſitiv“ zu beſchreiben, aber gerade ſeine Irrationalität wird hier zum poſitiven Charakter. Es iſt auch nicht unperſönlich, wie die meiſten naturwiſſenſchaftlich orientierten oder an Kant anknüpfenden Syſteme, ſondern es ſetzt den Begriff der Perſönlichkeit überall als weſentlichen Faktor in die Rechnung ein. Vor allem aber wird es nicht bloß als phyſiſches, ſondern als metaphyſiſches Syſtem begriffen, als das mit dem Verſtande nie reſtlos faßbare, mit keinen mathematiſchen Formen und Geſetzen zu berahmende Weſen der Welt, das wir nur als natura naturata ſinnhaft oder begrifflich erhaſchen können, hinter deren Erſcheinungen wir jedoch als natura naturans ein ſchöpferiſches Agens annehmen müſſen von übermenſchlicher Größe, für die ſich gelegentlich wieder der Name „Gott“ einſtellt.

Und in dieſem Sinne, inſofern als wir im „Leben“ ein in allen Beſtrebungen der Gegenwart wirkſames ſchöpferiſches, perſönliches, metaphyſiſches Prinzip als tieferes Agens erkennen können, iſt es trotz aller Verſchiedenheit im einzelnen möglich, von einem einheitlichen Weltbild der Gegenwart zu reden.

Schwellenkunſt.

Von Manfred Kyber.

Immer wieder taucht im heutigen Kunſtleben der lange verloren geglaubte Einſchlag der Myſtik auf, weite Kreiſe ereifern ſich dafür oder dagegen und es dürfte vielleicht angebracht ſein, einige beruhigende Worte zu dieſer Frage beizutragen. Ich ſelbſt erkenne in der Kunſt keine „Richtungen“, ſondern nur Perſönlichkeiten an — nur Schaffende von abſoluter Eigenprägung ſind für mich von tieferem Intereſſe, alles, was auf Richtungen ſchwört oder ſich ihnen ankoppelt, iſt künſtleriſch zweite Garnitur, zu ſchwach, um auf eigenen Füßen zu ſtehen. Sachlich aber haben wir uns ganz durchaus mit dieſen Richtungen und ihren mehr oder minder begabten Vertretern auseinanderzuſetzen, ſie ſind Zeiterſcheinungen und üben oft ſtärkeren Einfluß auf das Leben der Gegenwart, als die einſamen Schaffenden, die, aller Mode fern, aus ihrer Zeit

hinausſtreben und hinausfinden und mehr einer engeren Gemeinde als der Menge verſtändlich und vertraut ſind. So läßt ſich auch die Frage der Myſtik in dem Sinne, wie ſie heute auftritt, nur am Leitſeil der Richtungen feſtlegen und klären. Wir müſſen alſo bei unſerer Betrachtung von allen ſtarken Perſönlichkeiten der Kunſt abſehen, und die Vielen zu verſtehen ſuchen, die nicht eigenem Geſetz, ſondern den Geſetzen einer Richtung gehorchen, die einer Fahne folgen, weil ſie keinem Stern folgen können, der ſie führt.

Lange Jahre hindurch hat der Naturalismus dieſe künſtleriſchen Gruppentalente beherrſcht und mit ihnen das Publikum, das, anfangs widerwillig, ſchließlich doch ſeine Geleitſchaft nicht verſagte. Der übliche Lärm, den alle Richtungen ſchlagen, tat das Seinige und wichtige ſoziale Fragen, die zur Löſung drängten und deren ſich der Naturalismus annahm, gaben dieſer Kunſtgattung Leben und Dauer. Das Verdienſt, das ſich der Naturalismus in ſeinen Fehden erwarb, ſoll keineswegs verkleinert werden, aber trotzdem war dieſe einſeitige Erdenkunſt kunſtfremd in ſich, war Analyſe, dargeſtellt mit den Mitteln angewandter Kunſt, nicht Kunſt im eigentlichen Sinne. Denn Kunſt iſt niemals nur in dem Irdiſchen allein verankert, ſie iſt und ſoll ſtets ſein ein Glockenguß aus zwei Welten gegoſſen und redend mit den Glockenſtimmen zweier Welten. Neben Wägbarem, das zeitliche Wertung haben darf und oft auch haben ſoll, muß in wirklicher Kunſt Unwägbares eingeſchmolzen ſein, das Ewigkeitswert hat und das auch in der veränderten Beleuchtung ferner Zeiten das gleiche Feuer der Jugend und Schönheit aufflammen läßt, wie zur Stunde ſeiner geiſtigen Geburt. Darum iſt ſich wahre Kunſt, die zeitlich durch Jahrtauſende getrennt iſt, näher als jene angewandte Kunſt der ausgeſprochenen Zeitprägung, die vielleicht nur Jahrzehnte auseinanderliegt. So war es unvermeidlich, daß der Naturalismus mit der allmählichen Erſchöpfung ſeiner Probleme ſich ſelbſt erſchöpfen und auslöſchen mußte.

Neue Gruppen ſuchten neue Richtungen und man beſann ſich, daß die Urheimat der Kunſt ein Tempel iſt, und dieſen Tempel zu ſuchen, machte man ſich auf. Man wählte oft recht ſonderbares Rüſtzeug für dieſe Wanderung, man erfand die ſeltſamſten Kunſtformen, um die alten zu zerſchlagen, auch hier zeigte ſich wieder deutlich, wie das Gruppendenken, wenn es neu ſchaffen will, erſt einmal zerſchlägt, und überhaſtet Formen bildet für einen Inhalt, der noch fehlt. Es waren viele Mißgeburten unter dieſen Formen, viel Groteskes und unfreiwillig Heiteres, das man füglich übergehen kann. Erſt mit dem Expreſſionismus von heute findet ſich etwas, das künſtleriſch greifbarer und einer Unterſuchung zugänglich iſt und hier liegt auch die Wertungsmöglichkeit der heutigen Myſtik verborgen. Man mag ſich zum Expreſſionismus ſtellen wie man will, das Suchen nach dem Geiſtigen, nach dem einſtigen Tempel der Kunſt wird man ihm wohl laſſen müſſen. Ich rede hier natürlich nur von den wenigen Könnern des Expreſſionismus, die ein Recht auf ernſthafte Betrachtung haben und ſehe hierbei ganz ab von der gefährlichſten Seite dieſer Richtung, durch die ungebundene Primitivität der Mittel ein wahres Heer von Dilettanten auf den Kampfplatz zu rufen, daß reichlich dafür ſorgt, daß der Expreſſionismus von ſeinen Gegnern noch geringer eingeſchätzt wird, als er es verdient. Den wenigen Könnern aber muß man laſſen, daß ſie in bewußter Abkehr vom kunſtfremden Naturalismus den Willen und teilweiſe auch den Weg ins Geiſtige hinein gefunden haben, aber nur bis an die Tore eines Tempels, den ſie ſuchen. Es mögen Bettler oder Könige unter ihnen vor dieſen Toren ſtehen, ſie haben nicht die Prieſterwürde künſtleriſcher Intuition gewonnen, dieſe Tore zu öffnen. Sie

ſchleppen noch die verhaßten ererbten Ketten analytiſcher Denkweiſe mit ſich herum, ſind nicht frei im Geiſtigen und über dem Irdiſchen, nicht wie Dante „bereitet für den Flug der Sterne“. Sie haben das Irdiſche, das rein ſinnlich Greifbare verlaſſen, aber das Geiſtige nicht erreicht, ſie können nicht, wie alle Kunſt verlangt, umwerten aus der Sternenhöhe ins Materielle hinein, ſie ſind an der Schwelle hängen geblieben, die die Bewußtſeinsformen beider Welten trennt, und rütteln nun in nervöſem Fieber, in einer völlig kunſtfremden Unruhe und Unraſt an einem Heiligtum, das ſich willig nur der großen Intuition öffnet. So ſchauen und ſchildern ſie nur die bizarren Geſtalten jenes Wachträumens, die ſich an der Berührungsfläche zweier Welten bilden, als Grenzerſcheinung, als Schattengebilde eigenen auf die ſchwankende Schwelle geſetzten Bewußtſeins, nicht jene Wirklichkeit, die von Indiens und Aegyptens Hochkultur über die chriſtlichen Myſtiker und den Gral ſich ähnlich geblieben iſt wie die ewigen Schneegipfel einer Welt geſteigerten Erkennens und Erlebens. Sie ſuchten und fanden, aber ſie fanden nur bis an eine Schwelle, die ſie nicht zu überſchreiten vermögen, und ſo ſcheint mir die Bezeichnung der Schwellenkunſt am eheſten geeignet, dieſen Kunſtrichtungen, unter denen ich gerade den Expreſſionismus als beſonders charakteriſtiſch und einer kritiſchen Betrachtung am würdigſten herausgegriffen habe, gerecht zu werden ihrem Streben und Vollbringen gemäß. Dieſer Begriff der Schwellenkunſt gibt weder den fanatiſchen Gegnern noch den fanatiſchen Anhängern unſerer Zeitkunſt völlig recht, er ſtellt ſich zwiſchen beide und iſt darum vielleicht befähigt, eine ruhige und ſachliche Wertung anzubahnen. Vielleicht weiſt er auch den Expreſſioniſten, die wirklich lebendige Künſtler und keine Nachtreter ſind, einen Weg über dieſe Schwelle hinaus. Dieſer Weg iſt dann freilich nicht mehr im Expreſſionismus zu finden, ſondern, wie zu allen Zeiten, im Vorgang der Intuition, die jeder allein für ſich auf ſeine Weiſe zu erringen hat und von der der chriſtliche Myſtiker Angelus Sileſius ſagte: „ich muß Maria ſein und Gott aus mir gebären.“ Auf dies erweiterte Erkennen vorhandener Welten und Daſeinsmöglichkeiten näher einzugehen, reicht über den Rahmen meiner Beſprechung hinaus. Im Künſtleriſchen bedeuten ſolche Erkenntnisſteigerungen Erleben und Schaffen aus abſoluter Intuition heraus, ein Geheimnis alſo, das weder gelehrt noch analyſiert werden kann. Wir haben es hier lediglich mit der Modemyſtik von heute zu tun, die als Niederſchlag der Zeitſtrömungen ſich im heutigen Kunſtleben offenbart.

So ſehr man nun gerechterweiſe den Willen und den Weg der expreſſioniſtiſchen Kunſt anerkennen muß, ſo ſind ihre myſtiſchen Erſcheinungsformen ſehr bedenklich, da ſie ja eben an der Schwelle ſtehen bleiben und unſichere Umriſſe eines fernen Landes, mit getäuſchten Augen geſehen, als eine neue Welt ausgeben. Bedenklich inſofern, als dieſe Welt weder ſchlecht noch gut, ſondern gar nicht vorhanden iſt, eine Täuſchung, die ſich als Myſtik gibt, ohne Myſtik, d. h. geſteigertes Erleben einer Wirklichkeit zu ſein. Bedenklich ferner auch, weil man heute im Wirrſinn unſerer griechenfernen Zeit den beklommenen Lebensatem liebt, keine reine Schneeluft mehr, weil man heute nicht Reinigung, nicht inneres Wachstum, ſondern Schüttelfroſt und ſpannendes Fieber ſucht. Dem allem kommen dieſe Kunſtäußerungen ausgiebig entgegen, ſie erheben und ſtärken nicht, ſie ſchütteln bloß, ſie rütteln an den Nerven und wirken ſenſationell, aufreizend, betäubend. Es mag oft nur plumpe Mache und gemeinſte Spekulation ſein, was fragwürdige Kunſtjünger veranlaßt, dem nachzugeben, aber man würde ſehr ungerecht urteilen, wollte man dieſe Einſchätzung auf zahlreiche andere ausdehnen, die nicht mehr tun, als einer Zeit gehorchen, die ſie zu beherrſchen nicht imſtande

ſind. Auch hier gibt uns die Wertung als Schwellenkunſt einen Schlüſſel zum Verſtändnis dieſer Kunſtwerke. Wenn Myſtik geſteigertes Erkennen, erhöhte Bewußtſeinsform iſt, ſo iſt ſolch eine Erhöhung und Verſchiebung des Bewußtſeins nur möglich durch eine Lockerung der Körperlichkeit, worauf ja auch in der Tat von jeher die ſogenannte Einweihung gefußt hat. Was ſich nun bei einem wirklicher Intuition fähigen Schaffenden als ein Naturvorgang vollzieht, als eine geiſtige Geburt, bleibt bei dem, der an der Schwelle hängen bleibt, auf eine Erſchütterung des Nervenſyſtems beſchränkt — eine einfache Erklärung für die niedere Sexualität, mit der jene myſtiſchen Scheinerlebniſſe verknüpft werden. Die gleiche Sexualität oder eine ähnliche finden wir bei den niederen magiſchen Experimenten gewiſſer Völkerſchaften, bei den orientaliſchen Räucherungen, beim Opiumrauchen oder bei den Kult-Handlungen ſibiriſcher Schamanen. Es iſt ein fundamentaler Irrtum, deswegen Myſtik und Sexualität zu vereinen, weil beim Berühren einer Bewußtſeinsſchwelle eine Erregung des Nervenſyſtems unvermeidlich iſt. Es iſt ohne weiteres einleuchtend, daß, wer den Flug zu den Sternen wagt, die Nacht durchfliegen muß. Ein Unterſchied aber iſt es, ob er dieſen Sternflug ſchildert wie Milton und Dante oder ob er im Anfang, an der Schwelle ſtecken bleibt und nur die Nacht malt mit all ihrem Halben, ihrem Grauen, ihrem Verſteckten, wo er in jenen Gebieten bleibt, die mehr Menſchliches und Untermenſchliches haben, als Uebermenſchliches und Göttliches.

Mögen dieſe Kunſtgattungen, der Medialität näher als der Intuition, ſolche Nachtgebiete ſchildern für jene, die ſich dadurch angezogen fühlen, nur als Myſtik dürfen ſie nicht geprägt und nicht als geiſtiges Erleben ernſt genommen werden. Tauſende aber, die von dieſen Dingen wenig genug wiſſen, ſtaunen die Scheinwelt einer reinen Nervenkunſt als Offenbarung an und folgen ihr in ein Labyrinth von Schatten, aus dem ſie oft genug den Weg nicht mehr hinausfinden. Den Faden der Ariadne zu finden, iſt hier aber eigentlich recht einfach; die Zeitmyſtik, mit der wir heute in der Regel beglückt werden, iſt weder der Vergangenheit noch der Zukunft verwandt, ſie iſt lediglich eine Gegenwartsilluſion, die, aus dem Bereich nervöſer Spannung herausgehoben, in ſich ſelbſt zuſammenfällt wie ein verflogener Opiumrauſch. Wenn man viel davon genießt und mit der vollen Gutgläubigkeit des Ahnungsloſen, kann man freilich einen abſcheulichen Katzenjammer davontragen, und für die Jugend iſt dieſe ungeiſtig kraftvolle Nervenkunſt gewiß nichts weniger als zuträglich. Umſomehr ſollte man verſuchen, ſie nicht einſeitig zu bekämpfen und dadurch einer Strohpuppe eine Märtyrerkrone zu flechten, ſondern man ſollte ſich bemühen, richtige Einſchätzung und ruhiges Erkennen dieſer ſexualiſierten Modemyſtik nahezubringen. Nun prägt man heute im Zeitalter der Caféhausmuſik gerne das Wort, daß Myſtik und Erotik verwandt ſeien. Das ſind ſie freilich, aber ſie ſind es im griechiſchen Sinne, im Geſetz der Anziehung, der Wahlverwandtſchaft der Seelen, im Geiſt des griechiſchen Eros, der auch unabhängig vom Geſchlecht, Schickſale knüpfte und löſte nach ſeeliſchen Richtlinien. Das ſeeliſch Vorhandene geſchlechtlich im gegebenen Falle bejahen, iſt myſtiſch begründet und iſt Erotik, aber es iſt nicht Sexualität. Einer der furchtbarſten Irrtümer unſerer Zeit iſt jene ſtändige Verwechſlung von Erotik und Sexualität, die beſonders auch unſere dichteriſche Produktion verſeucht hat. Man hat hier ſehr gewagte Gebiete alter Kulturen, hat das oft ungewöhnliche Liebesleben großer Männer herangezogen, aber man vergißt, daß es ſich dabei, mit wenigen Ausnahmen, um das Bejahen des Phyſiſchen aus dem Geiſtigen heraus handelt, nicht um geiſtige Spottgeburten aus dem rein phyſiſchen Triebleben heraus. Was in einem Falle vielleicht

ſtrittige, aber jedenfalls geſteigerte Potenz iſt, iſt im anderen Falle geſteigerte Impotenz, das charakteriſtiſche Merkmal unſeres heutigen ſogenannten Seelenlebens. Auch hierüber ſollte man ſich endlich wieder klar werden, auch hier iſt man auf der Schwelle zum Tempel des Eros in den Nerven hängen geblieben und nennt die Nervenſexualität dekadenter Schwächlinge mit dem ſtolzen Namen der Erotik, ein abſcheulicher Witz der Kulturgeſchichte, der freilich keine Komik, wohl aber eine geradezu grauenhafte Tragik in ſich ſchließt.

Wäre nun in dieſer Zeitkunſt alles falſch und ſchlecht, ſo lohnte es nicht, darüber zu ſchreiben, ſie würde bald in ſich zuſammenfallen. Aber gerade, weil ſie Verlorenes ſucht, weil ſie die Sterne ſucht und vorerſt nur die Nacht zu ſchauen fähig iſt, muß man ſich mit ihr auseinanderſetzen, muß man ſie ſo werten, daß ſie Weg werden kann, nicht Irrweg bleibt für Tauſende. Sie hat Werte, die anziehend wirken müſſen für alle, die Geiſtiges ſuchen nach dem Materialismus der vergangenen Jahrzehnte, aber man muß ſie einſchätzen lernen als das, was ſie iſt, muß lernen, ihre Halbwerte und Scheinwerte nicht als Vollwerte zu nehmen. Man muß auch der Zeitſtrömung entſprechend durchaus mit einer Zunahme dieſer Art von künſtleriſcher Produktion rechnen, die klärend wirken kann, wenn ſie als Schwellenkunſt betrachtet wird, und die in einen Irrgarten von unſeeliſcher Sexualität und Scheinmyſtik führen wird, wenn ſie als Kunſt gewertet wird. Alle dieſe Kunſtſchöpfungen ſind weit mehr intereſſante Zeitdokumente als Kunſtwerke, mehr Werkſtatt künſtleriſchen Schaffens, als Werk — ſind nicht Tempelkunſt, ſondern Schwellenkunſt.

Um ſo wichtiger iſt es, ſie weder einſeitig abzulehnen, denn ſie iſt Zeichen unſerer Zeit, noch ſie einſeitig begeiſtert als das darzuſtellen, was ſie nicht iſt und nie ſein kann ihrer ganzen Weſensart nach. Den unwiſſenden Bewunderern muß man deutlich ſagen, daß ſie eine Illuſion bejubeln, daß dieſe Myſtik keine Myſtik iſt, daß der Weg zu wirklich myſtiſchem Erleben noch heute ſo ſchwer iſt, als zu Zeiten des Franziskus von Aſſiſi, und das ſie nicht zu erlangen iſt auf dem bequemen Wege, einen Roman zu durchfliegen oder ſich ein Zauberſtück anzuſehen. Den Gegnern dieſer Dichter und Maler aber muß man entgegenhalten, daß ſie über der Hohlheit der mit myſtiſchen Gewändern aufgeputzten Götzen nicht vergeſſen ſollen, daß jene Schaffenden ein achtungswertes Können beſitzen, daß ſie ſuchten, auch wenn ſie nicht fanden. Viele ſuchen heute und finden nicht, aber es iſt immer noch beſſer, als gar nicht zu ſuchen. Daß dieſes Suchen oft nur ein Suchen nach Effekten und Senſationen wird, iſt wahr, aber auch das iſt kein Grund, das ehrliche Suchen zu überſehen, das unter Flitter und Schminke vorhanden iſt. Es iſt alles Evolution und von rein naturaliſtiſcher Erdenkunſt zur Schwellenkunſt iſt trotz aller üblen Begleiterſcheinungen der Gegenwart ſchon ein Aufſtieg.

Gruß aus Köln.

Von Max Spanier.

Ihr deutſchen Brüder vom Oſten und von der Mark, wenn ihr in dieſem Sommer wieder Erholung ſucht, kommt einmal an den Rhein! Gewiß, wir können auch keine Feſtſpiele und keine Strandbäder bieten, aber habt ihr Nibelungenzauber und Rheinſtrom vergeſſen? Haben Krieg und Leidensjahre die Romantik aus eurer Seele geriſſen, vermißt ihr nicht das fröhliche Land,

die Rebenhügel, die flotte Maid und den guten Trank? Wenn ihr an einem Sommerabend durch Caub und Linz wandert, empfindet ihr ein unbeſchreibliches Glück, mündet eure Sehnſucht im ſicheren Hafen. Fahrt dann zur Loreley, durchs Rolandseck, über das liebliche Bonn ins „hillige Köllen".

Wenn die Dämmerung traumſchwer ihren dunklen Mantel über die Dächer breitet, das ferne Siebengebirge im erſten Abendſchatten verſinkt, ſpringen wie Kyklopen die Kirchen mit ihren Türmen gen Himmel. Der Rhein wälzt ſein uraltes Lied — was er euch flüſtert, ihr könnt es nimmer vergeſſen. Im Hafen ſchlummern die vielen Dampfer, Schleppkähne und Boote. Wie rieſige Männer ſchnarchen ſie nach hartem Tageswerk, am Tage kamen ſie von Ruhrort und fahren morgen in aller Früh nach Mannheim und Nürnberg. Ab und zu verkündet eine Sirene, daß nicht alles Leben auf den Schiffen erloſchen.

Wo der Pegel ſteht, die Krahne ſtarren, die rieſigen Lagerhallen ſich weiten, ſpielen Kinder. Sie bauen Burgen aus Hölzer und Stein und laſſen kleine Holzſchiffchen durch den roten Sand gleiten. Sie ſind ſo fröhlich, ſtoßen Jauchzer aus und freuen ſich, auf all die vielen Schiffe, Maſte, Schornſteine und bunten Fahnen herabzublicken. Auf einer Bank im Schatten der Bäume ſitzen drei Greiſe. Schwer und dick fallen ihre Worte in die Nacht. Sie ſprechen die Vergangenheit, ich vernehme einige Laute . . . ach damals . . . wieviel glückliche Stunden . . . Sie ſtehen vor einem Rätſel, verſuchen es zu löſen, vergebens — viele Geheimniſſe bleiben dem Menſchenverſtand verſchloſſen. Sie nicken ſtumm und gedankenvoll und machen ſich auf den Heimweg. Mühſelig ſchreiten ſie an ihren Stöcken vorwärts: . . .

Die letzten Bäume der Rheinanlage ertrinken im Abenddunkel. Die erſten Lichter flammen auf. Bald ſind es über hundert. Kerze an Kerze glänzt. Ihr bunter Schimmer ſpiegelt ſich plätſchernd im Waſſer. An dieſen vielen Lichtern hab ich ſoviel Freude, iſt es mir doch, als ſtiege eine helle Sonne in die graue Gegenwart. Im mächtigen Bogen ſpannen ſich die Brücken über den Strom, als ſtrecke ein Uebermenſch ſeine Kraft aus und zeige der Gottheit ſein Werk. Für eine Ewigkeit gebaut trotzen die Eiſenträger und Steine und blicken verächtlich auf das liſpelnde Element. Züge ſchnauben und rauſchen über die Brücken, von Paris und Leipzig, Hamburg und Baſel; da raſſeln ſchwere Kraftwagen, hupen Autos, die vielen Wagen und Straßenbahnen, ſchieben ſich die vielen Menſchen, Geſchäftige und Müßiggänger. Drüben liegt Deutz und etwas rheinabwärts, wo ſich der Rhein im kühnen Bogen ſchwingt, der Rauch der Schlote gen Himmel ſteigt und einige Fabriken wie Feueröfen ſtrahlen — das iſt Mülheim.

Wenn ich dieſes gigantiſche Schauſpiel erblicke, des Rheins Geflüſter, das Geheimnis der vielen Kapellen und Klöſter, das ſtumm durch die Nacht ſchreitende Heer der Arbeiter, den Schimmer der tauſend Lichter, das Spiel der Kinder, rauſcht mir ein bachantiſcher Freudenmarſch durchs Blut, durchtönt meine Seele eine beethoveenſche Sinfonie. Arbeit und Lebensluſt jauchzen all die Akkorde. Da iſt mir, als ſchaute ich in eine rieſige Fabrik, die eben zur Ruhe gegangen. Trübſal und Sorgen fallen von mir; als Titane wachſe ich in den Aether, fühle Gottkraft, alle Elemente zu bezwingen und meinen Mitmenſchen Ueberwerke für ihren Frieden und für ihr Glück zu vollbringen. Da vergeſſe ich, daß ringsum feindliche Heere ſchlummern, die unſere Menſchlichkeit hüten. Der Tag der Gerechtigkeit wird kommen!

Immer mehr ſchmiegt die Nacht ihren Mantel um Haus, Baum und Straße. Ich ſchleiche durch die Rheingäßchen, beſchaue die alten Häuschen,

Giebel, ſchweren Holztüren und ſchiefen Steintreppen. Ein mittelalterliches Bildchen, das der raſende Schritt unſerer Zeit überſprungen. Dann läuten die Glocken, die vielen Glocken, die von St. Martin, St. Himmelfahrt, St. Apoſtel, St. Gereon und St. Urſula. Schwer ſummt der Sang über den Steinkoloß: Gott ein Loblied. Das Volk lebt. Durch die Tiefe der Nacht glänzen zwei ſchlanke hohe Türme.

Weltſpiegel.

Bewegte Oſtern. Wie zu erwarten war, ſind ſchon in der erſten Woche der Genueſer Konferenz die Schwierigkeiten und Gegenſätze, deren Ausgleich verſucht werden ſoll, in ihrer ganzen Schärfe hervorgetreten. Wir haben ſchon in unſerer letzten Betrachtung an dieſer Stelle die Lage dahin gekennzeichnet, daß Frankreich ſich vor die Aufgabe geſtellt ſieht, ſeine Politik gegen die Wünſche und Bedürfniſſe aller ſolcher Staaten durchdrücken zu müſſen, die ihr ſtaatliches Daſein auf Arbeit, geregelte Wirtſchaft und friedlichen Verkehr aufbauen wollen. Denn alle dieſe Staaten haben erkannt, daß die von Frankreich verteidigte Ordnung der Dinge ſie dem Ruin immer näher führt. Die Folge iſt denn auch geweſen, daß Frankreich zunächſt ſchlecht abgeſchnitten hat. Es bedurfte der ganzen Geſchicklichkeit des italieniſchen Vorſitzenden der Konferenz, des Miniſterpräſidenten de Facta, und der beſonderen Gewandtheit von Lloyd George, der unter allen Umſtänden die Arbeiten der Konferenz in Gang bringen wollte, um wenigſtens von den einleitenden Sitzungen der Konferenz, ihrer Ausſchüſſe und Unterausſchüſſe, Kataſtrophen fern zu halten. Bekannt iſt der Zuſammenſtoß Barthous mit Tſchitſcherin in der Eröffnungsſitzung. Barthou ließ dabei zu deutlich durchblicken, daß Frankreich im innerſten Grunde überhaupt kein Mitarbeiter an den Aufgaben der Konferenz iſt, ſondern nur teilnimmt, um unter dem Schein der Mitarbeit ſeinen Sonderintereſſen und Sonderplänen Raum zu wahren.

Zweifellos ſtand die ruſſiſche Frage in Genua im Vordergrunde. Sie hat ſich dieſen Platz erobert einmal durch ihre Wichtigkeit, da ohne einige Klarheit über das an Hilfsquellen ſo reiche und doch ſo ſchwer darniederliegende oſteuropäiſche Wirtſchaftsgebiet auch für Weſteuropa nichts Wirkſames zu beſchließen iſt, ſodann auch im Zuſammenhang der politiſch-taktiſchen Fragen, die vor der Konferenz zwiſchen Frankreich und England verhandelt wurden.

Unſere deutſche Abordnung befolgte in ihrer verwickelten Lage bisher die richtige Taktik, daß ſie die Gelegenheit, im Rate der Völker als Gleichberechtigte mitzuſprechen, durch ſtreng ſachliche Ausſprache über die zur Beratung ſtehenden Fragen unbefangen ausnützte und ſich dadurch Vertrauen und moraliſches Gewicht verſchaffte, dem gegenüber die mannigfachen Manöver der Franzoſen, ihre Stellung zu erſchweren, eine der beabſichtigten gerade entgegengeſetzte Wirkung haben mußten. Die bald offenbar werdende Unmöglichkeit, von den Deutſchen Unvorſichtigkeiten herauszulocken, bedeutete eine ſtarke Enttäuſchung für alle diejenigen, die ſo ſicher darauf gerechnet hatten, mit Hilfe der Frage der Reparationen die Beratungen der Genuakonferenz zum Scheitern zu bringen. Statt deſſen tauchte die für Frankreich höchſt unangenehme Möglichkeit auf,

daß in den ſachlichen Beratungen wirtſchaftlicher Natur und den von Deutſchland gegebenen, gründlich erläuterten und belegten Aufklärungen ganz von ſelbſt Zuſammenhänge aufgedeckt werden, die Frankreichs leidenſchaftliches Bemühen, die Reparationsfrage fern zu halten, in ein höchſt ungünſtiges Licht ſtellten.

Unter ſolchen Umſtänden mußte die Ueberraſchung, die die deutſche Abordnung den Konferenzteilnehmern am Oſterſonntag durch den Abſchluß eines Staatsvertrages mit Sowjetrußland bereitete, beſonders ſtark wirken. In dem Augenblick, da wir dieſe Zeilen ſchreiben, laſſen ſich über die Lage und die nächſten Folgen dieſes Schrittes noch keine beſtimmten Behauptungen aufſtellen. Nur das eine läßt ſich ſchon ſagen, daß die Aufregung, die durch dieſes Ereignis hervorgerufen worden iſt, in den Tatſachen nicht gerechtfertigt iſt, ſondern ſich aus der Stimmung erklärt, die ſich unter dem mißverſtändlichen Eindruck der deutſchen Haltung gebildet hatte. Die Ententemächte hätten es gern geſehen, wenn die vorſichtige Zurückhaltung und die ruhige Sachlichkeit, die ſie als „Wohlverhalten" der Deutſchen angenehm und bequem empfanden, ihnen geſtattet hätte, in allen Fragen doch ſchließlich über den Kopf der Deutſchen weg zu handeln. Nur unter dieſer Vorausſetzung ließen ſie es ſich gefallen, daß ſich auf die Häupter der deutſchen Delegation ein gewiſſes Wohlwollen der früher ſo feindſelig geſtimmten Völker herabließ. Unſere Delegierten aber haben berechtigterweiſe die Grenzen ihrer auf der Konferenz beobachteten Taktik erkannt und danach gehandelt. Trotz Verſailles hat Deutſchland nicht auf alle Souveränitätsrechte verzichtet; es iſt in der Lage, Staatsverträge abzuſchließen, die ſeinen Verpflichtungen aus dem Verſailler Vertrage nicht widerſprechen. Daß es einen ſolchen Vertrag geſchloſſen hat, der allerdings ſehr wenig den Wünſchen der franzöſiſchen Politik entſpricht, weil die Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und Rußland den Franzoſen ein erhofftes Druckmittel gegen Deutſchland aus der Hand nimmt, wirkt natürlich verblüffend in dem Augenblick, wo die Entente uns ganz an der Kette zu führen glaubte und es ſchon als ein außerordentliches Gnadengeſchenk betrachtete, daß ſie uns innerhalb der von ihr geſteckten Grenzen mitzureden erlaubte. Abgeſehen von dieſem Geſichtspunkt, der nur die böswilligen Abſichten und feindſeligen Ziele der Entente gegen uns verrät, iſt die Aufregung über den deutſch-ruſſiſchen Staatsvertrag um ſo lächerlicher, als er nur Deutſchland und Rußland angeht und die Intereſſen anderer Mächte — nicht einmal die der dazwiſchen liegenden Randſtaaten, ſoweit ſie loyal ſind — gar nicht berührt. Und weiter wird mit Recht daran erinnert, daß, wenn Deutſchland und Rußland ihre Sonderverhandlung ſozuſagen unter den Augen oder „hinter dem Rücken" der Genuakonferenz vorgeworfen wird, die Ententemächte ſelbſt ihre Verhandlungen mit Rußland in den Fragen, die doch ſogar einen Teil des Konferenzprogramms ausmachten und Deutſchland nahe angingen, in Sonderbeſprechungen mit den Ruſſen unter Ausſchluß Deutſchlands geführt haben. Die Art, wie Frankreich die Note der Reparationskommiſſion vom 21. März gerade in die Zeit der Genueſer Verhandlungen hineingeſchoben hat, als ein neues Mittel, uns zu Unkorrektheiten zu verleiten oder zu bedrohen, — wie man uns neue Sanktionen in Ausſicht ſtellt, während man mit uns am Verhandlungstiſch ſitzt, nimmt der Entente vollends jedes Recht, unſer Verhalten zu tadeln.

Auch eine nach Frankreichs Forderungen korrekte deutſche Politik ſchützt uns ja nicht vor franzöſiſcher Anfeindung und unter Umſtänden Gewalttat. Frankreich wird ſich zwar ſicherlich im weiteren Verlauf der Entwicklung durch ſeine Politik ſchaden, zunächſt aber doch nirgends eine Macht finden, die ihm in den Arm fällt. Auch England wird das nicht tun, obwohl es durch Frankreichs Imperialismus in ſeinem eigenen Intereſſe ſchwer geſchädigt wird. Aber England hat zur Aufrechterhaltung ſeiner Vollmacht jetzt eigene Schwierigkeiten genug zu überwinden. Die Hoffnung, daß die iriſche Frage endlich zur Ruhe kommen werde, hat ſich als trügeriſch erwieſen. Wieder erhebt ſich in Irland der Aufruhr der ganz Radikalen, die es bei der politiſchen Selbſtbeſtimmung nicht bewenden laſſen wollen, ſondern die Loslöſung von England in Form einer unabhängigen Republik erſtreben. Auch im Orient, Aegypten und Indien bereiten ſich für die britiſche Macht neue ſchwere Sorgen vor.

In der vergangenen Woche iſt in Genf nun auch endlich die letzte Entſcheidung in den Fragen bezüglich Oberſchleſiens gefallen, in denen wir uns nach dem Machtſpruch der Entente mit Polen vertraglich auseinanderzuſetzen hatten. Das äußerſte haben die Polen verſucht, um in der letzten der noch zu regelnden Fragen, — vor allem der Liquidationsfrage in Bezug auf das deutſche Eigentum in dem abzutretenden Teil von Oberſchleſien, — ihre jedem Recht hohnſprechenden Forderungen durchzuſetzen. Die deutſchen Unterhändler ſind zähe geblieben und haben damit doch erreicht, daß die Polen es nicht für ratſam hielten, den Schiedsſpruch des als Bevollmächtigten eingeſetzten ſchweizeriſchen Bundesrats Calonder herbeizuführen. So hat man ſich in allerletzter Stunde geeinigt. Das iſt erfreulich und für unſere Unterhändler verdienſtlich. Wenn trotzdem eine reine Freude dabei nicht aufkommen kann, ſo entſpringt das der Erwägung, daß es ſich um einen Vertrag mit Polen handelt, Polen aber Verträge nur ſo weit ehrlich zu halten pflegt, als ein unmittelbarer Zwang oder die Erwartung größerer Nachteile dazu nötigt. Zur Zeit findet Polen für jeden Vertragsbruch in Frankreich einen ſtets bereiten Schützer, nirgends aber eine Macht, die dem verletzten Recht Genugtuung verſchafft. So hat Polen auch bei dem Raub von Wilna der Autorität der Weſtmächte Frankreich und England einfach getrotzt, und Litauen hat ſich, obwohl beide Großmächte für ſein Recht eintraten, dennoch der polniſchen Gewalttat widerſtandslos beugen müſſen. Das gibt einen Vorgeſchmack von den Auffaſſungen, denen auch wir einmal in Oberſchleſien in unſerem Verhältnis zu Polen begegnen werden. W. v. Maſſow.

Richtigſtellung.

Der Verfaſſer des in Heft 13 veröffentlichten Artikels „Die Grenzboten" bittet uns mitzuteilen, daß er Erich Werner heißt (nicht Fritz, wie dort irrtümlich angegeben war). Die Schriftl.

Bücherschau.

Deutschtum.

Walter Eggert-Windegg, Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage, 4. bis 6. Tausend. München 1922. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Die ernste treue Gesinnung des Herausgebers und die vortreffliche Buchausstattung des Verlags erheben den „Barden" zu einem empfehlenswerten Jugendbesitz im vaterländisch bewußten deutschen Haus. Das eine Ziel, das sich der Zusammensteller setzt, die literarisch nur auf das Allerbeste beschränkte Auswahl, hat er allerdings nicht voll erreicht. Es war dies auch unvereinbar mit dem andern Ziel, das ihm außerordentlich gut geglückt ist, größte Reichhaltigkeit. Eggert bringt zu überraschend vielen geschichtlichen Ereignissen dichterische Erzeugnisse ältester und neuer Zeit bei. Aber strengere Auswahl könnte bei künftigen Auflagen nichts schaden. Diesen Mangel empfindet der gereifte Leser; der auf Heldentum, fortschreitende Handlung und mannigfaltige Bewegtheit mehr stofflich eingestellte Sinn der Jugend kommt ganz auf seine Rechnung, und von den wirklichen Edelsteinen unserer Balladenliteratur fehlt doch auch fast keiner.

Jahrbuch für 1922. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland Berlin W. 62. Pr. 7 M., Auslandspreis 15 M.

Dieses Buch erinnert das phlegmatischste Volk der Erde an das leid- und aufgabenreiche Schicksal, das jeder dritte Deutsche außerhalb der Grenzen des Vaterlandes lebt. Den Erlebnissen, Entwicklungen und Organisationsformen dieses draußenstehenden Drittels von Deutschlands Kraft und Zukunft widmet das Handbuch gedrungene Uebersichten von Land zu Land, oft Tragödien, zuweilen Hoffnungen, auf daß die draußen und die drinnen einander nie vergessen.

Walter Hofstaetter, Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Mit 42 Tafeln und 2 Karten. Dritte Auflage. Leipzig 1921, B. G. Teubner. Geb. 35 M.

Man muß das Geschick des Herausgebers und seiner Mitarbeiter bewundern, daß sie auf so knappem Raum ein Handbuch des Deutschtums von so großem Stoffreichtum und selbst Stimmungsreiz zusammenbringen konnten. Es sind erste Namen unter den Mitarbeitern; der Verlag hat in der bildlichen Ausstattung Bestes gegeben. Ein Buch für den Deutschunterricht, wie man ihn sich wünscht.

Anton Hoenig, Deutscher Städtebau in Böhmen. Die mittelalterlichen Stadtgrundrisse Böhmens mit besonderer Berücksichtigung der Hauptstadt Prag. Mit 13 Abbildungen, 24 Tafeln und einem Faltplan. Berlin 1921, Wilhelm Ernst u. Sohn. Geh. 33 M.

Dieses Buch interessiert nicht nur den Architekten und den Kunsthistoriker. Jeder Deutsche hat irgendwie Grund, den Inhalt dieses Buches im Unterbewußtsein zu tragen. Die Stadt der heutigen Tschechei ist nach ihrem Ursprung deutsch, deutsch ihre Kultur. Was der Tscheche aus sich vermochte, zeigen die „böhmischen Dörfer". Die böhmische Stadt, deren Entstehung, Grundrißanlage, Baugeschichte Hoenig an den einzelnen Exemplaren und Typen verfolgt, ist

ein deutſches Kulturdenkmal und tſchechiſch iſt an ihr nur die Geſchichtsfälſchung und die Deutſchenverfolgung.

H. Schumann, Unſer Maſuren in Forſchung und Dichtung. 4. bis 7. Auflage, Dresden, C. Reißner, 1921. Broſch. 18 M., geb. 24 M.

Durch Krieg und Abſtimmung in einem vertieften Sinn „unſer" geworden, in das liebende Bewußtſein des ganzen deutſchen Volkes erhoben und dennoch nur den wenigſten aus dem Reich in ſeiner Landesſchönheit und Volkseigenart bekannt, hat die maſuriſche Ecke in dieſem — zuerſt ſchon im Krieg erſchienenen — Heimatsbuch einen Werberuf gefunden, der die Liebe zu der entfernteſten unſerer Grenzen vertieft und verbreitert.

Ernſt Wachler, Fabeln für Deutſche. (Verlag für volkstümliche Literatur und Kunſt Ulrich Meyer, Berlin-Dahlem.)

Wer ſeinen heranreifenden Kindern unſer Volksleid in edler Fabeleinkleidung zu leſen geben will, ſei auf dieſes neue, ſchön geſchmückte Bändchen des treuen Patrioten Wachler hingewieſen.

Wilhelm Erbt, Deutſche Einſamkeiten. Der Roman unſeres Volkes. Verlag der „Täglichen Rundſchau". Berlin 1921. In Halbleinen 14 M., in Halbleder 40 M.

Das deutſche Schickſal iſt hier als eine Szenenfolge lyriſcher Augenblicke geſtaltet, in deren Mittelpunkt jeweils ein Großer ſteht, von Wotan über Armin und Luther, Goethe und Bismarck bis zum Finis Germaniae und dem Schwur zum „Neuen Tag". Hindenburg zugeeignet, bietet das kleine Werk in dichteriſcher Ausgeſtaltung, die uns deutſche Größe und deutſche Empfindſamkeit zeigt, ein Mahnwort an die Jugend, wie man es ſich ſchöner nicht wünſchen kann.

Deutſcher Geiſt. Schriften der Fichtegeſellſchaft. Verlag R. Voigtländer, Leipzig. Preis von Band 1: 6 M., von Band 2—4: 4 M.

1. Dr. Bruno Golz, Deutſche Kultur. Jeder, der die Ehre hat, einem ſo auserleſenen Kulturvolke anzugehören, muß ſein Haupt wieder erheben und den fremden Peinigern, aber auch denen, die uns im Innern unterwühlen, mit Stolz die Worte entgegenſchleudern: „Ich bin ein Deutſcher"!

2. Prof. Fritz Rörig, Geſchichtsbetrachtung und deutſche Bildung. Das Büchlein führt uns vor Augen, daß geſchichtliche Erfolge nicht von heute auf morgen kommen, daß es vielmehr gilt, geduldig zu ſein und die Zeit, die uns bleibt, zu benützen, um den Geneſungsprozeß zu fördern, das Selbſtbewußtſein zu erhalten.

3. Heuß, Dr. Alfred, Beethoven. Die Sonderſtellung, die Beethoven nicht erſt ſeit Jahrzehnten, ſondern auch ſchon zu Lebzeiten unter allen großen Muſikern eingenommen hat, veranlaßt den Verfaſſer, die Jugend zu ermahnen, Verſtändnis zu zeigen für die Eigenart der Mitmenſchen.

4. Dr. Bruno Golz, Wagner und Wolfram. Golz bekämpft Wagner und ſtellt ihm Wolfram von Eſchenbach gegenüber. Daß letzterer deutſch durch und durch iſt, dürfte niemand beſtreiten, dagegen werden nur wenige dem Verfaſſer folgen können in ſeiner Auffaſſung, daß Wagners Erfolg auf einem ungeheuerlichen Mißverſtändnis beruhe.

Der deutſche Staatsgedanke von ſeinen Anfängen bis auf Leibnitz und Friedrich den Großen. Dokumente zur Entwicklung. Zuſammengeſtellt und eingeleitet von **Paul Joachimſen,** Univ.-Prof., München.

Juſtus Möſer, Geſellſchaft und Staat. Eine Auswahl aus ſeinen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. K. Brandi,

Johann Gottlieb Fichte, Volk und Staat. Eine Auswahl aus ſeinen Schriften, zuſammengeſtellt und mit einer Einleitung von Profeſſor Dr. Otto Braun,

Freiherr von Stein, Staatsſchriften und politiſche Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Thimme. Mit einem Porträt,

E. M. Arndt, Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus ſeinen politiſchen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Ernſt Müſebeck,

Joſef von Radowitz, Ausgewählte Schriften und Reden. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Meinecke.

Sämtlich aus der Sammlung: Der deutſche Staatsgedanke, München 1921.

Die gut komponierte Sammlung des Dreimaskenverlags ſchreitet mit imponierender Raſchheit voran; es wird ein Prüfſtein für die politiſche Reife unſerer Gebildeten ſein, wie weit ſich Deutſchland dies großartige Rüſtzeug hiſtoriſch-politiſcher Belehrung zu eigen macht, das ihm hier ſo bequem geboten wird. Von den neu erſchienenen Bändchen, deren Preis geheftet, zwiſchen 20 M. und 30 M. liegt, hatte der Herausgeber des die älteſte Zeit behandelnden Bandes, der Verfaſſer einer trefflichen Geſchichte des deutſchen Nationalbewußtſeins, die ſprödeſte faſt unlösbare Aufgabe. Fehlt doch dem deutſchen politiſchen Denken von Cuſanus (mit dieſem Denker des 15. Jahrhunderts ſetzt Joachimſen ein, weshalb nicht mit Roes oder Bebenberg?) bis auf Leibnitz die Linie, die einzig im preußiſchen, nicht aber deutſchen Staatsdenken von 1640 ab zu finden iſt. Leicht hatte es dagegen Brandi, aus Juſtus Möſers patriotiſchen Phantaſien einen Band ſtarker und würziger Eigenart auszuwählen, bei ihm lag wie bei Thimme die Kunſt im Auswählen, nicht im Sammeln. Auf das prachtvolle Porträt des Freiherrn vom Stein, welches Thimme als Einleitung zu ſeiner Quellenſammlung geſchrieben hat, ſei beſonders hingewieſen. Der treue Arndt wird durch ſeinen nicht weniger treuen Biographen Müſebeck unübertrefflich gut ausgewählt und dargeſtellt, und auch Radowitz hat in Meinecke den zuſtändigſten Einführer gefunden. Der einzige Band, der nicht uneingeſchränktes Lob verdient, iſt der Fichte gewidmete. Gerade bei dieſem geſchloſſenen Denker iſt der gewaltſame Verſuch, Auszüge aus de verſchiedenſten Werken herauszuſchneiden und neu zu verbinden, zum Scheitern vorherbeſtimmt. Braun hätte vielleicht beſſer einfach die ganze Staatslehre von 1813 abgedruckt.

Friedrich Schleiermacher, Vaterländiſche Predigten. 1. Kampf und Niederlage. 2. Neubau und Erhebung. Berlin 1920, Staatspolitiſcher Verlag. 3,60 Mark bezw. 3,50 M.

In der vorerwähnten Sammlung konnte Schleiermacher einen eigenen Platz nicht einnehmen; wir verweiſen deshalb als willkommene Ergänzung auf dieſe ſchon etwas ältere Zuſammenſtellung, die Schleiermacher unter die Führer nationaler Selbſtbeſinnung und Erhebung — für damals und heute — einreiht, ſowie auf den Kommentar, der zu den Predigten erſchienen iſt unter dem Titel: Chriſtian Boeck, Schleiermachers vaterländiſches Wirken 1806—1813. Staatspolitiſcher Verlag G. m. b. H., Berlin 1920. 8,50 Mark.

Helene Hoerſchelmann, Vier Jahre in ruſſiſchen Ketten. Eigene Erlebniſſe, München 1921, J. F. Lehmann. 12 Mark.

Menſchlich Schönes, vaterländiſch Erhebendes von ſchwergeprüften Deutſchen, Kriegsgefangenen und Balten, wird von der ſympathiſchen Erzählerin zu einem dramatiſch verlaufenden Bericht verwoben.

Johann Schäffer, Hilferuf. Enthüllungen eines Zipſer Deutſchen. Berlin, Carl Curtius.

Sehr intereſſante Eindrücke eines aus Amerika in die Heimat zurückgekehrten aus deutſch-ſlowakiſcher Ehe ſtammenden Beurteilers, der, empört über die tſchechiſche Mißwirtſchaft, die deutſch-magyariſch-ſlowakiſche Waffenbrüderſchaft gegen den gemeinſamen Bedrücker fordert.

Chriſtian Sand, Als belgiſcher Agent-Provocateur in Eupen-Malmedy. Erlebniſſe im Dienſte des belgiſchen Gouvernements. Berlin 1921. Verlag für Politik und Wirtſchaft G. m. b. H.

Ein nicht gerade ſehr normaler Zeitgenoſſe und Landsmann beſcherte uns dieſe Denkwürdigkeiten aus den Zwielichtſphären des Krieges. Aber er hat Urkunden und veröffentlicht ſie einwandfrei. So ſchafft dieſer ehemalige belgiſche Lockſpitzel jetzt ſeinem deutſchen Mutterland die ſchmerzlichen und empörenden Belege für die niedrigen Mittel, womit die feindlichen Regierungen ihren Raub an deutſchem Land und Volk unterſtützten, einen Raub, der nie Recht ſein wird — ſo gemein iſt ſein Vollzug, von dem hier ein geheimer Teil verraten wird.

Kurt Engelbrecht, Don Pablo der Narr. Roman. Halle a. S. H. Dieckmann. Br. 20 M., geb. 27,50 M.

Ein Zeitroman, der das Schickſal des innerlich unfeſten, materialiſtiſchen Deutſchen der Vorkriegszeit bis zum Zuſammenbruch und zur Selbſtbezichtigung ſymboliſiert und in Gegenſatz ſtellt zu den echten Tugenden des alten Deutſchlands.

Außerdem ſind folgende Neuerſcheinungen eingegangen, deren Beſprechung wir uns vorbehalten:

Paul Feldkeller, Ethik für Deutſche. Juni 1921, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

Heinrich Siemer, Weltbund der Auslandsdeutſchen. Programm zu einer Weltorganiſation aller Reichsdeutſchen, Auslandsdeutſchen und Deutſchſtämmigen. Mit einer Rede von Walter Dauch, M. d. R. Hamburg 25, 1921, Weltbund-Verlag. 5 Mark.

H. L. Rauch, Die Frankfurter Mundart in ihren Grundzügen dargeſtellt. Frankfurt a. M., Dieſterweg 1921. Geh. 6 Mark.

Hermann Jockiſch, Deutſchland. Eine Kriegs-Symphonie in Verſen. 1922, Charlottenburg, Raben-Verlag G. m. b. H. 30 Mark.

Hans Watzlik, Böhmerwald-Sagen, „Böhmerwälder Dorfbücher". Fünftes Heft. Erſtes bis zehntes Tauſend. Budweis 1921. Druck und Verlag der Verlagsanſtalt Moldavia.

Denkwürdigkeiten.

Friedrich Wencker, Der Gefangene Friedrichs des Großen. Des Freiherrn Friedrich v. d. Trenck merkwürdige Lebensgeſchichte. Mit ſechs Abbildungen. Opal-Bücherei, Dresden, Carl Reißner. Geh. 32 M., Halbleinen 42 M., Halbleder 90 M.

Wegen ſeiner Liebſchaft mit der Prinzeſſin Amalie aus einer glänzenden Laufbahn in ein Kerker- und Abenteuerdaſein geworfen, hat Trenck durch ſeine

Denkwürdigkeiten zur Zeit unserer Urgroßväter ganz Deutschland gerührt. Heute haben wir andere Sorgen, und es ist eigentlich nicht ganz einzusehen, weshalb die knappe Zeit des modernen Bücherlesers an solche Ausgrabungen gewendet werden soll.

Elisa von der Recke, Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe. Erste Auflage. Stuttgart 1921, Robert Lutz. Geh. 20 M., geb. 28 M.

Dies erlebte Buch kann man nicht ohne tiefes Interesse und warme Teilnahme aus der Hand legen. Zugleich interessantes Sittenbild, gibt das Buch ein Seelengemälde. Es schildert das tragische Geschick einer mit holder Anmut und bestrickendem Liebreiz ausgestatteten schönen, zarten Seele. Das sechzehn- bis siebenzehnjährige Kind wird von den ehrgeizigen Eltern an einen Mann gegeben, der als guter aber derb-roher Sinnenmensch mit dem holden Wesen nicht umzugehen weiß und der es trotz seiner heftigen Liebe ganz von sich abstößt. Die von Liebessehnsucht erfüllte, von vielen, auch bedeutenden Männern (Hartmann, Hiltig usw.) sehnlich begehrte Frau ging trotzdem nach der Trennung von ihrem Gatten einsam ihren Lebensweg. Bemerkenswert ist in unserer für Schwärmgeister empfänglichen Zeit, daß Elisa v. d. Recke auch von dem berüchtigten Grafen Cagliostro zunächst angezogen wurde, daß sie ihn aber bald als Schwindler erkannte und zu seiner Entlarvung beitrug.

Heinrich Ullmann, Denkwürdigkeiten des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherr du Thil, 1803—1848. Geh. 60 M., Halbleinen gebunden 72 M. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der Name du Thil dürfte nur wenigen bekannt sein, selbst in seiner engeren Heimat hört man ihn kaum, obwohl er beinahe ein halbes Jahrhundert leitender Minister in Hessen-Darmstadt war. Das spricht an sich nicht für ihn. Daß er aber ein scharfdenkender und klar blickender Politiker, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und ein charaktervoller, origineller Mensch war, zeigen seine Denkwürdigkeiten. Sie dürften ein wichtiges Quellenwerk zur neuesten Geschichte sein. In ganz ungekünstelter, überaus frischer, persönlicher Art schildert du Thil die Jahre des endgültigen Unterganges des alten Heiligen Römischen Reiches, dann die des Rheinbundes, der Befreiungskriege; weiter, um nur einzelnes herauszugreifen, den Uebergang in die neuen Staatsverhältnisse des Großherzogtums; die Wiener Konferenz 1819—20, die Entstehung des Zollvereins, an der du Thil entscheidenden Anteil hat; die inneren Kämpfe in Hessen, wo du Thil, eigentlich ein letzter Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, eifersüchtig die Rechte der Krone dem Landtag gegenüber wahrte und, bei aller Vorurteilslosigkeit und praktischen Tüchtigkeit in wirtschaftlichen und Verwaltungsfragen, mit rücksichtsloser Strenge den autoritären Standpunkt gegen alle liberalen und demokratisierenden Bestrebungen der Volksvertretung und der Volksabstimmung wahrte und so in den Ruf eines der härtesten Vorkämpfer der Reaktion kam.

Tagebücher von Friedrich von Gentz (1829—1831). Herausgegeben von August Fournier und Arnold Winkler. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Von den Tagebüchern des ursprünglich großen Publizisten und zuletzt mondänen Wiener Weltspieglers waren die seiner letzten Lebensjahre noch unbekannt. Wiener Historiker geben sie heraus. Frauen, Intrigen, Politik, Gesellschaft, ein Herbarium von einst lebendigen, hier getrockneten Tagesblüten eines Lebenskünstlers, der aber schon stark auf der absteigenden Linie lebt.

August Winnig, Am Ausgang der deutschen Ostpolitik. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen. Staatspolitischer Verlag, Berlin. Preis geh. 12,50 M., geb. 17,50 M.

Winnig ist eine besondere Persönlichkeit: einfaches, klares Denken und der feste Wille, sich Kenntnisse anzueignen mischen sich in ihm mit persönlicher Eitelkeit und persönlichem Ehrgeiz, jedoch nur so, daß auch der politisch anders Denkende Hochachtung vor diesem Manne haben muß, der es verstanden hat, in den schwierigen Zeiten des Kriegsendes und der Revolutionen, nicht immer im Einverständnis mit seiner Partei, sich für das Deutschtum im Osten einzusetzen und noch bis zuletzt zu versuchen, dem Deutschen Reiche in den Randstaaten Einfluß zu erhalten. Diesen Eindruck hat man unwillkürlich von der Person Winnigs, wenn man das vorliegende Buch liest, dessen besonderer Wert darin liegt, daß Winnig sich nicht damit begnügt, einen Liquidationsbericht über die deutsche Ostpolitik zu schreiben, sondern auch einen Ausblick gibt, wie es möglich sein und werden kann, daß der im Laufe der Jahrhunderte so oft nach Osten vorgedrungene deutsche Geist trotz aller Ungunst der Zeiten wieder seinen Weg ins Ostland nimmt.

Kurt v. Schlözer, Petersburger Briefe 1857 bis 1862. Herausgegeben von Leopold v. Schlözer. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1921.

Der preußische Diplomat ist durch die Veröffentlichung seiner römischen und mexikanischen Briefe längst als Epistolograph berühmt geworden. Der neueste Band enthält neben dem sonstigen geistvollen Bild der nordischen „Palmyra" eine besondere Köstlichkeit, die ihn für den geschichtlichen Feinschmecker noch über die früheren stellt. Er zeigt, wie Bismarck, der noch unberühmte Gesandte in Petersburg, Menschen zuerst befremdet und abstößt, dann in seinen Bann, unter seine seelische Gewalt zwingt. So wie Schlözer erst widerstrebt und kämpft, dann bewundert und sich hingibt, ist er das Spiegelbild des Deutschen überhaupt in seinem Verhältnis zum größten Deutschen.

Elisabeth Gräfin von Schlitz gen. von Görtz, Heimat. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Ansprechende Jugenderinnerungen einer echten deutschen Landfrau.

Der Merker.

Außerdem sind folgende Neuerscheinungen eingegangen, deren Besprechung wir uns vorbehalten.

Carl Schwartze, Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand. München 1921. Drei Masken-Verlag.

Oberst Bauer, Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen. Osiandersche Buchhandlung, Tübingen. 27. Juni 1921.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Geschäftsführung: Deutscher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 29. April 1922

Nummer 16

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth,

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Fortsetzung.)

Die englische Kolonialgeschichte zeigt, sozialpsychologisch betrachtet, wie die Kolonisten dieser Denkweise entsprechend behandelt wurden, wie sie sich dagegen zur Wehr setzten und sich die zur Aenderung erforderlichen Rechte erzwangen. Zuerst haben sich die Nordamerikaner die Entsendung von Sträflingen und Schuldturminsassen mit Erfolg verbeten und die fortdauernde politische Zurücksetzung mit der Losreißung vom Mutterlande beantwortet. Die Lehre genügte noch nicht, um Wandel zu schaffen. Ein halbes Jahrhundert später war Kanada, das doch seinerzeit loyal geblieben war, zum Aufstand reif. Als Zurücksetzung wurde im englischen wie im ehemals französischen Teil der Kolonie hauptsächlich empfunden, daß die Verwaltungsämter ein Monopol einiger wenigen englischen Familien waren. Wahrscheinlich hätte die Welt eine Wiederholung des von den dreizehn Provinzen gegebenen Schauspiels erlebt, wenn nicht England damals, wie häufig in Fällen der Not, in Lord Durham einen Staatsmann ersten Ranges gehabt hätte. Der Bericht, den er über die kanadische Bewegung erstattete, schlug durch und wurde epochemachend nicht nur für Kanada, sondern für das ganze englische Kolonialsystem. Bald darauf begann der Abbau der Strafkolonisation. Als aber die Selbstverwaltungsbefugnis der Kolonien grundsätzlich allgemein gesichert war, da erklärte die Mutter den emanzipierten Töchtern pikiert, daß sie ihrer nicht mehr bedürfe. Der Freihändler Cobden gab dieser Stimmung oder Verstimmung einen nationalökonomischen Anstrich, indem er die Kolonien als ein Hindernis für die Volksentwicklung bezeichnete (!), und noch Disraeli nannte sie geradezu den Mühlstein an Englands Halse.*) Das war nicht so schlimm gemeint. England bezog in Form von Kapitalrente reichlichen Gewinn aus seinen Kolonien, und gegen äußere Feinde waren die Kolonien doch

*) Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin 1912, S. 183.

immer noch auf das Mutterland angewieſen. Auf dieſe Weiſe blieb, in der viktorianiſchen Aera, der Hausfrieden ſchlecht und recht gewahrt.

Der moderne engliſche Imperialismus, an deſſen Erwachen und Wachſen die Kolonien mehr Anteil haben als man bei uns ahnt, brachte ihnen einen weiteren Aufſchwung. Heute würde kein engliſcher Staatsmann, Parlamentarier oder Publiziſt es mehr wagen, die Gefühle der Koloniſten zu verletzen. Sie haben im Weltkriege ihre ſtaatliche Organiſation ausgebaut und zugleich dem Mutterlande wirkſamſte Hilfe geleiſtet. Die Umgeſtaltung des engliſchen Weltreichs in einen Staatenbund, in deſſen äußerer Politik die Vertreter der vier großen Kolonien ſehr maßgeblich mitreden, iſt dadurch zu einer unwiderruflichen Tatſache geworden. Ein Zeichen der neuen Zeit iſt es, daß Kanada, Auſtralien, Neuſeeland und Südafrika den Namen „colony“ abgelegt haben und ſich ſtatt deſſen Dominion, Commonwealth oder Union nennen. Einen Erſatz für „colonial“ hat man geſucht, aber noch nicht gefunden; die Vorſchläge „Brittling“ und „Britonid“ blieben ohne Unterſtützung. Dankbar ſpricht man in England nicht mehr von Tochter-, ſondern von Schweſternationen und verabreicht ihnen Anerkennung in Hülle und Fülle. Alle ſolchen Komplimente, mit denen namentlich die Northcliffe-Preſſe neben der Regierung freigebig iſt, werden von den kolonialen Zeitungen eifrig regiſtriert; man kann in d e r Hinſicht da draußen ſehr viel vertragen. Und wie der Koloniſt ſich als Gaſt an den Ufern der Themſe, als Staatsmann im engliſchen Kabinett zur Geltung gebracht hat, ſo weiß er daheim bei ſich ſein Hausrecht zu wahren. Wenn jemand ſich dort in unbeherrſchten Vergleichen zugunſten Englands ergeht, ſo heißt es ohne Umſtände: Go back to England!

Dieſer Wechſel der Geſinnung, von Geringſchätzung in Hochſchätzung, iſt zu gründlich, zu ſchnell und zu laut, um aufrichtig zu wirken, und er iſt es vielfach auch nicht. Aber nur noch hinter dem Rücken des Koloniſten darf der Engländer von heute über deſſen Eigentümlichkeiten in Kleidung, Sprache (twang, slang, slanguage) uſw. ſpötteln, nur noch in ſeinen vier Wänden ſo recht von Herzen ſagen: I do hate the colonials! (Ich haſſe die Koloniſten). Die Zeiten, wo die Ehe mit einem colonial girl etwas von einer Mesalliance hatte, ſind vorüber, und nichts iſt von ihnen geblieben als backbiting — heimliche ohnmächtige Malice. Der Koloniſt mag ſie im Bewußtſein ſeiner Errungenſchaften ignorieren. Der Fremde aber, der ſich über engliſche Zuſtände unterrichten will, tut auf alle Fälle gut, ſeine Kenntniſſe nicht nur vom home-made-Englishman zu beziehen.

Wenn der Menſch, wie der alte General v. Korff geſagt hat, davon lebt, daß er ſich für beſſer hält als die andern, dann iſt es nicht verwunderlich, daß die Koloniſten ihrerſeits ins Extreme verfallen und einen Sonderpatriotismus züchten, der das überſeeiſche Angelſachſentum begeiſtert als die renaissance der Raſſe preiſt und die jeweilige engere Heimat als den Nabel der Erde betrachtet („Omphalismus“). Sogar innerhalb der Vereinigten Staaten iſt bei der Koloniſation des Weſtens dieſes Stadium eingetreten. Die Geſtalten, die Bret Harte in ſeinen kaliforniſchen Erzählungen mit Meiſterhand gezeichnet hat, reden verächtlich von der „ſchwächlichen greiſenhaften Kultur der Oſtſtaaten“, und noch heute iſt in dem „Weſterner“ etwas davon vorhanden.

Für den unbeteiligten Dritten hat ein Austauſch von Werturteilen zwiſchen zwei Parteien obenhin immer etwas Ergötzliches. Tiefergehend findet man hier, daß die kolonialen Uebertriebenheiten keine bloße Gefühlsreaktion ſind, ſondern Auswüchſe einer ernſt zu nehmenden Ueberzeugung von der eigenen Tüchtigkeit. Es bleibt freilich allemal wahr, was Jeſus Sirach ſagt: Wer ſich viel anmaßet, dem wird man gram. Aber die Anmaßlichkeit eines jungen Volkes, das in Weltteilen redet, hat eine verſöhnende Beigabe von Naivität und iſt weniger abſtoßend als die kalte blaſierte Arroganz des ältern Bruders.

Ungleichmäßige Entwicklung iſt es, die die Ausartung berechtigten Koloniſtenſtolzes in Prahlerei begünſtigt hat, und gleichen Urſprungs ſind die klaffenden Gegenſätze und grotesken Verzerrungen, die in uns Erſtaunen, Bewunderung und Abneigung erregen, wenn wir die amerikaniſche, die bedeutendſte der kolonialen Völkerperſönlichkeiten, in ihrer Geſamtheit auf uns wirken laſſen: eine Auffaſſung von großartiger Weite neben Excentricität und bombaſtiſchem Humbug; nüchterner Wirklichkeitsſinn neben kraſſem Aberglauben und totaler Verrücktheit; Verehrung der Frau, von der Form männlicher Ritterlichkeit an durchlaufend bis zum Maſochismus, neben Rowdytum und oft entſetzlicher Rohheit; hochſinnige Nächſtenliebe neben Herzenkälte, Religionsſchwindel und einer ſo rückſichtsloſen Raffgier, daß ein ehrenhafter Mann einſt dabei den unnatürlichen Wunſch empfand, arm zu bleiben.

Dieſe Unerklärlichkeiten löſen ſich, wenn man ſich die Entſtehung des kolonialen Charakters vergegenwärtigt. Schon in der Heimat bereitete ſich die Scheidung der Geiſter vor. Mit der Auswanderung wurde ſie vollzogen. Ob ihr konfeſſionelle, politiſche, wirtſchaftliche oder rein perſönliche Motive zu Grunde lagen, ſtets waren es Leute, die einen übermächtigen Zwang, der ihnen das Leben verdarb, nicht ertragen konnten; ſie vermochten ihn nicht zu beſiegen, wollten ſich ihm aber auch nicht unterwerfen. Im Willen zur Selbſtbehauptung waren ſie ſtärker als die, die ſich fügten, und nicht ſchwächer als die, die mit Hilfe eines hergebrachten Privilegs ſiegten. In die vorderſte Reihe gehören die, die der Heimat den Rücken kehrten, weil ſie ihnen zu eng wurde, weil ihr kühner unruhiger Sinn auf gebahnter Straße, in zunftmäßig abgezirkelten Betätigungsfeldern, in ſtreng geregelter Bienenarbeit keine Befriedigun fand. Die Hochkonjunktur dieſer Auswanderung war die Zeit der Konquiſtadoren, aber es hat zu allen Zeiten und bei allen Nationen ſolche Naturen gegeben, in den verſchiedenſten Unterarten, bis herab zu dem Schüler, der durchbrennt, weil er zur See oder nach Amerika will, und es bleibt ſich für die Zugehörigkeit zu der Kategorie gleich, ob das Wagnis gelingt oder nicht. Der ſächſiſche Appellationsgerichtsrat Körner verſtand dieſe Art Menſchen nicht. Um ſeinen Freund Schiller über den Aufſtieg Goethes in Weimar zu tröſten, meinte er, es ſei bequemer, unter kleinen Menſchen zu herrſchen als unter größeren ſeinen Platz zu behaupten. Caeſar wollte lieber der erſte in Lerida als der zweite in Rom ſein.

Draußen angekommen, erlebte der ſo auserleſene Menſch mit voller Unmittelbarkeit die Wirkungen einer neuen Umgebung, und zwar in der denkbar ſtärkſten Form, durch Uebertritt auf eine tiefere Kulturſtufe. Am ſchroffſten war der Wechſel bei den erſten Anſiedlern, den Pionieren, die ein dem Urzuſtande nahes

Land betraten. Aber auch die Späterkommenden, die bereits Arbeit ihrer Vorgänger vorfinden, und die Kinder, die in die Arbeit der Eltern hineinwachſen, haben es immer noch mit weſentlich andern und ungünſtigeren Lebensbedingungen zu tun als daheim. Die Darſtellungsmittel der Sprache reichen nicht hin, um die Vielfältigkeit der neuen Eindrücke und die ſie begleitenden Gefühle und Vorſtellungen wiederzugeben, die die Seele des Auswanderers erfährt. Dies Eingeſtändnis des Unvermögens wird jeder unterſchreiben, der einſt empfänglichen Herzens durch Urwald und Savanne wanderte und in deſſen Erinnerung dieſe Zeilen ruhende Bilder wecken. Die Trennung von der bisherigen gewohnten Lebensgrundlage, die Einſamkeit, die unendlich ſcheinende Raumerweiterung, die Großzügigkeit und Feindſeligkeit der belebten und unbelebten Natur, — alles das treibt gemeinſam dahin, daß mitgebrachte, aber entbehrliche Eigenſchaften verkümmern und die Keime der unentbehrlich werdenden zum Vorſchein kommen. Vor allem bilden ſich ein *hohes Maß von Energie und ein ſchneller ſcharfer Blick für den jeweils erreichbaren Vorteil* heraus. Unvermeidlich treten die Forderungen der materiellen Kultur in den Vordergrund. Geiſteswiſſenſchaften und Kunſt ſpielen eine nebenſächliche, im Anfang überhaupt keine Rolle in einem Milieu, das den Menſchen rauh anfaßt und ihn herriſch an die Urinſtinkte verweiſt. Es iſt ein Unrecht am Koloniſten, dieſen Vorgang als Degeneration zu bezeichnen, wie es hochgradige Aeſtheten getan haben. Es handelt ſich vielmehr um einen durchaus normalen Verlauf, um eine Anpaſſungserſcheinung, allerdings zunächſt rückbildend, dann aber mit der in der Geſchichte jeder Kolonie erkennbaren Tendenz ſchnellerer Aufwärtsentwickelung. Wenn die Vorbedingungen der Sicherheit von Leben und Eigentum beſſer werden und der Wohlſtand wächſt, ſtellen ſich auch die Muſen ein und kommen, ſobald die Mittel es erlauben, zu hohen Ehren. Nicht leugnen läßt ſich, daß das reife Verſtändnis alter Kulturkreiſe häufig fehlt, daß es meiſt kein inneres Bedürfnis iſt, das einen Kolonialmagnaten veranlaßt, ſeinen Palaſt mit den Kunſtſchätzen Europas zu ſchmücken und europäiſche Virtuoſen mit märchenhaften Gagen über das große Waſſer zu locken. Aber es iſt immerhin ein Verlangen, und die Kunſt geht nach Brot. Je weiter die Kolonie fortſchreitet, um ſo lebhafter wird das Begehren nach feinerer Geiſtesbildung. Dieſes Kulturgut bezieht die junge Nation, ohne daß dazu protektioniſtiſche Geſetze nötig wären, getrieben von dem Bewußtſein gemeinſamer Sprache, Herkunft und Geſchichte, zum beſten Teile aus dem Mutterlande. Die intellektuellen Klaſſen beider Länder treten in immer engeren Verkehr, und wenn erſt überhaupt einmal die Nationalität einer Kolonie geſichert iſt, wird die geiſtige Gemeinſchaft dauernd auch nicht mehr durch Zerreißung des politiſchen Zuſammenhangs unterbrochen. Spanien und England haben ihren kulturellen Einfluß in Süd- und Nordamerika nicht eingebüßt. Die Liga Cervantina (Cervantes-Geſellſchaft) erfreut ſich reger Unterſtützung auf beiden Seiten des Atlantik, und Carlyle ſchrieb von dem gemeinſamen König Shakeſpeare, den keine Zeit, kein Ereignis, keine Parlamentsverſammlung entthronen könne*). Deshalb vertraute die Weisheit der engliſchen Staatsleitung ihre diplomatiſche Vertretung in Waſhington während der Vorbereitung des Welt-

*) Ueber Helden, Heldenverehrung uſw. dritte Vorleſung.

kriegs einem Universitätsprofessor an, einem Historiker, dessen Spezialgebiet die Geschichte der Vereinigten Staaten war, und ebensowenig ist es ein Zufall, daß ein Universitätsprofessor als Präsident der Vereinigten Staaten bewußt, halbbewußt oder unbewußt — die Psycho-Analyse mag das erforschen — eine Politik trieb, die zwar eine ganze Zeitlang auch amerikanisch war, aber sich mehr und mehr, schließlich mehr als heute schon ratsam, als englisch-angelsächsisch erwies.

Der Kolonist verdankt der Umwelt, in die er hineinverpflanzt ist, unbestreitbare Vorzüge vor dem Bewohner des alten Landes. Während dieser sich auf Schritt und Tritt von Staat und Gesellschaft stützen und leiten lassen kann, lernt der im wesentlichen sich selber überlassene Kolonist — nicht ohne Stolpern — bald auf eigenen Füßen zu stehen und zu gehen. Der Hochdruck, dem er ausgesetzt ist, entpreßt ihm Leistungen, die man daheim nicht kennt oder nicht erwartet hätte. Der gutsuntertänige deutsche Bauer, dessen Dummheit, Faulheit und Tücke im 18. Jahrhundert sprichwörtlich war, wurde in den Wildnissen Nordamerikas ein hervorragend tüchtiger Ansiedler. Der sibirische Kolonist steht wirtschaftlich und persönlich weit über dem russischen Muschik.*) Solche Beispiele von unterschiedlichem Verhalten derselben Rasse unter verschiedenen Lebensbedingungen mögen die zum Nachdenken veranlassen, die im Bann einer unwissenschaftlichen Literatur den Rassenfaktor als das einzige Mittel des menschlichen Fortschritts betrachten. Das gern zitierte Horazische Coelum, non animam mutant qui trans mare currunt**) ist ein isolierter einseitiger Aphorismus. Selbstverständlich nimmt der Mensch, was von seinen Ahnen her in ihm liegt, überall hin mit. Allein was davon zur Entfaltung kommt und was nicht und wie es sich entfaltet, steht unter dem mitbestimmenden Einfluß der äußeren Umstände. Die Kolonialgeschichte ist ein einziger großer Beweis für die kulturfördernde Macht der Milieuänderungen. (Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Stand der Strafrechtsreform

Von D. Dr. Wilhelm Kahl, M. d. R.

Die ersten Anfänge der Strafrechtsreform liegen genau zwanzig Jahre zurück. Sie setzten ein, nachdem das große Werk der Kodifikation des deutschen bürgerlichen Rechts zum Abschluß gekommen und in's Leben getreten war. Bedürfnis und Notwendigkeit einer solchen Reform waren lange vorher erkannt. Schon das Alter des geltenden Strafgesetzbuchs spielte dabei eine Rolle. Ursprünglich nur für den Norddeutschen Bund bestimmt, trat es für den größten Teil des Reiches am 1. Januar 1871 ins Leben, war aber im Grundstock seiner Gedanken und Rechtsnormen nur das wenig veränderte Preußische Strafgesetz von 1851. So vortrefflich dieses für seine Zeit auch war, so hatten doch bis zur Wende des

*) Wiedenfeld, Sibiren in Kultur und Wirtschaft, Bonn. 1916. S. 2, 30/31.
**) Episteln, 1. Buch Nr. 11, Vers 11.

Jahrhunderts Rechtsſprechung der Gerichte und wiſſenſchaftliche Feinarbeit der Kriminaliſten eine Menge von techniſch juriſtiſchen oder ſachlichen Mängeln herausgeſtellt, die zur Reviſion des deutſchen Strafrechts drängten. Die viel ſtärkeren Anſtöße dazu kamen aber von anderer Seite, von den außerhalb aller geſetzmäßigen Beſtimmbarkeit in der Zwiſchenzeit neu entſtandenen Lebenbedingungen und Erſcheinungsformen des Verbrechertums ſelbſt. Geändert hatte ſich vielfach ſeine Art und dementſprechend das Bedürfnis der Methoden ſeiner Bekämpfung. Mit auffälliger Progreſſion waren in ſeinen Perſonenkreis die rückfälligen Verbrecher aller Schattierungen, beſonders die gewerbs- und gewohnheitsmäßigen getreten. Daneben ein zeitweiſe beängſtigendes Steigen der Jugendkriminalität. Endlich das Hervortreten des geiſtig minderwertigen Verbrechertums in ſehr verſcheidenen Typen, dem gegenüber das geltende Recht ganz beſonders verſagte. Bei dieſer Verſchiebung in Art und Urſachen der Kriminalität war nicht peſſimiſtiſch an einen beſonderen Tiefſtand der rechtlichen, ethiſchen und anderen idealen Werte gerade im deutſchen Volke zu denken. Gleiche Erſcheinungen traten außerhalb des Reichs in der Schweiz, in Oeſterreich, in den nordiſchen Staaten auf und führten zu Reviſionsbeſtreöungen, als Geſamtergebnis der in kurzer Zeit geſchehenen grundſtürzenden Veränderungen der ſozialen Zuſtände, der Arbeitsverhältniſſe, der wirtſchaftlichen Lage, der Entwicklung des Großſtadtweſens, der Fortſchritte der Technik, der Ausdehnung des Weltverkehrs. Dieſer rapiden Entwicklung hatte das Strafrecht nicht zu folgen vermocht. Es war überflügelt durch die Verbrecherwelt ſelbſt, überholt durch die Bedingungen einer neuen Zeit.

Wohl vorbereitet durch Beſchlüſſe juriſtiſcher Fachkongreſſe, namentlich des deutſchen Juriſtentags und der Internationalen Kriminaliſtiſchen Vereinigung, begann die eigentliche Reformarbeit im Jahre 1902 mit einer tief angelegten wiſſenſchaftlichen Veranſtaltung, der Herausgabe einer „Vergleichenden Darſtellung des deutſchen und ausländiſchen Strafrechts“ unter Beteiligung faſt aller deutſchen Strafrechtslehrer. 1908 lag das Werk in ſechzehn Bänden abgeſchloſſen vor. Auf ſeiner Grundlage erſchien 1909 ein im preußiſchen Juſtiz-Miniſterium aufgeſtellter Vorentwurf. Zwei Jahre lang wurde er Gegenſtand eingehender literariſcher Kritik aus allen Intereſſentenkreiſen. Die Strafrechtsreform war von Anfang an als eine Angelegenheit des deutſchen Volkes eingeführt. 1911 geſchah ein weiterer entſcheidender Schritt. Nach Vereinbarung der Bundesregierungen trat im April dieſes Jahres im damaligen Reichsjuſtizamt eine achtzehngliedrige „Strafrechtskommiſſion“ von Praktikern und Theoretikern mit dem Auftrage zuſammen, auf Grund des Vorentwurfs einen neuen, wenn auch noch nicht amtlichen Entwurf auszuarbeiten. In 282 Plenarſitzungen wurde der Auftrag bis zum September 1913 ausgeführt. Dieſer Entwurf trägt offiziell den Namen „E. 1913“. Eine kleinere Kommiſſion arbeitete dazu alsbald das Einführungsgeſetz, namentlich zur Löſung der ſchwierigen Fragen des Verhältniſſes von Reichs- und Landesſtrafrecht aus. Dieſe Arbeit war im Juni 1914 fertiggeſtellt.

An dieſem Punkte hat der Kriegsausbruch den Gang der deutſchen Strafrechtsreform jäh unterbrochen. Er verhinderte ſowohl die geplante alsbaldige Veröffentlichung des „E. 1913“, als auch die nach der Erklärung des damaligen Staatsſekretärs des Reichsjuſtizamtes Lisco beabſichtigte Vorlage eines amtlichen Entwurfs im Frühjahr 1917 an den Reichstag.

Der Einfluß des Krieges auf den Gesamtzustand des deutschen Strafrechts war zunächst verheerend. Die Tätigkeit der Gesetzgebung ruhte ganz. An ihre Stelle trat eine nahezu unbeschränkte Verordnungsgewalt des Bundesrats. Durch § 3 des sog. Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914 wurde dieser berufen, während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erwiesen. Daraus erwuchs mit der Zeit eine Riesenproduktion von Strafrecht neben dem Strafgesetzbuch. Durch praktische Notwendigkeiten bedingt wurde der Begriff der wirtschaftlichen Maßnahmen ins Ungemessene ausgedehnt, wurden neue Tatbestände und bisher unerhörte Strafmaße eingeführt. Die Zahl dieser strafrechtlichen Kriegsverordnungen wuchs in die Hunderte, ohne daß das Publikum genauere Kenntnis davon nehmen konnte. So mußte es geschehen, daß sogar eine der grundsätzlichsten und schwierigsten Fragen, nämlich der Einfluß des Rechtsirrtums auf die Strafbarkeit der Handlung, durch einfache Verordnung vom 18. Januar 1917 geregelt wurde. Sachlich durchaus zutreffend, im Anschluß an E. 1913, aber immerhin ein Eingriff in den Regelgang der Dinge, der, wie kaum etwas anderes, die damalige Notlage des Strafrechts kennzeichnet. Gesteigert noch durch die auf tausend Gründen beruhende Erscheinung und Erfahrung einer jeden Kriegszeit, durch die erhebliche Zunahme der allgemeinen Kriminalität. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet des täglichen Lebensmittelverkehrs wurde die Lage bekanntlich die, daß die Gesetzgebung geradezu zu strafbaren Handlungen herausforderte oder nötigte. Das Strafrecht war in Gefahr, seinen Respekt einzubüßen.

Bei dieser Lage der Dinge war selbstverständlich, daß die verantwortliche Stelle sobald als möglich den Gedanken der Strafrechtsreform wieder aufnahm. Es geschah im Frühjahr 1918 zu einer Zeit, als mit einer nicht zu fernen siegreichen Beendigung des Krieges gerechnet werden konnte. Das Reichs-Justizamt beauftragte vier schon an den Vorarbeiten beteiligte Praktiker mit einer Nachprüfung des E. 1913, nicht nur unter allgemeinen sachlichen Gesichtspunkten, sondern insbesondere auch mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Weltkrieges. Unerwartet erweiterte sich die Revisionsaufgabe noch durch die Staatsumwälzung im November 1918 und die Rückwirkung der veränderten staatsrechtlichen und sozialpolitischen Verhältnisse auf das strafrechtliche Gebiet. Im November 1919 war die Revision beendet. Ihr Ergebnis wird amtlich „E. 1919" genannt. Veröffentlicht wurde er zugleich nachträglich mit dem von 1913 im Januar 1921. Inhaltlich stimmen beide Entwürfe in allen wesentlichen Grundlagen und Zielen überein. Im einzelnen enthält der von 1919 manche Verbesserung und auf die neuen Zeitverhältnisse abgestimmte Veränderung. Namentlich mußte er seinen Bestimmungen zum Schutze des öffentlichen Rechtsgebiets den in der Weimarer Verfassung vollzogenen Wechsel der Staatsform zu Grunde legen. Es ist hier der Ort, wenige Worte über den Inhalt dieses neuesten Entwurfes zu sagen.

Von allen Problemen juristischer Technik bei den Lehren des Allgemeinen Teils und der Neuprägung der besonderen Straftatbestände abgesehen, treten als letzte und höchste Ziele des neuen Strafrechts, als die Kardinalpunkte des Reformprogramms folgende vier hervor: 1. Die schärfere psychologische Unterscheidung und Erfassung des Verbrechertums

zum Zwecke einer erfolgreicheren individuellen Behandlung der einzelnen Verbrechertypen. Dies erforderte zunächst eine bis jetzt fehlende gesetzliche Anerkennung der geistigen Minderwertigkeit, der sog. verminderten Zurechnungsfähigkeit, die in besonderer Weise zu bestimmten Arten strafbarer Handlungen prädisponiert. Die ausdrückliche gesetzliche Anerkennung dieser zwischen vorhandener und fehlender Zurechnungsfähigkeit gelegenen verbrecherischen Anlage hat nicht in erster Linie den Zweck, eine mildere Bestrafung der vermindert Zurechnungsfähigen herbeizuführen, als vielmehr, die rechtliche Grundlage für eine der Bestrafung nachfolgende Sicherungsbehandlung der geistig minderwertigen Verbrecher zu schaffen. Es war außerdem eine schärfere Individualisierung der rückfälligen Verbrecher vorzusehen. Der Einfluß des Rückfalls auf die Strafbarkeit der Handlung ist außerordentlich ernst gestaltet. Der Rückfall ist nicht nur, wie bisher, bei bestimmt ausgewählten, sondern bei allen strafbaren Handlungen ein Strafschärfungsgrund. Vom 6. Rückfall ab ist die Annahme der Gewerbs- und Gewohnheitsmäßigkeit begründet, die neben erheblicher Zuchthausstrafe obligatorische Sicherungsverwahrung, wenn nötig auf Lebenszeit, nach sich zieht. Endlich erforderte das Reformprogramm eine Neugestaltung des Jugendstrafrechts mit bestimmterer Herausarbeitung des die Strafe begleitenden Erziehungszweckes. Die Bestimmungen hierüber wurden aber von der Reichsregierung aus dem Entwurf vorweggenommen und in Verbindung mit einigen Sonderregeln über das Strafverfahren gegen Jugendliche in den Entwurf eines im Februar 1920 dem Reichsrat vorgelegten „Jugendgerichtsgesetzes“ eingestellt. 2. Die Verbesserung des Strafmittelsystems, namentlich der Geldstrafe, mit dem Zweck, sie den wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen, ihren formalen Mechanismus zu beseitigen, ihre ethischen Werte herauszuholen und ihr wiederum zum Respekt in der Verbrecherwelt zu verhelfen. Für diese Zwecke wurden ihre Strafmaße erheblich gesteigert, wurde eine besondere Gewinnsuchtsstrafe für alle aus Gewinnsucht begangenen Handlungen bis zu 100 000 M. festgesetzt, die Einführung von Fristen- und Teilzahlungen sowie die Tilgungsmöglichkeit durch „freie Arbeit“ an Stelle einer Ersatzfreiheitsstrafe eingeführt. Auch dieser Teil der Reform wurde aber aus dem Entwurf bereits herausgenommen und einem noch zu erwähnenden Spezialgesetz gewissermaßen als Vorempfang überwiesen. 3. Die Strafbemessung nach ihren beiden Seiten der Strafmilderung und Strafschärfung wurde grundsätzlich reformiert. In ersterer Richtung wurde die Zulassung der im geltenden Recht nur nach willkürlicher Auswahl zu berücksichtigenden „mildernden Umstände“ verallgemeinert und eine Kategorie von sog. „besonders leichten Fällen“ eingeführt, wenn nach Wille und Erfolg selbst das Mindeststrafmaß noch eine unbillige Härte bedeuten würde. Unter Umständen kann von Strafe sogar abgesehen werden. Diese Vollmacht des Richters ist auf die Fälle berechnet, in denen wohl das formelle Begriffsmoment, nicht aber der Geist des Gesetzes zutrifft. In der Skala der Strafschärfung entsprechen dieser Kategorie die „besonders schweren Fälle“, wenn der Wille ungewöhnlich verwerflich und der Erfolg ungewöhnlich schwer ist. Diese ganze Neuordnung bedingt unvermeidlich eine erweiterte Freiheit des richterlichen Ermessens, des Herzschlages des deutschen Strafrechts der Zukunft. Um diesen Grundsatz wird einst der Hauptkampf entbrennen. Entfiele er aber, so würde die Strafrechtsreform

einen wesentlichen Teil ihres Sinnes verloren haben. 4. Der spezifische Dienst endlich, den die Reform des Strafrechts der Zukunft leisten soll, ist die Verbindung eines Systems der Sicherung mit der Strafe. Der Verbrecher soll nicht unkontrolliert wieder auf die Straße entlassen, die Gesellschaft vor ihm geschützt, er selbst vor Rückfall behütet werden. Es werden dreifach unterschieden Sicherung zum Zwecke der Erziehung und Besserung von Jugendlichen oder Erwachsenen, Sicherung zum Zwecke der Heilung, wenn krankhafter Zustand die Ursache des verbrecherischen Verhaltens war, wie bei vermindert Zurechnungsfähigen oder Alkoholikern, Sicherung zuletzt gegen gemeingefährliche unverbesserliche Schwerverbrecher, wenn nötig auf Lebenszeit. Als Sicherungsmittel kommen Anstaltsverwahrung in den verschiedensten Formen (Arbeitshaus, Trinkerasyle usw.) oder persönliche Fürsorge durch Bestellung eines Pflegers (Schutzaufsicht) in Betracht. In dem organischen Ineinandergreifen dieser verschiedenen Maßregeln eröffnet sich ein kriminalpolitisches Zukunftsideal, dessen Verwirklichung freilich auch von finanziellen Möglichkeiten beeinflußt wird. Wie andere Kulturwerke, ist auch die Strafrechtsreform in das allgemeine Unglück des Vaterlandes hineingezogen.

Auch dieser E. 1919 ist seit seiner Veröffentlichung, also seit voll gemessener Jahresfrist, bereits Gegenstand sorgfältiger literarischer Besprechung geworden. Wenn die weitere Oeffentlichkeit darüber noch nicht näher und nicht öfters unterrichtet werden konnte, so liegt dies naturgemäß an dem Vorrang der großen politischen Probleme und den allgemeinen Verhältnissen der Presse. Auf der Grundlage dieses Entwurfs wird gegenwärtig im Reichsjustizministerium die amtliche Vorlage des neuen deutschen Strafgesetzbuchs fertiggestellt. Es ist in Aussicht genommen, daß sie noch im Sommer 1922 dem Reichsrat vorgelegt werde. Inzwischen aber und bis zur endgültigen Verabschiedung des Gesetzbuchs ruht die gesetzliche Fortbildung des Strafrechts keineswegs. Gegenteilig besteht darin eine fast zu lebhafte Bewegung und Tätigkeit. Wie schon in der Kriegszeit, so hat sich auch seit der Staatsumwälzung neben dem Inhalt des Strafgesetzbuchs ein ungeheurer straftrechtlicher Stoff in Sondergesetzen und Verordnungen, so in der Masse der Steuergesetze, in den durch den Versailler Vertrag dem Reiche aufgezwungenen Gesetzen über die Entwaffnung vom 7. August 1920 und über das Verbot militärischer Vereinigungen vom 22. März 1921, endlich in den zeitweiligen Verordnungen des Reichspräsidenten zu Art. 48 der Reichsverfassung über den Ausnahmezustand aufgetürmt. Wirtschaftliche, kriminalpolitische und staatsrechtliche Umstände boten weitere Anlässe zu strafrechtlicher Novellengesetzgebung. Zunächst die Notwendigkeit der Verschärfung der Strafen gegen Schleichhandel und Preistreiberei durch Gesetze vom 18. Dezember 1920 und 15. Dezember 1921, Gesetze, die allerdings ihre Zwecke nur unvollkommen erreicht haben und erreichen werden. Das liegt nicht an ihnen selbst, sondern am Tatbestande des Wuchers, der an seinen letzten und eigentlichen Quellen schwer zu fassen ist und wie kaum ein anderes Verbrechen die Möglichkeiten der Verschleierung besitzt. Die rasend fortschreitende Geldentwertung ferner sowie der Notstand der Ueberfüllung der Strafanstalten haben zu dem Gesetz vom 21. Dezember 1921 „zur Erweiterung des Anwendungsgebiets der Geldstrafe und zur Einschränkung der kurzen Freiheitsstrafen", in Geltung seit 1. Januar 1922, geführt. Die Geldstrafe mit ihren durchschnittlich

zehnfachen Erhöhungen ist dadurch in den Vordergrund unseres ganzen Strafensystems getreten. In dieses Spezialgesetz sind die schon erwähnten Bestimmungen über Fristen- und Teilzahlungen und die Möglichkeit der Abverdienung der Geldstrafe durch Arbeit aus den Entwürfen 13 und 19 übernommen. Endlich ist in Vorbereitung ein „Gesetz zur Anpassung des Strafgesetzbuchs an das Verfassungsrecht", d. h. die auf den Schutz der früheren Staatsform berechneten Strafbestimmungen sollen umgestellt werden auf die Organe der Republik, Reichspräsidenten, Regierungen des Reichs und der Länder, Reichstag, Reichsrat usw. Neben Gewalttätigkeiten oder Aufforderungen zu solchen gegen diese Organe oder ihre Mitglieder wird auch die öffentliche Beschimpfung der verfassungsmäßigen Staatsform sowie der Reichs- oder Landesfarben unter Strafe gestellt.

Dieses Anwachsen von strafrechtlichem Stoff außer und neben der Hauptquelle des Strafgesetzbuchs ist an sich ein Uebelstand. Es ist anzuerkennen, daß er in den Jahren der Ueberleitung des ganzen öffentlichen Rechts in eine neue Zeit nicht vermieden werden kann. Grundsätzlich aber muß die Novellengesetzgebung auf die Fälle dringendsten Bedürfnisses mehr und mehr beschränkt bleiben. Es darf insbesondere nicht geschehen, daß aus parteipolitischen Wünschen und Programmen erwachsene Anträge auf Abänderung des geltenden Strafrechts, wie Aufhebung der Todesstrafe, der Nebenstrafe der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, Beseitigung der Abtreibungsstrafen, worüber bereits drei, zum Teil übertrieben weitgehende Initiativanträge vorliegen, durch vorgreifliche Novellen erledigt werden. Die Regelung aller dieser und ähnlicher Einzelfragen kann einheitlich nur im Zusammenhange der Gesamtrevision geschehen. Diese Gesamtrevision beschränkt sich nicht auf das hier berührte Gebiet des Strafrechts i. e. S. Darüber hinaus hat sie die Strafgerichtsverfassung, das Strafverfahren und den Strafvollzug zu umfassen. Auf dem ersten dieser drei Gebiete hat man ebenfalls schon wichtige Teilreformen vorgenommen. So durch ein Gesetz vom 11. März 1921 zur Entlastung der Gerichte, wodurch die Zuständigkeit der Schöffengerichte erheblich erweitert und die Zulässigkeit der Privatklage über Beleidigung und Körperverletzung hinaus auf Hausfriedensbruch, Bedrohung, Geheimnisverletzung, einfache Sachbeschädigung und andere Delikte ausgedehnt wurde. Ferner in jüngster Zeit durch das Gesetz über die Zulassung der Frauen zum Schöffen- und Geschworenendienst. Weitere Teilreformen sind unter dem Namen einer „Kleinen Justizreform" angekündigt. Es ist wiederholt zu raten, in keinem Fall das Maß des dringend Notwendigen zu überschreiten. Die Kriminalreform großen Stils wird durch vorgreifliche Einzelreformen nicht erleichtert, sondern in der Einheitlichkeit ihres Gesamtgeistes gefährdet und dadurch erschwert. Wann der Reichstag damit befaßt sein wird, ist heute noch nicht zu sagen. Sicher ist nur, daß er damit vor eine große und ungewöhnlich verantwortungsvolle Aufgabe gestellt sein wird. Möge er sich ihr gewachsen zeigen. Dazu ist vor allem erforderlich, daß die Vollversammlung des Reichstags Selbstzucht übt und sich weise Selbstbeschränkung auferlegt, daß sie alle technisch juristischen Fragengebiete ihrem sachverständigen Ausschuß überläßt, daß kleinlicher parteipolitischer Streit vor der Majestät des Rechts verstummt, daß für reden und stimmen das Wohl des Volkes und die Sicherheit des Staates die einzig maßgebende Richtschnur bilden.

Der engliſch-iriſche Ausgleich.

Eine Studie zur engliſchen Kulturwiſſenſchaft*).

Von Profeſſor Dr. Walther Hoch (Stuttgart).

Der Friedensvertrag zwiſchen England und Irland ſoll eine offene Wunde am Körper des britiſchen Reiches ſchließen. Ein kurzer Blick auf die Geſchichte möge dies erläutern.

Wie ein unheilſchwangeres Leitmotiv klingt es, wenn wir hören, daß die iriſchen Biſchöfe den König Egfrith von Northumbrien verfluchen, deſſen Flotte im Jahre 684 die iriſche Küſte verwüſtete — ſchnöden Undank für die Tätigkeit großer iriſcher Miſſionare wie Columba und Aidan auf engliſchem Boden. Verhängnisvoller als der nationale Gegenſatz zwiſchen Kelten und Angelſachſen wirken die religiöſen. Schon der erſte Eroberungszug unter Heinrich II. 1168 fand die Billigung Hadrians IV. als Kreuzzug zur Ausdehnung der römiſch-katholiſchen Kirche über Irland, das den Primat des Papſtes nicht anerkannt hatte. Das Unglück wollte, daß die Iren nicht ſtark genug waren, um die Engländer völlig von ihrem Boden zu verjagen, aber doch auch zu ſtark, um es zu einer völligen Unterwerfung kommen zu laſſen. Die Geſchichte Schottlands legt uns für den erſten, diejenige von Wales für den zweiten Fall den Gedanken einer weniger leidensvollen Entwicklung nahe. So wurden nun aber nur die öſtlichen Gebiete von Drogheda, Dublin, Wexford, Waterford und Cork „engliſcher Bezirk“. Aber die politiſchen Gegenſätze, die ſich hier auftaten, wurden ſpäter überbrückt durch den gemeinſamen Widerſtand gegen die Reformation in England. In dem weltgeſchichtlichen Kampf der Gegenreformation, den der Papſt und Philipp II. von Spanien gegen das proteſtantiſche England der Königin Eliſabeth führten, ſtand Irland gegen England. Die Landung feindlicher Truppen in Irland im Jahre 1579 führte zu keinem Erfolg, ein neuer Aufſtand im Jahre 1598 wurde erſt 1603 unterdrückt. Die Erinnerung an dieſe und ähnliche Vorgänge in der Geſchichte beſtimmt heute noch das Denken der engliſchen Staatsmänner. Den Gegenſchlag gegen die Haltung Irlands tat England im Jahre 1610 mit der Koloniſation Ulſters. Zwei Drittel des Nordens von Irland wurden konfiſziert und an Siedler ſchottiſcher und engliſcher Abſtammung gegeben. Trotzdem dieſe Maßregel, rein äußerlich betrachtet, ein glänzender Erfolg war, ſo brachte ſie doch eine Scheidung zwiſchen zwei durch Raſſe, Sprache, Temperament und Religion verſchiedene Bevölkerungen mit ſich, die bis heute noch nicht geſchwunden iſt, wenn auch der ſoziale Gegenſatz gegen den engliſchen Unternehmer und Ausbeuter eine Brücke von Ulſter nach dem übrigen Irland zu ſchlagen ſcheint. Die Ulſterfrage bot ſpäter einer befriedigenden Löſung faſt unüberwindliche Schwierigkeiten.

Hatte Irland im Kampfe Roms gegen die Reformation gegen England geſtanden, ſo auch jetzt wieder, als ſich der Kampf der Puritaner um die religiöſe Freiheit mit dem des Parlaments um die politiſche ver-

*) Neuerdings iſt wieder eine Trübung in den engliſch-iriſchen Beziehungen eingetreten; gleichwohl ſind obige Ausführungen noch zeitgemäß, da die Folgerungen für die Politik Englands davon unberührt bleiben.

Die Schriftleitung.

band. Mit dem Fall Straffords im Jahre 1641 brach in Irland die helle Empörung mit entsetzlichen Greueln und Greuellügen aus, wie sie der Fanatismus der Religions- und Bürgerkriege zeitigte. Noch entsetzlicher war die Rache, die Cromwell 1649 nahm. Ein katholischer Grundbesitzer, der, ohne sich am Kriege zu beteiligen, dem Parlament gegenüber keine entgegenkommende Haltung eingenommen hatte, verlor zwei Drittel seines Landes, den andern wurde alles genommen. So wurde „Cromwells Fluch" der furchtbarste, den ein irischer Bauer seinem Feind entgegenschleudern konnte. Die Atempause, die Irland vergönnt war nach der Wiederkehr der Stuarts, deren Hauptstütze dieses Land wurde, war nur vorübergehend. Mit dem Siege Wilhelms von Oranien am Boynefluß (1690) über Jakob II. ist auch Irlands Schicksal besiegelt. Die Zusicherung religiöser Duldung im Vertrag von Limerick wird nicht gehalten. Der katholische Ire wird ein Fremder in seinem eigenen Land. Er ist von allen Aemtern ausgeschlossen, darf nicht einmal seine Vertreter im Parlament wählen. Nur wenig Land hat er noch zu eigentümlichem Besitz. Drückende Gesetze erzwingen den Uebertritt zum Protestantismus. Verwaltung und Rechtsprechung liegt in den Händen von Angehörigen der Staatskirche, die Regierung in denen weniger protestantischer Großgrundbesitzer. Wirtschaftliche Eifersucht schließt die irischen Produkte von ihren natürlichen Märkten in England aus. Das der Friede, der sich für hundert Jahre auf Irland senkt, ein Friede der Verzweiflung. Nach Swifts bitterm Wort werden die Iren die Holzhauer und Wasserschöpfer der Engländer.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts setzte dann gegenüber der Brutalisierung des katholischen Irentums eine rückläufige Bewegung ein, die nun in unsern Tagen ihr Ende erreicht. Den äußeren Anstoß gab der Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Kolonien, den die irischen Freiwilligen 1782 benützten, um das englische Parlament zum Verzicht auf Rechtsprechung und Gesetzgebung in Irland zu zwingen, so daß die beiden Länder nur noch durch Personalunion verbunden waren. Als aber die beiden Parlamente in der Frage der Regentschaft des Prinzen von Wales an Stelle des geisteskrank gewordenen Königs einen verschiedenen Standpunkt einnahmen, zeigte sich die Unhaltbarkeit des Zustandes. Noch mehr drängte die Gefahr der französischen Revolution, die allerdings bei Ninegar Hill 1798 niedergeschlagen wurde. Als erster Staatsmann hatte der jüngere Pitt das Uebel der irischen Unzufriedenheit an der Wurzel fassen wollen, die er in der Verarmung sah. Durch Herstellung des Freihandels suchte er die Wirtschaft zu heben. Als im Jahre 1800 durch sehr fragwürdige Mittel die Vereinigung des irischen mit dem englischen Parlament bewerkstelligt wurde, wollte er die volle Versöhnung der Iren durch die Befreiung der Katholiken von der Ausnahmegesetzgebung erreichen, aber der Plan scheiterte am Starrsinn des Königs Georg III.

Aber die Bewegung ließ sich nicht mehr aufhalten. Das 19. Jahrhundert ist die Geschichte einer fortlaufenden Reihe von Zugeständnissen, die die Iren eines nach dem andern der englischen Regierung abringen, durch Agitation und ungesetzliche Mittel in Irland, durch Opposition in London. Im Jahre 1829 wurde die Befreiung der Katholiken durch jene mächtige Organisation erreicht, die Daniel O'Connel ins Leben gerufen hatte. Der Ausschluß der Katholiken vom Parlament und gewissen

Aemtern hörte auf. Aber unmittelbar auf die Katholikenemanzipation folgte der „Zehntenkrieg", die katholiſchen Iren weigerten ſich die Steuern für die anglikaniſche Staatskirche zu bezahlen, die mit Gewalt in Irland eingeführt worden war und von der ſie doch nichts hatten. Erſt das Jahr 1869 brachte unter Gladſtone, der ſeine Miſſion darin ſah, Irland den Frieden zu bringen, die Entſtaatlichung der iriſchen Kirche und eine angemeſſene Regelung ihres Unterhalts. Auf die Löſung der religiöſen und der kirchlichen Frage folgte die der Agrarfrage, die Gladſtone ſchon 1870 zum erſten Male anfaßte. In Irland war der Großgrundbeſitz heimiſch geworden, der in ſehr kleinen Gütern verpachtet wurde. Die Eigentümer ſind meiſt die Erben und Nachfolger der Engländer, unter die die Ländereien in den verſchiedenen Perioden der Eroberung verteilt wurden, die Pächter die Nachkommen der enteigneten Eingeborenen. In Irland liefert der Beſitzer nur den Boden, nicht wie in England die nötigen Gebäude und Zubehör. Der Mangel an Induſtrie macht den Wettbewerb unter den Bauern ſehr ſcharf. Im Jahre 1880 berechnete man, daß ein Fünftel von Irland im Beſitz von 2793 Perſonen war, von denen kein einziger je das Land betreten hatte. So traten Mittelperſonen zwiſchen dieſe abweſenden Beſitzer und den Bauern, oft 4 bis 5 an der Zahl; im beſten Fall wurde das Gut von einem Agenten verwaltet, deſſen Intereſſe darin lag, möglichſt viel herauszupreſſen. Die Jämmerlichkeit der Lage zeigte ſich 1846, als infolge der Kartoffelfäule viele Tauſende ſtarben und hunderttauſende der Ueberlebenden auswanderten. Die Bevölkerung fiel von 8 Millionen im Jahr 1841 auf 4 Millionen im Jahr 1901. Halfen ſich nun die Grundbeſitzer gegen die Unrentabilität ihrer Güter dadurch, daß ſie vom Ackerbau, der ſich infolge der durch den Freihandel drückend gewordenen ausländiſchen Konkurrenz ſchlecht rentierte, zur Weidewirtſchaft übergingen, ſo wurden dadurch die iriſchen Bauern, die maſſenhaft auf die Straße geſetzt wurden, zur Verzweiflung getrieben, die ſich in Gewalttaten Luft machte. In zähem langem Kampf mit den Grundbeſitzern wurden hauptſächlich drei Forderungen der Pächter durchgeſetzt: 1. Solange der vereinbarte Pachtzins bezahlt wird, iſt dem Pächter das Gut ſicher. 2. Für Meliorationen wird er, wenn er das Verhältnis löſt, entſchädigt. 3. An die Stelle eines blutſaugeriſchen Pachtzinſes, wie ihn wilde Konkurrenz mit ſich bringt, tritt ein behördlich feſtgeſetzter angemeſſener Pachtzins. Die letzte Phaſe der Agrarreform ging darauf aus, an Stelle des doppelten Beſitzes — des Eigentümers und des Pächters — das zu ſetzen, was im Intereſſe des ganzen Volkes lag, die Güter dadurch möglichſt ertragreich zu geſtalten, daß man die iriſchen Pächter inſtand ſetzte, mit ſtaatlich gewährten Geldbeihilfen Eigentümer zu werden. So wurden bis zum 31. März 1906 über 85 000 Kaufverträge abgeſchloſſen zum Geſamtkaufpreis von nahezu 33 Millionen Pfund, die etwa einem Drittel des Geſamtſchätzungswertes des Grund und Bodens von Irland entſprechen.

Den Schlußakt der Befreiung bildet in unſeren Tagen die politiſche. Sie iſt ein Kompromiß. Die Feſtigkeit, mit der die engliſche Regierung die Anerkennung einer unabhängigen iriſchen Republik, d. h. ein völliges Ausſcheiden Irlands aus dem Verband des britiſchen Reiches als völlig indiskutabel von vornherein ausgeſchieden hat, hat etwas Impoſantes an ſich. Die Gründe ergeben ſich aus der vor-

liegenden geſchichtlichen Skizze. Ein 5. November 1916, an dem alle Warnungen bitterer geſchichtlicher Erfahrung in den Wind geſchlagen wurden, wäre in England undenkbar. Die ungeheuer ſtarke Tradition und Erfahrung, die ſich im engliſchen Kabinett, ähnlich wie im römiſchen Senat, anſammelt, das auch immer althiſtoriſche Namen aufweiſt, iſt eine der Hauptſtützen der engliſchen Politik.

Sehr beachtenswert iſt aber noch ein anderes Moment. Ganz deutlich tritt in obiger Skizze in der neueren Zeit die Abneigung Englands hervor, die Dinge ohne Not auf die Spitze zu treiben, ſie ſucht berechtigten Anſprüchen Rechnung zu tragen und Kompromiſſe zu ſchließen. Zweifellos wirkt die bittere Lehre des Abfalls der nordamerikaniſchen Kolonien, der jetzt noch nicht verſchmerzt iſt, bis heute nach. Als Träger der genannten Tendenzen wird man in erſter Linie das in neuerer Zeit in Kabinett und Parlament immer ſtärker hervortretende Element des Landedelmanns und des Kaufmanns anſehen dürfen. Man hat wohl das engliſche Geſicht mit einem Begriff, etwa demokratiſch, faſſen wollen, aber dieſe Pſeudowiſſenſchaft hat übel Schiffbruch gelitten, ſie hat das, was ſie vor dem Krieg als Kulturvorbild anbeten lehrte, im Krieg verbrannt. In Wirklichkeit handelt es ſich um Tendenzen und Strömungen, die im geſchichtlichen Leben eines Volkes wechſeln. „Napoleoniſche Gelüſte“ ſind nicht bloß auf Frankreich beſchränkt und der Jusqu'auboutismus der Franzoſen findet in Lloyd George's Knock out-Politik ſein Pendant. Umgekehrt finden wir obige Tendenzen wieder in dem Landedelmann Bismarck, deſſen Lebenswerk, die Verfaſſung des Deutſchen Reiches, ein Kranz von Kompromiſſen iſt und der ſeine Politik als do-ut-des-Politik und ſeine Aufgabe beim Berliner Kongreß mit einem dem Geſchäftsleben entlehnten Ausdruck charakteriſiert. Ein typiſches Beiſpiel aus neueſter Zeit iſt Ballin, den man den „Mann des Kompromiſſes“ genannt hat.

Der, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, nüchtern geſchäftsmäßige Charakter der engliſchen Politik tritt ſeit 1700 mehr und mehr hervor. Der Ausdruck Krämernation ſtammt von Ludwig XIV. Der erſte und erfolgreichſte Friedensminiſter Walpole erklärt: „Der verderblichſte Zuſtand, in dem England ſein kann, iſt der des Krieges; ſolange er dauert, müſſen wir verlieren und können nicht viel gewinnen, wenn er endet.“ Noch eine letzte ſchwere Niederlage erlitten die liberalen und fortſchrittlichen Ideen in der Frage der Behandlung der nordamerikaniſchen Kolonien, wo die ſtarr konſervativen, rein formal juriſtiſchen Anſchauungen des Königs und der Hofbeamten den Bruch verſchuldeten. Daß jene andern ſich mehr und mehr durchſetzen konnten — man denke nur an die Behandlung Südafrikas — hängt mit den Aenderungen in der Struktur der engliſchen Regierung zuſammen.

Man iſt bei uns wohl geneigt, unter der Einwirkung des Krieges das Verdienſt der engliſchen Regierung um die Löſung der iriſchen Frage zu unterſchätzen. Das elſäſſiſche Problem läßt ſich ja in keiner Weiſe mit dem iriſchen an Schwierigkeit vergleichen. Die Gegenſätze der Raſſe, der Sprache, des Temperaments, der Religion fehlten völlig, es gab keine Ulſterfrage. Von höherer geſchichtlicher Warte aus handelte es ſich darum, den Beſitz im Kriege gegen die furchtbare Koalition zu behaupten, dann wäre die Frage, wie z. B. die ſchleſiſche nach dem Siebenjährigen Kriege, aus der außenpolitiſchen Diskuſſion von ſelbſt ausgeſchieden. Es innen-

politiſch für den deutſchen Reichsgedanken zu gewinnen, war nur eine Frage der Zeit und vor allem der Pflege des Gedächtniſſes gemeinſam vollbrachter Kämpfe und Opfer, ein Imponderabile, das ſtärker als alles andere zuſammenſchließt, das Bismarck 1870 voll in ſeine Rechnung eingeſtellt hat, das England heute für den Gedanken des britiſchen Reiches geſchickt zu nutzen weiß. Bei uns hielten während des Weltkrieges die beiden größten Bundesſtaaten die Zeit für gekommen, unter Aſſiſtenz der Oberſten Heeresleitung durch eine Aufteilung die bisher gemachten Konzeſſionen rückgängig zu machen, ein Plan, deſſen Ausführung durch den Einſpruch des württembergiſchen Miniſterpräſidenten v. Weizſäcker verhindert wurde, aber deſſen Bekanntwerden verhängnisvolle pſychiſche Wirkungen hatte. Engliſche Regierungskunſt ging andere Wege. Es iſt nie eine Andeutung gemacht worden, frühere Zugeſtändniſſe zurückzunehmen, ja ſie wagte nicht einmal den Druck der allgemeinen Wehrpflicht 1916 auf Irland zu legen. Man hat ihr wohl vorgeworfen, daß ſie ſ. Z. Carſon gegenüber die Zügel zu ſehr ſchleifen ließ, daß ſie das Verſprechen iriſcher Selbſtverwaltung nicht raſch genug einlöſte, was Irland zum Schauplatz des Terrors eines latenten Bürgerkriegs machte. Aber nun macht dieſelbe Regierung, die einen reſtloſen Sieg davongetragen hat, Zugeſtändniſſe, die ſoweit gehen, als es mit der Sicherheit des eigenen Landes vereinbar iſt.

Der Krieg iſt vorüber. Wir brauchen keine antiengliſche Kriegspropaganda mehr. Umſomehr tut uns ein objektiver Einblick in die Kräfte not, die die Staaten groß und dauerhaft machen.

Freiheit.

Tell-Betrachtungen.

Sein Atem iſt die Freiheit,
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.
(Wilhelm Tell V. 2362 f.)

Die deutſche Republik hat noch keine Freiheitsdichter und Freiheitsdenker hervorgebracht. Wer nach Freiheit ſchmachtet, muß ſich ſchon mit unſeren Urgroßvätern unterhalten. Vierfach ſtand ihnen der Freiheitsbegriff als ein Heiliges im Mittelpunkt des Fühlens. Zunächſt die philoſophiſche Sehnſucht nach Freiheit des Willens und des Geiſtes gegenüber dem Diktat der Natur oder der Materie. Hier iſt der Ausgangspunkt des Forſchens Kants und derer, die ihm folgten, auch des jungen Fichte. Zum zweiten die Freiheit der Perſönlichkeit gegenüber der Umwelt, die ſchöpferiſche Läuterung des lebendigen Kernes der Individualität von dem lebloſen Drum und Dran: die Sendung Goethes und der von ihm zu eigenem Suchen gelöſten Geiſter. Zum dritten und vierten die Freiheit des Bürgers im Staat und die Freiheit der Nation. Nicht grundlos verkoppeln wir dieſe beiden Strebungen, ſie ſind faſt immer für jenes Zeitalter verbunden, und wenn der Freiheitsphiloſoph Fichte den Kreislauf durch dieſen vierfältigen Begriff am ſicherſten durchmeſſen

hat, so fühlte den Zusammenhang zwischen bürgerlicher und nationaler Freiheit fast noch tiefer der Freiheitsdichter Schiller, der von der Karlsschule her gegen die Tyrannen des absolutistischen Staates glühte und dem bis zuletzt eng im (monarchischen) weiten Land gewesen ist, denn

„die's bebauen, sie genießen nicht
den Segen, den sie pflanzen." (Tell V. 1799 bis 1815.)

Schiller hat auch eine echt naturrechtliche Abneigung gegen die Machtpolitik der Staaten. Sie verdirbt die schlichte Geradheit des Menschen. Schlosser und Burckhardt können sich mit ihrem „Die Macht ist an sich selbst böse" auf Schiller berufen. Es ist für den heutigen Deutschen mit wehmütigen Empfindungen gewürzt, daß Schiller die Befreiung gerade eines deutschen Stammes vom Mutterland weg verherrlicht, und daß der schwäbische Dichter den alemannischen Landsleuten das Idealbild ihrer gerechtfertigten und verklärten Abtrennung von den Stammesbrüdern geschenkt hat. Was der finstere Albrecht 1307 durch seine Landvögte getan hat, das war ja nichts anderes als die rauhe, schikanöse Aufrichtung eines wirklichen Staates, wie sie gleichzeitig und schon vorher mit besserem Erfolg der französische oder der englische König mit ihrem erbarmungslosen Beamtentum in ihren Ländern vollbrachten, zum Seufzen der Zeitgenossen und zum Dank der Nachwelt ihrer Völker. Das Gebot der Zeit war damals die Einigung der Nation unter Zerbrechung der feudalen Zwischengewalten und jener falschen Freiheiten der Stände, von deren Rudenz treffend sagt:

„Den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben." (V. 808 f.)

Im Kampf gegen die rückschrittliche, anarchische deutsche Libertät hatte Geßler die geschichtliche Gerechtigkeit auf seiner Seite, wenn er Rudolfs des Harras Einwand

„Das Volk hat aber doch gewisse Rechte",

mit der Gegenbemerkung abschneidet:

„Die abzuwägen ist jetzt keine Zeit:
Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. —
So oder so: es muß sich unterwerfen. (V. 2726—2732.)

Das Verfahren Albrechts ist kein anderes, als welches in der Unterwerfung der Sondergewalten der Isle de France oder der Mark Brandenburg mit Recht als höchstes nationales Verdienst der Kapetinger oder der Hohenzollern gefeiert wird. Freiheit, wo immer sie sei, ist stets durch Blut der Heroen erstritten worden. Aber nur der Erfolg, daß die Schweiz ein eigener Staat geworden und geblieben ist, hat in diesem Fall den siegreichen Bekämpfern der Fürstengewalt die Verehrung ihrer Nachkommen gesichert, wie im umgekehrten Fall den siegreichen Landesherren. Eine fortschrittliche, rechtserneuernde, revolutionäre Idee beseelt die Schweizer nicht, sondern das typische mittelalterliche Widerstandsrecht, das alte Partikulargewohnheiten und Sonderprivilegien wiederherstellt, wie dies Schiller als großer Geschichtsschreiber wundervoll in der Rütliszene, V 1354—1376, wiedergegeben hat.

Aber wenn es auch ein Kennzeichen unsrer vielgekrümmten, verlustreichen, nationalen Entwicklung bleibt, daß Schiller einen Freiheitskampf nicht von

Deutſchen für Deutſchland, ſondern von Deutſchland weg beſingen mußte, ſo iſt doch noch wichtiger, daß er ſich das Erringen der inneren Volksfreiheit nur durch das gleichzeitige Erringen der äußeren vorſtellen konnte. Ihm ſchwebte die franzöſiſche Demokratie vor, die 1792 die Nation gerettet und in den ſpäteren Jahren groß gemacht hat; er wäre, wenn er den Befreiungskrieg erlebt hätte, ſicher von der Partei Gneiſenaus geweſen, die einem Volk, das ſeine nationale Freiheit erſtritt, auch die innere Freiheit zugleich mit der Einheit geben wollte. Dem Umſturz von 1918 hätte Schiller wohl die Kriterien einer echten Revolution verſagt: denn ſie nahm keinen Anlauf, das Vaterland zu retten, ſie adelte ſich durch keinen nationalen Gedanken, auch wo er in dem Anſchlußbegehren Oeſterreichs ſo nah herandrängte: ſie war ein einfacher, gewöhnlicher Zuſammenbruch, eine einſtrömende Herrſchaft des Haufens, weil die Erben Bismarcks nichts taugten. Daß manches berechtigte demokratiſche Verlangen in dieſem Zuſammenbruch mit dem zügelloſen Schlechten zuſammen hochkam, mildert dies harte Urteil über die dichteriſch oder denkeriſch nicht verklärbare Novemberrevolte ſo wenig, wie die viele Tüchtigkeit, Opferkraft und Vernunft auf der Seite des alten, niederbrechenden Staates das harte Urteil mildert, daß das deutſche Volk ſchwach regiert und die faſt unerſchöpfliche Autorität des Bismarckſchen Reiches durch Stümperei vertan wurde.

Doch kehren wir zu Tell zurück. Wenn der ſterbende Attinghauſen den Adel von ſeinen alten Burgen ſteigen ſieht, wenn er weisſagt:

„Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ (V. 2426 f.),

ſo nicht deshalb, weil der Landmann auf neue Rechte pocht, ſondern weil er die Pflicht der Vaterlandsrettung dem Adel abgenommen hat:

„Hat ſich der Landmann ſolcher Tat verwogen
Aus eignem Mittel, ohne Hilf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſo viel vertraut,
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr.“ (V. 2417 ff.)

Der Univerſalhiſtoriker Schiller wußte, daß eine Demokratie nur dann beſtehen kann, wenn ſie ihrer Nation im Rate der Völker zu Ehren hilft. In welchem Maße der Bauer herrſchen oder mitregieren will, im ſelben Maße läßt Schiller ihn freiwillig, tätig, verantwortlich, glühend für die Freiheit ſeines ganzen Staates und Volkes leben, eingedenk der Wahrheit:

„Wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtſchaft ein.“ (V. 907 f.)

Weder abſtrakte Verfaſſungserwägungen noch auch rohe Kraft beſtimmen die dauernde Staatsform; vielmehr regelt ſich die Machtverteilung im Staate auf die Länge nach der nationalen Leiſtung der verſchiedenen Stände, Landſchaften oder Parteien. Die Bahn zur Freiheit iſt frei für den Tüchtigen, nur für ihn.

F. K.

Weltſpiegel.

Frankreichs Wege. Wieder einmal zeigt ſich, wie blind der Haß macht. Selbſt der ärgſte Franzoſenhaſſer wird gewiß nicht behaupten wollen, daß es Poincaré und ſeinen Leuten an politiſchem Verſtand fehlt, und doch haben ſie in Genua auffallend ſchlecht operiert und eine kurzſichtige und verblendete Politik getrieben. Ihren Fehler kann man als eine vollſtändige Verkennung der Weltſtimmung und der Bedürfniſſe der Welt bezeichnen. Sie wollten eben die Konferenz von Genua als eine weitere Station auf dem Leidenswege ihres Opfers Deutſchland an Verſailles, Spaa, London und Cannes anreihen und ſahen nichts anderes, als was ihr von Haß und Vorurteil erfüllter Blick als eine Gelegenheit zur Beraubung, Zerſtückelung und Erniedrigung Deutſchlands gewahrte. Darüber war es ihnen entgangen, daß die übrige Welt allmählich aus derartigen Gedankenkreiſen herausgeglitten war, weil die wirtſchaftliche Not ſie zwang, ſich in nüchternem Denken klar zu machen, woran es eigentlich fehlte und welche Zuſammenhänge bei allen dieſen Schwierigkeiten obwalteten. Frankreich hatte bekanntlich ſchon bei dem Auftauchen des Konferenzplanes die Abſicht gehabt, dieſes Waſſer entweder auf die eigene Mühle zu leiten, oder es ganz abzuſperren. Je mehr es ſich herausſtellte, daß die Wünſche der meiſten Weltſtaaten darauf gerichtet waren, einen wirklichen Friedenszuſtand und eine Geſundung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe herbeizuführen, deſto mehr war Frankreich beſtrebt, dem Zuſtandekommen und dem ungehinderten Verlauf der Konferenz Hinderniſſe zu bereiten.

Dieſer Wunſch ſchien ſich zu erfüllen, als der Vertrag von Rapallo zwiſchen Deutſchland und Sowjetrußland abgeſchloſſen wurde. Unſern letzten Weltſpiegel mußten wir in der vorigen Woche gerade in dem Augenblick beenden, als die Entſcheidung noch nach verſchiedenen Seiten hin offen war. Schnell genug hat ſich die Lage geklärt. Auch in dem Zeitraum, als dieſe Frage ſchwebte, ſah Frankreich ſeine Aufgabe darin, die Dinge zu einer Kriſis zu treiben, während Lloyd Georges Haltung ſchwer zu überſehen war. Sein Auftreten ließ ja zuerſt vermuten, daß er ſich in weiteſtem Maße der franzöſiſchen Auffaſſung anſchließen wolle; freilich gebot die Vorſicht, über die erſten Aeußerungen des leidenſchaftlichen, temperamentvollen Mannes nicht allzu ſchnell zu urteilen. Denn die erſte kühlere Minute, die zu einer Nachprüfung des deutſch-ruſſiſchen Vertrages aufforderte und die Gründe der Franzoſen richtig erkennen ließ, mußte dem engliſchen Premierminiſter zeigen, daß die Rückſicht auf das engliſche Intereſſe und die engliſche öffentliche Meinung eine andere Taktik anriet. Und ſo erlebten die Franzoſen in einer weiteren unangenehmen Erfahrung, daß ſie ſich umſonſt über Lloyd Georges kräftige, anſcheinend in ihrem Sinne gehaltene Reden gefreut hatten. Sie bereuten es nun, ſich deshalb ſelbſt einer gewiſſen Zurückhaltung befleißigt zu haben. Ferner hatten ſie anſcheinend darauf gerechnet, daß die deutſche Delegation ſich, wie es die Welt nachgerade gewohnt war, nachgiebig zeigen und leicht einzuſchüchtern ſein werde. Es war die größte Ueberraſchung für die Entente, daß es anders kam. Die deutſche Abordnung ließ ſich in der Wahrnehmung ihres guten Rechts, das mit Exiſtenzfragen Deutſchlands zuſammenhing, nicht beirren. Bis dahin waren die alliierten Regierungen daran gewöhnt, jede willkürliche Erweiterung der im Verſailler Vertrag feſtgeſetzten Befugniſſe

der Siegerſtaaten ohne weiteres vorzunehmen. Jetzt verſagte ſich England zum erſten Male dieſem bequemen Verfahren. Nachdem Lloyd George einmal die ruhige Einſicht in die Lage und die Pläne Frankreichs gewonnen hatte, ſchloß er ſich nicht, wie ſonſt, Frankreich an, ſondern ließ eine juriſtiſche Kommiſſion aufmarſchieren, die ihr Gutachten darüber abgeben mußte, ob der Vertrag von Rapallo gegen die Beſtimmungen von Verſailles verſtieß, — und ſiehe da, der Spruch lautete verneinend. Was Deutſchland getan hatte, wurde alſo auch von den Ententemächten mit Ausnahme von Frankreich als zuläſſig im Sinne des Verſailler Friedens anerkannt. Nun zögerte Lloyd George nicht, zuſammen mit den ihn unterſtützenden Mächten, vor allem dem ganz und gar der Vermittlung und Mäßigung dienenden Italien, den Konflikt ſo zu erledigen, daß es bei der Aufrechterhaltung des Rapallovertrages blieb.

So hatte ſich die Behandlung dieſer Frage durchaus nicht nach den Wünſchen Frankreichs geſtaltet, und deutlicher als je vorher zeigte ſich der Gegenſatz zwiſchen den ruhebedürftigen Mächten Europas, die des aufreibenden und wirtſchaftszerſtörenden Arbeitens mit Druck und Drohungen herzlich müde ſind, und dem beſtändig den Frieden bedrohenden Frankreich, das im Begriff ſtand, in eine völlige Iſolierung zu geraten. Dieſe peinliche Wendung genügte aber noch nicht, Frankreich zu einer größeren Zurückhaltung zu bewegen, obwohl gerade die Begründungen, deren es ſich bei den Auseinanderſetzungen über ſeine Lage ſeinen Verbündeten gegenüber gern zu bedienen pflegte, ihm einen leidlichen Rückzug hätten ermöglichen können. Es verriet ſich vielmehr immer ſtärker in der Offenbarung ſeiner Wünſche, die auf Deutſchlands Vernichtung gerichtet waren. Sehr mißgeſtimmt, auf dieſem Wege unerwartete Hinderniſſe bei den eigenen Verbündeten zu finden, begab ſich Frankreich nunmehr auf den Weg der Provokationen. Alles ſollte dazu dienen, Deutſchland in eine erbitterte Stimmung zu verſetzen, damit ſich ſeine Delegation zu irgend einem Schritt verleiten ließe, der den Franzoſen den Vorwand gab, die Konferenz zu ſprengen und die Deutſchen dafür verantwortlich zu machen. Nichts wurde unverſucht gelaſſen, von den gewöhnlichſten Klatſchereien und Intrigen bis zu offenen Beſchuldigungen in amtlicher Form, die es nicht verſchmähten, mit glatt erfundenen Behauptungen, gefälſchten Reden und ähnlichen Dingen zu arbeiten, ja ſogar in amtlichen Aktenſtücken an dritte Regierungen formale Beleidigungen gegen die deutſche Regierung zu ſchleudern. Hiergegen durfte und mußte die deutſche Regierung natürlich Einſpruch erheben; hatte ſich doch Frankreich dadurch vor der Konferenz und der ganzen Welt offenkundig ins Unrecht geſetzt. Im übrigen erreichte es ſeinen Zweck nicht. Deutſchland ließ ſich nicht provozieren, und Frankreich, das durch Scheitern ſeiner Verſuche, einen Konflikt mit Deutſchland und den Triumph der Methoden von Verſailles herbeizuführen, nervös und blind geworden war, überſah immer mehr, daß Europa inzwiſchen von anderen Gedanken erfüllt war.

So kam es zu dem merkwürdigſten Ereignis der Woche, dem offenen Auftreten Englands gegen die Richtung der franzöſiſchen Beſtrebungen. Man muß hier ſagen „Englands“, nicht „Lloyd Georges“, denn die Haltung der engliſchen Preſſe — mit Ausnahme der Northcliffe-Preſſe, gegen die jetzt manch kräftiges Wörtchen von gewichtiger Seite fiel, —

zeigte eine seltene Uebereinstimmung in der Verurteilung der friedenstörenden, gewalttätigen französischen Politik. Seit den Zeiten vor dem Kriege hat man in den englischen Blättern noch nicht so harte Worte gegen Frankreich gehört. Gewohnt, von Lloyd George ein schnelles Einlenken zu sehen, hatte Poincaré offenbar die Tragweite der Worte des englischen Kollegen, der ziemlich unverblümt eine Kündigung der Entente bei Fortsetzung der französischen Politik androhte, nicht richtig eingeschätzt. Er hielt, durch die Entwicklung der Dinge in Genua stark gereizt, im Vertrauen auf die Stimmung in seinem Lande in Bar-le-Duc jene aufsehenerregende Rede, die aufs neue heftige Drohungen gegen Deutschland richtete, zugleich aber auch nichts geringeres bedeutete als eine Drohung gegen den Frieden Europas und die sehnlichsten Wünsche aller Völker. Am ärgsten war die Erklärung, daß Frankreich allein militärisch vorgehen werde, wenn es sich von seinen Verbündeten nicht unterstützt sehe. Die Wirkung war eine ganz andere als die erwartete. In England erfolgte ein Ausbruch des Unwillens, und nicht nur die Neutralen, sondern auch Mächte der kleinen Entente rückten von Frankreich ab. Sogar Poincaré mußte sich dazu verstehen, eine Erklärung abzugeben, die seine Rede stark abschwächte und die Ausführung seiner „Sanktionen" von manchen „Wenns" und „Abers" abhängig machte.

In der nächsten Woche nähert sich die Konferenz von Genua voraussichtlich ihrem Ende. Dann wird man auch die zur Zeit noch schwebenden Probleme im Zusammenhang betrachten können. W. v. Massow.

Bücherschau.

Neue Bücher aus Oesterreich.

Auch der Mißgünstigte muß es heute zugeben: Oesterreich arbeitet. Unter den schwierigsten Verhältnissen, eingekapselt in einem durch und durch ungesunden, aufgezwungenen Zustand. Der völlige Zusammenbruch des Kronenkurses wirkt als Exportprämie, wir sind — an den Weltmarktpreisen gemessen — das billigste Land der Welt. Solche valutarische Ueberlegungen mögen wohl auch bei einigen neueren Verlagsgründungen hier mitgespielt haben. Denn das deutsche Buch wurde in Oesterreich durch den niederen Stand der Krone sehr teuer. Es lassen sich im Inland Bücher billiger herstellen. Schwieriger ist es allerdings für die neuen österreichischen Verleger, ihren Büchern auch den Absatz nach Deutschland zu öffnen. Denn vom österreichischen Markte allein kann kein Verleger leben, es erweist sich immer wieder, daß niemals ein österreichischer Verlag möglich ist, sondern stets nur ein deutscher, der aber wohl hier seinen Sitz haben kann.

Ein großer neuer Verlag in Wien ist der „Rikola-Verlag", von dem schon eine Reihe von Veröffentlichungen vorliegen und der bereits einige gute Bücher herausgebracht hat.

Sein mächtigstes Werk sei an erster Stelle angeführt: „Die Wiedergeburt des Melchior Dronte", ein Roman von Paul Busson.

Buſſon war bisher vor allem nur als feiner Novelliſt bekannt, wenn man von ſeinem ſchönen Buche „F. A. E.“ (Wila) abſieht, das vor einem Jahre erſchienen iſt und ſcheinbar viel zu wenig gewürdigt wurde. Mit dieſer „Wiedergeburt des Melchior Dronte“ aber hat Buſſon eine durchaus meiſterliche Leiſtung vollbracht, der ein dauernder, ehrenvoller Platz im deutſchen Schrifttume gewiß iſt. Ein großangelegter, mit reichen, ſatten Farben gemalter Seelenwanderungsroman. Sennon Vorauf, ein einfacher, bürgerlicher Menſch, beſitzt die Gabe, ſich ſeines früheren, vor ſeiner jetzigen Wiedergeburt liegenden Lebens zu entſinnen, des Lebens, das er vor anderthalb Jahrhunderten als der ſächſiſche Edelmann Melchior Dronte geführt hat. Und damit ſteigt in unerhörter Lebendigkeit dieſe längſt entſchwundene Zeit vor uns wieder empor. Ich kann mich nicht entſinnen, jemals eine derart lebensvolle Schilderung einer vergangenen Zeit geleſen zu haben, eine Schilderung, die in ihrer oft brutalen Realiſtik und wieder in ihrem feinen Verweben von myſtiſchen Zuſammenhängen ſo echt und überzeugend gewirkt hätte. Die Tore der Hölle werden vor uns aufgeriſſen, aber gleich wieder erklingt lieblich und fein der Geſang der Sphären, das Lied des Ewigen, das Lied der heimlichen Ueberzeugung, die wir alle in uns tragen, daß dieſes Leben nicht das einzige und erſte iſt, daß vordem ſchon ein Leben war und wieder ein ſolches kommen wird, ſo lange der Durſt des Lebens mächtig in uns iſt. Und eben dadurch rührt Buſſon ſo heftig an unſere Seele. Tore tuen ſich auf und nur mehr hinter zarten Schleiern liegen die jenſeitigen Dinge, die ſich nur ſo ſchwer in Worte einfangen laſſen. „Die Wiedergeburt des Melchior Dronte“ aber, von Paul Buſſon, iſt ein Werk, das dauern wird, ſo lange die Sehnſucht in dem deutſchen Menſchen lebendig bleibt, über die Grenzen ſeines Alltags in jenes geheimnisvolle Reich hinüberzulangen.

Etwas Schattenhaftes, Geſpenſtiſches iſt auch der Erzählung von Leo Perutz „Die Geburt des Antichriſt“ zu eigen. Eine knappe, kurze Sache, in der um kein Wort zuviel geſagt wird, die nur die unter abenteuerlichen Umſtänden erfolgte Geburt und erſte Jugend des großen Gauklers, des Grafen von Caglioſtro ſchildert. Ein durchaus ſkizzenhafter Entwurf, der aber durch eine glänzende, blendende Erzählungskunſt weit darüber hinausgehoben wird. „Die Geburt des Antrichriſt“ iſt unzweifelhaft ein Kabinettſtück moderner Erzählungstechnik. Durch die außerordentliche Art des Vortrages wird der Leſer angenehm darüber hinweggetäuſcht, daß der Vorwurf eigentlich recht dürftig iſt. Aber in dieſem Falle handelt es ſich weniger um das Was, als um das Wie. Und dieſes iſt ausgezeichnet.

Im gleichen Verlage erſchien auch von Robert Hohlbaum ein neuer Roman, betitelt „Der wilde Chriſtian“. Hier hat ſich Hohlbaum einen überaus dankbaren Vorwurf erwählt. Das Leben des größten Lyrikers vor Goethe, Johann Chriſtian Günthers. Meiſterlich wie immer iſt es Hohlbaum auch diesmal gelungen, die hiſtoriſche Umwelt zu malen. Es konnte ſich kaum jemand Geeigneterer finden, um dieſes arme kurze Leben, das zwiſchen Wein, Frauen und kargem Dichterruhm raſch verglühte, zu ſchildern, als ſein ſchleſiſcher Landsmann, der mit unendlicher Liebe an dieſes Leben herantrat. Oft packt des Autors Hand auch derb zu, nichts Menſchliches wird verſchwiegen, beſchönigt, aber um ſo lebendiger erſteht vor uns die Geſtalt dieſes hochbegabten, aber ſtets maßloſen, gepeitſchten, gehetzten Menſchen. Goethes Wort über ihn: „Er wußte ſich nicht zu zähmen und ſo zerrann ihm ſein Leben und Dichten“, hat lange Zeit einen Schatten auf dieſes Dichterſchickſal geworfen. Aber gerade Hohlbaum iſt es durch die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ſeiner Darſtellung

wohl gelungen, das Andenken dieſes bedeutenden Menſchen in unſerem Bewußtſein zu retten. Damit hat er viel geleiſtet und wir müſſen dankbar ſein. Im gleichen Verlage gibt Hohlbaum auch die Gedichte Günthers heraus, um nicht nur deſſen Leben, ſondern auch deſſen Werke der Nachwelt zu erhalten.

Der liebenswürdige Roman von einer Frau iſt „Die Liebesleiter" von Maria Peteani. Hier gelang es zum erſten Male einer weiblichen Dichterin, den Lebenslauf einer großen Kokette künſtleriſch einwandfrei zu geſtalten, ſtets über dem Stoffe zu bleiben, nicht in dieſem zu ertrinken. Der Roman iſt leicht und flüſſig geſchrieben, regt durchwegs das Intereſſe des Leſers an und ſtempelt das Buch durch ſeine Art zu einem Unterhaltungsbuche höherer Art. Und daß alles Geſchehen des Buches ſo aus dem Geiſte der Frau heraus geſtaltet und geſchrieben iſt, verleiht dem Romane Maria Peteanis einen Schleier beſonderer Anmut.

Liebe iſt auch der Inhalt des Romanes von Emil Scholl „Das Abenteuer", der ſich mit ſeinem prächtigen hiſtoriſchen Romane „Die Roßtäuſcher", einen guten Namen gemacht hat. Zwei Menſchen aus verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen finden ſich durch einen wunderlichen Zufall und was ſich daraus entſpinnt, iſt die Geſchichte einer ſtarken ſinnlichen Liebe, die hell auflodert und raſch wieder verbrennt. Der Faden der Handlung iſt wohl etwas dünn geraten und auch die treffliche Schilderung der kleinbürgerlichen Umwelt des Mädchens kann darüber nicht hinweghelfen. Es ſteckt vielleicht etwas zu viel an reiner Unterhaltungsliteratur in dieſem Buche, das ſonſt geſchickt und ſpannend geſchrieben iſt.

Von Büchern anderer Art des gleichen Verlages wäre vor allem das „Sibiriſche Tagebuch" des Dr. Burghard Breitner zu nennen, des großes Arztes und Menſchenfreundes, der von den deutſchen und öſterreichiſchen Kriegsgefangenen „Engel von Sibirien" genannt wurde. Es iſt ein Werk von größtem Format, dem man Unſterblichkeit ruhig vorausſagen kann. Es wird beſtehen bleiben als menſchliches und künſtleriſches Dokument des Krieges und der unermeßlichen Leiden aller Kriegsgefangenen in Sibirien. Aber es ſteckt auch ein gutes Stück Mannesmut in dieſem Buche, deſſen Verfaſſer ſich 1921 noch zu den Gefühlen bekennt, die ihn in den Auguſttagen des Jahres 1914 beſeelten. Und es iſt gleichzeitig ein Bekenntnisbuch ſchönſter Art, hinter dem ein ganzer aufrechter Menſch ſteht. Daß Dr. Breitner aber auch ein Künſtler iſt, der Eindrücke zu geſtalten verſteht, wird jeder zugeben, der dieſes denkwürdige „ſibiriſche Tagebuch" geleſen hat. Daß es recht viele leſen mögen, ſolche, die dort waren und ſolche, denen es erſpart blieb, iſt mein warmer Wunſch.

Einen intereſſanten Band Briefe hat der verſtorbene große Schauſpieler Joſef Kainz hinterlaſſen. Die „Briefe von Joſef Kainz" (herausgegeben von Hermann Bahr) legen dafür Zeugnis ab. Der Eindruck, den man immer bei Kainz hatte, verſtärkt ſich durch dieſe Briefe: hier iſt nicht nur ein bedeutender Schauſpieler am Werke, ſondern auch ein wirklicher Künſtler. Sie zeugen dafür, daß Kainz ein Menſch war, der unermüdlich an ſich arbeitete, der für alle Wiſſensgebiete warmes Intereſſe beſaß, der Ueberſetzungen aus dem Engliſchen machte und der ſich — ſo gar nicht komödienhaft — mit dem Leben als einer durchaus ernſt zu nehmenden Sache heftig und ehrlich herumſchlug. Man meint die unnachahmliche Klangfarbe ſeiner Stimme zu hören, wenn man dieſe Briefe lieſt, dieſes Organ, das die Nerven des Zuſchauers immer ſogleich anpackte und Genuß, Erſchütterung übermittelte, die unvergeßlich bleiben.

Ein anderer öſterreichiſcher Verlag, der ſehr fleißig arbeitet und ſich um unſer Schrifttum bereits Verdienſte erworben hat, iſt die „Wila“. Gute Namen beſitzt ſie heute genug. Robert Hohlbaums letzter Novellenband „Fallbeil und Reifrock“ erſchien dort und vereinigt einige kleine Meiſterſtücke der Erzählungskunſt. Seine Art hat etwas ungemein Reizvolles und Anheimelndes. Und dabei verſteht er es auch oft, gewaltig zuzupacken, wie in der „Marſeillaiſe“ und gleich wieder (in der „Winterbrautnacht“) eine ganze Erzählung auf Zarteſtem, Unausgeſprochenem aufzubauen. Auch Proben köſtlichen Humors liefert Hohlbaum in dieſem ſchmalen Bändchen. Bei dem internationalen Geiſtesmiſt, der uns Deutſchen in letzter Zeit reichlicher denn je vorgeſetzt wird, wirkt eine Erſcheinung wie Robert Hohlbaum, der neben ſtarkem völkiſchen Empfinden auch über künſtleriſche Erſtklaſſigkeit verfügt, doppelt wohltuend. Hier ſei auch zugleich auf ſein neueſtes Buch, das im Verlage L. Staackmann erſchien, hingewieſen, auf den Roman „Grenzland“. Es iſt der Roman des von den Tſchechen geraubten deutſchen Landes, das an Deutſchland grenzt. Man wird dieſen Roman im Reiche draußen gar nicht genug leſen können!

In der Novellenſammlung der „Wila“, um wieder zu dieſem Verlage zurückzukehren, findet ſich auch ein Novellenband des vor allem als Dramatiker bekannten Oeſterreichers Adolf Schwayer und nennt ſich „Leute aus der Art“. Dieſe Novellen wurzeln alle im heimatlichen Boden und bringen eine Fülle eigenartiger, kräftiger Geſtalten. Man kann ſich kaum beſſere volkstümliche Erzählungen denken. Gut deutſche, gerade, zähe, im Heimatboden wurzelnde Menſchen, die alle den Duft der Scholle in den Kleidern tragen, dieſe Leute bringt uns Schwayers gereifte Erzählungsart nahe.

Aehnliches gilt auch von dem Novellenbande des in Chemnitz lebenden Hofrates Anton Ohorn „Im Zölibat“ (ebenda), Erzählungen, die im Prieſterleben wurzeln, und hinter denen eine hohe, edle Menſchlichkeit ſteht. Packend und ehrlich finden Konflikte ihre Darſtellung, deren einer Pol der Menſch, derer anderer aber der ſelbſtgewollte Beruf iſt. So die Einrichtung des Zölibats in der katholiſchen Geiſtlichkeit. „Im Banne der Satzung“ iſt eine einzige heftige Anklage gegen den „troſtloſen Jammer des Zölibats“, das mit unmenſchlicher Härte ſich an dem Wahrſten im Menſchen, an deſſen Natur, verſündigt.

Zum Schluß ſei noch zweier beſonders leſenswerter Bücher gedacht. Da iſt einmal der neue Roman von Hans Bartſch „Seine Jüdin“ (Verlag L. Staackmann), in dem des Dichters Stellung zur Raſſenfrage feſtgelegt ſein ſoll. Ich meine aber, daß es weniger eine Stellung zur Raſſenfrage iſt als eine ſolche zu allerlei religiöſen Unwägbarkeiten, von denen die Seele des Helden, des öſterreichiſchen Generalſtabsoffiziers Hebedich, erfüllt iſt, der eine hübſche Jüdin heiratet. Als Roman iſt dieſes Buch beſter Bartſch. Die Handlung, die nur die Geſchichte dieſer Miſchehe erfüllt, iſt, trotzdem ſie dadurch völlig nach innen verlegt werden mußte, durchweg ſpannend, erwärmt den Leſer und hält ihn in Atem, da ja der Stoff allein zu feſſeln imſtande iſt. Jeden, der die Judenfrage als die wichtigſte unſerer Zeit erkannt hat. Nur einen Haken ſcheint die Sache zu haben: Bartſch kennt ſeine Juden zu wenig, er ſieht ſie aus dem gleichen Geſichtswinkel, aus dem man ſie vielleicht vor zwanzig Jahren anſehen konnte, vor dem Weltkrieg und Umſturz, aber nicht mehr heute. Er verkennt vollkommen die geſchloſſene Macht dieſer Raſſe, die den größten ein-

heitlichen Zielen entgegenarbeitet. Trotzdem wird ſich Bartſch aber durch dieſes Buch unter den Juden wenig Freunde erwerben, die Anerkennung, die er dieſer energiſchen Raſſe ab und zu zollt, ſein Schwärmen von Allmenſchlichkeit, iſt ihnen heute bereits zu wenig, als daß ſie ſich damit zufrieden geben könnten. Denn in ihren Augen wird vor allem die ſchwerwiegende Tatſache des Romanes beſtehen bleiben. Die jüdiſche Frau dieſes Generalſtabsoffiziers liebt ihren Mann ſchwärmeriſch, ſo lange er während des Krieges in Anſehen und Geltung ſteht, ſo lange er Karriere macht; nach dem Sturz aber, als ihr Mann aller ſeiner äußeren Würden entkleidet, in ſeiner nackten — und doch ſo reichen — Menſchlichkeit vor ihr ſteht, verläßt ſie ihn ſchmählich, um ſich mit einem italieniſchen Offizier zu vereinigen.

Zum Schluß noch ein Roman von Jeremias Kreuz, dem Verfaſſer der erfolgreichen „Großen Phraſe“. Es iſt gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu Breitners „Sibiriſchem Tagebuch“, heißt „Die einſame Flamme“ (Egon Fleiſchel, Berlin) und ſtellt ſich als ein meiſterlicher Roman der Kriegsgefangenſchaft dar. Aus innerſtem Erleben heraus geſchrieben, iſt dieſes Buch die erſte völlige Bewältigung dieſes ungeheuer großen, pſychologiſch hochintereſſanten Stoffes. Kreuz beſitzt die Gabe der kurzen Charakteriſierung, die mit wenigen Strichen ein Weſen von Fleiſch und Blut hinzuſtellen weiß. Jede Figur des Buches lebt, zum greifen deutlich entſteht das Offizierslager in der ſibiriſchen Wüſte vor dem Leſer, die Not und Qual des täglichen Lebens, ein- und zuſammengepfercht mit Kameraden, deren Lebensgewohnheiten den eigenen ſchnurgerade entgegenlaufen, dieſe Qual der künſtlich Entmannten, vom Weibe Abgeſchnittenen. Zwei Seelen rangen in der Bruſt des Dichters und das Symbol dieſes Kampfes wurden die zwei beſten Figuren des Romanes. Der pazifiſtiſche Träumer, der junge Baron Riedammer, der ſeinen Verſen und ſeinen wunderſchönen Gedanken über Verbrüderung der Menſchen und von dem Siege der Religion der Liebe lebt und der alte trotzige Feldhauptmann Bladerer, der ſich nicht beugt und den die Sehnſucht treibt, wieder für das Vaterland kämpfen zu können. Und daß die beiden Menſchen, die ſich anfänglich gar nicht verſtehen konnten, ſchließlich Freunde werden, rundet ihren ſymboliſchen Gehalt völlig ab. Es wimmelt in dem Buche nur ſo von glänzend geſchauten und geformten Geſtalten, jeder Strich ſitzt und der ingrimmige Humor von Kreuz, der alle in ihrer kleinen Menſchlichkeit ſieht und eben darum für alles Verſtändnis aufbringt, wirkt darum trotz ſeiner peitſchenhiebartigen Schärfe befreiend.

Roderich Meinhart.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Geſchäftsführung: Deutſcher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 6. Mai 1922

Nummer 17

Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Schluß.)

Gesellt sich zur Arbeit der Erfolg, so wird die Tätigkeit des Kolonisten aus einer Not zur Lust und weiter, mit Hilfe des reinen Erwerbstriebes, der Konkurrenz und der Gewohnheit, zum alleinigen Zweck und Ziel des Daseins. Auf diesem Wege gerät in gedeihenden Kolonien das Leben und Schaffen oft in ein uns befremdendes Tempo. Unabläſſig ſinnt und beginnt der koloniale Eifer neue, ſtets größere Unternehmungen. Wer ſtehen bleibt oder ſich mit Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten abgibt, wird überrannt, bei Seite geſtoßen, damit die wilde Jagd keinen Aufenthalt erleidet. Fehlſchläge entmutigen ſelten. Der kategoriſche Imperativ lautet ins Koloniale überſetzt: Try again! Die Haſt und Unraſt äußert ſich u. a. auch in häufigen und ſchnellen Ortsveränderungen von Menſchen und Wohnplätzen. Sogar in Siedelungskolonien iſt die Beſitzlage weniger ſtabil als bei uns. Nicht jeder findet ſofort die Stelle, die ihm zuſagt. Die Verlockung, in dem weiten Gelände nach Beſſerem zu ſuchen, iſt groß. Manchen wird das Leben unter halbwilden Verhältniſſen unentbehrlich. Sie halten ſich ſtets an der äußerſten Grenze der beſiedelten Zone, on the outskirts of civilization; ſie ſind die Vorpoſten und ziehen weiter, ins Ungewiſſe hinein, wenn die Stellung vom Haupttrupp beſetzt wird.

Deſſen unerachtet iſt in Kolonien, mit Ausnahme der rein tropiſchen, wo der Europäer aus klimatiſchen Gründen nur eine vorübergehende Erſcheinung iſt, der Begriff Heimat keine unbekannte oder unvollſtändige Größe. Insbeſondere iſt der normale Farmer ein Dauerſiedler, hat Weib und Kind und wünſcht das Kulturland, das er aus ſeinem Stück Wildnis gemacht, ſeinen Nachkommen zu hinterlaſſen. Eigene Urbarmachung webt ein ſtarkes Band zwiſchen Menſch und Erde und wird mit jedem Erbfall der Angeſtammtheit ähnlicher. Unbedenklich nimmt daher die Geſetzgebung faſt aller Kolonien die draußen geborenen Kinder kraft des jus soli als Landeskinder in Anſpruch. Ja, auch die Abwege, die wir kennen,

ſind in Kolonien nichts Ungewöhnliches: Kirchturmspolitik und regelrechter Partikularismus. Der Kampf zwiſchen Föderaliſten und Unitariſten begleitet jedes ſtaatliche Werden und Wachſen und zeitigt mitunter Gebilde von überraſchender Aehnlichkeit. Die Zuſtände, die zwiſchen den einzelnen auſtraliſchen Staaten herrſchten, ehe ſie ſich zur Commonwealth zuſammenſchloſſen, erinnern lebhaft an die alte deutſche Kleinſtaaterei. Die vermeintliche Geſchichtsloſigkeit Amerikas, die der mit Vergangenheitsſucht überſättigte Goethe in bekannten Verſen pries, hat den neuen Kontinent nicht vor „unnützem Erinnern“ und „vergeblichem Streit“ bewahrt. Der Sezeſſionskrieg hatte neben ſeinen wirtſchaftlichen Anläſſen tiefer liegende Urſachen in den Traditionen, die die Koloniſten aus Europa mitbrachten. Im Norden herrſchten die Puritaner, im Süden die Kavaliere, verſtärkt durch franzöſiſche und ſpaniſche Einſchläge! Und nicht zufrieden, mit den Reſten europäiſcher Geſchichte belaſtet zu ſein, haben ſich die Amerikaner ſeitdem noch eine eigene Geſchichte zugelegt: Längſt iſt die amerikaniſche Wiſſenſchaft in die Tiefen der vorkolumbiſchen Zeit eingedrungen und hat mit Kontinentalſtolz feſtgeſtellt, daß die Kultur der ſogenannten neuen Welt die ältere iſt; denn als in Europa und Aſien noch das Mammuth umherſchweifte, trieben die Menſchen in Arizona und Neumexiko ſchon künſtliche Bewäſſerung, und auf dem Hochlande von Peru war die Aſtronomie bereits zehn Jahrtauſende vor unſerer Zeitrechnung zu Haus. Amerika muß eben immer wieder von neuem entdeckt werden. Die pflegliche Behandlung, die die Denkmäler der Natur- und der Menſchengeſchichte in Amerika jetzt erfahren, iſt muſtergiltig. Sei dies — im Geſichtskreis der Kontroverſe Ratzel-Baſtian beurteilt — Entlehnung (und Weiterführung) europäiſchen Vorbildes oder Auswirkung eines Völkergedankens und damit ein Beweis, daß der bei uns ins Wanken geratene Hiſtoricismus doch eine dem Menſchen angeborene Anſchauungsweiſe iſt, — wir haben kein Recht mehr, den Amerikaner einen Banauſen zu ſchelten.

In ſeiner höchſten bisher erreichten Form iſt der homo colonus ein fertiger pſychologiſcher Typus. Er iſt zu einer unabhängigen Lebensanſchauung gelangt, die ihm, mag ſie ihn auch vor Selbſtgefälligkeit und Selbſtüberhebung nicht ſchützen, eine moraliſche Grundlage in der Welt ſichert. Rohrbach erblickt in dieſem Selbſtgefühl den Kern der kolonialen Pſychologie.*) Ich ziehe vor, ihr Weſen als einen geſteigerten Individualismus zu bezeichnen, der zwar oft in Zügelloſigkeit übergeht und dem Staat und deſſen Einrichtungen wenig von dem Reſpekt entgegenbringt, den wir gewohnt ſind, aber dennoch ſich mit dem ſozialen Inſtinkt im allgemeinen gut verträgt. Ein amerikaniſcher Publiziſt, Price Collier, hat dem politiſchen Glaubens- oder vielmehr Unglaubensbekenntnis ſeiner Landsleute folgende Faſſung gegeben:

„Under no government, whether democratic or aristocratic, has the individual ever been given any rights. He has always everywhere been pointed to his duties; his rights he must conquer for himself.“**)

---

*) Der deutſche Gedanke in der Welt, Langewieſche 1912 (Vorkriegsausgabe), S. 141.

**) Germany u. the Germarns, p. 96.

(Unter keiner Regierunsform, demokratiſch oder ariſtokratiſch, ſind dem Individuum jemals irgendwelche Rechte gewährt worden. Es iſt ſtets und überall nur auf ſeine Pflichten hingewieſen worden; ſeine Rechte muß es ſich ſelber erobern.)

Nicht zu leugnen iſt, daß das nackte Geſetz der Not und des Intereſſes, wenn es ſich wie in Amerika in eine ſchnell heranbrechende Zeit großer wirtſchaftlicher Proſperität hinein fortſetzt, ernſte Gefahren mit ſich bringt. Doch ſind die beſten Schichten Amerikas, worunter ich nicht das verſtehe, was man die beſte Geſellſchaft nennt, ſich der Gefahren bewußt und auf der Hut. Der koloniale Individualismus hat an der Grenze der Geſchlechter nicht Halt gemacht. Die Frauenbewegung, die über Amerika-England zu uns gekommen iſt, iſt eine Frucht der kolonialen Entwicklung. Die immer noch herrſchende Meinung, daß die Minderzahl der Frau in der neuen Welt eine weſentliche Urſache ihrer dortigen Beſſerſtellung ſei,*) iſt oberflächlich und für beide Geſchlechter herabwürdigend. Auch handelt es ſich keineswegs um eine amerikaniſche Sondererſcheinung. In Auſtralien und Neuſeeland iſt das Frauenwahlrecht älter als in den Vereinigten Staaten.

In der Geſchichte, Kulturgeſchichte und Politik ſpielt die koloniale Pſychologie eine Rolle erſten Ranges. Ohne ſie bleibt unſere Anſchauung vom Weltbilde unvollſtändig, bleibt namentlich das britiſche Weltreich, in ſeiner interkolonialen Struktur, in ſeinen Beziehungen zu Amerika und in ſeiner ganzen äußern Politik, ein Komplex von Rätſeln, eine gigantiſche Abſurdität. Das kann im Rahmen dieſer Skizze nur angedeutet werden. Ob einem aber perſönlich der altweltliche oder der neuweltliche Menſch beſſer zuſagt, iſt natürlich Geſchmacksſache. In Reinkultur gezüchtet zeigt jener Hypertrophie des Intellekts, dieſer Hypertrophie des Willens. Schätzungsweiſe darf man annehmen, daß das Verhältnis von Gentlemen, Cads und Snobs hüben und drüben ungefähr das gleiche iſt. Wer die oft gerügte koloniale „Ungezwungenheit" unterſtreicht, ſollte ſich durch Krieg und Revolution belehren laſſen, wie auch alte Kultureuropäer unter den Folgen äußerer Umſtände maſſenweiſe faſt im Handumdrehen zu vollendeten Rüpeln werden können. Und das war nicht nur diesmal ſo! Ich ſelbſt bekenne gern, daß ich unter Koloniſten verſchiedener Nationen oft eine angenehm berührende Friſche und Natürlichkeit gefunden habe, die als allgemeine Regel im Salon vielleicht nicht am Platze wäre, aber mit der vielgerühmten politesse du coeur weſensverwandt und mindeſtens ebenſo aufrichtig iſt.

Der hier in ſeiner modernen Ausgeſtaltung geſchilderte Gegenſatz iſt uralt. Seitdem es Menſchen gibt, iſt koloniſiert worden. Der Eiszeitler, der, unter einem Felsvorſprung kauernd, ſich aus den rauhen Wettern der Gletſcherperiode in warme tropiſche Wälder hineinträumte, war wohl der erſte Kolonialpolitiker. Wenn Horden ſich teilten, muß das Zuſammengehörigkeitsgefühl gemindert worden oder geſchwunden ſein. Mit dem Uebergang zum Ackerbau reifte der Beharrungstrieb und kehrte ſich gegen den Fernbetrieb. Daß der Bodenſtändige auf den, der die väterliche Scholle verläßt, mit einem Mißgefühl blickt, erſcheint begreiflich. Der Nomade kam dem Seßhaften unheimlich, artfremd vor, auch wenn er friedlich vor-

*) Vgl. z. B. Müller-Lyer, Phaſen der Liebe, München 1913, S. 194 u. 203.

überzog. Das Räuberleben vieler Nomadenvölker befeſtigte ſolche Vorſtellungen. Daraus erwuchs im weitern Verlauf die Entrechtung des Landfahrers. Noch eine Stufe tiefer ſtand der Zigeuner, und in der verwitterten Geſtalt des ewigen Juden erſchuf ſich die Phantaſie die ſtärkſte Allegorie der Unſtetigkeit. Wer den Frieden der Heimat brach, ward fried- und heimatlos. Wer ſich ſelbſt der Heimat begab, verfiel der Mißachtung. Die Strafe der Verbannung iſt bei den ziviliſierten Völkern heute abgeſchafft. Geblieben iſt das moraliſche Uebergewicht des Heimatfeſten.

Uns Deutſchen war es beſchieden, dieſes Vorrecht mit einem Schutzkleid von ſtark betonten Gefühlskonventionen zu umgeben, wie ſie unſerer durch geſchichtliche Erlebniſſe fortgebildeten Gemütsanlage entſprechen. Sie gipfeln in dem ſprichwörtlichen Vorwurf der Unredlichkeit gegen den, der nicht im Lande bleibt. Das Wort ſoll im 13. Jahrhundert entſtanden ſein, unter den Erfahrungen der Kreuzzüge, jenes zwei Jahrhunderte währenden, vergeblichen Unternehmens zur Koloniſation des Orients. Sicher erhielt damals das Wort Abenteuer, das doch als aventüre eine der ſchönſten Blüten in dem Zaubergarten des Rittertums geweſen war, den Nebenbegriff des Wüſten, Anrüchigen, Unehrbaren. In England hat es ſeinen guten Klang bewahrt; die merchant adventurers des 16. Jahrhunderts erfreuen ſich dort als Nationalhelden hohen Anſehens. Nicht minder bezeichnend iſt der Bedeutungswandel, der ſich in unſerem Worte Elend von exilium in miseris vollzogen hat. In keiner andern Sprache hat die Heimatliebe einen ſo ſchwermütigen Ausdruck gefunden wie im Deutſchen durch das Wort Heimweh! Es beſteht kein Zweifel, daß wir Deutſche die Auswanderung tiefer, tragiſcher auffaſſen als andere Völker. Weder der Nimbus des Exotiſchen, der im deutſchen Binnenlande immer noch wirkt, noch alles Lob, das heute gern dem ausgeplünderten deutſchen Rückwanderer geſpendet wird, kann die Tatſache verhüllen, daß die Kluft zwiſchen Ausgewanderten und Daheimgebliebenen in Deutſchland größer iſt als anderswo. Wenn Sydney Whitman, der lange Jahre als engliſcher Zeitungskorreſpondent in Deutſchland lebte, an den Auslandsdeutſchen tadelt, daß ſie dem deutſchen Idealismus untreu werden,*) und wenn Tolſtoi insbeſondere an den Deutſchruſſen die gleiche Beobachtung macht,**) ſo verſteht man ſolche ausländiſchen Stimmen aus einer Zeit, wo der beginnende Aufſtieg Deutſchlands bei den bedrohten glücklichen Beſitzern Mißgunſt und Beſorgniſſe erregte; die Ausſicht, daß Hans der Träumer zum Praktiker werden könnte, war unbequem. Es konnte nichts ſchaden, wenn man ihn gelegentlich ermahnte, ſich ſelber treu zu bleiben. Aber in Deutſchland ſelbſt ſind ähnliche Urteile in neuerer Zeit laut geworden. Der alte Ernſt Moritz Arndt iſt mit den baltiſchen Deutſchen, die er während ſeines Aufenthalts in Rußland kennen lernte, aus den angedeuteten Gründen nicht ganz zufrieden.***) Gottfried Keller meint milder, aber doch entſcheidend, daß man, um den Charakter eines Volkes recht zu kennen, dasſelbe bei ſich und an ſeinem Herde aufſuchen müſſe,†)

*) Imperial Germany, Tauchnitz, p. 28.

**) Erinnerungen an Sewaſtopol, Teil III Kap. 17.

***) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.

†) Grüner Heinrich, III Kap. 12.

und nach Theodor Fontane iſt es allgemein die Norm, daß der „Gute und Beſte“ daheim bleibt.*) Bemerkenswert iſt, daß dieſe drei, deren perſönlichen Idealismus niemand in Frage ſtellen wird, nebſt vielen andern hervorragenden Männern gerade dem Kolonialgebiet entſtammen. Parallel damit verlaufen in unſerer Geſchichte einerſeits eine ungeheuere koloniſatoriſche Volkskraft und andererſeits eine gänzliche kolonialpolitiſche Erfolgloſigkeit. Den Schaden, den wir durch dieſe rudimentäre Entwickelung erleiden, könnte ein Weltwirtſchaftsſtatiſtiker unſchwer ausrechnen. Der ſchädigende *Faktor* liegt darin, daß wir die Innervation entbehren müſſen, die von den auf andern Boden verpflanzten und dadurch zu erhöhtem Wachstum angeregten Ablegern eines Volkes ausgeht und mit den Energiequellen des Mutterlandes ungehindert in befruchtende Wechſelwirkung tritt, wenn das Band politiſcher Gemeinſchaft vorhanden oder wenigſtens das Volkstum der Auswanderer erhalten iſt. Die koloniale Lebensanſchauung würde auf uns wirken, wie ein friſcher lebendiger Frühlingswind auf die eingeſchloſſene Luft der Winterſtube. Alle Zweige des Gemeinſchafts- und des Einzellebens, der geiſtigen und der wirtſchaftlichen Kultur würden die belebende verjüngende Kraft, die aus der kolonialen Betätigung entſpringt, in neuen Anregungen ſpüren. Hier wäre ein wirkſames Heilmittel gegen alle die nationalen Schwächen, von denen uns eine noch ſo tiefe Selbſterkenntnis bisher nicht hat befreien können. Man hat entdeckt, daß das Streben nach Individualität ein hervorragender Zug der germaniſchen Raſſe iſt. In uns Deutſchen aber iſt der Individualismus in Abſonderung und Sonderlingsweſen entartet, weil es außerhalb der für uns unantaſtbaren Freiheit des Bierphiliſtertums nirgends ſchwerer war und iſt, unorganiſiertes Individium zu ſein als in Deutſchland. Wir haben keinen freien Raum, wo die vielen, denen der Individualismus nicht weſensfremd iſt, ſich ausleben und dabei doch Deutſche bleiben können. Das Leben der Koloniſten iſt die beſte Schulung zur Unabhängigkeit des Charakters. Auf die *Art der Koloniſation* kommt es in der Hauptſache nicht an. Nur das ſei über dieſe Unterſchiede bemerkt, daß die *überſeeiſche Ackerbaukoloniſation* zweifellos politiſch und individuell die beſten Ergebniſſe erzielt hat.

Wenn der deutſche Auswanderer zur Entfaltung unſers Nationalcharakters bei Weitem nicht das beigetragen hat, was wir nötig haben, ſo iſt das nicht ſeine Schuld. Beſäſſen wir in unſerer nationalen Galerie einen kolonialen Charaktertyp, wie ihn die andern großen Kulturvölker hervorgebracht haben, ſo würde er der Vermittler zwiſchen uns und der neuen Welt ſein, deren geiſtige Gemeinſchaftserzeugniſſe wir jetzt in fremder Aufmachung über uns ergehen laſſen müſſen. Wir ſind mit der Anklage des mangelnden Nationalgefühls gegen den Auslandsdeutſchen ſchnell bei der Hand. Wir vergeſſen gern, daß wir ſelber es waren, die das einigende Band mit unſern Brüdern in der Diaspora nicht zu knüpfen verſtanden oder es abreißen ließen. Wir rechnen ihnen nicht zu, daß das „Sichverhieſigen“, wie man in Argentinien ſagt, das Sichanpaſſen an den Ideeninhalt der Umgebung, eine Naturnotwendigkeit iſt und die Gefahr der Entfremdung unausbleiblich macht, wenn es im Bereiche einer lebenskräftigen fremden Nation ſtattfindet. Die Vaterlandsliebe des Auslands-

*) Aus den Tagen der Okkupation, Berlin 1871, Bd. II S. 301.

deutſchen iſt deshalb, weil er auswanderte, durchſchnittlich keineswegs geringer. Unſere eigenen politiſchen Fehler ſind es, die ſich in dem Schickſal des Auslandsdeutſchen widerſpiegeln.

Lothar Bucher pflegte ſeinerzeit die fruchtloſen Außenbeſtrebungen Deutſchlands an dem Beiſpiel Robinſon Cruſoes zu verſpotten. Robinſon iſt deutſcher Abſtammung und hat den deutſchen Wandertrieb, „aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! und Vater ſagte: Wenn du in die Fremde gehen willſt, mußt du erſt ſehr, ſehr viel lernen! . . . Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichtum. Er läuft wie ein Haſenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, ſchließt eine Freundſchaft, die ſtark nach Monſieur Jean Jacues Rouſſeau ſchmeckt, ſtolpert über einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für ſich und ſein Vaterland nichts mit als eine Kindergeſchichte. Er lebt, wie es ſcheint, in Hamburg als Chambregarniſt und geht jeden Abend in die Kneipe.“ *)

Damals plante Bucher ſelber, als Pflanzer nach dem tropiſchen Amerika auszuwandern. Die Zeiten änderten ſich für ihn und für Deutſchland, und ſein Spott wurde gegenſtandslos. Wir erwarben ein Kolonialreich, gründeten Städte, begannen wohlhabend zu werden. Daß der Goldklumpen nun doch verloren gegangen iſt, hat nicht der neue deutſche Robinſon, ſondern der alte deutſche Michel zu verantworten. Was nützt alles Aufbauen von Handelsniederlaſſungen, Kolonien und ſonſtigen wirtſchaftlichen Intereſſen draußen, mit einem Worte alle extenſive Kultur, wenn die politiſche Kultur daheim ihrer Aufgabe nicht gewachſen iſt?!

Ich zolle dem Auslandsdeutſchen als ſolchem eine Hochachtung, die bedauernd nur geſteht, daß er dem Vaterlande mehr ſein würde, wenn er Kolonialdeutſcher wäre. Die Zahl der vorhandenen Kolonialdeutſchen war ſehr gering, um die Lebenslinie eines Sechzig-Millionen-Volkes in eine neue Richtung zu lenken. Die glückliche Zeit, wo Deutſchland ſeine Söhne übers Meer in eigene Kolonien ſandte, iſt vorüber. Wir mögen auf die Zukunft vertrauen, aber wir müſſen die Dinge nehmen, wie ſie dermalen ſind. Ich hoffe, die Eigenart des Ausgewanderten dem allgemeinen Verſtändnis ein wenig näher gebracht zu haben. Wenn er ſich und wir ihm mehr Gerechtigkeit wie bisher widerfahren laſſen, wird auch die Auswanderung, mit der wir jetzt zu rechnen haben, keine verlorene, ſondern eine nutzbringende ſein. Die Güter der Erde ſind für jeden geſchaffen, der ſie zu erringen weiß. Wer um ſie kämpft, braucht den Vorwurf der Untreue gegenüber dem Idealismus nicht zu fürchten, vor allem nicht von engliſcher Seite; denn gerade dies Volk von Koloniſten und Koloniſatoren handelt nach dem Grundſatz, daß erſt der Beſitz von Bodenſchätzen und territorialen Stützpunkten es in den Stand ſetze, die Ideale hochzuhalten.**) Und darum Glückauf aus vollem Herzen allen Deutſchen, die wieder die Schiffe beſteigen!

---

*) Nach Moritz Buſch, Gartenlaube 1878, S. 151.

**) Vergl. z. B. L. Curtis, The Commonwealth of Nations, London 1916, Part. I p. 7.

Die verfrühten deutschen Mobilmachungsmeldungen und die russische Mobilmachung.

Neue Beiträge zur Kriegsschuldfrage.

Von Alfred von Wegerer.

Die russische allgemeine Mobilmachung ist, wie durch die neuesten Veröffentlichungen (Beiträge zur Schuldfrage, Heft I, Verlag für Politik und Geschichte, Berlin) bekannt geworden ist, aus politischen und militärtechnischen Gründen nach einem Vortrag des russischen Außenministers Sasonow am 30. mittags vom Zaren endgültig beschlossen und offen ausgeführt worden. Von deutscher Seite war zu dieser Zeit für die Mobilmachung noch nicht ein einziger Soldat eingezogen oder ein Pferd ausgehoben worden.

Diese Tatsache ist so entlastend für die durch den Versailler Vertrag geschichtlich gewordene, scheinheilige Legende von der alleinigen Schuld Deutschlands am Kriege, daß man von Seiten Frankreichs eifrig tätig ist, um dem Versailler Gewaltspruch seinen ins Schwanken geratenen moralischen Untergrund zu erhalten.

Man bedient sich hierzu der Feder eines Mannes, welcher sich bereits durch mehrere Bücher und Aufsätze über die Kriegsschuldfrage in Deutschland ziemlich unmöglich gemacht hat, und läßt ihn sich in der Märznummer der „Revue de Paris" (inzwischen ist auch der I. Teil in deutscher Sprache im „Sozialist" erschienen) auf 40 schwarz bedruckten Seiten abmühen, das alte Märchen, daß die Falschmeldung des „Berliner Lokalanzeigers" über die deutsche Mobilmachung die tiefere Ursache für die allgemeine russische Mobilmachung gewesen sei, in neuer Aufmachung herauszubringen. Daß ihm, dem alten Paradepferd der Entente, dies nicht geglückt ist, darf an sich nicht verwundern, da es heutzutage, wo man den Tatsachen über die Entstehung des Krieges sehr auf die Spur gekommen ist, nicht mehr so einfach ist, „Kriegspropaganda" zu treiben. Symptomatisch für das Morschwerden der Kriegsschuldlüge ist es aber, daß Richard Grelling nichts Besseres gefunden hat, um der in Frankreich wachsenden Erkenntnis von der Schuld Poincarés an der Herbeiführung des Krieges einen Damm zu setzen.

Es würde sich kaum verlohnen, auf den Aufsatz Grellings „Le Mystère de 30. juillet 1914" einzugehen, wenn nicht darin angekündigt wäre, daß die abgedruckten Seiten einem Werke entnommen sind, welches demnächst veröffentlicht werden soll. Es wird also ein dritter, hoffentlich der letzte Grelling erscheinen, mit welchem sich das deutsche Leserpublikum, das eigentlich Besseres zu tun hat, als die Feinde im eigenen Lager anzuhören, herumärgern soll.

Bei der Widerlegung des Grellingschen Artikels muß davon abgesehen werden, auf die einzelnen Gedankenverschlingungen des Herrn Grelling einzugehen, da es genügt, durch einfache Darstellung des Sachverhaltes dem Machwerk das Fundament zu zerstören, auf welchem es errichtet ist.

Am 30. Juli vormittags wurde in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers" der Text eines Extrablattes festgelegt, weil man überzeugt war, daß die deutsche Mobilmachung nur eine Frage kurzer Zeit sein könnte.

Der dienſttuende Redakteur hatte in ſeinem Uebereifer dieſen Text ohne Zuſtimmung der Geſchäftsleitung und des Chefredakteurs in 2000 Exemplaren drucken laſſen. Von der Geſchäftsleitung war ausdrücklich angeordnet worden, daß die feſtgelegte Faſſung des Extrablattes nur eine Vorbereitung ſei, daß alſo das Extrablatt auch nicht gedruckt, viel weniger herausgegeben werden dürfte. Die 2000 Exemplare wurden einem Angeſtellten übergeben, der ſie gut verwahren ſollte. Dieſer hate die erteilte Weiſung mißverſtanden und die Extrablätter ausgegeben. Auf dieſe Weiſe gelangten etwa 2000 Exemplare auf die Straße, teilweiſe bis unter die Linden. Das Verſehen wurde ſofort bemerkt und dem Wolffſchen Telegraphenbureau ſowie dem Hirſchſchen Telegraphenbureau telephoniſch mitgeteilt.

Der Wortlaut des Extrablattes war folgender:

Extrablatt.

Berliner Lokal-Anzeiger.

32. Jahrgang. Donnerstag, den 30. Juli 1914.

Mobilmachung in Deutſchland.

Die Entſcheidung iſt gefallen, gefallen in dem Sinne, wie es nach den Nachrichten der letzten Stunden erwartet werden mußte. Wie wir erfahren, hat Kaiſer Wilhelm ſoeben die ſofortige Mobiliſierung des deutſchen Heeres und der deutſchen Flotte angeordnet.

Der Schritt Deutſchlands iſt die notgedrungene Antwort auf die drohenden kriegeriſchen Vorbereitungen Rußlands, die ſich nach Lage der Dinge gegen uns nicht minder wie gegen unſeren Bundesgenoſſen Oeſterreich-Ungarn richten.

* * *

Die Tatſache ſelbſt, daß das Extrablatt über die Mobilmachung in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers" feſtgelegt worden war, iſt für jeden Zeitungsmann nichts Ungewöhnliches. Daß das Telegramm verſehentlich verfrüht herausgebracht worden iſt, gehört auch nicht zu den Abſonderlichkeiten, wenigſtens nicht des Lokalanzeigers, welcher ſeinerzeit den Tod Kaiſer Wilhelms I. ebenfalls vorzeitig in großer Auflage durch Extrablätter gemeldet hat.

Von Intereſſe iſt, in welcher Weiſe die ruſſiſche Botſchaft von dem Extrablatt Kenntnis erhalten hat. Nach einem Bericht eines beim „Lokal-Anzeiger" angeſtellten Regierungsrats Krauſe vom 11. Dezember 1914 hatte dieſer am 30. Juli etwa um 1.30 Uhr nachmittags die Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers verlaſſen und den Botſchaftsrat der ruſſiſchen Botſchaft, Exzellenz von Bronewſki, aufgeſucht, um ſich mit ihm über die Lage zu beſprechen. Während Regierungsrat Krauſe mit Exzellenz von Bronewſki in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes der ruſſiſchen Botſchaft zuſammenſaßen, wurden die Extrablätter Unter den Linden verteilt. Herr Krauſe erklärte Herrn von Bronewſki ſofort, daß es ſich bei der Ausgabe des Extrablattes um einen Irrtum handeln müſſe, da er ſoeben von der Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers komme, wo man von der Mobilmachungsmeldung noch nichts gewußt habe.

Herr Krauſe fuhr nun ſofort wieder zur Redaktion, um Näheres über die Mobilmachungsmeldung zu erfahren. Etwa 20 Minuten nach

Verlaſſen der ruſſiſchen Botſchaft teilte Krauſe Herrn von Bronewſki den wahren Sachverhalt mit, daß nämlich auf die bloße Möglichkeit hin, daß es zur Mobilmachung kommen könne, wegen des ſcharfen Wettbewerbes um die Priorität der Nachrichten mit den anderen Blättern, auf alle Fälle einige hundert Blätter mit dem heutigen Datum der Mobilmachungsmeldung verſehen, bei der Redaktion niedergelegt und dann nicht genügend unter Verſchluß gehalten worden ſind. Durch eine mißverſtandene Anordnung habe dann der Expeditor dieſe Blätter den Extrablatt-Verkäufern ausgeliefert und dadurch ſei der grobe Unfug entſtanden.

Hieraus ergibt ſich alſo, daß der ruſſiſche Botſchaftsrat, Exzellenz von Bronewſki, von dem Augenblick an, wo er das Extrablatt zu Geſicht bekam, die Richtigkeit der Meldung ſtark bezweifeln mußte und ſicher auch bezweifelt hat, und zweitens, daß er zwiſchen 2 und 2.30 Uhr von derſelben Stelle, von welcher die Falſchmeldung kam, nämlich dem Lokal-Anzeiger, über den Irrtum aufgeklärt wurde.

Die Falſchmeldung, welche nun nach Anſicht des Herrn Grelling die ruſſiſche Mobilmachung mit hervorgerufen haben ſoll, iſt am 30. vom ruſſiſchen Botſchafter in Deutſchland an den Miniſter des Aeußeren, Saſonow, in einem kurzen Telegramm mitgeteilt worden. Nach dem Ruſſiſchen Orangebuch Nr. 61 hatte das Telegramm folgenden Wortlaut:

Berlin, den 17./30. Juli 14.

Ich erfahre, daß ſoeben der Befehl zur Mobiliſierung der deutſchen Armee und Flotte gegeben worden iſt. Swerbejew.

Dieſes Telegramm von Swerbejew iſt um 3.28 Uhr nachmittags beim Berliner Haupt-Telegraphen-Amt eingeliefert worden. Um 4.02 Uhr wurde es zur Beförderung nach Petersburg geſtanzt, konnte aber erſt um 6.00 Uhr geſendet werden, weil es infolge Maſſenauflieferungen von Staatstelegrammen und zeitweiliger Betriebsſchwierigkeiten nicht früher an die Reihe kam. Das Telegramm des Botſchafters iſt außerordentlich leichtfertig, und es trifft Swerbejew ein ſchwerer Vorwurf, daß er eine Nachricht, über deren Bedeutung er ſich klar ſein mußte, weitergab, ohne ſich vorher mit den entſprechenden amtlichen Stellen ins Benehmen geſetzt zu haben. Swerbejew liefert hier ein Seitenſtück zu der Voreiligkeit ſeines Kollegen Schebeko in Wien, der am 28. Juli die allgemeine öſterreichiſche Mobiliſation, welche bekanntlich erſt am 31. Juli 11.30 Uhr vormittags angeordnet worden iſt, nach Petersburg drahtete. Unverſtändlich bleibt es aber, daß Swerbejew vor Abſendung des Telegramms nicht mit dem Botſchaftsrat Exzellenz von Bronewſki in Verbindung getreten iſt, ebenſo unerklärlich iſt es, daß Bronewſki ſeine Kenntnisnahme von dem Extrablatt des Lokal-Anzeigers und das Anzweifeln der Richtigkeit der Meldung durch Regierungsrat Krauſe Swerbejew nicht mitgeteilt hat. Innerhalb der ruſſiſchen Botſchaft liegen alſo zum mindeſten Verſäumniſſe vor, welche die amtliche ruſſiſche Stelle ſo ſehr belaſten, daß das Verſehen der Herausgabe des Extrablattes ſeitens der Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers verhältnismäßig gering erſcheint. Damit fällt auch die ganze „myſtiſche“ Kombination, wie ſie von Sir Edward Grey in ſeiner bekannten Rede vom 23. Oktober 1916 zuerſt vorgebracht wurde, innerlich zuſammen, denn der teufliſche Plan, den man, nach Anſicht der Entente, durch das Extrablatt des Lokal-Anzeigers vorhatte, hätte überhaupt

niemals gelingen können, wenn die russische Botschaft ihre selbstverständliche Pflicht getan hätte und vor Weitergabe der Lokal-Anzeiger-Meldung beim Auswärtigen Amt angefragt hätte.

Der Irrtum des Lokal-Anzeigers wurde Swerbejew dann bekanntlich von selbst vom Staatssekretär des Äußeren, Jagow, mitgeteilt, worauf von Swerbejew ein offenes Telegramm aufgegeben wurde, welches folgenden Wortlaut hatte:

Nr. 12064. Außenminister Petersburg. Bitte Telegramm Nr. 142 als nichtig betrachten. Aufklärung folgt.
Swerbejew.

Das Telegramm ist 4.30 Uhr nachmittags beim Postamt 64 von der russischen Botschaft eingeliefert worden und gelangte 4.48 Uhr zum Haupttelegraphenamt*).

Ein weiteres Telegramm (Orangebuch 62) wurde gleichfalls 4.48 Uhr nachmittags beim Haupt-Telegraphen-Amt eingeliefert, welches folgenden Wortlaut hatte:

Der Außenminister telephonierte mir soeben, daß die eben verbreitete Nachricht von der Mobilmachung der deutschen Armee und Flotte falsch ist. Die Extrablätter waren für alle Fälle im Voraus gedruckt und wurden 1 Uhr nachmittags ausgegeben, sind aber jetzt beschlagnahmt. Swerbejew.

Da die russische allgemeine Mobilmachung, anscheinend auf Drängen des russischen Generalstabes, den Nikolai Nikolajewitsch in der Hand hatte, bereits am 29. angeordnet werden sollte und dann auf das Telegramm des deutschen Kaisers in die Teilmobilmachung, welche trotz des Wunsches des Zaren nach Ansicht von Januschkewitsch und Suchomlinoff nicht mehr anzuhalten war, abgeändert worden ist und am 30. Juli endgültig, und zwar nach Dobrorolski nicht später als 2 Uhr nachmittags, nach Paléologue genau um 4 Uhr nachmittags, angeordnet wurde, erübrigt sich, noch weiter darauf einzugehen, daß die leichtfertige Falschmeldung Swerbejews den schwerwiegenden Entschluß der russischen allgemeinen Mobilmachung herbeigeführt haben könnte. — Das Zeugnis des Dobrorolski sei hierzu im Wortlaut angeführt:

„Gegen 1 Uhr mittags wird Januschkewitsch telephonisch von Sasanow angerufen, der erklärt, daß der Kaiser es für richtig befunden hat, auf Grund der letzten Nachrichten aus Berlin die allgemeine Mobilmachung der gesamten Armee und Flotte zu verkünden."

Also die Nachrichten, welche den Zaren zur allgemeinen Mobilmachung veranlaßt haben, sind schon vor 1 Uhr beim Zaren gewesen. Diese Nachrichten können, wenn es sich nicht um eine leere Entschuldigung des Zaren handelt, zu dem Zweck, seine schwankende Haltung der Außenwelt gegenüber zu erklären, niemals die Meldung Swerbejews von der Mobilmachung durch den Lokal-Anzeiger (Orangebuch Nr. 61) gewesen sein.

Um das sehr bedeutsame Zeugnis Dobrorolskis gebührend ins Licht zu rücken, sei noch erwähnt, daß Dobrorolski auf Befragen von dritter Seite ausdrücklich erklärt hat, „daß die Frage der allgemeinen Mobilmachung vom Kaiser endgültig am 17./30. Juli in Alexandria entschieden wurde, nicht später als 2 Uhr nachmittags."

*) Graf Montgelas, Berl. Tageblatt vom 15. 7. 21.

Daß der Zar, welcher doch ſchließlich auch wiſſen mußte, warum er die allgemeine Mobilmachung angeordnet hat, ſich niemals auf die Meldung des „Lokal-Anzeiger“ oder eine deutſche Mobilmachungsmaßnahme berufen hat, iſt ſchon durch die Rede von Bethmann-Hollweg im Hauptausſchuß des Reichstages am 9. November 1916 hervorgehoben worden. Bethmann-Hollweg erwähnt hier die Stelle des Telegramms des Zaren an den deutſchen Kaiſer vom 31. Juli. „Es iſt techniſch unmöglich, unſere militäriſchen Vorbereitungen einzuſtellen, die durch Oeſterreich-Ungarns Mobiliſierung notwendig geworden ſind.

Wenn Grelling, um ſeine haltloſe Behauptung von der Entſtehung der Falſchmeldung des „Lokal-Anzeigers“ zu ſtützen, die im Jahre 1918 von René Puaux aufgebrachte Mär wieder aufwärmt, daß außer dem „Lokal-Anzeiger“ die „Berliner Neueſten Nachrichten“, die „Deutſche Zeitung“, die „Deutſche Nachrichten“ und die „Deutſche Warte“ zur gleichen Zeit und zur gleichen Stunde am ſelben Tage dieſelbe Neuigkeit mitteilten, ſo iſt dieſe Behauptung nicht zutreffend. Daß Herr Grelling den Erzählungen Puaux gegenüber ſelbſt ein ſchlechtes Gewiſſen hat, geht daraus hervor, daß er Puaux die Verantwortung hierfür überläßt. Wenn Grelling der Sache nachgegangen wäre, hätte er ebenfalls feſtſtellen können, daß die genannten Zeitungen nicht die Nachricht von der allgemeinen Mobilmachung, wie ſie der „Lokal-Anzeiger“ verbreitete, gebracht haben, ſondern die für jeden Eingeweihten wenig glaubhafte Mitteilung, daß das I., V. und XVII. Armeekorps (öſtliche Grenzkorps) mobil gemacht worden ſind. Nebenbei geſagt, kann man in dieſem Sinne auch nicht von vier Zeitungen ſprechen, ſondern nur von einer, da „Berliner Neueſte Nachrichten“ und „Deutſche Zeitung“, ſowie „Deutſche Nachrichten“ und „Deutſche Warte“ eine Arbeitsgemeinſchaft bildeten und die Nachricht aus ein und derſelben Quelle hatten.

Die beiden Falſchmeldungen, allgemeine Mobilmachung und Mobilmachung von drei Oſtkorps, ſind alſo erſtens nicht ein und dieſelbe Sache, wie Puaux, bezw. Grelling behauptet, ſondern *zwei gänzlich verſchiedene Dinge* und zweitens auch *zu ganz verſchiedener Zeit*, nämlich mittags vom „Lokal-Anzeiger“ und in der Abendausgabe von den genannten vier Blättern herausgekommen.

Da es nun nicht ausgeſchloſſen iſt, daß dieſe Herrn Grelling ſcheinbar unbekannte Tatſache von der Falſchmeldung über die Mobilmachung der öſtlichen Grenzkorps Stoff zu einem neuen „Myſterium“ gibt, ſei hier gleich darauf hingewieſen, daß die Nachricht von der deutſchen Teilmobilmachung glatter Schwindel war und die Akten des Generalſtabes hierüber auch nicht einmal eine Andeutung enthalten.

Zum Schluß noch eine kleine Probe Grellingſcher Logik. Grelling ſchreibt:

„Die Berichte der auswärtigen Botſchafter vom 30. Juli, insbeſondere die Berichte Jules Cambons Gelbbuch 105 und 109, ſprechen es mit deutlichen Worten aus: daß der Generalſtab und die Armeechefs — nach den Bekenntniſſen Jagows und Zimmermanns — mit aller Macht auf Mobiliſierung drängten (obwohl bis dahin nur eine ruſſiſche Teilmobiliſierung gegen Oeſterreich vorlag), da „jede Verzögerung einen Kräfteverluſt für die deutſche Armee darſtelle“. Mobiliſierung war bekanntlich gleichbedeutend mit Krieg. *Ergo:*

Der deutſche Generalſtab drängte am 30. Juli, ehe Rußland zur Generalmobiliſierung geſchritten war, auf Krieg. Ergo: Nicht die ruſſiſche Generalmobiliſierung, ſondern der Wille des deutſchen Generalſtabes iſt die Urſache des Krieges geweſen.

Daß der Generalſtab zur Sicherheit des Landes in Anbetracht der ſeit dem 26. Juli offiziell einſetzenden ruſſiſchen Kriegsvorbeitungsperiode auf die Notwendigkeit entſprechender Gegenmaßnahmen hinwies, war ſeine Pflicht. Wer alſo dem General von Moltke einen Vorwurf daraus machen will, daß er bei dem gemeinſamen Vortrage am 29. in Gegenwart des Kaiſers die Frage der allgemeinen Mobilmachung angeſchnitten hat, mit dem iſt eine objektive Auseinanderſetzung nicht möglich.

Auf Gegenvorſtellungen des Reichskanzlers hin iſt die allgemeine Mobilmachung am 29. aber vom Kaiſer abgelehnt worden. Bei dem Vortrage am 30. iſt der Generalſtabschef auf dieſe Frage nicht noch einmal zurückgekommen.

Hier eben liegt der große Unterſchied zwiſchen der deutſchen und der ruſſiſchen Stelle, die über Krieg und Frieden zu entſcheiden hatte. Beide Generalſtäbe, der ruſſiſche wie der deutſche, wieſen in Anbetracht der geſpannten politiſchen Lage auf die Notwendigkeit einer Mobilmachung hin. In Rußland gibt der Zar dem Drängen des Generalſtabschefs nach und die allgemeine Mobilmachung, welche ſich bei dem ſchwachen Monarchen ſchon gleichſam von ſelbſt entwickelt hat, wird offiziell angeordnet. In Deutſchland wird trotz der viel bedrohlicheren Lage, trotz ruſſiſcher Kriegsvorbereitungsperiode, trotz Teilmobilmachung von 13 ruſſiſchen Armeekorps gegenüber nur 8 öſterreichiſchen Korps, die durch die Serben gebunden waren, mit der allgemeinen Mobilmachung noch volle 48 Stunden gewartet, d. h. bis zu einem Zeitpunkte, wo es ein Verbrechen gegen das deutſche Volk, beſonders gegen die Oſtpreußen geweſen wäre, wenn die Mobilmachung, die auf Grund der militärpolitiſchen Lage allerdings den Krieg bedeutete, nicht angeordnet worden wäre..

Verwaltungs-Reform und Verwaltungs-Akademie.

Von Miniſterialrat Dr. Otto Föhlinger,
Studiendirektor der Verwaltungs-Akademie Berlin.

1.

In aller Stille und ohne Aufwendung von äußerem Pomp und Reklame iſt im Jahre 1918 in Berlin eine Hochſchule entſtanden, deren Bedeutung weit größer iſt, als man in der Oeffentlichkeit ahnt. Denn in den fünf Semeſtern ſeit Beſtehen der Verwaltungs-Akademie haben nicht weniger als 7300 Höver teilgenommen. Dabei handelt es ſich bei der Verwaltungs-Akademie zu Berlin um eine Einrichtung, die nicht vom Staate herrührt, ſondern um eine Anſtalt, die rein privater

Initiative ihr Entstehen verdankt. Gewiß ist der Gedanke, Hochschulen für Verwaltungsbeamte in Deutschland zu schaffen, keineswegs neu. Düsseldorf und Köln sind längst vorangegangen. Auch besitzt Detmold eine Anstalt mit ähnlichen Zielen. Aber von diesen unterscheidet sich die Verwaltungs-Akademie zu Berlin ganz erheblich. Sowohl die Kölner als auch die Düsseldorfer Hochschule für soziale und kommunale Verwaltung haben Voll-Studenten, die sich ausschließlich dem Studium widmen müssen. Zugleich bieten sie, ebenso wie Detmold, jungen Leuten, die die Laufbahn des Verwaltungsbeamten einschlagen wollen, eine Vorbildungs-Gelegenheit, um auf diese Weise in den Beamtenberuf hineinzugelangen. Von diesen Einrichtungen unterscheidet sich die Verwaltungs-Akademie grundsätzlich, und es wird gut sein, wenn man in den nächsten Jahren einmal vergleicht, welchen Erfolg die verschiedenen Typen der Ausbildungsstätten in der Praxis aufzuweisen haben. Es ist gut, wenn nicht an allen Stellen dasselbe System ausgeprobt wird. Die Verwaltungs-Akademie Berlin beruht nämlich auf der Erwägung, daß unter den heutigen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen es nur einer kleinen Schicht von jungen Männern möglich ist, den regulären Schulgang bis zum Abiturienten-Examen und später bis zum Abschluß der Universitätszeit durchzumachen. Wir werden — leider — in den nächsten Jahren mit einem sehr starken Rückgang der Zahl der Studierenden aus den Kreisen zu rechnen haben, die bisher das Hauptkontingent der Universitätsbesucher stellten. Viele Beamte und Angehörige der freien Berufe werden nicht mehr in der Lage sein, ihre Söhne studieren zu lassen. Sie stehen vor der Wahl, ihre Söhne in Zukunft entweder die kaufmännische Laufbahn einschlagen, oder als Zivil-Anwärter für den Beamten-Beruf ausbilden zu lassen. Es hat keinen Zweck, sich dieser Entwicklung zu verschließen. Man wird sie ins Auge fassen müssen und wird zugleich über Mittel und Wege zu sinnen haben, wie man die Folgen, die sich daraus nicht nur für die Einzelpersonen, sondern auch für unser Staatsleben ergeben, in ihrer Wirkung mildern kann. Nur ein kleiner Teil derjenigen, die in Zukunft studieren, wird sein Dasein auf den Universitäten als sogenannter „Werk-Student" fristen können; für einen großen Teil ist auch diese Möglichkeit verschlossen. Es werden daher viele derjenigen Kreise, die früher imstande gewesen wären, die sogenannte höhere Laufbahn des Beamten einzuschlagen, zunächst einmal in die sogenannte mittlere Beamten-Laufbahn eintreten. Hier ist nun eine Lücke vorhanden, die in der jetzigen Zeit dringend ausgefüllt werden muß. Man hat mit Recht schon lange vor der Revolution geklagt, daß den sogenannten mittleren Beamten, unter denen sich ganz ausgezeichnete Kräfte befanden, der Aufstieg nach oben abgeschnitten war. Sie konnten nur bis zu einer gewissen Gruppe aufsteigen. Darüber hinaus gab es grundsätzlich keinen Aufstieg, mochte der Beamte im übrigen noch so tüchtig sein. Ich sage ausdrücklich „grundsätzlich": denn Ausnahmen hat es immer gegeben, wie z. B. den früheren preußischen Finanzminister Rother, der sich in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. vom Regimentsschreiber zum preußischen Finanzminister heraufarbeiten konnte, ferner an den früheren Eisenbahnminister Hoff, der ebenfalls aus der mittleren Beamten-Laufbahn stammte. Ihre Zahl war aber sehr begrenzt. Zweifellos aber war es ein Fehler, daß man die ausgezeichneten Kräfte, die gerade in dem sogenannten hinteren Beamtentum ruhen, nicht mehr

ausgenützt hat, daß man diesem Beamtentum den unbedingt notwendigen Ansporn nahm, sich durch besondere Leistungen hervorzutun.

Wenn der Beamte weiß, daß seine Laufbahn abgeschnitten ist, daß unüberwindliche Hindernisse einem Aufstieg entgegenstehen, dann fehlt das, was eine gut funktionierende Verwaltung gebraucht, nämlich die Berufsfreudigkeit. Man kommt allmählich zu einer Verkalkung des Beamten-Apparates, und so sind in der Zeit bis zur Revolution zahllose Kräfte allerersten Ranges in mittleren Beamtenstellungen verblieben, trotzdem sie, was Kenntnisse und Fähigkeiten anbelangt, für die Beförderung an höhere Stellen sehr geeignet waren. Althoff hat sich selbst einmal die größte Mühe gegeben, seinen Expedierenden Sekretär zum Regierungsrat zu befördern. Trotzdem er sich an sehr hohe Stellen wandte, konnte er seinen Wunsch nicht durchsetzen!

Diese Abschließung war, wie gesagt, ein Fehler, und wir müssen aus den Fehlern der Vergangenheit lernen. Wollen wir zu einer wirklich brauchbaren Verwaltungs-Reform kommen, dann ist es notwendig, daß unser Beamtentum anders vorgebildet und auch anders ausgenützt wird, wie bisher. Der Grundsatz muß sein: Wenige aber ausgezeichnete Kräfte, Verwendung jedes Einzelnen an der Stelle, an der er gebraucht werden kann, und keine Verrichtung von Arbeiten durch Beamte höheren Grades, wenn die gleiche Arbeit durch einen minderbesoldeten Beamten geleistet werden kann. Will man das erreichen, dann muß man den Stand der Beamten des sogenannten mittleren Dienstes im allgemeinen heben. Man muß ihnen eine bessere Ausbildungsmöglichkeit verschaffen, damit sie in Zukunft auch Arbeiten verrichten können, die bisher von anderen geleistet wurden. Es ist nicht zutreffend, wenn man die Befürchtung hegt, daß daraus etwa höhere Besoldungsansprüche hergeleitet werden. Ich glaube vielmehr, daß in unserem Beamtentum mit seiner bewährten Tradition soviel Berufsethos vorhanden ist, daß sich die meisten freuen, wenn sie eine höhere Geistesarbeitet leisten können, ohne daß sie dafür sofort eine entsprechende Entlohnung haben wollen. Aber damit ist nicht genug getan. Nicht nur die Entlastung der höheren Beamten ist anzustreben, trotzdem diese im Interesse der rationelleren Ausnützung der Arbeitskraft der höheren Beamten unbedingt notwendig ist. Man muß noch etwas anderes schaffen: Wenn das Wort von der „freien Bahn dem Tüchtigen" kein leeres Schlagwort sein soll, dann muß man den Mut haben, endlich einmal die Schranken einzureißen, die früher die Beamten des mittleren und höheren Dienstes trennte. Man muß denen, die wirklich tüchtig sind, die Möglichkeit verschaffen, sich durch eigene Kraft emporzuarbeiten.

Um aber jedes Mißverständnis zu beseitigen, möchte ich ausdrücklich betonen, daß an der jetzigen Grundlage des höheren Beamtentums nicht gerüttelt werden soll, ich stehe vielmehr auf dem Standpunkt, daß die Anforderungen an die Gruppe der sogenannten höheren Beamten nicht hoch genug gestellt werden können. Auch der höhere Beamte muß in Zukunft eine ganz andere Ausbildung aufweisen als bisher. Neben einem gründlichen juristischen Studium werden vor allem mehr Kenntnisse des wirtschaftlichen Lebens und auch zugleich des

politiſchen Lebens notwendig ſein. Hier iſt noch ſehr viel Arbeit zu leiſten, die aber zum Teil von anderen Stellen geleiſtet werden muß, vor allem während der Univerſitätszeit und während der Ausbildung als Referendar und Aſſeſſor. Denn in Zukunft wird der vollakademiſch vorgebildete Anwärter in erſter Reihe für den höheren Dienſt in Betracht kommen; aber bei jeder Behörde muß die Möglichkeit beſtehen, daß nicht nur der auf dem vorſchriftsmäßigen Wege ausgebildete Aſſeſſor die Anwartſchaft auf den Regierungsrat hat, ſondern daß dieſe Anwartſchaft auch denen offenſtehen ſoll, die durch eigene Kraft ſich neben ihren praktiſchen Kenntniſſen die notwendige wiſſenſchaftliche Bildung angeeignet haben. Dabei wird man in den Anforderungen bei dieſer zweiten Kategorie nicht milder ſein dürfen; denn das Niveau ſowohl der ſogenannten höheren Beamten, wie des Beamtentums überhaupt, darf in Zukunft nicht ſinken, ſondern muß gehoben werden. Und es ſollen nur diejenigen aufſteigen, die auch wirklich den Anforderungen, die an ſie geſtellt werden, gewachſen ſind. Es darf ſich nicht darum handeln, daß ſchematiſch nach dem Dienſtalter oder nach einem prozentualen Verhältnis Anwärter des mittleren Dienſtes in die höhere Laufbahn einrangiert werden und hier „höhere Beamte zweiter Klaſſe“ werden. Es muß vielmehr jedem die Möglichkeit geboten werden, von der unterſten Stufe bis zur oberſten Stufe durch eigene Kraft emporzuſteigen. Hat der Anwärter des mittleren Dienſtes die Kenntniſſe erworben, die notwendig ſind, um den Poſten eines Regierungsrates auszufüllen, und hat er vor allem auch die übrigen Qualifikationen, ſo ſoll er, wenn er die erforderliche Prüfung beſtanden hat, auch die gleichen Funktionen ausüben wie der Anwärter, der auf dem normalen Wege zum Regierungsrat gelangt iſt. Man ſchaffe aber nicht, wie man es unglücklicherweiſe im Kriege gemacht hat, den „Feldwebel-Leutnant“, ſondern muß den Mut haben, aus einem Feldwebel dann einen Leutnant zu ſchaffen, wenn er allen Anforderungen genau ſo gerecht wird, wie der Offiziers-Aſpirant. Ich ſage ausdrücklich „allen“ Anforderungen; denn es kommt nicht nur auf die wiſſenſchaftliche Befähigung an, — trotzdem dieſe zweifellos die oberſte Rolle ſpielt —, es müſſen daneben noch die ſonſtigen Eigenſchaften, die zum höheren Beamten notwendig ſind, vorhanden ſein, vor allem die Charakter-Eigenſchaften, das perſönliche Auftreten, das Benehmen des Beamten gegenüber der Außenwelt, gegenüber den Untergebenen und Vorgeſetzten. Es ſind das Imponderabilien, deren Berückſichtigung aber unbedingt notwendig iſt, damit nicht der mittlere Beamte, der aufſteigt, in dem neuen Kreiſe in unerträgliche Verhältniſſe hineingelangt.

Haben wir den Mut, das Tor, das bisher verſchloſſen war, zu öffnen, und die wirklich Auserleſenen hineinzulaſſen, ſo wird das ein mächtiger Anſporn ſein ſowohl für die Beamten des mittleren Dienſtes im allgemeinen als zugeich auch für die geſamten Anwärter des höheren Dienſtes. Der auf normalem Wege vorgebildete Aſſeſſor bringt die vertiefte juriſtiſche und allgemein wiſſenſchaftliche Bildung mit, der aus der mittleren Laufbahn Aufgeſtiegene die größere praktiſche Erfahrung. Beider Wettbewerb kommt der Verwaltung zuſtatten und verhindert vor allem das, worüber alle Reſſortchefs klagen: die Verſteinerung der Verwaltung.

(Schluß folgt.)

Die Technische Nothilfe in Deutschland und anderen Ländern.

Von Heinrich Göhring (Bremerhaven).

In einer Zeit der höchsten Not, als die radikalen Elemente auf Kosten der Allgemeinheit durch wahnsinnige Streiks die gesamte Volkswirtschaft zu vernichten drohten, wurde die Technische Nothilfe gegründet aus der Notwendigkeit heraus, die Allgemeinheit wenigstens vor den gröbsten Streikausschreitungen zu schützen. Die wachsende Erkenntnis weiter Bevölkerungskreise bezüglich der Bedeutung der Technischen Nothilfe spiegelt sich am besten in der Zunahme der Mitglieder seit Bestehen der Nothilfe. Die Mitgliederzahl stieg von 865 am 1. Oktober 1919 auf über 120 000 am 1. September 1920 und auf über 240 000 am 30. September 1921. Die Zahl der Orts- bzw. Landesgruppen stieg von 5 am 1. Oktober 1919 auf über 600 am 1. September 1920 und auf über 900 am 30. September 1921. Die einzelnen Berufe sind wie folgt beteiligt: Technische Fachleute 18 v. H., Handwerker 10 v. H., Arbeiter 15 v. H., Landwirte 22 v. H., Freie Berufe 18 v. H., Studenten 6 v. H. und Frauen 11 v. H. Während der ersten zwei Jahre ihrer Wirksamkeit ist die Technische Nothilfe in 806 Fällen eingesetzt gewesen. Ebenso oft war sie außerdem alarmiert, ohne daß es zu einem Einsatz kam. Ein häufigeres Eingreifen der Technischen Nothilfe wurde auch bei elementaren Ereignissen erforderlich. Nur in einzelnen Fällen ist es möglich gewesen, Ziffern über Erhaltung von Werten zu erhalten. Z. B. sind während des Binnenschifferstreiks im Mai 1920 und des Generalstreiks in Ostpreußen im August 1920 für 295 793 855 M. Waren erhalten.

In England ist im Oktober 1920 ein Gesetz über die Nothilfe (Emergency Powers Act) angenommen. Es ist als Dauergesetz vorgesehen mit dem Zweck, in dringenden Notfällen Ausnahmemaßnahmen zu treffen zum Schutze der Allgemeinheit. Irland ist nicht einbegriffen. Der „öffentliche Notstand" kann erklärt werden, wenn „von einer Person oder einer Gruppe von Personen irgend eine Handlung ausgeführt oder unmittelbar angedroht wird, die befürchten läßt, daß die Gemeinschaft notwendiger Lebensbedürfnisse beraubt wird." Dabei handelt es sich namentlich um die Versorgung mit Lebensmitteln, Wasser, Feuerung, Licht und um Transportmittel. Sobald der öffentliche Notstand erklärt ist, können die zuständigen Behörden die erforderlichen Anordnungen treffen, um den Frieden und die öffentliche Sicherheit zu bewahren und die Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen zu versehen. Diese Maßnahmen stehen jedoch unter der Kontrolle des Parlaments. Die Befugnisse der Behörden sind Beschränkungen unterworfen:

1. Es dürfen keine Anordnungen getroffen werden, die einem militärischen Zwangsdienst oder einer industriellen Rekrutierung gleichkommen.
2. Die Teilnahme an einem Streik oder die friedliche Ueberredung Arbeitswilliger darf nicht zu einem Vergehen gestempelt werden.
3. Es können für die Untersuchung Gerichtshöfe mit summarischer Rechtsprechung eingesetzt werden gegen Personen, die gegen die erlassenen Anordnungen verstoßen, aber es darf in einen schon bestehenden Kriminalprozeß nicht eingegriffen werden, auch haben die Gerichtshöfe nicht das Recht, jemanden ohne Untersuchung mit Geldstrafe oder Gefängnis zu belegen.

In letzter Zeit sind auch in Frankreich starke Bestrebungen im Gange, eine französische Nothilfe zu erweitern und auszubauen. Während die einer

ſolchen Einrichtung zufallenden Ausgaben bisher den ſogenannten „Unions civiques“ oder „Ligues d'ordre“ zugedacht waren, die als eine Art von Bürgerbünden gelten, ſollen dieſe Verbände jetzt auf eine viel breitere Grundlage geſtellt werden und gewiſſermaßen als eine dem Staatsganzen dienende Organiſation völlig unparteiiſch und unpolitiſch ausgebaut werden. Théodore Aubert betont im „Mercure de France“, daß die von Lenin benutzte Taktik erſtrebt, eine revolutionäre Stimmung durch die Zerſtörung des Wirtſchaftslebens herbeizuführen, um mittels der daraus entſtehenden Not und des Hungers die Mißzufriedenen zu vermehren, und ſie zu Gewalttätigkeiten fortzureißen. Um dieſe Gefahr zu beſchwören, ſind die wirtſchaftlichen Hilfskräfte gegründet worden, die ſich aus freiwilligen Arbeitern zuſammenſetzen, welche die Plätze derjenigen einnehmen, die ihre für das Leben der Geſamtheit notwendige Aufgabe vergeſſen haben. Der Grundſatz iſt, daß eine ſolche Organiſation jederzeit allen unvorhergeſehenen Ereigniſſen entgegenſehen kann und wirkſam jeden Angriff gegen die Lebensintereſſen der Allgemeinheit zurückzuweiſen vermag. Nach Mitteilungen von „Temps“ vom 4. Juni 1921 iſt es den Unions civiques im Laufe der letzten beiden Jahre in verſchiedenen Städten gelungen, die notwendigen Hilfskräfte zu verpflichten, um den Betrieb der Straßenbahnen, der Elektrizitäts- und Gaswerke, des Güterverkehrs und ähnliche dringende Hilfsleiſtungen ſicherzuſtellen. Auch in Frankreich iſt man heute mehr denn je der Anſicht, daß die tiefen Urſachen, welche die Gründung ſolcher Einrichtungen beſtimmt haben, noch lange Zeit fortdauern werden.

Frühzeitiger als in manchem anderen Land hat in Spanien, dem klaſſiſchen Land des Generalſtreiks, eine Art Techniſche Nothilfe eingeſetzt. Ganz beſonders gilt dies für Barcelona. Mehr als 15 000 freiwillige „Somatenes“, von der Regierung unterſtützt, ſtehen hier im Falle eines Generalſtreiks zur Verfügung und haben die doppelte Aufgabe:

1. Ordnung auf den Straßen und Verteidigung des Eigentums.
2. Aufrechterhaltung der lebenswichtigen Betriebe, der Ernährung und des Verkehrs.

Sie ſetzen ſich zuſammen aus Leuten aller Berufe, von denen allerdings neun Zehntel dem Bürgerſtande angehören. Für die genannte zweite Aufgabe haben dieſe Somatenes (somatén heißt Sturm läuten) einen Stab von Spezialiſten aus freiwilligen Zivilingenieuren bereit, der automatiſch und ſofort die Elektrizitätswerke, Waſſerwerke, Lebensmittelverſorgung und überhaupt alle Betriebe, die für das Leben einer Stadt wichtig ſind, aufrecht erhält. In letzter Zeit haben ſich u. a. auch die in Spanien beſtehenden Arbeitgeberverbände und beſonders die Federacion Padronale (die ſpaniſche Unternehmerzentrale) um den Ausbau der Nothilfe bemüht. An die Somatenes in Barcelona erinnert im gewiſſen Sinne die Faſziſtenbewegung Italiens. Auch dieſe Organiſation iſt aus der Not der Zeit heraus entſtanden und richtet ſich in der Hauptſache gegen den Terrorismus der kommuniſtiſchen und ſozialiſtiſchen Gewerkſchaftsverbände.

Nach einer Meldung von „Ritzaus Büro“ hat ſich in Dänemark und zwar in Kopenhagen in der erſten Hälfte des Jahres 1920 ein neuer Verein gebildet, der der deutſchen Techniſchen Nothilfe entſpricht. Der Verein ſoll in Tätigkeit treten, wenn bei Ausſtänden und Ausſperrungen die Verſorgung der Bevölkerung bedroht wird oder die Gefahr der Vernichtung wichtiger Werke beſteht. Er tritt nur auf Grund der Aufforderung öffentlicher Behörden in Wirkſamkeit. Der Verein, der ſeinen unpolitiſchen Charakter betont, teilt ſeine Mitglieder in Gruppen, die zu beſtimmten Zwecken kurzfriſtig mobiliſiert werden

können. Während des ungesetzlichen Transportarbeiterausstandes hat der Verein seine Feuerprobe bestanden. Beachtenswert ist, daß die Organisation auch aus den Reihen der organisierten Arbeiter bedeutenden Zulauf gefunden hat. Auch Schweden besitzt seine Technische Nothilfe. Die Vorläufer der heutigen Bewegung gehen bis zum Jahre 1909 zurück. Damals wütete in Schweden ein Generalstreik, der beinahe sämtliche Arbeiter, mit Ausnahme der Eisenbahner, umfaßte. In dieser Zeit gründeten einige beherzte Männer in Stockholm eine Vereinigung, die unter dem Namen „Schutzkorps" ging, und zur Aufgabe hatte, unumgängliche notwendige Arbeiten auszuführen. Dieses Schutzkorps wurde hauptsächlich von Beamten und studierenden jungen Leuten gebildet. Besonders in dem scharfen Lohnkampf des Personals der Privatbahnen in Schweden im Jahre 1919 hat es sich gut bewährt. Bei einzelnen Bahnen kam man sogar soweit, daß man mehr Züge als vor dem Streik fahren konnte, um die angestauten Gütermengen befördern zu können.

Aber auch in den überseeischen Ländern hat die Technische Nothilfe oftmals schon die Gemüter beschäftigt. Beispiele hierfür liefern die großen Streikbewegungen der Eisenbahner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein sprechendes Beispiel ist dem Schreiber dieser Zeilen aus Australien, dem Lande der sozialen Wunder, bekannt geworden. In Brisbane, im Staate Queensland, wollten 1912 die Angestellten der Straßenbahn der Arbeiterunion beitreten und als äußeres Zeichen des Beitritts ein bestimmtes Unionsabzeichen auf dem Arm tragen. Die Direktion, gestützt von der Regierung, sträubte sich. Da wurde ein großer Streik in Szene gesetzt. Erst streikten alle Straßenbahner, dann folgten die Transportarbeiter, Metallarbeiter, Maschinisten, Kohlenarbeiter u. a. m. Als Gegenmaßnahme der Regierung waren die Geschäfte tagelang geschlossen und eine Art Nothilfe ins Leben gerufen. Sie bestand aus der Landbevölkerung, welche sich der Streikbewegung nicht anschloß. Durch Farmer, Bauernsöhne und Gehilfen wurde die Polizei in der Stadt verstärkt. Diese mit ihren Pferden verwachsenen wilden Reiter gingen rücksichtslos vor und bildeten eine Art Schrecken auf der Straße. Lebensmittel- und sonstige wichtige unaufschiebbare Transporte wurden von Schülern besorgt. Die Schulen waren zu dem Zweck geschlossen.

Der Anthroposophische Hochschulkurs in Berlin

Ein Rückblick.

Von Paul Feldkeller, Schönwalde (Mark).

Die Anthroposophen hatten zu einem groß angelegten Hochschulkurs über Anthroposophie vom 5.—11. März nach der Singakademie geladen. Es wurde gezeigt, wie die neue Lehre fast alle Gebiete der Wissenschaft befruchtet: an je einem Tage wurden Physik und Medizin (außerdem Chemie), Philosophie und Pädagogik, Nationalökonomie, Theologie und Philologie behandelt: kurz man hätte dem Programm nach eine rein anthroposophische Universität etablieren können. In der Ausführung freilich haperte verschiedenes. Da waren die Zusammenhänge mit der Anthroposophie stellenweise recht locker, da wurden zu gewagte Behauptungen in der Aussprache ein gut Stück wieder zurückgenommen. Aber im großen ganzen soll man über den Irrtümern die einzelnen Wahrheiten

der Lehre Steiners nicht verkennen. Leider wird in der Oeffentlichkeit, zumal den Zeitungen, das ganze Lebenswerk dieſes Mannes, nicht ſelten von „reinen Toren“ in psychologicis, in Bauſch und Bogen verdammt, und der Bildungspöbel ſpricht die Schmähungen gedankenlos nach.

Aber ſo einfach liegt die Sache nicht. Vieldeutig wie unſere Zeit, vielleicht die vieldeutigſte und vielköpfigſte aller bisherigen Zeiten, iſt auch dieſer Mann: inſofern Repräſentant und Wahrzeichen unſerer Epoche. Sein Können und Wiſſen, ſein Sein, ſein Wollen und ſeine Einflüſſe und Wirkungen ſind mit ein paar Strichen nicht gezeichnet. Seine Einblicke ins Seeliſche ſind bei weitem noch nicht genug gewürdigt. Aber er macht dieſe Würdigung auch unnötig ſchwer, indem er ſeine eigenen Kenntniſſe und Erlebniſſe falſch interpretiert, d. h. ſofort in eine philoſophiſche Theorie kleidet, die allen philoſophiſch Geſchulten unannehmbar ſein muß, weil ſie nicht ins 20., ſondern ins 16. Jahrhundert gehört. Er iſt ein gewaltiger Empiriker, deſſen Anregungen wir dankbar ſein müſſen, und es iſt heute einfach eine Sache des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts, gewiſſe Tatſachen des Seelenlebens als bewieſen bezw. als wahrſcheinlich anzuerkennen. Aber mit dem ſeeliſch-empiriſchen Fortſchritt verbindet ſich ein philoſophiſcher Rückſchritt. Das iſt das geiſtige Profil dieſes ſeltſamen Mannes!

Die einzelnen Vorleſungen waren an Güte außerordentlich ungleich. Steiner ſelbſt ſprach, faſt an jedem Tage mehrfach, mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Wärme, die ſich zur Leidenſchaft ſteigerte. Unter ſeinen Schülern fielen die Vertreter ſeines Stuttgarter Lehrerkollegiums am angenehmſten auf. Mit glänzender Beredſamkeit entwickelten ſie ihre neue pädagogiſche Pſychologie und Steiners Erziehungsprogramm. Eine gelungene Veranſchaulichung dieſer Beſtrebungen waren die Darbietungen eurhythmiſcher Kunſt im Deutſchen Theater: junge Mädchen tanzten Schubert und Goethe (rezitiert von Steiners Gattin) und gaben Szenen aus Steiners Myſterienſpielen. Ueberall wo Steiner der Pſychologe, der Menſchen- und Lebenskenner zu Worte kam, wurde der Kundige reich beſchenkt, mochte es ſich nun um Biologie oder Philologie handeln. Hier ſind in Wahrheit Schätze zu heben, und wer ſich freiwillig davon ausſchließt, mag ſein wiſſenſchaftliches Zurückbleiben hinter der Zeit vor ſich verantworten.

Seine philoſophiſchen Ausmünzungen dieſer empiriſchen Werte aber waren unbrauchbar. Denn was ein Philoſoph begehrt, iſt Wahrheit und keine Medizin. Rudolf Steiner dagegen iſt ein hervorragender Arzt in jenem weiteſten Sinne, in dem auch der geniale Erzieher, Lehrer und Seelſorger Arzt ſein muß. Als Arzt aber tut er unbewußt das einzig Richtige und den Maſſen Erſprießliche: ihnen keine Erkenntnis, ſondern Täuſchung und Tröſtung auf den Weg zu geben. Man muß geſehen haben, wie leidenſchaftlich ſeine Anhänger ſich an dieſe ſo überaus poſitive neue Lehre klammern, und man verſteht: dieſe Menſchen *brauchen* den autoritativen Lehrer, und dieſer *will* Anhänger. Da iſt kein Boden für reine ſelbſtloſe Erkenntnis, z. B. nicht für den Geiſt von Darmſtadt, der auch die Gegner freudig begrüßt, ſofern ſie ein höheres Sein verkörpern. Graf Keyſerling will keine Anhänger, ſondern kraftvollſte geiſtige Selbſtändigkeit. Und gerade dieſe wurde bei den Hörern des Kurſus unterdrückt.

Weltſpiegel.

3. Mai.

Kriſis oder Verſumpfung? Wann und wie die Konferenz von Genua, die noch immer das politiſche Intereſſe ausſchließlich beherrſcht, ausgehen wird, iſt gegenwärtig noch unklarer als vor acht Tagen. Die meiſten Eindrücke, die uns von dort übermittelt werden, gehen dahin, daß eine gewiſſe Müdigkeit in den Verhandlungen Platz greift. Das iſt kein Wunder. Die Mitglieder der Delegationen und die Sachverſtändigen leiſten reichliche, gründliche und ſchwierige Arbeit, und doch ſehen ſie, daß die politiſchen Hauptfragen, auf deren Erledigung man doch zum mindeſten hoffte, nicht von der Stelle kommen. Es bleibt dabei, daß die Mehrzahl der Mächte unter der Führung Englands, unterſtützt durch die Vermittlertätigkeit Italiens, alles daran ſetzt, ein poſitives Ergebnis der Konferenz herbeizuführen, während Frankreich in Genua mit Hilfe der paar Getreuen, die ihre Orientierung in Paris ſuchen, eine offenbare Obſtruktionspolitik treibt. So hat ſich die Eigenheit der Lage nachgerade immer deutlicher in einem Kampf zwiſchen Poincaré und Lloyd George ausgeprägt, der zu Zeiten ſchon ſehr ſcharfe Formen angenommen hat. Es iſt aber in dieſem Kampfe noch keine Entſcheidung irgendwelcher Art eingetreten, und das bringt eine lange Dauer der Spannungen mit ſich, die für die Arbeitsfreudigkeit der Kommiſſionen nicht von Vorteil iſt und dem Ergebnis der Konferenz mehr Gefahr droht, als der anfangs ſo ſehr gefürchtete Gegenſatz zwiſchen Siegern und Beſiegten. Man iſt zuerſt vor einer Kriſis beſorgt geweſen, jetzt ſteigt die Gefahr der Verſumpfung auf.

Lloyd George erkennt darin mit Recht die ſtärkſte Waffe, die Poincaré gegen ihn anwendet. Er brauchte die franzöſiſche Politik an ſich nicht zu fürchten, denn es kann kein Zweifel beſtehen, daß aus der Konferenz von Genua wenigſtens die eine Frucht reifen wird: der Welt werden über Bedeutung und Wirkungen der franzöſiſchen Politik die Augen geöffnet werden. Frankreich iſt ſchon jetzt nicht mehr imſtande, die andern Mächte über den Charakter ſeines Imperialismus zu täuſchen, und daß es der Schädling und Friedensſtörer der Welt iſt, wird auch von vielen ſeiner früheren Freunde und Bewunderer erkannt. Dem engliſchen Premierminiſter iſt aber mit dem Durchdringen dieſer Meinung allein nicht gedient. Er muß, um angeſichts der nicht länger hinauszuſchiebenden Neuwahlen im Vereinigten Königreich Herr der Lage zu bleiben und ſeine eigene politiſche Zukunft ſicherzuſtellen, alles verſuchen, um einen eindrucksvollen Erfolg von Genua mitzubringen. Poincarés zähe und verbiſſene Obſtruktionspolitik, die ſich auf dieſelben Grundlagen ſtützt, die Lloyd George einſt ſelbſt anerkannt und an denen er mitgebaut hat, von denen er ſich auch nicht ohne weiteres loslöſen kann, erſchwert einen ſichtbaren Erfolg im Sinne des engliſchen Intereſſes ganz außerordentlich. Nun macht es ja der engliſchen Zähigkeit nichts aus, den Kampf gegen ſolche Methoden aufzunehmen, und Lloyd George hat bereits ſehr eindringlich zur Geduld ermahnt. Aber es iſt ein Unterſchied, ob ein leitender Staatsmann ein ſolches Ziel in der regelmäßigen Führung der Geſchäfte ſeines Landes verfolgt, oder ob er dabei an eine ſo eigenartige Veranſtaltung wie eine große internationale Wirtſchaftskonferenz für die

Dauer ihrer Tagung gebunden ist. Hier hat er mit Kräften zu rechnen, die sich seiner unmittelbaren Leitung und Beeinflussung zum Teil entziehen und schwer auf längere Zeit in einer so außergewöhnlichen Lage und Tätigkeit zusammenzuhalten sind. Deshalb bringt die Lage praktische Schwierigkeiten mit sich, die sehr wohl geeignet sind, die Genueser Luft gründlich mit Pessimismus zu verseuchen, so daß die Zunahme ängstlicher Berichte entweder über ein baldiges vorzeitiges Ende der Konferenz oder ihr Verlaufen auf einem toten Strang wohl erklärlich ist. Es wäre leichtfertig, mit diesen Möglichkeiten nicht zu rechnen, aber ebensowenig kann man sie als Gewißheiten oder auch nur Wahrscheinlichkeiten schon jetzt ansehen. Man darf nicht vergessen, daß Lloyd George bei seinen Versuchen, Poincarés Pläne zu durchkreuzen, die Mehrheit der inzwischen erheblich geklärten und über ihren wahren Nutzen belehrten öffentlichen Meinung Englands hinter sich hat und ein außerordentlich starkes persönliches Interesse hat, sie hinter sich zu behalten, — sehr im Gegensatz zu früheren politischen Lagen, als sein erstes Streben dahin ging, das Einvernehmen mit Frankreich zu wahren. So wie schon die ersten Wochen der Konferenz bessere Ergebnisse brachten, als die meisten politischen Beurteiler vermutet hatten, so liegt auch gegenwärtig keine Notwendigkeit vor, an die völlige Ergebnislosigkeit der Beratungen zu glauben.

Die große Zähigkeit Poincarés, der sich in seiner starren Ablehnung jeder Erörterung der Reparationsfrage auch dadurch nicht beirren ließ, daß jeder wirtschaftliche Wiederaufbauplan, fast möchte man sagen, mit Naturnotwendigkeit immer wieder in dieses verpönte Thema mündete, sollte nach den Hoffnungen der englischen Delegation wenigstens in so weit überwunden werden, als man in der russischen Frage zu einem Uebereinkommen zu gelangen gedachte. Lloyd George wollte diese Sache, obwohl darin eigene Wege gehend, doch in der Form mit möglichstem Entgegenkommen gegen die Franzosen behandeln. Daraus erklärt sich seine anfängliche Wut und Entrüstung, als der Abschluß des deutsch-russischen Vertrages seine Taktik durchkreuzte und ihn mit genügender Eindringlichkeit auf den begangenen Fehler hinwies, daß er, statt mit den eingeladenen Mächten in loyal gewahrter Gleichberechtigung vernünftige Wirtschaftspläne zu beraten, die russische Frage durch eine unter Ausschluß Deutschlands betriebene Ententepolitik lösen wollte. Aber er sah den Fehler ein und wußte dafür zu sorgen, daß die Konferenz den Vertrag von Rapallo nicht mehr als Stein des Anstoßes für ihre Verhandlungen betrachtete. Damit wurde jedoch Frankreich veranlaßt, seinen obstruierenden Standpunkt in der russischen Frage wiederaufzunehmen, und das um so lieber, als die russische Delegation mit der größten Festigkeit ihre Stellung wahrte und zu keinen Zugeständnissen, wie sie den französischen Wünschen entsprochen hätten, zu bewegen war. Tschitscherin war auf keine Weise einzuschüchtern. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Rußland zwar in einer überaus traurigen wirtschaftlichen Lage sei, immerhin aber ein unabhängiges Land, das über eine achtungswerte Militärmacht verfügt. So führte er eine dem entsprechende feste Sprache, die gegen die Schwächen und Unwahrheiten der Ententepolitik manchen empfindlichen Hieb austeilte und mit einer verblüffenden Unbekümmertheit um die Kritik der eigenen Schwächen den Standpunkt von Sowjetrußland verfocht. Tschitscherin setzte den Forderungen des Londoner Memorandums, die

den Geiſt der franzöſiſchen Politik atmeten, rückſichtslos das Bedürfnis ſeines Landes entgegen, obwohl es offenbar war, daß weder Frankreich noch England bereit waren, ſeine Anſchauungen anzuerkennen. Indeſſen ſah er deutlich, daß der Widerſpruch gegen die ruſſiſchen Forderungen in dieſem Falle England und Frankreich nicht einen, ſondern trennen würde. Und darin täuſchte er ſich nicht. Frankreich wollte um ſo weniger jetzt in der ruſſiſchen Frage nachgeben, als es nicht ohne Grund glaubte, daß es in dieſem Falle — wenigſtens nach der Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und Rußland — ſtark an Preſtige bei den ſogenannten „Randſtaaten" einbüßen würde, die über dieſe Verſtändigung ſtarke Unruhe an den Tag legten. Es iſt in dieſen Tagen trotz alledem zu einer formellen Verſtändigung zwiſchen Frankreich und England über ein neues Memorandum an Rußland gekommen, aber die Herſtellung und Abfertigung dieſes Aktenſtücks iſt mit ſoviel Weiterungen, Zwiſchenfällen und Kriſenerſcheinungen belaſtet, ſeine Annahme durch Rußland unwahrſcheinlich.

Zwiſchen Frankreich und England hat ſich die Lage in den letzten Tagen zweifellos weiter geſpannt. Barthou entſchloß ſich — es tut nichts zur Sache, ob auf direkte Aufforderung Poincarés, oder aus eigener Initiative — zu einer Reiſe nach Paris, um mit dem Miniſterpräſidenten Rückſprache zu nehmen. Wie ſchwierig aber die Lage war, geht daraus hervor, daß er dieſe Reiſe von Tag zu Tage aufſchob. Schließlich trat er ſie doch an, und alsbald verweigerte ſein Vertreter Barrère die Unterzeichnung des inzwiſchen vereinbarten Memorandums an Rußland, — ein Zwiſchenfall, der den Gegenſatz zwiſchen engliſcher und franzöſiſcher Politik in helle Beleuchtung rückt. Noch wird man alſo das endgültige Urteil über die Entwicklung in Genua vertagen müſſen. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß der Papſt Pius XI. in einer bedeutſamen Kundgebung, einem an den Kardinalſtaatsſekretär Gaſparri gerichteteten Schreiben, ſeinen Anteil an den Erfolgen der Konferenz, namentlich an einer wirkſamen Hilfe für Oſteuropa zu erkennen gegeben hat. Ueber ihre Wirkungen wird ſich freilich erſt ſpäter etwas Beſtimmteres ſagen laſſen.

W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Deutſche Romane.

Der Verlag Cotta (Stuttgart legt die überaus ſtattliche zweite Serie der Geſammelten Werke von Rudolf Herzog in wiederum ſechs ſehr ſchmucken Bänden vor. Da hat die große Herzoggemeinde nun auch die neueren ſeiner berühmten und in vielen Hunderttauſenden verbreiteten Romane beiſammen, den Novellen-Doppelband: Die Welt in Gold und Jungbrunnen ſowie endlich einen faſt fünfhundert Seiten ſtarken Band Herzogſcher Gedichte. Gerade dieſe ſtärkſten Zeugniſſe ſeiner immerfrohen Rheinlandſeele werden vielen die liebſte Geſchenkgabe ſein, ein Buch froheſten deutſchen Bekennens, welches den ſtarkgemuten Bau Herzogſchen Schaffens als das hoch und froh im Winde flatternde deutſche Banner krönt: Ich bin ein Deutſcher, will ein Deutſcher ſein!

Das gleiche Bekennen legt im ſtillen Tun auf ſeiner Scholle der Thüringer Dichtersmann Guſtav Schröer ab, von dem ich erſt vor einem Jahre

hier ein ganz vortreffliches deutſches Buch „Die Leute aus dem Dreiſatale“ anzeigen konnte. Er beut uns heuer eine in den einfachſten und darum oft überwältigendſten Formen gehaltene echt deutſche Bauernchronik, die überaus ſchlichte, aber ſchaffensreiche Lebensgeſchichte eines einſam gebliebenen Bauern, der ein ganzes verkommenes, verſoffenes Dorf aus den Klauen des Teufels rettete und wieder zu Wohlſtand brachte. Schroers „Schulze von Wolfenhagen“ (Quelle und Meyer, Leipzig) iſt ein echtes deutſches Volksbuch! Möge es auch in Wahrheit ein Buch des ganzen deutſchen Volkes werden, von unſerm ganzen armen, verängſteten Volke geleſen und nachgelebt!

Die gleiche Spur geht auch der Niederſachſe Guſtav Kohne wieder, der uns letztes Jahr noch mit einem Roman aus Südafrika kam. Er hat zum Glück für ſein erdgeborenes und erdgebundenes Schaffen heimgefunden in die Heide der Heimat mit einem Buche aus dem Bauerntum und aus dem letzten Menſchenalter, voller Poeſie der Heidbauern und voller Gedanklichkeit. In „Kurt Haſelhorſts Erbe“ (Fr. W. Grunow, Leipzig) hat Kohne aufs neue eine wohlgelungene Probe ſeines ſtarken, echt deutſchen Könnens abgelegt. Der gleiche Verlag bringt von dem jüngſt verſtorbenen, feinſinnigen Frankendichter Johann Georg Seeger einen (geſchichtlich noch weiter zurückliegenden) nachgelaſſenen Roman „Der Fremdling aus der Neuen Welt“, deſſen überreiches Innenleben den Leſer beſonders feſſeln wird, ſieht er doch einen Mann ſeine Frau um ihrer Heftigkeit willen verlaſſen, nach Jahrzehnten unerkannt zurückkehren und neben ihr leben, um ſie, die Unveränderte, zu prüfen. Die Verehrer Seegers werden an der tiefen Gedanklichkeit dieſes Buches bewegt erkennen, daß es ſein beſtes Werk geworden iſt, welches er hinterließ.

Von einem Dichter ſelber und zwar einem, deſſen Inneres unſäglich ſchmerzzerriſſen geweſen iſt, kündet Adam Müller-Guttenbrunns neuer Roman „Auf der Höhe“ (Staackmann, Leipzig), der dritte und letzte Band ſeiner Nikolaus Lenau-Trilogie. Ich möchte ſagen, daß es erſt in dieſem Bande ſo recht gelungen iſt, die dämoniſche Natur des krankhaft genialiſchen Lenau inmitten der ihn zerreibenden, teils kaltherzigen, teils leidenſchaftlohenden Weiber ganz und gar aufzuzeigen. Langjährige archivaliſche Forſchungen und ein Fund im Stifte zu Kloſterneuburg ſetzten den Verfaſſer in Beſitz wertvoller Lebensdokumente Lenaus. Staackmann bringt zugleich über Müller-Guttenbrunn eine recht inſtruktive, flotte Schrift von Ferdinand Ernſt Gruber, die von Grund aus mit dem köſtlichen „Erzſchwab“ bekannt macht.

So ein einfacher Burſche iſt auch der Held des Romans „Peter Michel“ von Friedrich Huch (Verlag Joſef Singer, Leipzig) und es wird jedem eine Luſt ſein, die ſchmucke Neuausgabe dieſes vor zehn Jahren zuerſt erſchienenen Werkes des Harzburger Advokaten und Poeten zur Hand zu nehmen. Stellt dagegen die heitere Kleinleutemalerei, wie ſie der immerfrohe und darum im weiten deutſchen Lande ſo angeſehene Rudolf Haas in ſeinem neuen Opus „Der Alte vom Berge“ (Staackmann, Leipzig) beliebt. Dieſer Triebldichter iſt doch wirklich ein ſonniger Kerl, und wem einmal ſo recht mieſepetrig ums Herz iſt, der lange die Haasbücher vom Bort. Gleich ſcheint die Sonne wieder . . .

Sein öſterreichiſcher Landsmann Ludwig Huna iſt von weit ſchwererem Blut und hat es darum auch nicht ſo leicht, ſich bei den Leſern durchzuſetzen und einzuniſten. Von Hunas Borgiatrilogie bringt der Grethleinverlag (Leipzig) den zweiten Band „Der Stern des Hauſes Orſini“, welcher die Tragödie der Lukrezia Borgia in den Vordergrund ſtellt, Alexander und Ceſare Borgia in

ihrer ganzen Unmenſchlichkeit entrollt. Huna verfügt über eine Glut der Sprache wie kaum ein zweiter unter den zeitgenöſſiſchen Romanciers. Nur er konnte es darum wagen, dieſen glutenden Stoff bewältigen zu wollen. Er hat den ſinnenſtärkſten Renaiſſanceroman geſchaffen, den man ſich vorſtellen kann, und keiner der dies Buch lieſt, wird es ohne Erſchütterung, anders als hingeriſſen bis zur letzten Seite, aus der Hand legen. Ein Romanwerk, welches gar manche belletriſtiſche Modeſtrömung überdauern wird.

Es iſt beliebt bei unſern Dichtern, in die Zeit und das Kleid ihrer Vorgänger zu ſchlüpfen und Künſtler jeder Art im Romane nachzubilden. Man hat dieſe Manier oft geſcholten, vergißt aber dabei, daß ſie noch immer die anſchaulichſte Methode blieb, Vergangenheiten und halbvergeſſene Größen recht in uns Nachfahren wachzurufen. Einer von den einſchmiegſamſten Poeten auf dieſem Gebiete iſt der Sachſe Rudolf Heubner. Kam uns noch voriges Jahr mit einem farbenleuchtenden Peter Paul Rubens-Roman und wartet heuer mit einer betörenden Groteske des E. T. A. Hoffmann in Bamberg auf: „Der verhexte Genius“ (Staackmann, Leipzig). Es iſt einem wahrhaftig zumute, als würde man von allen Elixieren des Teufels durchbrauſt, wenn man dieſen wahren Hexenſabbat von Wahn und Wochen im luſtigen Bamberg des vorigen Jahrhunderts mitdurchlebt. Leſt! Hier zeigt ſich Heubner von einer ganz anderen Seite

Daneben ſetz ich mit voller Abſicht den Goethe der Geniezeit ſeiner beiden erſten Jahre in Weimar, wie ihn der beſte Goethekenner unſerer Tage, der unermüdliche Wilhelm Bode im jüngſten ſeiner Goethebücher „Goethes Leben“, 3. Band (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin), vortrefflich abzuſchildern weiß. Karl Auguſt kommt nach Frankfurt, die Brautſchaft mit Lilli, der Einzug in Weimar. Das alles wirbelt an uns hin und haftet in tauſend Belegſtellen und Bildern, wie ſie eben nur Bode ſo meiſterhaft zuſammenzutragen verſteht Er ſtellt ſchon wieder drei neue Bände in Ausſicht (Goethe bis Sizilien und Neapel!), bereichert uns mit jedem ſeiner ſchätzereichen Bücher ſo ſehr, daß man ſagen möchte: erſt Bodes Bücher über Goethe haben das erhabene Bild unſeres größten deutſchen Dichters in jedem Herzen lebendig gemacht.

Nun noch gute, freilich etwas leichtere Unterhaltungskoſt. Der Verlag Auguſt Scherl, Berlin, legt eine Reihe ſeiner ſchmucken neuen Romane vor. Da finden wir die bekannte Erzählerin aus dem ſonnigen Süden des Gardaſees El-Correi. Im Kriege mußte ſie flüchten und legt nun „Die aus der Brautgaſſe“, eine herbe Frucht ihres Exils vor, ein Buch, das die Frauen liebgewinnen werden. Frauen ſind auch die Verfaſſerinnen der beiden Scherlbücher „Die blaue Sehnſucht“, von Liſa Barthel-Winkler, und „Die Erlöſten“, von Selma Fiſcher-Cwojdzinſka. Zwei Künſtlerromane! Die bunte Welt der Kunſt iſt es ja zuerſt und zumeiſt, welche dichtende Frauen anlockt. In dieſem Spiegel beſchreiben ſie ihr erſtes Künſtlerleben. Ein guter und gewiſſenhafter Prüfſtein. Paul Burg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Geſchäftsführung: Deutſcher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 13. Mai 1922

Nummer 18

Das Recht aufs Weißblutenlassen.

Von Dr. Georg E. Kunzer (München).

Wie unheilvoll unsere Schulden an die Entente mit der Schuldfrage zusammenhängen, wurde von mir kurz, und wie ich glaube übersichtlich und überzeugend, in einem Aufsatz „Kriegsschuld und Kriegsschulden“ (im ersten Januarheft der „Grenzboten“) dargelegt. Neuerdings soll nun mit Rathenau die deutsche Regierung endlich, endlich den Mut gefunden haben, gegenüber der Entente, wenn auch leider noch stark „andeutungsweise“ zu sagen, daß die Grundursache der Wirtschaftsnot die falsche Basis des Friedensvertrages und die übertriebenen Leistungen aus dem bewaffneten Frieden seien. Letzteres ist schon nicht mehr die Grundursache, sondern eine Folge aus der falschen Basis, der Schuldlüge, die anstelle der für beide Teile rechtsverbindlich gewordenen 14 Punkte Wilsons zur Grundlage des Versailler Diktats gewählt wurde.

Es ist nun von hohem Werte, daß aus den feindlichen Ländern in letzter Zeit wieder Kronzeugen gegen Versailles aufgetreten sind, ein Politiker und ehemaliger Staatsmann einerseits und einer der angesehensten Männer der Volkswirtschaft anderseits: Nitti und Keynes.

In seinem Aufsehen erregenden Werk „Das friedlose Europa“ behandelt Nitti die Frage, wie die deutsche Entschädigungspflicht in so ungeheurem Ausmaße entstanden ist. Sozusagen „beiläufig“, also nebenher, mehr zufällig sind die schwerwiegendsten Entscheidungen getroffen worden, wozu eben auch diese gehört. Es war am 2. November 1918, als Clemenceau in den Waffenstillstandsverhandlungen erwähnte: „Man würde es bei uns, in Frankreich, nicht begreifen, wenn wir nicht in den Waffenstillstand eine entsprechende Klausel einsetzen würden. Worum ich Sie bitte, ist die Einfügung der drei Worte: „Wiederherstellung der Schäden“ (Réparation des dommages) ohne einen Kommentar“. Als dann von Hymans, Sonnino, Bonar Law, Lloyd George usw. Einwände gemacht wurden, da bat er, sich in den Geist der französischen Bevölkerung zu versetzen.

Schließlich ſtimmte man dieſen drei Worten zu. Das Schickſal nahm fortan ſeinen Lauf. Nitti kennzeichnet mit Recht dieſe drei Wörtchen als neue Wegweiſer, indem er ſagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß dieſe drei Worte in eine ganz beſtimmte Richtung weiſen, daß niemals davon in den verſchiedenen Forderungen der Entente die Rede war.“ Er zeigt dann auf die 14 Punkte Wilſons hin, die viel weniger forderten. (Wiederherſtellung Belgiens, Nordfrankreichs, Genugtuung für die beſetzten Gebiete in Serbien, Montenegro, Rumänien.) „Keine einzige andere Forderung oder Behauptung findet ſich in den Wilſonſchen Vorſchlägen. Der Ausdruck „Réparation des dommages“ umfaßte ſtatt deſſen, wie es ja auch nachher in der Tat anerkannt wurde, jedwede Forderung zu Land und zu Waſſer.“ Daraus entſtand dann der verhängnisvolle Artikel 231 des Verſailler Erdroſſelungsinſtrumentes, mit dem Deutſchland ſich für alle Schäden verantwortlich erklärte, „welche die alliierten und aſſoziierten Mächte infolge des Krieges erlitten haben, der ihnen durch den Angriff Deutſchlands und ſeiner Verbündeten aufgezwungen worden iſt“. Damit wurden Deutſchland auch die größten Kriegslaſten der Penſionen, Kriegsvergütungen an Militärs und an deren Familien, Ausgaben für Familienunterſtützungen von Kriegseingezogenen uſw. aufgebürdet.

„Begründet“ hat mit dieſe Ungeheuerlichkeit bekanntlich mit der Schuldlüge, die man unverfroren gegen Deutſchland ausſprach. Nitti, der ſich hierüber allerdings ſelbſt nicht widerſpruchsfrei mehrmals äußert, iſt ehrlich genug, die Kriegslügenpropaganda lediglich als das zu kennzeichnen, was es war, als Kriegsmittel. Nitti ſcheut ſich nicht, von „törichten Phraſen“ von „banalen Deklamationen“ zu ſprechen, die damals gegen Deutſchland von Ententeminiſtern uſw. losgelaſſen wurden, um das deutſche Volk als den Ausbund von moraliſchen Scheuſalen, von Niedrigkeit, von Verbrechertum und blutrünſtigen Mördern hinzuſtellen. Wenn er auch dieſe Worte nicht gebraucht, ſo ſpricht er doch von der „finſteren Macht des Böſen, der rohen Gewalt“, während die Entente als die „ſieghafte leuchtende Kraft des Guten, des Rechtes“ in bengaliſcher Beleuchtung erſchien. Nitti bezeichnet es ferner als lächerlich, daß man durch die abgepreßte Unterſchrift Deutſchlands eine Rechtfertigung für die übermäßigen Forderungen erreichen wollte.

J. M. Keynes beſchäftigt ſich eingehender mit dieſer Angelegenheit in ſeinem neuen Werke „Reviſion des Friedensvertrages“, das neuerdings in deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt. (Verl. Duncker u. Humblot, München.) Ein ganzes Kapitel iſt hier dieſer rechtswidrigen Ausdehnung unſerer Schadenerſatzpflicht gewidmet, das 5. Kapitel, das die Ueberſchrift trägt: „Die Rechtmäßigkeit des Anſpruches auf Penſionen“.

Welche enorme ziffernmäßige Bedeutung der ungeheuerlichen Erſatzpflicht beizumeſſen iſt, hat Keynes vorher nachgewieſen. Es läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß ſich dadurch die Schadenrechnung der Verbündeten nahezu verdreifacht hat. „Daraus entſteht der Unterſchied zwiſchen einer Forderung, die erfüllt werden kann und einer Forderung, die nicht erfüllt werden kann.“ Zweidrittel

unſerer Erfüllungspflicht wären wir ledig und frei, wenn dieſer große Kriegsſchuldſchwindel beſeitigt wäre.

In ſeinem erſten Werk hatte Keynes dieſen wahnſinigen Anſpruch der Entente als eine „Handlung internationaler Unmoral" verurteilt. Keynes kann für ſeine einzig zuläſſige Rechtsauffaſſung auch anführen, daß die unter Leitung des „Inſtituts of international Affairs" herausgegebene „Hiſtory of the Peace Conference" ebenfalls ſo urteilt, indem es dort heißt: „Dieſe Darlegung (nämlich Präſident Wilſons Note vom 5. November 1918) muß allen Diskuſſionen über das zugrunde gelegt werden, was die Verbündeten als Wiedergutmachung im Friedensvertrag beanſpruchen konnten, und es iſt ſchwer, ſie anders auszulegen, als eine beabſichtigte Beſchränkung ihres unzweifelhaften Rechtes, die Geſamtheit ihrer Kriegskoſten wiederzuerlangen."

Keynes geht auch auf die Verteidigungsargumente ein, die von gegneriſcher Seite für die vollſte Schadenerſatzpflicht Deutſchlands vorgebracht werden. Da ſteht die Theorie, daß die Antwort an Wilſon (mit den Bedingungen) aufgehoben wurde durch die Waffenſtillſtandsbedingungen. Dieſe Theſe ſteht auf ſchwachen Füßen. Als Begründung vermag ſie nur anzuführen, daß die Antwort der verbündeten Regierungen an Wilſon, die nachher den Text der an Deutſchland gerichteten Note vom 5. November 1918 bildete, in derſelben Sitzung des Oberſten Rates angenommen wurde, in der die hauptſächlichſten Klauſeln der Waffenſtillſtandsbedingungen entworfen wurden und daß die Antwort an Wilſon von den Verbündeten nicht eher gutgeheißen wurde, bis der Entwurf der Waffenſtillſtandsbedingungen gutgeheißen war. Keynes nennt eine derartige Auslegung nicht mit Unrecht „Doppelzüngigkeit" und kann darauf hinweiſen, daß das Protokoll der Verhandlungen des Oberſten Rates keinen Anhaltspunkt für die Rechtmäßigkeit dieſer Auffaſſung bietet. Es iſt auch klar, daß mit der Annahme der Wilſonſchen Bedingungen ſich die Waffenſtillſtandsbedingungen erſteren unterzuordnen zu hatten, ebenſo die künftigen Friedensbedingungen. Auch der Trick, den Klotz im letzten Augenblick, beim Aufbruch der betreffenden Sitzung, anwandte, kann die Rechtsgrundlage der künftigen Friedensbedingungen nicht ändern. Dieſer ließ nämlich noch eine kurze Schutzklauſel „vorbehaltlich irgendwelcher ſpäterer Anſprüche und Forderungen ſeitens der Verbündeten" einfügen, die von den Anweſenden ohne weiteres gebilligt und weniger beachtet wurde. Wenn ſich dann nachträglich Klotz rühmte, damit die 14 Punkte Wilſons zu Fall gebracht zu haben, ſo iſt dies die denkbar niedrigſte Staatsmoral, da doch ganz dieſelbe Sitzung eine Note an Wilſon abſandte, welche dieſe 14 Punkte guthieß. Es iſt daher ohne weiteres klar, daß die vorſorglich eingeſetzte Klauſel unmöglich Rechte einräumen kann, welche gegen dieſe 14 Punkte verſtoßen würden.

Die andere Argumentation zugunſten der Abwälzung der Penſionslaſten auf Deutſchland bewegt ſich in umgekehrter Richtung. Man erkennt die Wilſonſchen Grundſätze betreffs Schadenerſatz an, aber man legt ſeine Worte viel weiter aus. In den erſten Stadien der Verhandlungen ſuchten die britiſchen Vertreter im Wiedergutmachungsausſchuß der Friedenskonferenz eine ſpitzfindige Auslegung. Sie ſtützten ſich auf einen der Sätze Wilſons, daß jede Poſition des Friedensvertrages gerecht ſein müſſe. Eine Forderung der Gerechtigkeit wäre es aber, daß Deutſchland die geſamten

Kriegskoſten aufgebürdet würden. Ferner ſeien Großbritanniens Kriegskoſten eine Folge von Deutſchlands Verletzung der belgiſchen Neutralität. Alſo müſſe Deutſchland die Kriegskoſten bezahlen. Im Namen der amerikaniſchen Delegierten konnte Mr. John Forſter Dulles dieſe Beweisführung widerlegen. Er betonte, daß die Kommiſſion nicht die Aufgabe hätte, neue Vorſchläge über die Wiedergutmachung zu beraten, ſondern daß ſie ſich durch die vereinbarten Grundlagen des Friedens (eben die Wilſonſchen Grundſatz) gebunden ſehe. Mit anderen Worten hätte er auch in Anlehnung an die Form der britiſchen Beweisführung ſagen können: wenn die Bedingungen nicht der Gerechtigkeit widerſprechen dürfen, wenn jede Poſition gerecht ſein muß, dann muß auch dieſe Forderung der Gerechtigkeit eingehalten werden, daß eingegangene Verpflichtungen gehalten werden. Außerdem bedarf die weitere Behauptung, daß England lediglich aus altruiſtiſchen Gründen, wegen Neutralitätsbruch Deutſchlands, zum Schutze Belgiens, in den Krieg eintrat, des Beweiſes.*)

Die franzöſiſchen und britiſchen Premierminiſter ließen die Argumente ihrer Delegierten ſchließlich fallen. Aber eifrig wurde weiter daran gearbeitet, aus den Worten der Note vom 5. November 1918 doch möglichſt viel herauszuholen. Die entſcheidende Frage war hier: „Woraus beſtanden denn die Schäden, welche die Zivilbevölkerung erlitten hatte?“ Konnte man Penſionen und Beihilfen an die Zivilbevölkerung als ſolche Schäden zulaſſen?

Ein Memorandum des General Smuts ſpielte hier eine verderbliche Rolle, eines Mannes, der nach der Unterzeichnung des Erpreſſerfriedens ſelbſt am allerſchärfſten die Reviſionsbedürftigkeit des Diktats betonte. Dieſer widerſpruchsvolle Mann brachte es fertig, folgendes Kunſtſtück der Sophiſtik ohne Erröten niederzuſchreiben:

„Nachdem ein Soldat als kriegsuntauglich entlaſſen iſt, tritt er wieder in die Reihen der Zivilbevölkerung ein, und da er nicht mehr imſtande iſt, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen, ſo erleidet er Schaden als ein Mitglied der Zivilbevölkerung, den zu erſetzen ſich die deutſche Regierung verpflichtet hat.“

Eine diaboliſche Logik! In Wirklichkeit hatten unzweifelhaft die Worte jener Note nichts anderes gemeint, als die Schäden, welche die damalige Zivilbevölkerung direkt durch die Angriffe militäriſcher Art erlitten hatte. Daß dem ſo war, geht auch daraus hervor, daß man ſeitens der Entente ſich anfangs wenigſtens ſoweit den Schadenerſatz ſichern wollte, daß auch die durch Luftangriffe und Seeangriffe eingetretenen Schädigungen mit einbegriffen ſein ſollten. Hätte man die ſpätere weitgehendſte Auslegung geahnt, man hätte dieſe Sorge, als die geringere, gewiß nicht zu hegen brauchen.

Präſident Wilſon griff aber bereitwilligſt nach dem Smutsſchen Strohhalm, um die deutſche Verpflichtung für die Penſionen-Vergütung gutzuheißen. Der Univerſitätsprofeſſor, der große Verkündiger der großen Menſchheitsideale, er, deſſen Name in der Geſchichte ewig mit den

*) Vgl. hierzu die neueſte Schrift „Der Weg zu Deutſchlands Rettung“ (Verl. H. Robert Engelmann, Berlin).

14 Punkten verbunden bleiben wird, er zeigte ſich im entſcheidenden Moment wieder einmal ſo klein und eigenſinnig, daß er ſeinen eigenen hohen Ideen ein Verräter wurde, daß er ein Wortbrüchiger gegen das deutſche Volk wurde, das törichter Weiſe auf ſeine Worte ſchwur, im Vertrauen auf dieſe leichter die Waffen niederwarf und auf jeden weiteren Widerſtand verzichtete.

Als dieſem Wilſon erklärt wurde, daß kein einziger Juriſt in der amerikaniſchen Delegation zu finden ſei, der ſein Gutachten zugunſten des Einſchluſſes von Penſionen in die Entſchädigungsforderungen abgeben könnte, daß die ganze Logik dagegen ſpräche, da ſprach der weiſe Mann vom Weißen Haus die Worte aus:

„Logik! Logik! ich kehre mich den Teufel an die Logik. Ich werde die Penſionen mit einbeziehen!“

So geſchah das grandioſe Verbrechen, die deutſche Schuldverpflichtung gegen das gegebene Wort denkbar weit auszudehnen, ſo daß die Wiedergutmachungsſchuld Deutſchlands dreimal ſo hoch wurde, als ſie ſonſt wäre, daß Deutſchland „ſchuldig“ befunden wurde, an Völker Entſchädigungen zu leiſten, die gewiß ohne jede deutſche Herausforderung in den Weltkrieg eintraten, deren Zivilbevölkerung gewiß von deutſcher Seite nicht ein Haar gekrümmt wurde. Man denke nur an Haiti, Kuba, Liberia uſw.

Mit der Abwälzung der Penſionen und Beihilfen auf Deutſchland war der Schritt zur Belaſtung der deutſchen Volkswirtſchaft mit den Generalkoſten des Weltkrieges getan. Man muß auf der Ententeſeite das Ungeheuerliche dieſer brutalen Forderung empfunden haben, ſonſt hätte man es nicht für notwendig erachtet, dieſe wenigſtens durch die angebliche alleinige Schuld Deutſchlands moraliſch zu „rechtfertigen“. Daraus ergibt ſich das „Recht“ auf das Weißblutenlaſſen des deutſchen Volkes, oder beſſer geſagt der heuchleriſche Vorwand. Deutſchland darf daher nicht ruhen, bis auch dieſe Frage zur objektiven Entſcheidung kommt. Jede andere Reviſion iſt nur Flickwerk und kann uns nicht retten.

Verwaltungs-Reform und Verwaltungs-Akademie.

Von Miniſterialrat Dr. Otto Föhlinger,
Studiendirektor der Verwaltungs-Akademie Berlin.

2.

Wie ſoll nun dem mittleren Beamten die Möglichkeit geboten werden, ſich das Wiſſen anzueignen, das der Aſſeſſor bei ſeinem Eintritt in die Verwaltung mitbringt? Denn es kommt nicht nur auf die formal-juriſtiſche Schulung an, nicht nur auf Kenntnis des Wirtſchaftslebens, der Sozialpolitik uſw., ſondern notwendig iſt darüber hinaus eine vertiefte Allgemeinbildung, die aus dem „Reſſortgenie“ den praktiſchen brauchbaren Verwaltungsbeamten ſchafft, der in den verſchie-

denſten Zweigen der Verwaltung mit Nutzen verwandt werden kann. Die Wege, die hier zum Ziele führen können, ſind verſchiedenartig. Schon bisher beſtand die Möglichkeit, daß Beamte neben ihrer Dienſtzeit — denn ein großer Teil der mittleren Beamten beſitzt das Reifezeugnis des neunſtufigen Gymnaſiums — Univerſitätsſtudien trieben und den Doktorgrad erreichten ſowie das Referendar-Examen machten. Auch in Zukunft werden ſicherlich mittlere Beamte von dieſer Möglichkeit Gebrauch machen. Aber darüber hinaus muß man eine Einrichtung ſchaffen, die es den wirklich befähigten Beamten ermöglicht, all' das Wiſſen ſich anzueignen, das notwendig iſt, um den Wettbewerb auch wirklich aushalten zu können.

Ein ſolcher Weg iſt die Verwaltungs-Akademie nach Berliner Muſter, die es ermöglicht, daß der Beamte neben ſeiner Dienſtzeit eine gründliche und ſyſtematiſche Durchbildung in den Wiſſenszweigen erhält, die für den Aufſtieg notwendig ſind. Wohlgemerkt, nicht nur für dieſe Beamten iſt die Verwaltungs-Akademie geſchaffen, ſondern für die Hebung der Verwaltungsbeamten im allgemeinen. Aber gerade für den Aufſtieg der wirklich Begabten wird die Verwaltungs-Akademie beſonderen Nutzen ſchaffen. Hier wird derjenige, der beſonders befähigt iſt, ſich die wiſſenſchaftliche Ausbildung verſchaffen können, die zum Aufſtieg notwendig iſt.

Unter den ſchon angedeuteten außerordentlich ſchwierigen wirtſchaftlichen Verhältniſſen wird der weitaus größte Teil der Anwärter den Aufſtieg allein aus finanziellen Gründen nicht ermöglichen können, da er außerſtande iſt, ſeine amtliche Tätigkeit auf 4 oder 5 Jahre zu unterbrechen, um ſich einem Vollſtudium zu widmen. Es wäre aber unbillig und mit den heutigen Auffaſſungen nicht vereinbar, wenn man dem, der lediglich aus finanziellen Gründen verhindert iſt, ſich die Bildung anzueignen, die zu ſeinem Fortkommen notwendig iſt, den Aufſtieg verſperren würde. Um daher den Beamten im allgemeinen und den Begabten im beſonderen die notwendige Ausbildungsmöglichkeit zu verſchaffen, iſt die Berliner Verwaltungs-Akademie ausſchließlich auf dem Syſtem begründet, daß an ihr Beamte ſtudieren können, die vormittags ihren Beruf ausüben. Grundſätzlich ſind alle Vorleſungen in die Zeit von 4 Uhr nachmittags ab verlegt, ſo daß die Beamten, die ſich vorbilden wollen, die Möglichkeit haben, dies neben ihrer Dienſtzeit zu tun. Die Berliner Verwaltungs-Akademie hat in ihrer Konſtruktion kein Vorbild. Sie ſtellt einen neuartigen Typus dar. Sie hat weder Vollſtudenten, noch einen feſt angeſtellten Lehrkörper.

Als ich ſeinerzeit kurz nach der Revolution mit meinem Kollegen, dem Regierungsrat Walter Pietſch, — einem Manne, der in Beamtenkreiſen mit Recht ſich einer beſonderen Beliebtheit erfreut — in einem Geſpräch die Notwendigkeit der Schaffung einer Verwaltungs-Akademie erörterte, und ſich an dieſe Erörterung die Errichtung der Akademie durch uns beide anſchloß, da waren wir uns klar darüber, daß im Hinblick auf die veränderten Verhältniſſe dieſe Anſtalt nach dem techniſchen Prinzip errichtet werden müßte: Möglichſt geringe Aufwendungen bei möglichſt hohen Leiſtungen. Dies ſollte erzielt werden zunächſt dadurch, daß den Hörern keine zu hohen Ausbildungskoſten zugemutet werden ſollen, damit ein möglichſt weiter Hörerkreis in Betracht kommen könne. Dieſer Weg iſt verſucht worden durch die vorhin

angedeutete Verlegung der Vorleſungsſtunden auf den Nachmittag. Daß wir uns in dieſer Beziehung nicht verrechnet hatten, geht aus dem über Erwarten großen Beſuch hervor. Die Berliner Verwaltungs-Akademie war im Winter-Semeſter 1919/20 von 1500, im Sommer-Semeſter 1920 von 1106, im Winter-Semeſter 1920/21 von 3055 und im Sommer-Semeſter 1921 von 1706 Hörern beſucht. Damit war die Frage der Lebensfähigkeit und zugleich aber auch der Lebensnotwendigkeit beantwortet. Um mit den Koſten möglichſt zu ſparen, wurde davon abgeſehen, eigene Räume zu beziehen und einen eigenen Verwaltungs-Apparat zu ſchaffen, und dieſe ſparſame Haushaltung war um ſo notwendiger, als zunächſt von ſtaatlicher Seite Mittel nicht zur Verfügung geſtellt wurden. Aber ein eigenes Gebäude war auch nicht notwendig; denn eine ehrwürdigere Stätte als die Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin, die uns der Rektor zur Verfügung ſtellte und in der regelmäßig alle Vorleſungen der Verwaltungs-Akademie ſtattfinden, war ja nicht denkbar! Der dritte Weg war, ein Dozenten-Kollegium von ganz beſonderer Qualität zu gewinnen. Auf allen Gebieten ſollten die erſten Autoritäten, die in Berlin vorhanden waren, herangezogen werden. Das wäre nicht möglich geweſen, wenn man dieſe Kräfte, wie es bei den Univerſitäten, Techniſchen Hochſchulen uſw. der Fall iſt, hauptamtlich herangezogen hätte, denn ſolche Perſönlichkeiten befinden ſich meiſt in hohen Staatsſtellungen, und ſie wären vermutlich als hauptamtlich angeſtellte Dozenten nur unter Aufwendung ungeheurer Koſten erlangbar geweſen. Es mußte alſo der Verſuch gemacht werden, dieſe in Berlin vorhandenen Kräfte erſten Ranges auf allen Gebieten nebenamtlich als Lehrer für die Verwaltungs-Akademie zu gewinnen, und dieſer Verſuch iſt über Erwarten gut gelungen. Profeſſoren der Berliner Univerſität wie: Boſenta, Jaſtrow, Kaskel, Kohlrauſch, Wagemann und andere ſtellten ſich mit großem Erfolg in den Dienſt der Sache. Sie bilden auch heute noch das Rückgrat für die wiſſenſchaftliche Ausbildung an der Verwaltungs-Akademie zu Berlin. Auf ſie wollen wir auf keinen Fall verzichten. Aber darüber hinaus gebrauchten wir noch etwas anderes: Nicht nur der Gelehrte ſoll an der Verwaltungs-Akademie dozieren, ſondern auch derjenige, der ſelbſt als Verwaltungsbeamter Außerordentliches geleiſtet hat, und an ſolchen iſt ja bei uns gottlob kein Mangel. Nur haben die meiſten von ihnen das Wiſſen, das ſie in jahrzehntelanger mühſeliger Arbeit ſich angeeignet haben, für ſich behalten, ſofern ſie nicht publiziſtiſch tätig waren. Gerade dieſes Wiſſen für die Beamten nutzbar zu machen, erſchien mir das notwendigſte. Mit Recht hat Immanuel Kant einmal geſagt:

„Die Erziehung iſt eine Kunſt, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommt werden muß. Jede Generation, verſehen mit den Kenntniſſen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zuſtande bringen, die alle Naturanlagen des Menſchen proportioniert und zweckmäßig entwickelt und ſo die ganze Menſchengattung zu ihrer Beſtimmung führt. . . . Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts tun und nur dadurch, daß eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntniſſe der folgenden überliefert, dieſe wieder etwas hinzutut und es ſo den folgenden übergibt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entſpringen.“

Das Beamtenproblem kann nur dadurch vorwärts gebracht werden, daß die ältere Generation der Beamten die jüngere ſchult und von ihrem Wiſſen denen mitteilt, die beſtrebt ſind, weiterzukommen. Ich hielt Umſchau unter den in Berlin vorhandenen Beamten der preußiſchen und der Reichsverwaltung, ſowie des Berliner Magiſtrats, und es gelang mir, hier eine ſtattliche Anzahl von Perſönlichkeiten zu gewinnen, deren Namen weit über das eigene Reſſort hinaus bekannt ſind. Darunter befinden ſich auch Männer, die nie vorher doziert haben und ſich zu unſerer Freude als Lehrer ganz beſonders eigneten, allen voran einer unſerer beſten Staatsmänner, der jetzige Präſident des Oberverwaltungsgerichts, Staatsminiſter a. D. Exzellenz Dr. Drews, der ſich mit wahrer Begeiſterung unſerer Sache widmete und die Beamten an dem ungeheuer reichen Schatz ſeiner Erfahrungen teilnehmen läßt. Für Perſönlichkeiten dieſer Art gab es bisher in Berlin keinen Wirkungskreis, und es gab für die Beamten keine Möglichkeit, Männer dieſer Art zu hören. Neben Drews gehört unſerem Lehrkörper der frühere Reichsminiſter Dr. Koeth an, ferner die Miniſterialdirektoren: Falck, Luſensky, Meißner und Popitz. Von vortragenden Räten: Dorn, Friedeberg, Kieſow, Kuhn, v. Lewinski, Roſer, Sarter, Schaper, Schultz, Volkmar, Zweigert und andere mehr. Es würde zu weit führen, hier alle Namen der Dozenten aufzuführen. Ihre Zahl beträgt jetzt bereits 106, darunter befindet ſich auch eine Reihe jüngerer Gelehrter mit beſonders gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung und Lehrbefähigung. Gerade auf die Zuſammenſetzung des Dozentenkollegiums wurde der größte Wert gelegt; denn von ihm hängt es ab, ob die Verwaltungs-Akademie die hohen Anforderungen, die von der Leitung geſtellt werden, erfüllen kann oder nicht. Nur wenn die Anforderungen wirklich hoch ſind, wird das Ziel erreicht werden können, wird es möglich ſein, das Beamtentum ſo zu ſchulen, daß wir in Zukunft mit einer geringeren Zahl von Beamten auskommen und daran haben alle das größte Intereſſe.

Nun iſt aber die Verwaltungs-Akademie zu Berlin keineswegs nur für Beamte des mittleren Dienſtes eingerichtet, vielmehr dient ſie gleichzeitig auch zur Fortbildung für die Beamten des höheren Dienſtes; denn auch dieſe bedürfen von Zeit zu Zeit wieder einmal der wiſſenſchaftlichen Fortbildung, und zwar ſowohl auf allgemein geiſtigem Gebiet als auch auf dem engeren Fachgebiet. Ein Beamter, der mehrere Jahrzehnte von der Univerſität fort iſt und ſich nicht ſelbſt wiſſenſchaftlich weiterbildet, läuft Gefahr, durch ſeine Tätigkeit allmählich ein „Routinier" zu werden. Dem muß von Zeit zu Zeit entgegengewirkt werden durch die Beſchäftigung mit den Problemen der Wiſſenſchaft, und dieſem Bedürfnis trägt die Verwaltungs-Akademie zu Berlin Rechnung, indem ſie zahlloſe Vorleſungen eingerichtet hat, die von höheren Beamten mit gutem Nutzen beſucht werden. Das Reichsverkehrsminiſterium hat u. a. eine Reihe von Vorleſungen für Regierungs-Aſſeſſoren und Regierungs-Bauführer als Pflichtvorleſungen bezeichnet, und ſowohl von den Hoheitsverwaltungen als auch von den Betriebsverwaltungen nehmen zahlreiche höhere Beamte regelmäßig an den Vorleſungen teil. Nachdem jetzt fünf Semeſter abgelaufen ſind, kann man ſagen, der Gedanke, eine Akademie zu gründen, die dem Beamten ein Studium neben ſeiner Tätigkeit ermöglicht, iſt fruchtbar geweſen. Seine Durchführung iſt allerdings nur da

denkbar, wo wirklich erſte Lehrkräfte in großem Maße zur Verfügung ſtehen und ein genügender Hörerkreis geſichert iſt.

Nach dem Berliner Vorbilde haben ſich in mehreren deutſchen Städten Verwaltungs-Akademien, Beamten-Hochſchulen und Hochſchulkurſe gebildet. Bis jetzt ſind nach dem Vorbilde der Berliner Anſtalt in 13 Orten Einrichtungen geſchaffen worden, die ſich in der „Arbeitsgemeinſchaft deutſcher Beamten-Hochſchulen" zuſammengeſchloſſen haben. Die Geſchäftsführung liegt in den Händen der Verwaltungs-Akademie, Berlin. Das Beſtreben der Arbeitsgemeinſchaft läuft darauf hinaus, Erfahrungen auszutauſchen, Organiſationen, die Fortbildungskurſe errichten wollen, mit Ratſchlägen zu unterſtützen, dagegen zweifelhafte Gründungen und Gründungen, die nicht exiſtenzfähig ſind, zu verhindern. Die Berliner Verwaltungs-Akademie erſtrebt kein Monopol, ſie hat ſich bereitwilligſt in den Dienſt der Arbeitsgemeinſchaft geſtellt, damit an allen Plätzen, an denen die Vorausſetzungen für die Errichtung einer Beamten-Hochſchule vorhanden ſind, ähnliche Einrichtungen geſchaffen werden. Es bleibt abzuwarten, wie ſich die übrigen Lehrſtätten im Deutſchen Reich entwickeln.

Notwendig war es vor allem, daß ſowohl in Dresden, als auch in München und Karlsruhe, ſowie in Königsberg und Danzig beſondere Einrichtungen geſchaffen wurden. Aber auch zahlreiche andere Städte ſind dem Vorgehen gefolgt.

Man hat es bei allen dieſen Einrichtungen mit einem neuartigen Typ von Hochſchulen zu tun, die keineswegs die bisher beſtehenden Hochſchulen erſetzen oder verdrängen wollen, ſie ſtellen ſich ihnen lediglich ergänzend zur Seite. In den meiſten Fällen arbeiten ſie in engſter Anlehnung mit den Univerſitäten und Techniſchen Hochſchulen und ſie baſieren vor allem auf der Grundlage der Beamten-Fachverbände, die die Träger der Akademien ſind.

In einer Zeit, in der alles an den Staat appelliert und nur vom Staat die Hilfe erwartet, hat die deutſche Beamtenſchaft von ſich aus die Einrichtungen geſchaffen, die zur Ausbildung notwendig ſind, und ſie hat damit ein Vorbild gegeben, wie man, auch ohne daß der Staat überall eingreift, aus eigenen Kräften mitarbeiten kann an dem Wiederaufbau des Vaterlandes; denn ein leiſtungsfähiges, berufsfreudiges Beamtentum iſt eine der wichtigſten Vorausſetzungen für das Gedeihen des neuen Staates.

Revolutionäre Arbeiterpoeſie.

Von H. von Waldeyer-Hartz.

Wer rückſchauend die ſoziale Entwicklung Deutſchlands verfolgt, wird ſich des Gedankens kaum erwehren können, daß nicht überall bei Regelung der ſchwebenden Fragen, die ſich zwangsläufig aus der Induſtrialiſierung unſeres Vaterlandes ergaben, eine glückliche Hand gewaltet hat. Eine Kraftnatur wie Bismarck durfte es auf ſich nehmen, der jungen ſozialdemokratiſchen Bewegung die ſtaatliche Gewalt entgegenzuſetzen. Bis-

marckiſche Energie hätte es vielleicht auch unter Anwendung ſtraffer Maßnahmen zuwege gebracht, den ruhigen und beſonnenen Elementen innerhalb der Arbeiterbewegung den Sieg über die radikale Richtung zu ſichern und damit die Induſtriearbeiterſchaft, den neu emporkommenden Stand, auf nationalen Bahnen zu halten. Hätten Ausnahmegeſetze ſich aber halten können, ſobald ein Bismarck nicht mehr hinter ihnen ſtand? Man mag es billig bezweifeln. Unſere Zeit hat das Gegenteil von dem getan, was Bismarck urſprünglich vorgeſchwebt hat. Sie hat die ſozialdemokratiſche Bewegung ſich hemmungslos ausreifen laſſen und begnügte ſich damit, den Verſuch zu machen, durch eine an ſich wohl vorbildliche, in der Wirkung aber verpuffende ſoziale Geſetzgebung die Geiſter zu beſchwören. Daß es ihr nicht gelungen iſt, hat der unglückſelige Kriegsausgang bewieſen. Unter dem Einfluß der ſozialdemokratiſchen Lehre pfiffen große Teile des deutſchen Volkes auf den Begriff Vaterland. Wohl, im erſten Gefühlsausbruch der Auguſttage 1914, trieb der Sturmwind der Begeiſterung faſt alles hoch. Als aber Not und Entbehrung durchs Fenſter ſchauten, trat mehr und mehr, bis zur Lawinenerſcheinung der Revolution, eine Umſtellung der Anſichten ein, die von unſeren Feinden mit ſeltenem Geſchick gepflegt und gefördert wurde.

Not und Entbehrung, weiß Gott, wir alle haben viel gelitten und haben uns vieles verſagen müſſen! Iſt es uns aber allein ſchlecht ergangen? Haben nicht vielmehr auch andere Unerhörtes ertragen? Faſt will es ſcheinen, als ob ſich in der Ueberſpannung der Auffaſſung über unſer Kriegselend ebenfalls ein Zug jener deutſchen, auf Mangel an Nationalgefühl beruhenden Schwäche kund täte, der uns in mehr als einer Hinſicht während des Krieges ſo ſchweren Abbruch getan hat. Man vergegenwärtige ſich nur, wie hart Nordfrankreich vom Hammer des Krieges getroffen worden iſt, wie Stadt um Stadt und Dorf um Dorf unter ſeinen Streichen in Schutt und Trümmer dahinſanken, wie Acker und Saat, Flur und Forſt verwüſtet wurden, und wie Tauſende und Tauſende von franzöſiſchen Familien, obdachlos und flüchtig, ihr Haupt länger als vier Jahre an fremder Stätte bergen mußten. Aehnliches iſt uns erſpart geblieben. Die Ruſſeneinfälle in Oſtpreußen fallen hiergegen kaum ins Gewicht. Aber in Frankreich hat man die Zähne aufeinandergebiſſen, man hat, vom Feuer des nationalen Gedankens durchglüht, durchgehalten und Opfer gebracht, wahre und große Opfer. Die Frage iſt nicht müßig, ob das deutſche Volk zu gleichen Opfern bereit geweſen wäre. Was es heißt, den Kriegsſchauplatz im eigenen Lande zu haben, wir haben es nur flüchtig und nicht einmal ſchwer geſpürt. Man ſoll darum nicht immer mit der faulen Entſchuldigung kommen, das deutſche Volk ſei infolge Entkräftung durch die Hungerblockade zuſammengebrochen. Wahr iſt vielmehr, daß es ſich ſelber, wenn auch nach großen Opfern, aufgegeben hat, daß die Einflüſterungen unſerer Feinde durch Hunderte von Kanälen Zugang zur deutſchen Volksſeele gewannen, und daß der Dolch, der das Frontheer von hinten traf, bereits am Tage der Mobilmachung von ehrgeizigen Umſtürzlern geſchliffen worden iſt. Und daß vor allen Dingen von denjenigen führenden Perſönlichkeiten, die nicht auf dem rechten Flügel des politiſchen Parteigetriebes ſtanden, faſt alles unterlaſſen worden iſt — bewußt oder unbewußt, im einzelnen wird es verſchieden ſein —, was zur Stärkung des Durchhaltewillens und zur Belebung vaterländiſchen Empfindens hätte

beitragen können. Auch hier haben die Zügel auf dem Boden geſchleift, wie es überhaupt der Grundfehler unſerer geſamten Kriegführung war, der beiſpiellos entwickelten Kraft und Opferfreudigkeit der kämpfenden Front nicht die äußerſte Willensenergie der politiſchen Volksleitung an die Seite zu ſtellen.

Dieſelbe Schwäche, oder ſagen wir, dieſelbe Weichheit, die trotz manchen ſtarken Geſten der nachbismarckiſchen Zeit im Grunde genommen eigen war, beherrſcht noch immer unſer politiſches Leben; heute ſogar, wo wir aller Machtmittel entkleidet ſind, in weſentlich geſteigertem Maße. Noch immer wird gefliſſentlich von unverantwortlichen Schürern und Hetzern an den Grundlagen unſerer ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung im revolutionären Sinne gerüttelt, und von irgend welcher planmäßigen Einwirkung hiergegen ſpürt man wenig oder nichts. Ich ſpreche nicht von den Ergüſſen linksradikaler Blätter. Nein, ſelbſt in ſolchen Zeitungen und Zeitſchriften, deren politiſche Glaubensgenoſſen in der Regierung ſitzen, wird der drohende Ton keineswegs vermieden.

Recht beachtenswert ſcheint mir in dieſer Hinſicht das Vorgehen des Wochenblattes „Die Gewerkſchaft“ zu ſein. Es iſt das Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter und wird in Berlin geleitet. Politiſch gehört es zur Partei der Mehrheitsſozialdemokratie. Was durchaus nicht hindert, daß auch recht radikale Töne angeſchlagen werden. So ſtand in Nr. 44 vom 4. November 1921 zu leſen, daß für die europäiſche Arbeiterſchaft das bolſchewiſtiſche Rußland immer noch höher zu bewerten ſei, als die Wiederkehr des Zarismus in irgend einer Form. Die „Gewerkſchaft“ bringt nun in faſt jeder Nummer einen poetiſchen Beitrag in Gedichtform. Und in der Mehrzahl dieſer Dichtungen wird mit dem Feuer weitergehender Revolutionierung geſpielt. Einige Proben mögen es beweiſen:

Welten-Chaos.
(Aus Nr. 8 vom 25. II. 21.)

Ueber der Erde
In lodernden Gluten
Wild tobender Brand!
Verwüſtet das Land,
Zerſtört die Herde —
Und Völker verbluten!
Ein Weh und Leid millionenfach!
Und alle Laſter frei —
Habſucht und Tyrannei,
Brutalität und Mord —
Alles in einem fort!

Doch unter trügender Decke glimmt
Heimlicher Funke, glühend rot,
Zuckende Fäuſte ball'n ſich ergrimmt,
Lippen beben von bleicher Not.
Sehnend ſuchen ſich ſchwielige Hände,
Heimliche, züngelnde Feuerbrände
Sprengen die Decke mit Macht, mit Macht —
Sie birſt und kracht!

Himmelhoch ſteigen die jauchzenden Flammen,
Eine Welt bricht in Schutt zuſammen!
Dumpfe Kräfte, gefeſſelt, gebüttelt,
Bleiche Sklaven, geknechtet, geknüttelt,
Regen ſich frei,
Stürzen die Tyrannei,
Schlagen das Alte und Morſche in Scherben,
Sind der Neuzeit mächtige Erben,
Brechen die Throne und brechen die Kronen,
Künden Untergang allen Drohnen,
Stürmen wider das Kapital,
Wetzen und ſchleifen den blanken Stahl.
Eine Welt iſt erwacht
Aus tiefer Nacht.
Und purpurn will uns ein Morgen werden
Auf der kettenbefreiten Erden.

Ernſt Klaar †.

Dieſe Sprache ſcheint mir recht kräftig und nicht mißverſtändlich zu ſein. Man wird nicht behaupten können, mit den Verſen ſei nur Vergangenes, nämlich die geglückte Revolution von 1918 gemeint. Der „purpurne Morgen ſoll erſt noch werden". Und da auch das Kapital noch beſteht und der Kapitalismus keineswegs zertrümmert iſt, ſo wird auch wohl das „Wetzen und Schleifen des blanken Stahls" beibehalten werden ſollen.

Aufreizend wirkt „Das Lied vom täglichen Brot". Es treibt die Unwahrhaftigkeit auf die Spitze:

Das Lied vom täglichen Brot.
(Aus Nr. 11 vom 17. III. 22.)

Das iſt das Lied vom täglichen Brot,
Die es erſchaffen, leiden Not.
Die Kleider wirken — gehen bloß,
Die Häuſer bauen — wohnungslos.

Das iſt das Lied vom alten Geſchlecht.
Dem Herrn das Land, die Fron dem Knecht.
Die Kohlen graben — ohne Herd,
Die Werte ſchaffen — ohne Wert.

Das iſt das Lied der hölliſchen Pein,
Dem Reichen Brot, dem Armen Stein.
Dem Armen Nacht und bittres Muß,
Dem Reichen Glanz und Ueberfluß.

Das iſt das Lied, wenn der Aufruhr gellt,
Wenn alte Schmach an uns zerſchellt.
Das iſt das Lied, das nicht verzeiht.
Ihr Knechte, ſeid zur Tat bereit!

Bruno Schönlank.

Ernſt Toller, der aus der Schreckenszeit Münchens bekannt gewordene junge Dichter, kommt mit folgenden Strophen zu Worte:

Ein Gefangener reicht dem Tod die Hand.
(Aus Nr. 5 vom 3. II. 22.)

Erſt hörte man den Schrei der armen Kreatur,
Dann poltern Flüche durch die aufgeſcheuchten Gänge,
Sirenen ſingen die Alarmgeſänge,
In allen Zellen tickt die Totenuhr.

Was trieb dich, Freund, dem Hein die Hand zu reichen?
Das Wimmern der Gepeitſchten? Die geſchluchzten Hungerklagen?
Die Jahre, die wie Leichenratten unſern Leib zernagen?
Die ruheloſen Schritte, die zu unſern Häuptern ſchleichen?

Trieb dich der ſtumme Hohn der leidverſilzten Wände,
Der wie ein Nachtmahr unſre Bruſt bedrückt?
Wir wiſſen's nicht. Wir wiſſen nur, daß Menſchenhände
Einander wehe tun. Daß keine Hilfebrücke überbrückt
Die Ströme Ich und Du. Daß wir den Weg verlieren
Im Dunkel dieſes Hauſes. Daß wir frieren.

Ernſt Toller.

Man wird zugeben müſſen, daß auch dieſer Text im Grunde genommen nur aufreizend wirkt und zur Züchtung umſtürzleriſcher Gedanken beiträgt.

Die ganze unſinnige Ueberheblichkeit des Arbeiterſtandes und das widerwärtige Umſchmeicheln der Männer von der ſogenannten ſchwieligen Fauſt kommt ſchließlich in einer Probe wie die folgende zum Ausdruck:

Wir Arbeiter.
(Aus Nr. 3 vom 21. I. 21.)

Wir ſind ein groß' gewaltig' Heer
Mit ſtarken ſtraffen Sehnen, mit Fäuſten groß und ſchwer.

Und unſer Blut kreiſt ruh'los wies Meer
Durch alle Adern dumpf und ſchwer.

Gleich Zügen auf eiſernen Brücken
Die ſchwerſten Laſten auf uns drücken.

Wir haben den ſingenden Draht um die Erde gelegt,
Darüber man nun fährt in ſicherem Behagen.

Wir habn den ſingenden Draht um die Erde gelegt,
Durch den ſich das Wort wie der Blitz bewegt.

Wir haben den Blitz in den Draht gezwängt,
Wir haben die größten Berge durchſprengt.

Wir haben die Erde durchſchürft und durchwühlt,
In Schranken gelegt das Meer, das den Damm beſpült.

Wir haben die Meere miteinander verbunden,
Wir haben die Welt überwunden.

Und das Schiff und der große Vogel fliegen durch Wind und Nacht;
Wer anders als wir hat sie euch gemacht?

Wenn euer Geist es zuvor auch ausgedacht,
Unsere schwieligen Hände haben es doch erst gemacht.

Wir haben euch große Paläste gebaut,
Indes saßen wir in Höhlen zusammengestaut.

Wir haben euch Straßen, Kanäle gebaut,
Indessen haben wir am Hungertuch gekaut.

Was wollt ihr, wenn unser starker Arm sich nicht mehr regt?
Das kreisende Rad sich nicht mehr bewegt?

Ja, wir Arbeiter, wir sind doch die Herren der Erde,
Durch uns steigt die Welt zu einem neuen — „Werde!"

Ist diese letzte Probe nicht geradezu abstoßend? Beweist sie nicht, wie alle Tatsachen auf den Kopf gestellt werden? Geist und Wissen, von manchem Arbeiter so heiß begehrt, gelten nichts, sollen nichts gelten. Nur was die werktätige Faust schafft, bastelt oder zusammenflickt, ankarrt, schippt oder schaufelt, hämmert, feilt und spannt, hat Bedeutung. Nicht der Verstand des Forschers oder der Wagemut des Pioniers auf industriellen Gebieten, weder die aufreibende Arbeit im Dienste des Großkapitals noch die stille, fleißige Tätigkeit der Beamtenschaft werden anerkannt. Nein, der Arbeiter, der in Wahrheit *geführte Mensch* ist *Führer der Menschheit*. Nach ihm allein hat sich alles zu richten. Seine Bedürfnisse regeln das soziale Leben. Es ist der alte Trugschluß, als ob jemals der Körper den Geist beherrschen könne. Aber wir sehen, in der höchst eindringlichen, knappen und sich daher leicht einprägenden Form eines kurzen Gedichtes wird dieser Wahngedanke immer wieder groß gezüchtet. Im Rom der Kaiserzeit rief die Menge nach Zirkusspielen und Brod. Bei uns verlangt sie, daß man ihr schmeichelt. Mit der Erfüllung materieller Wünsche und Begierden ist es nicht mehr getan. Das sogenannte Proletariat will gekrönt werden. Es will dort sitzen, wohnen und herrschen, wo andere ihr Leben verbringen. Glaubt auch nur ein Marxist im Ernst an die Verwirklichung kommunistischer Ziele, wo die Menschen einem Aehrenfelde gleichen, weil keiner vor dem anderen bevorzugt wird? Sowjetrußland hat zur Genüge bewiesen, daß der Kern des Kommunismus Lug und Trug ist. Die Geburtsstunde des Kommunismus würde in allen Fällen auch die Keimstunde des scheinbar ausgerodeten Kapitalismus sein. Im marxistischen Gedanken liegt eine ungeheure Ueberheblichkeit. Wir Menschen sollten uns allgemach darüber klar werden, daß die Naturgesetze von uns nicht durchbrochen werden können. Und die Schichtung der Menschen nach Klassen, Werten und Bedeutung auf Grund ihrer vielgestaltigen Anlagen und Fähigkeiten ist und bleibt ein Naturgesetz.

Ich habe oben der Ansicht Raum gegeben, daß weder die Vorkriegsregierung noch die jetzigen Machthaber das Nötige getan haben, um die

revolutionierenden Kräfte im deutſchen Volk zu bändigen. Und ich habe mich auch zu der Auffaſſung bekannt, daß die Anwendung bismarckiſcher Machtmittel nur ſehr bedingt gerechtfertigt ſei. Was ſoll nun aber geſchehen, um endlich den Spruch wahr zu machen, daß das Vaterland über den Parteien ſteht und daß dem deutſchen Volke eines am bitterſten nottut, und das iſt die Beſeitigung der inneren, bis zur Feindſchaft von Volksgenoß zu Volksgenoß geſteigerten Zerriſſenheit? Nach meinem Dafürhalten iſt es ein doppelter politiſcher Fehler geweſen, daß die Regierung der letzten Jahrzehnte die Entwicklung der Sozialdemokratie einerſeits nur ſchwächlich bekämpft, andererſeits ſich ſelbſt überlaſſen hat. Sie hätte mit allen Mitteln immer wieder verſuchen müſſen, Einfluß auf dieſe Entwicklung zu gewinnen, um den Strom des Sozialismus zumindeſt in ein Bett zu leiten, deſſen Ufer Wehrdämme nationalen Empfindens waren. Und Aehnliches zu verſuchen, dazu iſt es auch heute noch nicht zu ſpät. Daß man bei den Ueberradikalen kein Glück haben wird, ſei gern zugegeben. Iſt es aber nicht ein Verbrechen am Volk, wenn auch die mehrheitsſozialiſtiſchen Blätter, wie wir geſehen haben, noch immer den Geiſt des Aufruhrs predigen und das Gift der Gewalt in die Adern ihrer Anhänger leiten, anſtatt im ehrlichen politiſchen Kampf, der doch kein Schädeleinhauen kennt, ihren Zielen zuzuſtreben? Mir ſcheint von jeher ein unlösbarer Widerſpruch darin zu liegen, daß diejenige Partei, die ſich am erſten zum Pazifismus bekannte und das Wort prägte „Krieg dem Kriege", die ſich immer wieder in weichlichen Klagen über die Ströme vergoſſenen Blutes und die Rohheiten des Völkerkampfes erging, letzten Endes auch kein anderes Mittel weiß wie die ultima ratio regis, nämlich die Anwendung phyſiſcher Gewalt, um zur Herrſchaft zu gelangen.

Angeſichts der ſchweren Gefahren an unſeren Grenzen und des offen zu Tage getretenen Vernichtungswillens unſerer Feinde iſt es höchlich an der Zeit, daß wir unſere Kräfte ſammeln. Ich weiſe jeden faulen Kompromißgedanken von mir, jede Abſicht, ſich auf der ſogenannten mittleren Linie zu einigen. Eine ſolche Einigung birgt immer den Kern der Schwäche in ſich. Was hingegen unbedingt geſchehen muß, iſt die Hervorhebung, ja ich gehe ſogar ſo weit zu ſagen, die brüderliche Hervorhebung alles deſſen, was uns eint, worüber wir uns einig ſind. Und das iſt, wenn man nur genauer hinſieht, nicht einmal gar ſo wenig! Statt deſſen tun die politiſchen Parteien in Wort und Schrift alles, was zur gegenſeitigen Verhetzung und Verächtlichmachung beiträgt. Weder Rechts noch Links können ſich hier von Schuld freiſprechen. Ja, und wenn es ſich nur um die Austragung großer Gegenſätze, um Weltanſchauungsfragen handelte! Beileibe nein, mit Behagen greift man, vor allem in der Preſſe, jeden Einzelfall auf, gibt ihm den Stempel des Symptoms und verallgemeinert ihn, um ſtändig neue Saaten des Mißverſtehens und des Haſſes zu ſäen. Viele, unendlich viele Zankäpfel unſeres politiſchen Lebens wären es nicht wert geweſen, daß man ſie aufhob und ſich einander zuwarf. Das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit hat faſt immer, wenn man den Schaden bei Licht beſieht, darunter zu leiden gehabt.

Unbedingt zu fordern iſt, daß in der Preſſe aller Richtungen die Wiedergabe der Parlamentsverhandlungen einheitlich erfolgt. Ein zu dieſem Zweck eingeſetzter interfraktioneller Ausſchuß müßte die Redaktion übernehmen, damit endlich das widerwärtige Zerrbild jener Bericht-

erſtattung verſchwindet, wo immer nur der Redner der eigenen Partei nahezu mit dem vollen Wortlaut ſeiner Rede Aufnahme findet, während für ſeine Gegner nur ſpärliche Zeilen übrig bleiben. Nach meinem Geſchmack ſtellt dieſe Form der Wiedergabe eine der ärgſten Sünden wider den nationalen Geiſt dar; ganz abgeſehen davon, daß ſie für denjenigen, der das Recht der freien Meinungsbildung für ſich in Anſpruch nimmt, geradezu beleidigend wirkt. Man wende nicht ein, eine derartige, nach Länge und Inhalt vorgeſchriebene Berichterſtattung verböte ſich ſchon aus techniſchen Gründen der Aufnahme in die einzelnen Blätter. Wer hiermit kommt, ſtellt in echt deutſcher Art das Formale über die Sache. Gäbe der vorhin erwähnte Ausſchuß z w e i Parlamentsberichte, einen längeren und einen gekürzten heraus, dann müßte allen billigen Anforderungen entſprochen ſein.

Mit Vorſtehendem iſt ein beſtimmter Weg gewieſen — es gibt noch viele —, die zur Verſtändigung im Innern führen könnten. Daß die Verſtändigung nie und nimmer reſtlos ſein wird, unterliegt keinem Zweifel. Der Kampf iſt auch im parlamentariſchen Leben der Vater aller Dinge. Nur ſcheint mir eines wichtig: wir Deutſchen müſſen es lernen, die Politik von der Perſon zu trennen. Wir müſſen das Einſehen gewinnen, daß man auch einen politiſchen Gegner achten darf und achten ſoll. Dieſe Erkenntnis fehlt aber den meiſten von uns. Stark in der Sache, verbindlich in der Form, das muß für Parlament und Preſſe die Loſung im politiſchen Kampfe werden, wenn wir nicht immer wieder Scherben auf Scherben und Trümmer auf Trümmer häufen wollen.

Es iſt die zwölfte Stunde, daß die Einſicht kommt. Fahren wir fort, im alten politiſchen Fahrwaſſer zu ſegeln, dann wachſen wir ſelbſt zu unſeren ärgſten Feinden aus, ſchlimmer und ſchädlicher noch als Engländer und Franzoſen!

Von der Tagung der Karpathendeutſchen.

Die Deutſchen in den Karpathenländern ſind ſeit Jahrzehnten genötigt, zur Behauptung ihrer völkiſchen und wirtſchaftlichen Intereſſen rege Schutzarbeit zu betreiben. In Ungarn und Siebenbürgen, in Galizien, der Bukowina und Rumänien entſtanden zu dieſem Zwecke eine Reihe von völkiſchen Vereinen, die für ihr engeres Arbeitsgebiet mit Umſicht ihren Zweck verfolgten. Die einzelnen Gruppn dieſer Deutſchen ſtanden aber miteinander in keiner Verbindung, jeder ihrer Vereine und ihrer landwirtſchaftlichen Organiſationen arbeiteten für ſich. Auch die geſchichtliche Forſchung in den einzelnen Ländern berückſichtigt nicht die Entwicklung in den benachbarten Siedlungsgebieten. Die Folge war, daß jede Gruppen dieſer Deutſchen ſtanden aber miteinander in keiner Verbindung, jeder ſeitige Hilfe geſtärkt wurde. Selbſtverſtändlich nahm man daher auch im Mutterland auf die einzelnen deutſchen Gruppen keine Rückſicht, hielt ſie im Weſten für unbedeutend, kaum der Beachtung wert, trotzdem ſie im ganzen drei bis vier Millionen Köpfe zählten. Nur die Sachſen in Siebenbürgen erfreuten ſich größerer Aufmerkſamkeit.

Da trat 1910 Prof. R. F. K a i n d l, damals an der Univerſität in Czernowitz, mit ſeinen Gedanken der T a g u n g e n d e r K a r p a t h e n d e u t ſ c h e n

hervor. Um die einzelnen Gruppen der Deutſchen in den Karpathenländern einander mit dem Muttervolke näher zu bringen, prägte er den zuſammenfaſſenden Namen Karpathendeutſche, indem er auf die gemeinſame Abſtammung, den Parallelismus in ihrer Geſchichte und Entwicklung, die vielen gemeinſamen Beziehungen in älterer Zeit trotz der Staatsgrenzen, endlich auf die Vorteile dieſer Verbindung hinwies.*) Die Tagungen ſollten von Zeit zu Zeit abgehalten werden, und zwar ſtets an einem anderen Orte, um ſo immer andere Kreiſe ſtärker herbeizuziehen und die perſönliche Bekanntſchaft mit Land und Leuten zu fördern.

Der Gedanke fand allgemeine Anerkennung. 1911 fand im „Deutſchen Hauſe" in Czernowitz die erſte Tagung ſtatt. Seither folgten noch drei in Ruma (Slavonien), in Wien und in Biala (Galizien, an der ſchleſiſchen Grenze). Sie waren von zahlreichen Deutſchen aus allen Karpathenländern und aus Bosnien, ferner aus dem Mutterlande beſucht und geſtalteten ſich zu glänzenden Kundgebungen deutſchen Volkstums und Gemeinſamkeitsgefühls.

Der bekannte Führer der galiziſchen Deutſchen Pfarrer Dr. Theodor Jöckler in Stanislau, hat ſich bei der Tagung in Biala über die Bedeutung der Tagungen folgendermaßen ausgeſprochen: „Ich erblicke den größten Segen unſerer Tagungen darin, daß hier die Vertreter der verſchiedenſten Gruppen einander näherkommen, wodurch das geſamte Deutſchtum der Karpathenländer eine machtvolle moraliſche Stärkung ſeines völkiſchen Bewußtſeins erfährt. Wir alle können mit großer Freude feſtſtellen, daß wir die Förderung, die unſere völkiſchen Beſtrebungen durch die Tagungen erfahren, allenthalben verſpüren. Eine weitere moraliſche Förderung, die uns und unſeren Arbeiten aus den alljährlichen Tagungen erwächſt, beſteht vor allem darin, daß unſere Stammesgenoſſen im Weſten heute bereits wiſſen, daß ſich alle Karpathendeutſchen ohne Ausnahme als Ganzes fühlen, daß ſie wiſſen, daß ſie alle zuſammen gemeinſame Aufgaben zu erfüllen, in gemeinſamer Arbeit den gemeinſamen Volksgedanken zu pflegen haben. Und dieſer Vorteil ſchon allein iſt ganz außerordentlich. Im Leben der Deutſchen in den Karpathenländern klingt heute bereits eine ganz andere Tonart, als noch vor wenigen Jahren. Dieſer Erfolg unſerer Tagungen iſt gleichſam eine Art Kundgebung unſerer inneren Einheit nach außen, ein offenes Bekenntnis zum Deutſchtum."

Der Anreger und Leiter der Tagungen Prof. Kaindl (jetzt in Graz) faßt das Ziel der Tagungen in folgende Sätze zuſammen:

Die völkiſche, kulturelle und wirtſchaftliche Verbindung zwiſchen den Karpathendeutſchen, die auf fünf Staatsgebiete verteilt ſind, zu pflegen; die Teilnahme des deutſchen Muttervolkes an dieſen Volksgenoſſen rege zu erhalten; das deutſche Volk auf ſein altes erfolgreiches Arbeitsgebiet im Oſten zu weiſen; die Schaffung eines großen Wirtſchaftsgebietes in Mittel- und Südoſteuropa zu vertreten und damit auch für den Anſchluß Deutſch-öſterreichs an Deutſchland zu werben.

Zur Förderung dieſes Ziels iſt eine umfaſſende Literatur geſchaffen, zahlloſe Aufſätze und Abhandlungen in Zeitſchriften und Zeitungen veröffentlicht worden. Die Hauptleitung der Tagung dient als Auskunfts- und

*) Geſchichte der Deutſchen in den Karpathenländern. 3 Bde. (Gotha, Fr. A. Perthes) und zahlreiche andere verwandte Schriften.

Vermittlungsſtelle in allen Fragen, die mit den oben angeführten Aufgaben in Verbindung ſtehen. Während der Kriegsjahre iſt von der Hauptleitung auch die Fürſorge für die kriegsbeſchädigten Deutſchen in den Karpathenländern eifrig gefördert worden.

Näheres bringen über die Arbeit der Tagung die vier bisher erſchienenen Berichte, die von der Hauptleitung (Prof. R. F. Kaindl, Waltendorf bei Graz) bezogen werden können.

Tanzkunſt.

Von Fritz Böhme.

(Vergl. Nr. 8 vom 25. Februar.)

Mit dem Schritt vom Ballett zum modernen Tanz iſt eine Frage, die in allen anderen Künſten an erſter Stelle ſteht, bei der Tanzkunſt aber bisher kaum erörtert wurde, in den Vordergrund gerückt: die Frage nach dem Tanzſchöpfer. Beim Ballett kam dieſe Frage gar nicht auf, weil die einzelnen Mitglieder des Corps de Ballet nicht eigene Erfindungen tanzten, ſondern die Bewegungsfolgen nach den Angaben des Ballettmeiſters machten, deſſen Produktion in der Anpaſſung der Schritt- und Sprungfolgen an die gegebenen Takte der vom Komponiſten geſchaffenen Ballettmuſik erfolgte. Der moderne Kunſttanz hat im Gegenſatz dazu den Einzeltänzer auf das Podium gebracht und mit ihm die eigene Schöpfung, den Schaffenden.

Wir pflegen heute, wenn ein Tänzer Kunſttanz auf der Bühne bietet, ohne weiteres anzunehmen, daß er auch zugleich aus eigener Phantaſie und dichteriſcher Kraft die gebotenen Schöpfungen ſelbſt geſchaffen hat, — und im allgemeinen haben unſere namhaften Tänzer und Tänzerinnen auch ihre Tänze ſelbſt geſchaffen. Anders ſteht es zuweilen um die mittleren und kleinen Größen: bei ihnen wie bei den tänzeriſchen Darbietungen von Kindern ſind die Schöpfungen nun gar zu oft nicht das eigene Werk des Ausführenden, ſondern ſtammen von einer produktive Schaffenskraft beſitzenden Tanzlehrkraft oder Tänzerin. Marianne Winkelſtern, Ruth Marcus, Hilde Engel — um einige bemerkenswerten, jüngſt in Berlin aufgetretenen Kinder zu nennen, — fügten in nachahmenswerter Weiſe ihrem Programm die Schöpfer ihrer Tänze bei. Es iſt bezeichnend für die Lage der Dinge, wenn mir vor kurzem eine Tänzerin erzählte, daß ſie im letzten Winter etwa 70 Tänze geſchaffen habe, die auf Konzertpodium, Variété und Kabarett von anderen, mit denen ſie dieſe Tänze eingeübt habe, getanzt worden ſeien, ohne daß ihr Name als der des Schöpfers dabei genannt wurde. In anderen Künſten (etwa der Muſik) wäre ſo etwas unmöglich, beim Tanz geht es, weil man immer noch nicht klar ſcheidet zwiſchen dem Tanzſchöpfer und dem reproduktiven Tänzer.

Eng hängt damit ein zweites zuſammen. Ich ſaß vor kurzem neben einer unſerer beſten Tänzerinnen bei den Vorführungen einer jungen Künſtlerin unſeres Gebietes; im Verlaufe des Abends konnten wir feſtſtellen, daß dieſe junge Tänzerin recht weſentliche Anleihen bei den Tänzen der neben mir ſitzenden Künſtlerin gemacht hatte. Manchmal war erſtaunlich wenig geändert. Man kann dagegen gar nichts tun: denn der Tanz als Schöpfung iſt ſchutzlos, kann

nachgeahmt werden, ohne daß es jemand verbieten könnte. Das Geſetz ſchützt allerdings pantomimiſche und choreographiſche Darbietungen, aber nicht als ſolche, ſondern nur die ſchriftliche Fixierung dieſer Schöpfungen. Eigentliche Tänze aber laſſen ſich mit erklärender Beſchreibung ſchriftlich nicht feſthalten und eine für den modernen Tanz allgemein angewandte Tanznotenſchrift beſitzen wir noch nicht — und ſo iſt der Kunſttanz ſo gut wie vogelfrei. Wenn wir erſt eine unter den Tanzſchöpfern verbreitete, wirklich anwendbare Niederſchriftsmöglichkeit tänzeriſcher Gebilde haben werden, wird man das Urheberrecht auch auf Schöpfungen dieſer Kunſt ausdehnen müſſen. Augenblicklich arbeiten an einer ſolchen Fixierung unabhängig von einander der Tänzer und Tanzpädagoge Rudolf von Laban in Stuttgart und der Tanzkomponiſt Jaap Kool in Berlin; es wäre zu wünſchen, daß beide, damit hier nicht unnötige Kraft vertan würde, das, was ſie bisher fanden, austauſchen und ſo — wenn das möglich iſt — zu einer gemeinſamen Verfolgung dieſes für den modernen Tanz ſo überaus wichtigen Ziels gelangten. Denn erſt eine wirklich anwendbare Tanzniederſchrift wird die Errungenſchaften des modernen Kunſttanzes feſthalten und kultivieern können und zu einer folgerichtigen, einheitlichen Weiterarbeit veranlaſſen, wie es die um 1700 für das Ballett von dem Franzoſen Feuillet geſchaffene „Choréographie“ bewieſen hat, die zum Teil bis heute angewendet wird, aber für den modernen Tanz, da ſie nur Fortbewegung gibt, nicht verwendbar iſt.

Mit dieſer auf perſönliche Weitergabe geſtellten Erziehung des jungen Tänzers hängt zweierlei zuſammen: daß wir eine beträchtliche Anzahl ſehr verſchieden gearteter Tanzlehrſchulen haben und daß wir im modernen Kunſttanz über das Duett hinaus erſt zu verſchwindend geringen Anſätzen zum Gruppentanz, der die Stärke des Balletts ausmachte, gekommen ſind. Dieſe Situation erhöht die Uneinheitlichkeit des modernen Tanzes: er iſt aus der individualiſtiſchen, dezentraliſierenden Epoche noch nicht herausgekommen. Die der modernen Tanzkunſt gemeinſamen, elementaren Vorübungsſtadien ſind noch nicht allgemein verbindlich anerkannt und geklärt. Nur wenige, an ihrer Spitze Rudolf von Laban, haben einen elaſtiſchen Entwicklungsgang zum Tanzkunſtwerk erdacht, der aufbauend auf körpertechniſcher Uebung, Ausdruckskultur, Raumgefühl, Spannung und Impuls zu einer Kompoſitionslehre führt, die Vorausſetzung und Bereitſtellung zum Schaffen eines Tanzes iſt. Viele begnügen ſich mit der Lehre ganz äußerlicher Bewegungen, andere bauen rein auf dem Atmen auf, wieder andere ſehen in Ausdrucksplaſtik die Vorbedingung für Tanz. Bei dieſer mangelhaften oder einſeitigen Vorbildung werden dann auch die Tänze ebenſo mangelhaft und einſeitig und erfüllen nicht die Forderungen, die an das Raumbewegungskunſtwerk zu ſtellen ſind. Ueberdies glauben immer noch viele, daß der moderne Kunſttanz mit ein paar Bewegungen über die Uebung des Balletts hinaus oder durch Beimengung theatraliſcher oder pantomimiſcher Elemente erreicht ſei. Ganze Schulen verbreiten dieſen Widerſinn, indem ſie den Schüler erſt in der Ballettechnik (damit er doch eine anerkannte Technik habe) ſchulen und ihm dann einige gebärdliche Ausdrucksposen beibringen.

Verſuche zu Gruppentänzen ſind verſchiedentlich gemacht worden: Rudolf von Laban pflegt ſie ſchon ſeit langem mit ſeinem ausgeſuchten Schülermaterial und hat jüngſt in Mannheim und Stuttgart bedeutende Beweiſe für die Möglichkeit des modernen Gruppentanzes gegeben. Auch Mary Wigman, deren Tanzdichtung „Die ſieben Tänze des Lebens“ (Diederichs, Jena) vor kurzem in Frankfurt a. M. aufgeführt wurde, ſtrebt mit gutem Erfolge der

Gruppe zu. Martin Luſerke in Wickersdorf pflegt ebenfalls ſeit Jahren den Gruppentanz. Magda Bauer, eine Münchener Tänzerin, hat bis vor etwa einem Jahre auch Gruppentänze gezeigt, in denen viel Beachtenswertes gegeben wurde. Neuerdings ſucht auch Jutta Klamt (Berlin) die Gruppe; auf ihrem letzten Tanzabend tanzten einige ihrer Schülerinnen einen von ihr geſchaffenen Gruppentanz, aus dem viel kompoſitoriſche Kraft und Raumempfindung ſprach.

Die Frage der Gruppe iſt für den modernen Kunſttanz nicht ganz einfach: das Ballett hatte es leichter, da es dort vor allem auf exakte Uebereinſtimmung der ausgeführten Uebungen ankam. Das Weſen der neuen Gruppe hat die Eigenart des einzelnen Tänzers hinſichtlich ſeiner tänzeriſchen Einſtellung, ob er Hoch-, Mittel- oder Tieftänzer iſt, ob er rund oder ſpitz, impulſiv oder in langen Spannungen tanzt, zu berückſichtigen. Es handelt ſich dabei alſo zuerſt darum, daß der Tänzer ſich ſelbſt finde in der Eigenheit ſeines rhythmiſchen Gebens und dann darum, daß ſich die Zuſammengehörigen zuſammenfinden, daß es an kontraſtierenden und widerſtrebenden Elementen nicht fehle. Auch in dieſer Hinſicht hat der moderne Tanz in der Gruppe alles Veräußerlichende und mechaniſche Zuſammenſtellen zu vermeiden, und wie der Einzeltanz ein in ſich geſchloſſenes organiſches Gebilde ſein muß, iſt Vorausſetzung für die Gruppe, daß die einzelnen Glieder im Menſchlichen und Seeliſchen, d. h. im Organiſch-Rhythmiſchen einen Zuſammenklang ergeben, damit aus der Gruppe das gemeinſam gebaute Kunſtwerk erſtehen kann.

Weltſpiegel.

10. Mai.

Spannungen und Entſpannungen. Vor wenigen Tagen hätte ein gutgläubiger Zeitungsleſer aus einer nicht geringen Zahl von Blättern den Eindruck gewinnen können, als ob wir vor nichts geringerem ſtünden als dem Zuſammenbruch der Entente. Von allen möglichen Seiten wurde verſichert, daß die am 6. Mai erfolgte Rückkehr Barthous von ſeiner Pariſer Reiſe notwendig den endgültigen Bruch zwiſchen Frankreich und England zur Folge haben müſſe. Die Aufregung, die die offenſichtliche Zuſpitzung der Lage hervorrief, trug nicht gerade dazu bei, die Gemüter in Genua zur ruhigen Beobachtung und zum kühlen Nachdenken über die obwaltenden Wahrſcheinlichkeiten zurückzuführen. Und ſo blieb es einige Tage bei der Verbreitung wilder Gerüchte und dem Hinausſenden trübe gefärbter Berichte.

Aber es war nicht nur die Nervoſität ängſtlich gewordener Beobachter, woraus die Alarmnachrichten hervorgingen, ſondern es waren auch gewiſſe diplomatiſche Fechterkunſtſtücke, die darin zum Ausdruck kamen. Frankreich, das nach einer Möglichkeit ſuchte, die Konferenz auseinanderzutreiben, die Schuld daran aber einer anderen Macht in die Schuhe zu ſchieben, bedient ſich der günſtigen Umſtände, um alle geeigneten Kanäle zu finden, durch die die Haltung Englands in den Augen Frankreichs und ſeiner Parteigänger diskreditiert werden konnte. Von dieſer Seite wurde die beſtimmte Behauptung wiederholt, daß Lloyd George bei verſchiedenen Gelegenheiten gedroht habe, ſich von Frankreich loszuſagen und neue Freundſchaften zu ſuchen. Daß er Barthou gegenüber geradezu ſchroff, ja ſogar

grob aufgetreten ſei und das unmittelbare Ende der Entente verkündet habe, wenn Frankreich nicht klein beigäbe, war ſogar in der „Times“ zu leſen, einem Blatte, bei dem ſich die Welt noch immer nicht ganz daran gewöhnt hat, daß es jetzt einen ganz anderen Charakter hat, als ihm vor einigen Menſchenaltern noch eigen war. Gerade dieſer Umſtand hätte die Beurteiler ſtutzig machen können, da die grundſätzlich frankreichfreundliche und durch Rückſichten auf Wahrheit und Verantwortlichkeit wenig gehemmte Politik der „Times“ bekannt genug war.

Es hat ſich denn auch herausgeſtellt, daß zwar alle Schwierigkeiten, von denen wir ſchon wiederholt an dieſer Stelle geſprochen haben, einſtweilen noch ziemlich unverändert fortbeſtehen, daß aber niemand es auf ſich nehmen will, die Konferenz vor der Zeit zum Scheitern zu bringen, und daß die meiſten Mächte aus der Fortführung der Verhandlungen ſogar allerlei Vorteile zu ziehen hoffen, — Frankreich durchaus nicht ausgenommen. Im Mittelpunkt der Verhandlungen, aus denen ſich die ſo ſkizzierte Lage entwickelt hat, ſtand in den letzten acht Tagen das ſogenannte „Ruſſenmemorandum“, jenes Aktenſtück, das der ruſſiſchen Delegation die Forderungen der alliierten Mächte übermitteln ſollte und deſſen Beantwortung jetzt über das Schickſal der ganzen Konferenz entſcheiden ſoll. Es war, um es noch einmal beſonders hervorzuheben, der Hauptzweck des Memorandums, den Ruſſen die Wünſche und Bedingungen der Ententemächte zu Gemüte zu führen. Und nun erlebte man das Sonderbare, daß nach den ziemlich langwierigen und ſehr ſchwierigen Beratungen, in denen Frankreich und England endlich eine gemeinſame Form für ihre offenkundig weit auseinandergehenden Meinungen gefunden hatten, das kleine Belgien im letzten Augenblick die Unterſchrift verweigerte und — das war die peinlichſte Ueberraſchung! — Frankreich ſich ihm anſchloß!

Man fragt ſich: weshalb hat Frankreich ſich eigentlich an der Arbeit zur Fertigſtellung des Memorandums, das ja doch von den ihm erwünſchten Linien in der Behandlung der Ruſſenfrage von vornherein abwich, überhaupt beteiligt, wenn es ſich im entſcheidenden Augenblick doch zurückziehen wollte? Die Antwort ergibt ſich wohl aus der Betrachtung der Verhältniſſe, die nach franzöſiſcher Auffaſſung der deutſch-ruſſiſche Vertrag von Rapallo geſchaffen hatte. Frankreich ſah, daß es in eine Lage gebracht worden war, in der es bei allzu ſtarrer Feſthaltung ſeines urſprünglich umſchriebenen Standpunktes Rußland gegenüber ins Hintertreffen kommen mußte. Darum zog es vor, ſich zu einer gewiſſen formellen Anpaſſung an die andern alliierten Mächte und zu einem Mitarbeiten mit ihnen zu entſchließen, damit dem Geiſt der franzöſiſchen Politik der nötige Raum in der Behandlung der ruſſiſchen Frage gewahrt bleibe, zugleich aber auch für alle möglichen künftigen Fälle die Fühlung mit Rußland nicht ganz verloren gehe. Man ſah in Paris keine andere Möglichkeit. Da zeigte ſich in Belgien die lebhafte Beunruhigung und der Unmut der Kreiſe, die bei der ſtarken Inveſtierung von belgiſchem Kapital in Rußland ſchon ſeit der Vorkriegszeit die wirtſchaftlichen Fragen in Oſteuropa mit andern Augen anzuſehen gewohnt waren. Verſtärkt wurden ihre Sorgen durch die Befürchtungen, daß England die Gunſt der Umſtände benutzen könnte oder — wie Gerüchte beſagten — ſchon benutzt habe, um ſich in Rußland in der Petroleuminduſtrie, in den Manganerzen des Kaukaſus und anderen Handelsartikeln beſondere Vorteile zu ſichern. Wie weit dieſe Beſorgniſſe

aus politiſchen Rückſichten aufgebauſcht und künſtlich verſtärkt wurden, mag dahingeſtellt bleiben, jedenfalls bot der Entſchluß Belgiens, ſich den vorgeſchlagenen Abmachungen mit Rußland zu widerſetzen, Frankreich eine willkommene Handhabe, die neue Konſtellation zu erfaſſen und ſich an die Seite Belgiens zu ſtellen. Das bedeutete zunächſt eine außerordentliche Verſchärfung der zwiſchen Frankreich und England entſtandenen Kriſis, aber Poincaré berechnete ganz richtig, daß dieſes feſte Zuſammenſtehen Frankreichs und Belgiens eines der beſten und wirkſamſten Mittel ſein werde, um Lloyd George zur Vorſicht und zur Vermeidung der äußerſten Schritte zu mahnen. Während nach den äußeren Eindrücken und nach den von unverantwortlichen Beobachtern und Senſationsmachern beherrſchten Stimmungen in Genua alles auf des Meſſers Schneide zu ſtehen ſchien, arbeitete unter den Verantwortlichen und Eingeweihten angeſtrengt der Vermittlungsapparat.

Und ſo iſt der Fortgang der Konferenz einmal wieder gerettet worden, zumal da die Ruſſen nicht den Wunſch hatten, die Dinge zum äußerſten zu treiben. Die Meinungsverſchiedenheit ging um die Forderung in Artikel 7 des Memorandums, wonach die Ruſſen ſich verpflichten ſollten, das der Sozialiſierung zum Opfer gefallene Privateigentum der Ausländer den früheren Beſitzern zurückzuerſtatten. Frankreich hielt — jetzt im Verein mit Belgien — dieſe Forderung mit beſonderer Entſchiedenheit aufrecht. Die Ruſſen aber erklärten ſie für unannehmbar, weil ſie ſich nicht zwingen laſſen wollten, ihre grundſätzliche Stellung zum Eigentumsrecht, die ſie zu einer Beſonderheit ihres Staatsſyſtems gemacht haben, die darum auch von ihrem ſtaatlichen Organismus nicht beliebig losgelöſt werden kann, auf fremdes Geheiß preiszugeben. Eine zweite Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Frankreich und Rußland wurde hervorgerufen durch den ſtarr ablehnenden Standpunkt Poincarés in der Anleihefrage, da Rußland auf finanzielle Hilfe nicht verzichten kann. Aber unter der Hand hat Frankreich verlauten laſſen, daß es wahrſcheinlich nicht bei der äußerſten Schroffheit verharren wird, wenn Rußland in ſeiner Antwort einiges Entgegenkommen zeigt. Das ſcheint nach den heute vorliegenden Nachrichten über die fertiggeſtellte ruſſiſche Antwort geſchehen zu ſein. Rußland wünſcht nur Aenderungen in Artikel 7 und Zuſicherung einer ſofortigen Anleihe, nimmt aber im übrigen das Memorandum an. Eine vermittelnde Formel für die Streitfrage des Artikel 7 ſcheint bereits gefunden worden zu ſein.

Es iſt durch den bisherigen Verlauf der Dinge unverkennbar bewieſen worden, daß alle in Genua beteiligten Mächte dort eine wertvolle Gelegenheit zu Verhandlungen, die ſie in ähnlicher Art nicht ſo leicht wiederfinden würden, erkannt haben. Mehr als zu Anfang häufen ſich Beſprechungen, aus denen trotz der nach außen noch offiziell feſtgehaltenen Siegergeſte der Ententeleute die fanatiſche Gereiztheit und verletzende Unbilligkeit gegenüber den Unterlegenen allmählich ſchwindet. Im Hintergrunde ſteht als fernerer Programmpunkt der Konferenz noch immer Lloyd Georges Lieblingsidee von ſeinem Friedenspakt. Sogar Frankreich ſcheint ſich dem Gedanken einer Anleihe und einer Atempauſe für Deutſchland wenigſtens ſo weit zuzuneigen, daß es eine Ueberſpannung des Bogens vermeiden will. So ſchließt der erſte Monat der Konferenz nicht ſo unharmoniſch ab, wie man bei ſeinem Beginn fürchten mußte. W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Recht, Wirtſchaft, Geſellſchaft.

Dr. Karl Strupp, Grundzüge des poſitiven Völkerrechts. — Der Staatsbürger. Sammlung zur Einführung in das öffentliche Recht herausgegeben von Rechtsanwalt H. Kamps. Band 2/3. Bonn 1921, Ludwig Röhrſcheid.

Innerhalb der Völkerrechtsliteratur bedeutet der Name Strupp: ſtets auf dem Laufenden ſein, nichts außerachtlaſſen, flüſſige Darſtellung und zugleich handbuchmäßige praktiſche Gliederung. In dieſem Buch ſind die Theorien, Kontroverſen und frommen Wünſche zurückgedrängt, und nur das real Geltende kommt zu Wort.

Dr. Wenzel Goldbaum. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht. Ein Kommentar zu den Geſetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunſt, das Verlagsrecht und zur revidierten Berner Uebereinkunft nebſt Beſtimmungen des Friedensvertrages. Berlin 1922, Georg Stilke.

Der Kommentar iſt für Autoren, Tonſchöpfer und Verleger von großem Wert und hält mit den neueſten Entwicklungen (Friedensvertrag, Filminduſtrie, Arbeitsrecht) Schritt.

Dr. Karl Strupp, Grundriß des Verſailler Friedensvertrages. Im Auftrage des Bürgerausſchuſſes zu Frankfurt/Main zum Gebrauch bei Vorleſungen, Vorträgen und zum Selbſtſtudium abgefaßt. Berlin W. 8, 1921, Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte m. b. H.

Das Buch der Schmerzen, in eherner Katechismusform.

Dr. Hans Freyer, Die Bewertung der Wirtſchaft im philoſophiſchen Denken des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1921, Verlag Wilhelm Engelmann, geh. 26 M.

Eine Schrift von weittragender Bedeutung. Ihr pſychologiſch wie geſchichtlich bewanderter Verfaſſer geht davon aus, daß die verſchiedenen großen Kulturgebiete wie Religion, Kunſt, Politik, Wirtſchaft zu verſchiedenen Zeiten einen ganz verſchiedenen Rang im Denken und Handeln der Menſchen einnehmen. Er will nun beſtimmen, welche Stellung das Wirtſchaftliche im Kulturganzen des 19. Jahrhunderts eingenommen hat und nähert ſich dieſer ſchwierigen Aufgabe von der Analyſe führender philoſophiſcher Schriften des Jahrhunderts. Allerdings erhält er dadurch ein Beobachtungsmaterial, welches vom praktiſchen Leben abgeſondert liegt; da es aber anderſeits eine ſtarke gedankliche Durchbildung aufweiſt und die Gegenſätze der philoſophiſchen Schulen und Perſönlichkeiten doch auch die ganze Skala der Standpunkte im praktiſchen Leben widerſpiegeln, ſo erſcheint ſein Ausgangspunkt ergiebig, und die Behandlungsart, die ſich vor der Gefahr ideologiſcher Verflüchtigung hütet, ergibt tatſächlich ein reiches und konkretes Bild der wirtſchaftlichen Weltanſchauung der letzten Menſchenalter.

H. Muckermann, Die Erblichkeitsforſchung und die Wiedergeburt von Familie und Volk. Flugſchriften der „Stimmen der Zeit", 11. Heft. Freiburg i. Br. 1919, Herder.

H. Muckermann, Kind und Volk. Der biologiſche Wert der Treue zu den Lebensgeſetzen beim Aufbau der Familie. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. (8.—11. Tauſend.) Zwei Teile. 8° Freiburg i. Br. 1920, Herder.

Erſter Teil: Vererbung und Ausleſe. Mit 2 Tafeln. XII und 174 S.) 8,60 M., geb. 10,40 M. Zweiter Teil: Geſtaltung der Lebenslage. Mit 1 Tafel. (VIII u. 232 S.) 11,40 M., geb. 13,40 M.

Muckermann hat ſich durch die taktvolle und umſichtige Art, mit welcher er die für unſere Volksgeſundheit und nationale Zukunft richtigen Fragen des Geſchlechts- und Familienlebens auf ſtreng biologiſcher Grundlage in Vorträgen behandelt, viel Anerkennung erworben. Der weſentliche Inhalt dieſer Vorträge iſt in den angezeigten Schriften niedergelegt.

Heinz Marr, Proletariſches Verlangen. Ein Beitrag zur Pſychologie den Maſſen. (Jena 1921, Eugen Diederichs. Broſch. 10 M.)

Die Pſychologie des Induſtriearbeiters iſt ſelten mit ſo eindringendem Sinn erfaßt und gezeichnet worden, wie in den Vorträgen, welche der Leiter des Frankfurter Sozialen Muſeums auf dem landeskirchlich-ſozialen Kurſus gehalten hat. Dieſe Vorträge ſollten um ihrer tiefen Wirkung auf die Hörer willen zuſammen mit denen von Kern und Nieders ſeinerzeit in den „Grenzboten erſcheinen (1920, letztes Quartal), und nur ihr Umfang machte dieſen Plan zunichte. Der Marxismus, nicht als wiſſenſchaftliche Theorie, ſondern als Maſſenglaube wird in ſeiner aktivierenden Kraft wie in ſeinem Ungenügen und ſeiner Selbſtauflöſung anſchaulich.

Rudolf Kjellén, Grundriß zu einem Syſtem der Politik. Leipzig, Hirzel 1920, geh. 6,50 M., geb. 12 M.

Kjelléns Bücher ſind in Deutſchland ſtets eindringlicher Beachtung ſicher; man kann ſagen, daß dieſer Schwede der erfolgreichſte in deutſcher Sprache veröffentlichende Schriftſteller aus dem Grenzgebiet theoretiſcher und praktiſcher Politik iſt. In der vorliegenden kurzen Programmſchrift führt Kjellén das in ſeinem „Staat als Lebensform" angeſchlagene Thema fort. Er zeichnet den Umriß, wie eine theoretiſche Politik als Wiſſenſchaft vorgehen müſſe, und kommt dabei, wie immer, zu neuen Geſichtspunkten und Bezeichnungen.

Dr. Alfred Vierkandt, Staat und Geſellſchaft in der Gegenwart. Eine Einführung in das ſtaatsbürgerliche Denken und in die politiſche Bewegung unſerer Zeit. Zweite verbeſſerte Auflage. (Leipzig 1921, Verlag von Quelle u. Meyer, geb. 9 M.)

Dieſe Politik iſt keine trockene Zuſammenſtellung von Tatſachen, obwohl geſättigt mit Tatſachen. Ein feſſelnder perſönlicher Schwung, der aber nirgends die Berührung mit der Wirklichkeit verdient, verleiht der kleinen Schrift einen Reiz, wie ihn wenige Einführungsſchriften beſitzen.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Geſchäftsführung: Deutſcher Verlag, Abt. Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9 Fernruf Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 20. Mai 1922

Nummer 19

Poincaré, eine Gefahr für Europas Frieden.

Von Pierrepont B. Noyes.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Badberg.

Dieser Aufsatz erschien zuerst im Editorial der New York „World" vom 5. Februar 1922. Verfasser ist der frühere amerikanische Oberkommissar in der Rheinlandkommission, Pierrepont B. Noyes, der im Sommer 1920 wieder nach Amerika zurückgekehrt ist. Er ist bekannt als Leiter und Besitzer der wegen ihrer musterhaften sozialen Einrichtungen weit über die Grenzen Amerikas genannten Oneida Community (Fabrik für Silberwaren) und seine Betätigung auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Mit Präsident Garfield vom Williams College trat er 1917 in die amerikanische Kohlenkommission ein. Als solcher wurde er später nach Frankreich geschickt und hat dort in verschiedenen Kommissionen, die bei den Friedensverhandlungen zusammengesetzt wurden, mitgearbeitet, bis er als amerikanischer Oberkommissar in das Rheinland kam. Er ist der Verfasser des Buches: „While Europe waits for Peace", das starkes Aufsehen erregt hat.*)

Die Wahl Mr. Poincarés zum Ministerpräsidenten Frankreichs kommt als eine der unangenehmsten und entmutigendsten Ueberraschungen für alle diejenigen, die nach drei Jahren ständiger Enttäuschung kürzlich Grund zu haben glaubten, endlich hoffnungsfreudig in eine bessere Zukunft schauen zu können. Amerikas Volk sehnt sich nach dauerndem Frieden und nach der Wiederherstellung normaler Verhältnisse. Es hat niemals verstehen können, weshalb hier eine Verzögerung eintrat; und obgleich es sich dauernd und krampfhaft bemühte, seine traditionelle Freundschaft für Frankreich zu bewahren, gehen ihm doch jetzt allmählich die Augen auf, und

*) P. B. Noyes „Wo Europa doch des Friedens harrt". Ins Deutsche übertragen von Regierungsrat Dr. Appelmann. Verlag Engelmann, Berlin.

langſam kommt es zu der Ueberzeugung, daß bei Frankreichs Politik letzten Endes „der Haſe im Pfeffer liegt“. Unter dieſen Umſtänden bedeutet das Auftauchen von Mr. Poincaré alles eher als ein vertrauenserweckender Ausblick in die Zukunft. Aller Wahrſcheinlichkeit nach werden damit die Ereigniſſe kataſtrophal beſchleunigt werden, und es wird eine engliſche „Erlöſung“ kommen; dieſe aber doch nur in dem Sinne wie das Auftreten einer akuten Kriſe eine Erlöſung in einer ſich monatelang hinſchleppenden Krankheit bedeutet.

Seit den erſten Tagen des Waffenſtillſtandes iſt Mr. Poincaré der Lenker und Behüter des neuen franzöſiſchen Nationalismus geweſen. Er hat mit argusäugiger nie raſtender Wachſamkeit die Tätigkeit der franzöſiſchen Regierung verfolgt und überwacht, und aus dem Schatten, in dem er ſtand, heraus, hat dieſer Cato franzöſiſcher Politik Miniſter, Premiers und Präſidenten terroriſiert, ſobald ſie auch nur den Verſuch machten, mit ſentimentalem Internationalismus Kompromiſſe einzugehen. Der Sieg der Alliierten über Deutſchland wurde von Poincaré als willkommene Gelegenheit zur Verwirklichung von Plänen begrüßt. Seinen Zynismus alten Stils hat er ſich nie umnebeln laſſen von dem Traume, man dürfe Frankreichs Sicherheit irgend einem „Syſtem von Weltfrieden“ anvertrauen. Sein Auge blieb feſt gerichtet auf die eine große Möglichkeit, Deutſchland zu ruinieren. Aber ſo wie ſich die Verhältniſſe entwickelten, ergab ſich für den ſcharf beobachtenden Poincaré in ſeiner einfachen Formel „Delenda est Carthago“ doch ein kleiner verhängnisvoller ſchwacher Punkt. Sechzig Millionen Deutſche können wirklich nicht ſo ohne weiteres und mit Ausſicht auf Erfolg zum Ruin geleitet oder dauernd niedergehalten werden in einem Europa, in dem die Streitigkeiten und Eiferſüchteleien von Dutzenden von alten oder neu erſtandenen Nationen Verbrüderungen und Verbindungen aller Art möglich machen. Wenn die Sicherheit Frankreichs und der Friede Europas ſich wirklich und ausſchließlich auf militäriſche Grundlagen ſtützen ſollen, dann gibt es nur eine Antwort, nur eine Formel: Frankreich muß herrſchen; herrſchen nicht bloß über Deutſchland, ſondern über ganz Europa. Dieſe Art europäiſchen Friedens hat ſchon Napoleon erſtrebt. Hinter den letzten drei Premiers hat Mr. Poincaré geſtanden wie ein Geſpenſt, den Finger dauernd gerichtet auf das vor ihnen liegende Problem. Als Mr. Millerand Premier wurde, wagte er es nicht, trotzdem er früher zu den Liberalen gezählt hatte, auch nur den Anflug einer Neigung zum Liberalismus zu bekunden. Als ich darob einer bedeutenden franzöſiſchen Perſönlichkeit gegenüber meine Ueberraſchung zum Ausdruck brachte, wies er auf Mr. Poincaré und ſagte: „Mr. Millerand hat „mitgemacht“ bis zum letzten i-Punkt, und er wurde Präſident. Mr. Briand hat „mitgemacht“ bis er glaubte, ſtark genug zu ſein, Mr. Poincaré und der Militariſtengruppe den Abſagebrief reichen zu dürfen. Dann bewegte er ſich vorſichtigen Schrittes dem Kompromiß entgegen — und — er fiel. Jetzt will Poincaré die Aufgabe ſelber löſen.“

Trotzdem Mr. Poincaré beim Volke nicht beliebt iſt, ſcheint er doch hinreichende Unterſtützung zu finden, um ſeine ultra-nationaliſtiſche Politik durchführen zu können. Frankreichs Volk befindet ſich in einer eigenartigen Stimmung. Es lechzt nach Frieden und Glück; die Enttäuſchung über die letzte dreijährige Politik ſeiner Regierung iſt ſtetig im Wachſen. Das

ſo oft wiederholte, aber nie erfüllte Verſprechen: „Deutſchland wird bezahlen und alles wird wieder gut“ verliert allmählich ſeine Zugkraft, das Volk aber hängt noch dauernd an dem Gedanken: Wenn die Politiker „es nur Foch überließen“, er würde die Deutſchen ſchon zum Zahlen bringen. Dies Gefühl hat die Militariſtengruppe als wirkliche Macht hinter dem Throne halten können. Poincaré weiß das. Er hat ſich ſelbſt zum Interpreten der Militariſtengruppe gemacht. Er iſt ſtets ihr bürgerliches Haupt geweſen. Ohne ihn wäre dieſe Gruppe, genau wie in anderen Ländern, wahrſcheinlich ſchon längſt geſchlagen und von den Politikern an die Wand gedrückt worden. Ohne ihn wäre auch ſicherlich ſchon irgend ein Abkommen mit den Elementen, die von innen und außen her auf Verſöhnung und Abrüſtung drängen, zuſtande gekommen.

Im Jahre 1920 hatte ich eine außergewöhnlich gute Gelegenheit, Mr. Poincaré aus nächſter Nähe zu beobachten. Derzeit war er Vorſitzender der Wiedergutmachungskommiſſion. In einer ganzen Reihe recht ſcharfer Diskuſſionen ſaß ich in ſeiner unmittelbaren Nähe. Ich beobachtete ihn vorurteilslos, aber mit den Augen eines Geſchäftsmannes, der die Beweggründe und Ziele jemandes, der auf das zukünftige Wohlergehen von uns allen einen gewichtigen Einfluß ausüben muß, zu ergründen ſich bemüht. Hier bot ſich eine ſelten gute Gelegenheit, ſeinen wirklichen Abſichten auf den Grund zu kommen, da er ſich damals bemühte, Beſtimmungen zu erlaſſen, die den Ausſchuß von fünf Sachkennern, von denen ich einer war, in unſeren Beſprechungen mit der deutſchen Delegation über das Kohlenabkommen lenken oder vielmehr die Hände binden ſollten. *Wider meinen Willen zwang ſich mir die Ueberzeugung auf, daß Mr. Poincaré gar kein Abkommen wünſchte, daß er auch garnicht ſo ſehr größere Kohlenmengen für Frankreich erſtrebte, als vielmehr, daß er darum kämpfte, Deutſchland in der Rolle des Vertragsbrechers zu erhalten, um auf dieſe Weiſe dauernd eine Möglichkeit und „Berechtigung“ für militäriſchen Angriff zu haben.* Was ich hier ſage, iſt unangenehm, aber meine Schlußfolgerung paßt durchaus zu vielen von Mr. Poincarés früheren Handlungen und Aeußerungen, und der Kurs, den er ſeitdem genommen, hat meine Behauptung durchaus beſtätigt.

Wenn Amerikas Volk ſich dieſen Standpunkt von Mr. Poincaré nur ſcharf zu eigen machen will, wird es darin den Schlüſſel finden zu vielem, was in den Wiedergutmachungsverhandlungen bislang unverſtändlich war, ſowie in den Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Frankreich und Großbritannien, in den Zick-Zack-Zügen der franzöſiſchen Politik, und endlich in Briands zähem Feſthalten an der Behauptung, Frankreich müſſe ein Heer von 850 000 Mann haben und bedürfe einer größeren Flotte. Kleiden Sie dieſe nationaliſtiſche Politik meinetwegen in mildere Worte, wenn's beliebt; entſchuldigen Sie dieſelbe, wie wir es ja letzten Endes alle tun müſſen, aber ſchauen Sie ihr feſt ins Geſicht. Machen Sie ſich mit der Tatſache vertraut, daß jener Mann, der durch Wort und Tat das offizielle Frankreich dauernd daran hinderte, auch nur einen anderen Schritt zu unternehmen, als *den*, Europas Angelegenheiten lediglich auf militäriſchem Wege zu regeln; — daß er, der mehr als irgend ein anderer getan hat, das nicht denkende Volk zur Doktrin militäriſcher Gewalt zu ver-

kehren, jetzt an der Spitze der französischen Nation steht.

Schon zwei Jahre lang habe ich darauf hingewiesen, daß jeder Premier Frankreichs im Augenblick, wo er auch nur um einen Zollbreit nach einem Kompromiß hinlehne, gestürzt werden würde; daß Mr. Poincaré dessen Platz einnehmen und schließlich eine französische Armee in das Ruhrgebiet einfallen und es besetzt halten würde. Meine erste Vorhersage hat sich bereits bewahrheitet; die Erfüllung der zweiten — befürchte ich — steht unmittelbar bevor.

Aber nur wenige Leute in unserem Lande scheinen wirklich zu erfassen, was eine Besetzung des Ruhrgebietes für Frankreichs Militaristen bedeutet. Kein anderer Amerikaner ist vielleicht besser in der Lage gewesen, als ich es in den Jahren 1919-20 war, die Entschiedenheit des französischen Oberkommandos, diese Besetzung durchzuführen, und dessen zornig-nervöse Ungeduld über den britischen Widerstand hiergegen zu beobachten.

In den Friedensverhandlungen wurde vom Ruhrgebiet wenig gesprochen. In jenen Tagen schaute Frankreich wegen „Sicherheit" noch auf Amerika und den Völkerbund. Erst nachdem die Vereinigten Staaten unzweideutig ihre Absicht bekundet hatten, sich ganz aus europäischen Angelegenheiten zurückzuziehen, trat die Absicht, das Ruhrgebiet zu besetzen, in die Erscheinung.

Ich habe nie geglaubt, daß Mr. Clemenceaus Kampf in der Friedenskonferenz um eine fünfzehnjährige „Besetzung" des Rheinlandes aus anderen Erwägungen heraus resultierte, als denen, die Entwaffnung Deutschlands und das Eintreiben der Reparationsschuld militärisch gewährleistet zu sehen. Die Ruhr hatte damals, nach meiner Ueberzeugung, in den Plänen der französischen Regierung noch keine strategische Bedeutung. Bekannt ist ja freilich, daß der vom französischen Oberkommando eingefädelte und geführte „Dorten-Aufstand" im Mai 1919, die Einbeziehung von Ruhr und Westfalen in das „Besatzungsgebiet" mit zum Ziele hatte; doch scheinen die französischen Staatsmänner, mit denen ich sprach, damals nur wirtschaftliche Vorteile im Auge gehabt zu haben. Jeder wird sich noch der Ruhraufstände im März 1920 erinnern. Frankreich verbot es Deutschland damals, Truppen zu entsenden, um den Aufstand niederzuschlagen, und Marschall Foch riet den Alliierten in aller Oeffentlichkeit, das Gebiet zu besetzen. Seit jenen Tagen steht die Besetzung des Ruhrgebietes fest mit auf dem Programm. Im April desselben Jahres wurden mehrere Regimenter aus Frankreich herangeholt und in der Nähe von Cöln zusammengezogen. Man bat die Briten um die Erlaubnis, einen französischen Flieger-Stütz-Punkt in ihrem Brückenkopf errichten zu dürfen. Bis ins Kleinste ausgearbeitete militärische Pläne hinsichtlich Mannschaften und Geschütze wurden den britischen Behörden von den Franzosen unterbreitet. Selbst der Tag des Einmarsches war schon festgesetzt.

Während dieser ganzen Zeit hat England die Besetzung des Ruhrgebietes allein und ohne Unterstützung von anderer Seite verhindert; und seine Zähigkeit in dieser Hinsicht hat mehr denn einmal die Harmonie der Entente bedroht. Zur Zeit des Ultimatums der Alliierten im Jahre 1921 freilich wurde England zum Nachgeben gezwungen, aber nur insofern, als es seine Zustimmung geben mußte, zu einer Besetzung, die sich auf Punkte am Rhein entlang erstreckte. Drei Premiers in Frankreich

haben nacheinander zurückgezuckt vor dem Wagnis, wegen des Ruhrgebietes mit England zu brechen. Möglich, daß Lloyd George noch weiterhin ſich dieſen Plänen erfolgreich widerſetzen kann, aber, wenn's ihm nicht gelingt, und wenn Frankreichs Parlament ſich hinter Poincaré ſtellt, dann erſcheint es mir doch wahrſcheinlich, daß ſchon in nächſter Zeit franzöſiſche Truppen in jenes Gebiet einrücken.

Bekanntlich hat Poincaré den „Oberſten Rat" in dem die verantwortlichen Vertreter beider Nationen ihre Probleme Auge in Auge beſprachen, aufgelöſt. Er hat der Welt verkündet, daß Frankreichs Geſchäfte wieder in Zukunft durch jene labyrinthiſch verdrehten Botſchafterkanäle geleitet werden würden, welche die verderbenbringende Vorkriegsdiplomatie möglich machten. Kaum eine Woche nachdem Mr. Poincaré ſein Amt übernommen, wies er auf „neue Maßnahmen" hin, die ergriffen werden müßten, und er wiederholte Millerands Wort, das dieſer vor zwei Jahren geprägt, daß die fünfzehnjährige Beſetzung des Rheinlandes noch garnicht begonnen habe und erſt dann ihren Anfang nehme, wenn jede Bedingung des Verſailler Vertrages erfüllt ſei.

Man wird fragen, weshalb Frankreich die Beſetzung des Ruhrgebietes ſo leidenſchaftlich betreibt, und warum England mit gleicher Feſtigkeit ſich dagegen ſträubt. Aus zwei Gründen: Das Ruhrgebiet mit ſeinen 120 000 000 Tonnen jährlicher Kohlenförderung, zuſammen mit Schleſien, das etwa 50 Millionen Tonnen liefert, bildet die Hauptkohlenquelle für Kontinental-Europa. Jede Nation, die dieſes Feld beherrſcht, hat die Hand an der Gurgel des wirtſchaftlichen Lebens Deutſchlands und — wenn auch in geringerem Maße — an der von wenigſtens fünf anderen Ländern Zentral-Europas.

England mag es mit einer gewiſſen Genugtuung begrüßen, daß Frankreich in der Lage iſt, jeder deutſchen Munitionsfabrik der Zukunft die Kohle zu entziehen; aber England iſt durchaus berechtigt, ſich einer Kohlenkontrolle zu widerſetzen, die die geſamte deutſche Induſtrie der franzöſiſchen Politik auf Gnade und Ungnade ausliefert, und wodurch jede Möglichkeit eines wirtſchaftlichen und induſtriellen Wiederauflebens in Kontinentaleuropa illuſoriſch wird, ein Aufleben, von dem unſer eigenes Wohlergehen ſowohl als das Englands abhängt. Eine franzöſiſche Wirtſchaftsbeherrſchung von Europa unter ſolchen Umſtänden iſt, um es milde auszudrücken, höchſt unerwünſcht.

Zu dieſer Frage gibts aber noch eine andere Seite, die in Europa wohl beachtet wird, wenn's auch ſcheint, als wenn man ſie an dieſer Seite der Atlantik nicht erkennt. Ein im Ruhrgebiet ſtehendes franzöſiſches Heer ermöglicht ohne weiteres eine militäriſche Beherrſchung Europas, eine Beherrſchung, die aus ſich ſelbſt heraus täglich aggreſſiver und unerträglicher werden würde. Wenn durch irgendwelche Veranlaſſung oder auch durch Zufall ein ſolcher Einmarſch ſtattfindet, bedeutet er das Ende des Friedens für die lebende Generation, und für Amerika ſowohl als für Europa ein unbegrenztes Hinausſchieben wirtſchaftlichen Aufblühens. Es würde ein lange Aera fieberhaften Strebens und Haſſens bedeuten, deſſen Ende niemand vorausſagen könnte.

Scheint dies übertrieben? Ziehen Sie doch einmal die Entwicklungsmöglichkeiten in Erwägung. Wenigſtens 250 000 Mann würden erforder-

lich sein, um Ruhrgebiet und Rheinland zu besetzen. Die Kosten für den Unterhalt dieser Truppen, die wohl nicht gut aus dem Rheinland eingetrieben werden könnten, ließen sich leicht aus der Kohle und anderen Quellen des Ruhrgebietes erzielen; 250 000 gedrillte und vollständig ausgerüstete Truppen, die in den nächsten 25 Jahren im Herzen Europas bereitstehen, ohne Frankreich auch nur einen Pfennig zu kosten, müssen jedes Land in Kontinental-Europa einschüchtern. Und das ist noch lange nicht alles. Ein imperialistisches Regime jeden Landes muß in der Lage sein, sich selbst daheim zu schützen. Radikalismus, der heiß unter der Oberfläche glimmt, hat sich fester in Frankreich eingenistet, als die Außenwelt ahnt; eine imperialistische Marschroute aber zeugt zwangsläufig einen Geist der Revolte. Ein bürgerliches, sich aus den jungen Leuten Frankreichs rekrutierendes Heer, würde aber, selbst im Falle der Notwendigkeit, niemals auf Franzosen schießen. Nun ist es doch klar, daß Truppen, die außerhalb ihres eigenen Landes zwei Jahre lang verwendet werden, den Charakter von „Söldnern" annehmen. Ein Heer, das dauernd in Europa stationiert ist, und sich zum weitaus größten Teil aus afrikanischen Kolonialtruppen zusammensetzt, gleicht der Prätorianer-Garde Roms: für eine autokratische Regierung eine geradezu ideale Stütze. Innerhalb 24 Stunden könnten 100 000 Mann dieser Truppen nach Paris geworfen werden, und auf Befehl würden sie schießen. So würde ein Besatzungsheer im Ruhrgebiet ein doppelseitiges Schwert bedeuten, jederzeit gezückt, Revolten niederzuschlagen, daheim sowohl als draußen.

Ich will nicht behaupten, daß diese Vision in ihrer ganzen Vollendung schon den Geist Poincarés bewegt. Ich glaube indes, daß er fest davon überzeugt ist, Frankreich müsse um seiner eigenen Sicherheit willen, jene vorherrschende militärische Stellung einnehmen, die Deutschland vor dem Kriege innehatte. Ich glaube weiterhin, daß er sowohl wie Marschall Foch und in erhöhtem Maße noch General Wiegand und seine militärischen Berater die Besetzung von Ruhrgebiet und Rheinland als ersten Schritt zu einer solchen Beherrschung ansehen. Die Geschichte sowohl als unser gesunder Menschenverstand werden uns aber sagen, daß, *wenn* ein solcher Schritt einmal getan ist, die Forderungen militärischer Notwendigkeit eine Nation noch viel weiter führen.

Ich habe das Vorhergehende wirklich nicht gedacht als Kritik Frankreichs. Mein einziger Wunsch ist, des amerikanischen Volkes Augen zu öffen und für die Rolle, die unsere Regierung in Europa spielen muß, wenn wir Frieden haben wollen und wenn die Rückkehr zu normalen Verhältnissen in den Bereich der Möglichkeit rücken soll. *Es ist wertlos, von Besserungen auf dem Handelsmarkte zu reden, solange noch Furcht, Ehrgeiz und militärische Intriguen ein wirtschaftliches Wiederaufleben in Europa unmöglich machen.* Es ist schlimmer als wertlos; es ist unehrlich, ja es ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, angesichts der Ereignisse der letzten drei Jahre, noch länger zu behaupten, Europa könne aus sich selbst heraus gesunden.

Unmittelbar nach dem Kriege ließ das französische Volk sich zu 90 v. H. von der Angst und zu kaum 10 v. H. von militärischem Ehrgeiz leiten. Heute ist es umgekehrt, und die Verantwortung hierfür ruht hauptsächlich bei den Vereinigten Staaten, die sich im kritischen Augenblick zurückzogen,

und es Frankreich allein überließen, nach eigenem Können und Wollen ein militäriſches Syſtem zu ſeiner „Sicherheit“ aufzurichten. Wenn ſich dann im Laufe der Weiterentwickelung dieſer Pläne eine militäriſche Situation ergab, die Anlaß bot zu ehrgeizigen Weiterentwickelungsmöglichkeiten, ſo dürfen wir Frankreichs Volk wirklich nicht allein dafür zur Verantwortung ziehen.

Iſt es nicht allmählich an der Zeit, einmal hinter das oberflächliche Geſchwätz von der „Verbeſſerung der europäiſchen Lage“ zu ſchauen und uns mit der Tatſache vertraut zu machen, daß ſich drüben nichts verbeſſerte, daß die fundamentalen Vorbedingungen dort ſeit Kriegsende mit jedem Tage ſchlimmer geworden ſind. Diejenigen, die 1920 noch dachten, eine Stabiliſierung Europas ginge uns nichts an, beginnen jetzt allmählich einzuſehen, daß zerſtörte europäiſche Märkte ruinöſe Preiſe für Amerikas Weizen und Baumwolle bedeuten. Ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß die Erkenntnis für die Tatſache wächſt, daß keine weſentliche Verbeſſerung des amerikaniſchen Handelsverkehrs möglich iſt, ſolange der nunmehr ſchon drei Jahre alte tote Punkt des „Feſtgebiſſenſeins“ in Europa nicht überwunden iſt, und die Politik der Induſtrie kein Aufleben und der Valuta keine Beſſerung geſtattet. Inwieweit das amerikaniſche Volk im allgemeinen ſeine eigene Verantwortlichkeit für dieſen toten Punkt des „Feſtgebiſſenſeins“ erkennt, kann ich nicht ſagen. Es kann aber nicht oft genug wiederholt werden, daß nur wir allein die Situation retten, oder es zum mindeſten verhindern können, daß ſie noch ſchlimmer ſich geſtaltet.

Großbritannien hat ſein Beſtes getan. Aber es wird täglich klarer, daß alles, was es ohne unſer Zutun leiſten kann, eben das iſt, den Beſtand dieſes toten Punktes noch zu retten. Ich fürchte aber, daß Poincaré jetzt dieſen toten Punkt überwinden wird, und zwar dadurch, daß er ſich in waghalſigſter Weiſe auf der militäriſchen Bahn weiterbewegt und Schritte unternimmt, die Europa auf Jahre hinaus in Unordnung und Verwirrung ſtürzen müſſen.

Der Präſident und ſein Kabinett, die bislang dem Theater gleichſam von hinter der Bühne her zugeſchaut haben, müſſen dies wiſſen. Sie warten auf die Geſinnungsänderung eines Volkes, dem man bis dato vorgeredet hat, wir könnten und ſollten „verſtrickende Bündniſſe“ meiden. Möglich, daß die niedrigen Preiſe für landwirtſchaftliche Erzeugniſſe und eine Fortdauer der ſchlechten Geſchäftslage ſchließlich doch das amerikaniſche Volk aufpeitſchen, aber dann iſt es leicht zu ſpät. Jetzt iſt die Zeit, wo die öffentliche Meinung der Verwaltung in Waſhington zurufen muß: „Ihr braucht nicht länger rückſichtsvoll zu ſein. Ihr braucht uns nichts weißzumachen. Ihr könnt wirklich aufhören, herumzukramen mit einer Konferenz über Schwierigkeiten in der Pazifik, während jenſeits der Atlantik des Uebels wahrer Kern zu finden iſt. Dies iſt eine Nation von Erwachſenen, von Männern. Das Land hat den Mut umzukehren, wenn es zur Ueberzeugung gelangt, daß ſeine Schlußfolgerungen ſoweit falſch waren. Es braucht ſeinen Stolz nicht gedämpft zu bekommen, noch ſeine Konſequenzen geſchützt durch ſpitzfindige Sophiſtereien oder durch das Zuſammenberufen einer „Geſellſchaft“, einer „Konferenz“ oder ähnliches. Was wir brauchen, iſt eine mutvolle vorwärtsgerichtete Politik, die Intereſſe nimmt an den Geſchicken Europas, die den Militarismus ver-

bannt, die die Sicherheit wieder herſtellt, die Zahlungsfähigkeit hebt, Syſtem in die Valutafrage bringt und endlich die Induſtrie im Ausland wieder belebt und uns im eigenen Lande damit normale Geſchäftsbedingungen ſchafft.

Wie wir uns auch winden und wenden mögen, um Rückſchläge zu vermeiden, die Ereigniſſe werden uns letzten Endes doch dazu zwingen, die Hauptrolle in irgendeiner Art von „Völkervereinigung“ zu ſpielen. Die Zeit iſt zu kurz, als daß wir ein eigenes derartiges Inſtitut auftun könnten. Und weshalb auch? Der europäiſche Völkerbund iſt die „etablierte Firma“, bereit, ihre Geſchäftsräume zu eröffnen, ſobald ſie nur unſerer Unterſtützung ſicher iſt. Wir können aus ihr machen was wir wollen. Es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß, wenn wir es recht meinen mit dem Frieden da draußen und dem Glück daheim, wir garnicht ſchnell genug Anſchluß ſuchen können an der beſtehenden Liga der Völker.

Die Anſchlußbewegung der Deutſch-Oeſterreicher.

Von Prof. Dr. Freiherr v. Danckelmann.

Am 20. Oktober 1848 hielt der der Partei des Weidenbuſches angehörige Göttinger Hiſtoriker und Abgeordnete Georg Waitz in der Frankfurter Nationalverſammlung eine Rede über die Frage des Anſchluſſes Oeſterreichs an Deutſchland, in der er unter anderem ſagte: „Deutſchland hat das wunderbare und traurige Schickſal gehabt, daß es nach allen Seiten hin, ringsherum an ſeinen Grenzen in einen unklaren, zweifelhaften, vollkommen haltloſen Zuſtand hineingeraten iſt . . . Eben dadurch iſt das deutſche Staatsgebäude mehr noch, als es früher war, ein Monſtrum geworden, wo ſich nirgends ſcharfe Grenzen ziehen ließen, und wo keiner ſagen konnte: Hier iſt Deutſchland, und da hört es auf. Wir müſſen aus dieſem Zuſtande heraus, wir müſſen wiſſen, was zu uns gehört, was mit uns geht. Wir müſſen ſcharfe Grenzen ziehen, um reine Grundlagen zu gewinnen.“ Nachdem Waitz dann auf das Verhältnis Deutſchlands zu Limburg, Luxemburg, Schleswig-Holſtein und Poſen eingegangen iſt, fährt er fort: „Oeſterreich iſt eine der merkwürdigſten Staatenverbindungen, welche die Geſchichte jemals aufgewieſen hat, eine Vereinigung von Völkern, Nationalitäten, Sprachen und deren Verhältniſſen, wie ſich kaum eine ähnliche, wenigſtens in der neuen Geſchichte zeigt . . . Es iſt die Zeit herangekommen, wo die Nationalitäten ſich feſter und inniger aneinander ſchließen, wo ſie ſich ſtaatlich zu konzentrieren ſuchen . . . Der Meinung bin ich, daß es jedenfalls darauf ankommt, uns klarzumachen, wie das Verhältnis Oeſterreichs zu uns ſein ſoll. Und da iſt mir nicht erſt von geſtern die Ueberzeugung gekommen, daß jene öſterreichiſche Monarchie nicht mehr, für die Länge wenigſtens, nicht mehr Beſtand haben wird. Meine Herren! Die Nationalitäten haben ſich erhoben in Italien, in Ungarn, es haben ſich erhoben die Slawen und zuletzt die Deutſchen: ſie haben ſich erhoben, jede für ihr Recht, für ihre Selbſtändigkeit, am Ende alle doch im Hinblick auf eigene ſtaatliche Geſtaltung. Ich glaube nicht,

daß es gelingen wird, ſie wieder zuſammenzuſaſſen, ſie unter einem andern Geſetz, als unter dem Geſetz der Freiheit zu vereinen . . . Gerade weil ich dieſer Ueberzeugung bin, ſo ſtelle ich dem entgegen eine Forderung, die unter allen Forderungen am weiteſten geht: ich will, daß das, was deutſch iſt und deutſch war ſeit Jahrhunderten von Oeſterreich, daß das ganz deutſch bleibe, daß es ganz und völlig dem Geſamtbau mit angehöre, den wir nicht für einen Teil Deutſchlands, ſondern für das Ganze zu gründen haben." (Stenogr. Bericht über die Verhandlungen der deutſchen konſtituierenden Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. Herausgeg. von Franz Wiegard, IX. Band, Leipzig 1848, S. 2786 u. 2787.)

Was hier Waitz forderte, war inſofern von der weittragendſten Bedeutung, als ſeit 1526 Oeſterreich kein eigentlicher Nationalſtaat mehr war und als die abgeſprengten deutſchen Gemeinden in Siebenbürgen von dieſer Forderung ausgenommen wurden. Es war damals (1848) ſo, daß die alten deutſchen Erblande nur mit ihren vorgelagerten Ländern bis zur adriatiſchen Küſte einerſeits und den Ententeländern anderſeits Mitglied des deutſchen Bundes waren (von 1815—1866). Und eben dieſe zum Bunde gehörige Ländermaſſe forderte Waitz zurück.

Es iſt die Forderung wieder in neuſter Zeit von Karl Gottfried Hugelmann erhoben worden. Die Schwierigkeit, ſie zu erfüllen, liegt in der territorialen Getrenntheit der einzelnen deutſch-öſterreichiſchen Gebiete, deren es drei gibt: die Alpenländer mit dem vorgelagerten Wiener Becken, Deutſch-Böhmen und das Sudetenland. Und es hat ſich gezeigt, daß die beiden letzteren nicht die Bildung eines tſchechoſlowakiſchen Staates haben verhindern können, da das deutſche Element in ihnen nicht ſtark genug war. Da entſteht nun die ſchwerwiegende Frage, ob die Alpenländer mit dem vorgelagerten Wiener Becken volle Befriedigung aller politiſchen und wirtſchaftlichen Wünſche im Anſchluß an Deutſchland finden werden. Hugelmann verneinte 1919 für dies kleinere Gebiet die Frage und forderte dazu Anſchluß Böhmens und der Sudetenländer an Deutſchland. In einer Flugſchrift der öſterreichiſchen national-demokratiſchen Partei vom 5. Februar 1919 finde ich ſie bejaht. Es werden darin S. 5 die wirtſchaftlichen Vorteile, die dem alpenländiſchen Deutſch-Oeſterreich durch Anſchluß an das Reich erſtehen, aufgezählt. Freilich iſt kurz vorher eine Erklärung der reichsdeutſchen Zeitungen vom 11. Januar angeführt, die auch die Deutſchen Böhmens und der Sudetenländer als Mitglieder Deutſchlands willkommen heißt.

Und ſo ſcheint es, als ob in Deutſch-Oeſterreich ſelbſt eine klare Stellung in der Frage, welche Gebiete eigentlich genauer umgrenzt den Einbezug in Deutſchlands Landesgrenzen wünſchen, noch nicht gefunden wäre. Aber ſie muß gefunden werden, da ſonſt jene Kräfte, die auf die Bildung einer Donauföderation abzielen, gar zu leicht die Oberhand erhalten dürften. Es iſt natürlich, daß in Zeiten ſchwerſten wirtſchaftlichen Niedergangs, wie ſie jetzt Deutſch-Oeſterreich durchmacht, meiſt die finanziellen und Wirtſchaftsfragen in den Vordergrund geſtellt werden. Da hat denn die öſterreichiſche Schwerinduſtrie in der Anſchlußfrage Bedenken vor allem in Hinblick auf die deutſche Konkurrenz, doch mit Unrecht, da ſie durchaus leiſtungsfähig iſt. Aber Deutſch-Oeſterreich iſt zum größten Teil Ackerbauland. Da iſt es denn wichtig, daß gerade der Landwirtſchaft durch den Anſchluß ganz bedeutende Vorteile erwachſen dürften. Sicher

wird die öſterreichiſche Induſtrie auch weiterhin den Agrarier mit Maſchinen verſehen, aber ſie iſt doch nicht imſtande, jede Einfuhr von außen zu erſetzen. Welche Vorteile winken der öſterreichiſchen Landwirtſchaft bei zollfreier Einfuhr von Maſchinen und künſtlichem Dünger!

Doch es ſcheint mir, als ob die Frage der wirtſchaftlichen Vorteile, ſo wichtig ſie augenblicklich für Deutſch-Oeſterreich im engeren Sinne (Alpenländer und Wiener Becken) iſt, nicht von entſcheidender Bedeutung ſein darf. Man hat wohl vor dem Weltkriege und während desſelben von dem idealen Freundſchaftsbunde viel geſprochen, der uns mit Oeſterreich verbände, und das Wort Nibelungentreue war uns keine leere Phraſe. Aber wir bedachten nicht, daß Oeſterreich nur zum kleinſten Teile ein deutſcher Staat war. Die Enttäuſchung, die ſich ſchon während des Krieges einſtellte, entſprang dieſer Unkenntnis oder beſſer dieſem Nichtwiſſenwollen, denn der einfachen Tatſache von dem internationalen Charakter des öſterreichiſchen Staates war ſich jeder nur einigermaßen Gebildete bewußt. Bei alledem lag doch eine große Idee vor, die der völkiſchen Solidarität, inſofern, als das deutſche Element in Oeſterreich-Ungarn das führende zu ſein ſchien. Dieſem Gedanken hatte Bismarck in Nikolsburg durch die Tat Ausdruck verliehen, ſie bildete die Grundlage für den Dreibund.

Man ſpricht jetzt in der Politik ſo gern von Imponderabilien, d. h. unwägbaren Tatſachen. In der Tat handelt es ſich da in den meiſten Fällen um Verlegenheitsprodukte. Für den klarblickenden Staatsmann gibt es im weſentlichen nur eine Welt der Tatſachen, die in ihren wechſelſeitigen Beziehungen zueinander zu erkennen allerdings nicht immer leicht iſt. Zu dieſen Tatſachen gehört es auch, daß jenſeits des Inn und der Salza bis über die March hinaus, im Süden bis zum Brenner und im Weſten bis zum Bodenſee reichend, ein Land liegt, das altes deutſches Stammland iſt, weit mehr als etwa Oſtpreußen. Schon zu Zeiten Marc Aurels war es von germaniſchen Völkern erfüllt, Langobarden und Gepiden haben es bewohnt, und durch Jahrhunderte bildete dieſes Gebiet den feſten Wall gegen das Anſtürmen der Türken. Wenn überhaupt das Wort von der Selbſtbeſtimmung einen Sinn haben ſoll, ſo iſt es hier der Fall. Deutſch-Oeſterreich im engeren Sinne gehört zum Deutſchen Reiche auf Grund ſeiner Geſchichte, auf Grund ſeiner deutſchen Bevölkerung.

In dieſem Sinne iſt es vielleicht beſſer, nicht von einem Anſchluß, ſondern von einer Eingliederung Deutſch-Oeſterreichs zu ſprechen. Und man darf es ſagen, daß eine ſolche von der Mehrzahl der Deutſch-Oeſterreicher gewünſcht wird. Wie aber kann ſie praktiſch durchgeſetzt werden? Zwei Wege bieten ſich. Einmal handelt es ſich darum, alle politiſchen Ereigniſſe zu prüfen, ob ſie gegen die Anſchlußbewegung gerichtet ſind. Da gilt es vor allem, gegen jene Pläne, die auf Gründung eines Donauſtaates abzielen, zu kämpfen. Aber noch ſchwerer als dieſer Kampf iſt der gegen eine Regierung, die nicht abgeneigt iſt, aus wirtſchaftlichen Gründen und um Oeſterreich vor dem völligen finanziellen Zuſammenbruch zu retten, ihr Land der Entente auszuliefern. Weil die Not eine nachgerade beiſpielloſe Höhe erreicht hat, deshalb ſind weite Kreiſe der Bevölkerung teilnahmlos und laſſen, wenn auch mit Widerſtreben, die Regierung, die ihnen Errettung aus dem Elend verſpricht, gewähren. Nur ſo iſt es zu verſtehen, daß das Abkommen von Lana überhaupt möglich war, nur ſo, daß Oeſterreich Kredite annahm und annimmt, die es an eine dem Anſchlußwillen

entgegengeſetzte Richtung binden. Aber es iſt doch zu bemerken, daß es ſich hier um eine Augenblickspolitik handelt, die nicht der wahren Meinung des Volkes entſpricht. Und ſelbſt die Wirtſchaftskreiſe Oeſterreichs durchdringen ſich immer mehr mit dem Gedanken, ökonomiſch den künftigen Anſchluß an Deutſchland vorzubereiten.

Wir haben feſtgeſtellt, daß zwei Tendenzen in Oeſterreich auf die Eingliederung in Deutſchland ſich geltend machen: 1. eine mehr ideelle, die die Bekämpfung der Bildung einer Donaumonarchie ſich zur Aufgabe macht, 2. eine wirtſchaftliche, die den ökonomiſchen Anſchluß vorbereitet.

Welches aber ſind nun die Träger dieſer Tendenzen? Wir ſahen, daß ſie nicht in der Regierung zu ſuchen ſind. Sie konzentrieren ſich in politiſchen und privaten Vereinigungen. Von ganz beſonderer Bedeutung iſt da die großdeutſche Volkspartei. Sie ſtellt eine Zuſammenfaſſung aller nationalpolitiſchen Beſtrebungen dar. Von Privatvereinen, die den Anſchluß energiſch fordern, wäre vor allen Dingen der alldeutſche Verband zu nennen, ferner die „deutſche Arbeitsgemeinſchaft" mit dem Sitz in Wien, die „Große Arbeitsgemeinſchaft", welche eine Zuſammenfaſſung ſämtlicher nationaler und völkiſcher Verbände Oeſterreichs darſtellt, und die von dem deutſch-völkiſchen Schutz- und Trutzbund ins Leben gerufen wurden. Außer den genannten gibt es noch eine große Reihe von Organiſationen, die ſich ebenfalls ganz und voll für den Anſchluß einſetzen, wie es kaum eine politiſche Partei und kaum einen völkiſchen Verein gibt, der nicht die Eingliederung in das Reich zum Ziel hätte.

Unter dem Druck dieſer nationalen Bewegungen ſind ſchon eine Reihe von Geſetzen zuſtande gekommen, die den Anſchluß vorbereiten, ſo auf dem Gebiete des Schulweſens und auf dem der Rechtſprechung. Voll auswirken aber wird ſie ſich erſt dann, wenn die wirtſchaftliche Not aufhört und die Regierung ihre Politik ändert, der es an großen Zielen fehlt.

Der Bundespräſident Dr. Michael Hainiſch, urſprünglich ſozialiſtiſcher Philoſoph, ſcheidet politiſch ganz aus. Etwas anderes iſt es mit dem Leiter der Regierungspolitik Dr. Schober. Die wirtſchaftlichen Sorgen überwiegen aber bei ihm alles, und er ſtellt die Politik nur auf die Monatsereigniſſe ein. Aehnliches iſt leider auch von dem Finanzminiſter Dr. Gürtler, Mitglied der chriſtlich-ſozialen Partei und ehemaligen Univerſitätsprofeſſor in Graz, zu ſagen. Von dieſer Seite iſt alſo augenblicklich nichts zu erwarten.

Aber auch von den Parteiführern ſind nur wenige, die wirklich energiſch den Anſchluß erſtreben, ſo ſehr er von den meiſten Parteimitgliedern gewünſcht wird. Am rührigſten hat ſich bisher der Führer der großdeutſchen Volkspartei, Präſident Dinghofer, gezeigt.

Aber wenn auch Regierung und Parteiführer die Frage des Anſchluſſes an Deutſchland gar nicht oder nur teilweiſe betreiben, ſo darf daraus nicht geſchloſſen werden, daß die allgemeine Stimmung dagegen iſt.

Wir aber wollen von den öſterreichiſchen Stammesbrüdern, ſo weit ſie mit klarer Einſicht die Eingliederung in das Reich erſtreben, erhoffen, daß ſie die Angelegenheit nicht ruhen laſſen, daß ſie eine energiſche Propaganda treiben, daß ſie immer wieder der Regierung ihren ernſten Willen zum Anſchluß zu erkennen geben, daß ſie nicht müde werden, ihre Stimmen in der Preſſe, auch in der reichsdeutſchen, zu erheben. Sie wiſſen, daß ſie herzlich bei uns willkommen ſind ohne jeden Hintergedanken, aber die Tat

muß von ihnen ausgehen. Denn nur ein freiwilliges, aus tiefſter, innerſter Ueberzeugung herrührendes Anſchlußbedürfnis wird Glauben auch bei den ehemaligen Feinden finden. Was deutſch iſt, muß zuſammenkommen, ſo weit es geographiſch zuſammengehört.

Deutſchlands Waſſerſtraßenverkehr vor einer Wendung.

Von Franz Woas.

Auch die Seehäfen nähme man uns gern. Und man hat ſie uns auch zum Teil genommen; denn der Friedensvertrag verbietet uns ermäßigte Frachtſätze der Eiſenbahnen für ſie. Was iſt das aber anderes, als eine teilweiſe Wegnahme? Was wunder, wenn ſich Deutſchland da anders zu helfen ſucht! In der Verbeſſerung der Waſſerſtraßen liegt die erſehnte Hilfe; und es wird das eine tatſächliche, keine künſtliche Hilfe wie bei den ermäßigten Frachtſätzen, da ſolche Ermäßigung doch nur auf Koſten des allgemeinen Verkehrs möglich war; denn die Waſſerſtraßen führen an ſich, auf dem natürlichen Wege, die Ermäßigung herbei.

Freilich kann man den Eiſenbahnweg nicht durchweg und ohne weiteres durch einen gleichlaufenden Waſſerweg erſetzen. So einfach liegen die Dinge nicht. Vielmehr gibt es eine Umgeſtaltung; aus geraden Linien werden unter Umſtänden Zickzackwege werden. Ja, noch mehr: es kann wohl ſein, daß ſich unter dem Druck der neuen Verhältniſſe anſehnliche Verſchiebungen im Verkehr einſtellen; ganze große Induſtriegebiete können in der bisherigen Gunſt der Lage bedroht werden; vielleicht muß der geſamte Verkehr Deutſchlands mit ſeinen Nachbarländern und dem weiteren Auslande eine völlig andere Richtung annehmen.

Daß ſich bei mehreren der neuen Kanäle immer alles um die Donau dreht, gibt zu denken. Sollte eine Schwenkung des Verkehrs im Wege ſein? Ein Verlaſſen der alten Richtung nach den europäiſchen Nordhäfen zugunſten des Donauweges, der ja noch viel älter iſt?

In Bremen, Hamburg, Lübeck ſcheint das niemand weiter zu fürchten; denn von dort aus unterſtützt man die neuen Kanalpläne auch ſoweit, als ſie an die Donau anknüpfen. Mit Fug und Recht! Denn ſchließlich, bedeutet das für alle dieſe Häfen nicht eine großartige Erweiterung ihres Hinterlandes? Bis an den Fuß der Alpen wird es damit ausgedehnt. Und wenn zugleich auch — dank der Donau — für Deutſchland ein neues Seetor am Schwarzen Meere aufgeſtoßen werden ſollte, was tut's? Um ſo kraftvoller wird ſich dann im deutſchen Binnenlande der Verkehr entwickeln, um dann, je nach Wahl, nordwärts oder ſüdwärts zu gehen.

Eine unmittelbare Gefahr droht alſo den großen deutſchen Seehäfen von der Donau her gewiß nicht. Immerhin iſt es für ſie von Bedeutung, in welcher Art das neue Kanalnetz, das in der Entwicklung begriffen iſt, zur Durchführung kommt; und mit den deutſchen Seehäfen iſt auch ganz Deutſchlands aufs ſtärkſte an dieſer Frage beteiligt; denn ſein ganzes Wohl und Wehe hängt davon ab, daß die Häfen ſo raſch wie nur möglich zum mindeſten auf den alten Stand kommen. Den Luxus, den ſich Deutſchland früher erlaubt hat,

einen fremden Hafen, wie Rotterdam, auf Koſten der eigenen Häfen noch beſonders zu fördern, darf es ſich heute unter keinen Umſtänden mehr erlauben. Am Rhein können wir nichts ändern; er mündet einmal im Fremdlande; wir werden ihn notwendigerweiſe auch an ſich, als mächtigſte deutſche Waſſerader nach jeder Möglichkeit hin weiter ausbauen, verbeſſern müſſen; dient er uns doch ſchon allein innerhalb unſerer eigenen Grenzpfähle als unentbehrliche Waſſerſtraße.*) Ob man aber gerade ihm allein zuliebe ſo gewaltige neue Kanallinien ausbauen ſoll, wie man ſie vorhat, dürfte doch noch ſehr zu überlegen ſein.

Wenigſtens das iſt ſehr zu überlegen: ſoll man es tun unter Vernachläſſigung der anderen deutſchen Ströme?

Nun ſcheint die Ueberlegung freilich auf alle Fälle zu ſpät zu kommen; denn tatſächlich befinden ſich die beiden Kanäle, die nach dem Rhein hinſtreben, bereits in Ausführung, nämlich der Rhein-Neckar- und der Rhein-Main-Donau-Kanal; aber noch iſt nicht aller Tage Abend, und den ungeheuerlich großen Werken gegenüber, die man ſich vorgenommen hat, bedeutet der wirkliche Anfang verſchwindend wenig; wird doch auch bei beiden auf eine Bauzeit von 10 bis 20 Jahren gerechnet! Es ſind beide geldlich geſichert, der Rhein-Neckar-Kanal wenigſtens bis Plochingen, der andere in ſeiner ganzen Ausdehnung; und das iſt gut ſo; denn tritt in der vor uns liegenden Zeit nun doch eine Aenderung in der Anſchauung darüber ein, was für Waſſenſtraßen Deutſchland in erſter Linie braucht, ſo kann uns nichts daran hindern, zunächſt die nötigeren und nützlicheren auszuführen und der Ausführung der anderen eine langſamere Gangart zu geben.

Nötig und nützlich ſind nämlich von dem dichten Kanalnetz, das man für Deutſchland plant, ſo gut wie alle; wirklich ſtreiten läßt ſich nur darüber: in welcher Reihenfolge ſollen die einzelnen neuen Maſchen dieſes Netzes geknüpft werden?

Abgeſehen von der Geldfrage — die bei allen Kanallinien annähernd gleich liegen dürfte — kommt es hierbei vor allem darauf an, in welchem Grade der betreffende Kanal der Wiederaufrichtung der deutſchen Wirtſchaft dienen kann? — Gar nicht zweifelhaft konnte man in dieſer Beziehung bei der Verlängerung des Mittellandkanals über Hannover oſtwärts hinaus ſein; denn er füllt geradezu eine Lücke aus, die — für uns ſchmerzhaft genug während des Krieges empfunden — zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Kanalnetze bisher beſtand. Ferner können beſondere Zweifel auch darüber nicht beſtehen, daß es einer zweiten Weſt-Oſt-Verbindung der beiden Hälften Deutſchlands bedarf, die weiter nördlich als der Mittellandkanal liegen muß. Der Niederrhein muß — ſei es nun wie es wolle — in eine unmittelbarere Verbindung mit den großen Nordhäfen Deutſchlands gebracht werden. Die Umwege, die heute noch gemacht werden, müſſen fortfallen; zugleich bekommt dann der Rhein eine Ausmündung ins Meer, die erſprießlicher für Deutſchland iſt, als die bisherige natürliche bei Rotterdam. Von der lange geplanten „deutſchen Rheinmündung" wird wohl auf immer abzuſehen ſein. —

Mit alledem iſt aber dem Deutſchen Reiche noch immer nicht ſo kräftig geholfen, wie es notwendig iſt; denn dieſe beiden Pläne laſſen ein großes Stück des Reiches unberührt, ebenſo wie dies ja bei den beiden Rheinkanälen der Fall iſt. Ganz Mitteldeutſchland, das Herz des Reiches, Thüringen, Heſſen

*) Die Hälfte des Rheinverkehrs verläßt Deutſchland gar nicht.

haben von dieſen Plänen nichts; mit Weſtfäliſch-Minden hört für dieſe Gebiete die Großſchiffahrt auf; und doch iſt gerade die Weſer der einzige deutſche Strom, der unberührt geblieben iſt von der Hand der Fremden. Ueber ihn gebieten wir noch von der Quelle an bis zur Mündung. Ihn alſo ſollten und müſſen wir ausbauen und verlängern nach rückwärts ſo weit es nur irgend geht — bis an die Donau, die vielgeſuchte, die vielverſprechende! — bis an den Fuß der deutſchen Hochgebirge, um auch das Letzte und Allerletzte aus deutſchem Boden herauszuholen. Der Weg geht über Meiningen, Koburg, Bamberg und Nürnberg. Bamberg-Nürnberg aber iſt ja bereits geſichert durch das Vorhaben des Rhein-Main-Donau-Kanals. Man fördere dieſen, baue aber zunächſt und vor allen Dingen das Teilſtück von Bamberg bis zur Donau und fördere zugleich den Plan des Weſer-Main-Kanals. Wie die Dinge heut liegen, ſteckt in der großen Waſſerſtraße von Bremen aus an die Donau geradezu die Rettung Deutſchlands aus ſeiner Verkehrsnot.

Deutſchbaltiſche Mannes- und Gelehrtenkämpfe

Von Hellmuth Magaevly von Calvy.

Wir finden ſie geſchildert in den „Lebenserinnerungen“ von Leopold v. Schroeder (herausgegeben von Felix v. Schroeder, H. Haeſſel, Leipzig 1921). — Je aufreibender die Gegenwart, um ſo erfriſchender die Erinnerung an die goldene Vergangenheit. Der 2. September 1917: Auf Rigas Türmen ſchwarzweißrote Fahnen! Sedantag — und Riga befreit durchs deutſche Schwert! Und im deutſchen Vaterland nur auf wenigen Häuſern Fahnen? Ja — leider: es fehlte ſehr an Verſtändnis deſſen, was Riga, die Hauptſtadt Livlands, was „Altlivland“ — das geſamte Baltenland — Livland mit Kurland und Eſtland zuſammen — bedeutet. Deutſchlands älteſte Kolonie! Was iſt ſie geweſen — was iſt aus ihr geworden? Das kann man am Mannesleben Leopold von Schroeders lernen. — „Was iſt des Deutſchen Vaterland? Soweit die deutſche Zunge klingt.“ Man kann getroſt jedem Volke ſein Gutes gönnen, aber man muß wiſſen, was eigenes Volkstum und Vaterland bedeuten. — „Wir Balten haben kein Vaterland.“ Dieſe Klage hat manchem kerndeutſchen Livländer ſchier das Herz zerriſſen — und doch haben ſie feſtgehalten am nationalen Glauben und Hoffen: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein — ſoweit die deutſche Zunge klingt“ — ja, daß deutſche Art wieder frei leben darf! Solch einer war L. v. Schroeder. Sein äußerer Lebenslauf iſt bald erzählt. Sohn der kinderreichen Familie des prächtigen Gymnaſialdirektors Julius v. Schroeder in Dorpat, der alten deutſch-livländiſchen Univerſitäts- und Schulſtadt am Embachſtrande; aufgewachſen auf dem geiſtig wie materiell reichen Boden Altlivlands; dichteriſch veranlagt, wiſſenſchaftlich hochſtrebend im Kreiſe Gleichgeſinnter — Harnack, Oettingen, Strümpell, Schrenck, Seidlitz, Bunge, Brauch, Bradke, Stael-Holſtein, Heyking —, dieſe durch Abſtammung und Leiſtung bekannten Namen genügen zur Kennzeichnung des Kreiſes, der ſich damals im ſtudentiſchen Korps „Livonia“, einer „Landsmannſchaft“ im althiſtoriſchen Sinn, zuſammenſchloß. Es war die für das Deutſchtum verheißungsvolle Zeit nach 1870. Bald darauf brach die ruſſiſche Reaktion herein. Der Neid iſt nicht bloß eine deutſche Eigenſchaft. Deutſch-

lands Hochflug machte Rußland eiferſüchtig, neidiſch, mißtrauiſch. Die Ruſſenknute begann das deutſche Kulturblühen an der Oſtſee niederzupeitſchen. L. v. Schroeder hatte ſein vollgemeſſenes Teil dabei zu leiden. Kaum Dozent geworden — für Indologie — mußte er es erfahren, was es koſtet, aufrecht deutſch zu ſein. Er machte nicht „Karriere“, wurde nicht befördert, weil er nicht von dem altverbrieften Rechte weichen wollte, ſeine Vorträge in deutſcher Sprache zu halten. Leider hat ſich damals in Dorpat mancher reichsdeutſche Profeſſor gebeugt! Schroeder hielt ſtand. Man verlangte, er ſolle bloß ſeine Willigkeit erklären, in ruſſiſcher Sprache zu leſen, ſobald er dazu imſtande ſein würde, und zunächſt eine Vorbereitungsfriſt verlangen. Dann, nach deren Ablauf, ſolle er um Friſtverlängerung bitten, und ſo fortfahren, bis er die vorteilhafteſte Penſionierung erreicht hätte. Aber er blieb feſt, geſtützt von ſeiner hochgeſinnten Frau. Und ſo mußte er, verabſchiedet, als mittelloſer Dozent einer dunkeln Zukunft entgegenſehen. Da kam Hilfe durch einen Ruf an die Innsbrucker Univerſität, deren Lehrſtuhl er bald mit dem bedeutenderen in Wien vertauſchen konnte. In Wien hat Schroeder ſeine Lebensarbeit zur Höhe und zum Ziel führen können. Er erlag im Jahre 1920 einem Herzleiden. Wie für alle Deutſchbalten war ihm Deutſchlands Zuſammenbruch die furchtbarſte Enttäuſchung: 1917 — gerettet durchs deutſche Schwert — 1918 ausgeliefert dem Verderben — das Deutſchtum in Livland ein Auswurf und Kehricht für alle Welt! — So klänge dieſes echtdeutſche Mannesleben nur elend und traurig aus? So böten dieſe Gelehrtenerinnerungen nur einen milden, etwa für wiſſenſchaftlich-ſchöngeiſtig intereſſierte Leſer befriedigenden, ſonſt aber tragiſch bitteren Genuß? Mitnichten! Ein kerngeſundes, an wuchtigem Ernſt und quellfriſchem Humor reiches Leben lernen wir hier kennen — ehrlich eingeſtandenes Mißlingen — ſauer errungenes Gelingen — in allem aber geſchloſſene Mannhaftigkeit, charakterhafte Harmonie in allen Stürmen. Wie muß der kleine 10jährige Dichterling, geneckt von den größeren Geſchwiſtern, gefördert vom edlen Vater, ſich mühſam durchfechten — der kleine Schalk, der ſeine Jungensverſe dreiſt und doch ahnungsvoll beſcheiden als „Leſſingſches“ Gedicht dem ſchmunzelnden Lehrer vorträgt. Vom Vater erbt er den heiligen Zorn gegen alles Gemeine, Begeiſterung für alles Edle; von der Mutter die liebenswürdige behaglich leichte Erzählergabe. Ob er als Führer unter den Kommilitonen glänzt, ob er nach hartem Ringen unter den Leuchten der Wiſſenſchaft ſeinen Platz findet, er bleibt immer ſich gleich, der beſcheidene, nicht ohne Selbſtironie und doch mit Selbſtgefühl ſtrebende echtdeutſche Mann, der den Menſchen und der Welt ins Herz ſchaut und ſie darum auch verſteht. Wer dieſe „Lebenserinnerungen“ zur Hand nimmt, der hört einen Erzähler von Gottes Gnaden. Alles iſt echt, ungeſchminkt, naturwahr! Und dabei eine Mannigfaltigkeit, wie ſie meiſt von „Stubengelehrten“ nicht erwartet wird. Aber von jeher iſt es ein Kennzeichen der deutſchbaltiſchen Gelehrten geweſen, daß ſie nie bloß „Gelehrte“, ſondern immer Männer des Lebens ſein wollten, ſein mußten! Ob Schroeder von Heimat und Elternhaus erzählt, ob von ernſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen oder humorvoll von abenteuerreichen Reiſen, ob von deutſchvölkiſchen Kämpfen, in Dorpat gegen die Ruſſifizierung, in Wien gegen undeutſche Geſinnungsloſigkeit, ob er uns ein herb-ſchlichtes Mädchen aus niederöſterreichiſchem Volk oder andere Kerngeſtalten ſo zeichnet, daß wir ſie vor uns ſehen, ob er uns in tiefverborgene Herzenskämpfe um Glauben und Erkennen („das Rufen Gottes“) hineinblicken läßt, — überall tut er uns wohl. Man muß ihn als Geiſtesverwandten des bekannten Verfaſſers der „Jugenderinne-

rungen eines alten Mannes“ — W. v. Kuegelgen — erkennen. Aber man findet hier noch etwas, was unſerer Zeit beſonders nottut: ein auch unter dem härteſten Schmachdruck nicht totzukriegendes völkiſches Hoffen, gegründet auf wahrhaft fromme Ehrfurcht vor einer ewigen Gerechtigkeit. Jeder Grenzbotenleſer wird nachfühlen, was die beiden folgenden, loſe aneinandergereihten Proben aus Schroeders „Lebenserinnerungen“ ſagen wollen.

Seite 121: „Eine kleine Epiſode aus Berliner Tagen (um 1890) . . . Ich hatte bei einem Abendeſſen im Hauſe Johannes Schmidts (bekannter Sprachforſcher) einen Platz neben dem damaligen Dekan der philoſophiſchen Fakultät, dem Zoologen Eilhart Schulze erhalten, uns gegenüber ſaß Adolf Wagner (der Nationalökonom, früher in Dorpat). Als ich Schulze auf ſeine Frage nach meiner Herkunft geſagt hatte, daß ich Livländer ſei, bemerkte er: „Sie ſind alſo Ruſſe!“ Ehe ich ihm aber auf dieſe jedem Livländer verhaßte und zudem ganz verkehrte Qualifikation die entſprechende Antwort geben konnte, fuhr ſchon Adolf Wagner auf ihn los: „Was ſagen Sie da? Der Herr ſoll ein Ruſſe ſein? Ich kann Ihnen nur ſagen, er iſt ein viel beſſerer Deutſcher als Sie!“ Und nun ſprach er in flammender Begeiſterung über die Balten, die Livländer und ihre opfervolle, hartnäckige Verteidigung und Bewahrung des angeſtammten deutſchen Weſens. Er ſprach ſo, daß der ganze Tiſch ihm zuhören mußte, und redete noch immer weiter, als wir uns ſchon von der Tafel erhoben hatten. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Adolf Wagner ein Wort, das ſich mir unverlöſchlich eingeprägt hat: „Ich habe in meinem Leben zweimal Augenblicke erlebt, in denen ich deutlich die Empfindung hatte, daß es mir vergönnt war, in die Zukunft hinauszuſchauen. Das erſte Mal war es, als ich in jungen Jahren vor dem Straßburger Münſter ſtand. Da ſagte ich mir: Das wird noch einmal wieder deutſch! Das zweite Mal ſtand ich als junger Profeſſor vor der Domruine in Dorpat. Und auch da ſagte ich mir: Das wird noch einmal wieder deutſch! Das erſte habe ich erlebt, — das zweite hoffe ich noch zu erleben!“

Adolf Wagner *hat* in die Zukunft geſehen — freilich — ſo ſcheint es gegenwärtig — auch nur begrenzt: Straßburg und Dorpat nicht mehr deutſch?? *Was* iſt des Deutſchen Vaterland? Soweit die deutſche Zunge klingt! Auch oben „Alldeutſcher“ zu ſein, muß man die innerſten Bedingungen und Belange unſeres völkiſchen Daſeins ſo mit dem Herzen erfaſſen, wie es Schroeder in einigen Strophen ſeines Feſtſpiels zum 75jährigen Jubelfeſte ſeiner geliebten „Livonia“ (1897) getan hat, dann wird man fühlen und erahnen, wie allein es kommen ſoll und mag, daß deutſche Art nicht totzukriegen iſt:

„. . . Das Haus, an deſſen Tor die neue Welt
umkehren muß, trotz Schmeicheln, Drohn und Bitten;
das Haus, wo man getreu in Ehren hält
die Männer, die für unſer Land gelitten
Das Haus, wo aus des Glaubens Zuverſicht
die Hoffnung täglich wieder wird geboren,
dies Haus erliegt dem wilden Sturme nicht,
dies Haus geht nun und nimmermehr verloren!“

Die Wiedergeburt des deutſchen Hauſes als der Brunnenſtube der deutſchen Zukunft, des Volkes, des Vaterlandes — das iſt der hoffnungshelle Ausblick, mit dem wir von dieſem edlen Mannesleben Abſchied nehmen, wie von einem echten, treuen Freunde.

Weltſpiegel.

17. Mai.

Der Schluß der Konferenz und die allgemeine Lage. In Genua will man vor allem zu Ende kommen, da man eine weſentliche ſachliche Förderung wichtiger Fragen nicht mehr erwartet und die Notwendigkeit fühlt, allem, was ſonſt noch erledigt werden kann, eine neue Form zu geben. Lloyd George glaubte anſcheinend noch bis zuletzt, von Barthou eine gewiſſe äußerliche Nachgiebigkeit erwarten zu können, da dieſer als unmittelbarer Zeuge der unter den verſammelten Delegierten herrſchenden Stimmungen ſich ſehr viel zugänglicher zeigte als ſein über Wolken der Unnahbarkeit thronender Vorgeſetzter in Paris. Poincaré aber durchkreuzte mit ſeiner — allerdings aus Rückſichten der Selberhaltung geübten — Hartnäckigkeit alle Erwartungen auf einen Sieg der Vernunft. So entſchloß ſich der engliſche Premierminiſter um ſo lieber, eine geeignete Form für den Schluß zu finden, als er glaubte, daß in England ſelbſt eine Gefahr für ſeine Stellung nicht mehr beſtehe. Nach ſeiner Auffaſſung hatte er für die Ideen, auf die es ihm ankam, — Herſtellung einer wirtſchaftlichen Verſtändigung zwiſchen den Nationen, Ablehnung der imperialiſtiſchen Pläne Frankreichs, allgemeiner Burgfrieden als Einleitung einer allgemeinen Abrüſtung, — eine genügende Mehrheit hinter ſich, die nunmehr nur abbröckeln konnte, wenn er die Dinge zu einem förmlichen Bruch mit Frankreich trieb. Denn der Durchſchnittsengländer, der man on the street, in ſeiner wachſenden Verſtimmung gegen Frankreich als den Vater aller Hinderniſſe wünſchte wohl die Beſeitigung der Hemmungen, die den engliſchen Intereſſen durch den offenbaren wirtſchaftlichen Ruin ganz Europas bereitet wurden, aber keine Handlungen, die als „prodeutſch“ gedeutet werden konnten. Als Poincaré durch ſchroffe Gegenweiſungen dem ſcheinbar weich werdenden Barthou aufs neue die Hände gebunden hatte, zögerte Lloyd George nicht, wieder eine ſeiner bekannten Schwenkungen nach der franzöſiſchen Seite hin zu machen und die franzöſiſchen Hauptforderungen anzunehmen. Poincaré war alſo, wie es ſchien, der Sieger.

So ſah es aus! Aber während die franzöſiſche Eitelkeit ſich des Erfolges ihrer Feſtigkeit und des Verharrens auf ihrem Rechtsſtandpunkt rühmte, konnten ſchärfere Beurteiler ſchwerlich unbeachtet laſſen, daß England auf keinen weſentlichen Punkt ſeiner Pläne verzichtet hatte; die neue Umarmung der Ententebrüder verhüllte nur ſchlecht die Tatſache, daß eine größere Zahl führender engliſcher Blätter nach wie vor ganz offen von dem tatſächlichen Ende der Entente redete, falls Frankreich auf dem von Poincaré gewieſenen Wege bliebe. Frankreich und England vereinigten ſich indeſſen in dem Vorſchlag, im Haag nach einer Pauſe von wenigen Wochen, in denen Sachverſtändigenkommiſſionen beraten, über die ruſſiſche Frage weiter zu verhandeln. Dabei hat Lloyd George es verſtanden, als Bedingung und Drum und Dran ſeiner eigenen Zugeſtändniſſe die Idee des „proviſoriſchen Burgfriedens“ einzuſchmuggeln, die ihm die Feſthaltung und Fortführung ſeiner Pläne zur Beruhigung Europas geſtattet. Frankreich ſieht ſich in Wahrheit auch ſonſt noch vor denſelben Hinderniſſen ſeiner Politik, die ſeine ſtarke Gegnerſchaft gegen die Genua-

konferenz verurſacht haben. Auch England hatte alſo ein Recht, ſich Frankreich gegenüber als Sieger zu fühlen, und Lloyd George wußte das natürlich ſehr wohl. Es erſchien ihm der pſychologiſche Moment, den erſten Teil der von einem zwingenden und fruchtbaren Gedanken herbeigeführten Aera der Konferenzen abzuſchließen, indem die Konferenz Genua verläßt und nach kurzer Unterbrechung auf einer ſcheinbar neuen Grundlage weiterbaut.

Freilich geht eine unter den Politikern ſehr ſtark vertretene Richtung dahin, die ſtille Wirkung dieſes treibenden Gedankens, der immer entſchiedener auf eine Wiederholung und Fortſetzung internationaler Wirtſchaftskonferenzen führen muß, ziemlich gering einzuſchätzen. Man weiſt darauf hin, daß England vor der militäriſchen Ueberlegenheit Frankreichs im entſcheidenden Augenblick immer wieder zurückweichen werde, wie Lloyd George es ja auch jetzt wieder getan habe. Das iſt auch keineswegs unrichtig. Aber auch der militäriſch mächtigſte und leiſtungsfähigſte Staat darf ſich nicht ohne ſchwere Gefahr iſolieren laſſen, es ſei denn, daß er wirtſchaftlich entſprechend ſtark daſteht und die moraliſche Unterſtützung durch das gleichgeſtimmte Rechtsgefühl anderer genießt. In dieſer Beziehung iſt jedoch Frankreichs Stellung bei aller ſeiner Ueberlegenheit an Truppenzahl und Kriegsmaterial in bezug auf wirtſchaftliche Kraft und Bundesgenoſſen nicht mehr ſo ſtark wie früher. Auch Staaten, die früher die allgemeine Lage gern unter dem Geſichtspunkt beurteilten, daß ſie zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu wählen hätten, und ſich dann für erſteres erklärten, haben jetzt erkannt, daß die Frage ganz anders zu ſtellen iſt. Sie haben ſich in Wahrheit zu entſcheiden, ob ſie ſich in der politiſchen Gefolgſchaft Frankreichs wirtſchaftlich zugrunde richten laſſen oder ob ſie ohne Rückſicht auf politiſche Leidenſchaften durch Benutzung der natürlichen und gegebenen Verbindungen mit ihren Nachbarländern ihre Exiſtenz retten ſollen.

Deshalb iſt ſogar in der ſogenannten „Kleinen Entente“ die Stimmung ſchwankend und geteilt geworden, vielleicht mit Ausnahme von Polen, das infolge der beſonderen Charaktereigentümlichkeit des polniſchen Volkes noch ſo ſehr fanatiſiert iſt und unter dem Bann der franzöſiſchen Suggeſtion gehalten wird, daß die vernünftigen Leute im Lande, deren Zahl größer iſt, als man ahnt, nicht wagen dürfen, ſich zu rühren oder gar ihre Stimme hören zu laſſen. Die zwiſchen Deutſchland und Rußland liegenden neuentſtandenen Staaten, die ſich in der „Kleinen Entente“ zu einer politiſchen Intereſſengemeinſchaft verbunden haben, — es gehören ja dazu die ehemals ruſſiſchen „Randſtaaten“, ſowie ein Teil der „Nachfolgeſtaaten“ der ehemaligen habsburgiſchen Monarchie — hatten ſich aus weſentlich politiſchen Gründen der Führung Frankreichs anvertraut, weil dieſe ihnen die Möglichkeit gab, in einem Gegenſatz gegen das gefürchtete und gehaßte Deutſchland zu verharren, wozu das Vorurteil und die kindiſche Leidenſchaft dieſer politiſch unreifen Nationen drängt. Ihr Verhängnis iſt, daß die ſoliden Grundlagen jeder geſunden Politik, nämlich die durch die Natur und geographiſche Lage des Landes gegebenen wirtſchaftlichen Richtlinien, ſie von rechtswegen in das entgegengeſetzte politiſche Lager, nämlich an die Seite Deutſchlands führen müßten. Sie ſperren ſich gegen ihr eigenes Heil und verfolgen aus Gefühlsrückſichten eine Politik, die ſie wirtſchaftlich ruinieren muß. Denn Frankreich benutzt zwar dieſe Staaten als Werkzeuge ſeiner Rache- und Gewaltpolitik und ſtellt ihnen in Geſtalt von militä-

riſchen Unterſtützungen (Inſtruktionsoffizieren, Kriegsmitteln) Hilfen zur Verfügung, die ihm ſelbſt Vorteil bringen und ſein Preſtige erhöhen, denkt aber gar nicht daran, ſie wirtſchaftlich zu fördern. Die Einſicht in dieſe wahre Lage ſcheint aber bei den fortgeſchritteneren Staaten dieſer Kategorie allmählich ſo weit Raum zu gewinnen, daß auch die verantwortlichen Staatsleiter nicht mehr ganz darüber hinwegkommen können. So iſt es wenigſtens in der Tſchechoſlowakei, ſo auch in Rumänien, wo ſelbſt hartgeſottene Ententepolitiker wie Beneſch und Bratianu ſich angeſichts der franzöſiſchen Politik in ſchwere Sorgen verwickelt ſehen, wie ſie noch fernerhin ihre Ententehörigkeit mit den dringenden Bedürfniſſen ihrer Länder in Einklang bringen können.

Der Vorſchlag, im Juni im Haag weiter zu tagen, hat nun bisher ein eigenes Schickſal gehabt. Die Bedingungen, die dabei den Ruſſen mitgeteilt wurden, hatten zunächſt die Wirkung, ihren Proteſt hervorzurufen, der ſich freilich nicht unüberwindlich gezeigt hat. Der weitere Vorſchlag, Deutſchland nicht teilnehmen zu laſſen, — ziemlich töricht begründet durch den durchſichtigen Vorwand, Deutſchland habe ſich ja ſeit dem Vertrag von Rapallo ſelbſt an der ruſſiſchen Frage für desintereſſiert erklärt, — iſt auch anders beurteilt worden, als ſeine Urheber berechnet hatten. Endlich das Schlimmſte: — man hoffte alles von der diesmaligen Beteiligung Amerikas, und Amerika hat abgelehnt! Nun haben zwar ſowohl Lloyd George als Poincaré erklärt, die vom Staatsſekretär Hughes gegebenen Erklärungen ſeien noch nicht das letzte Wort, und auch Frankreich beabſichtige nicht, dieſe Ablehnung Amerikas als Grund anzuſehen, um auch ſeinerſeits der Haager Konferenz fern zu bleiben. Und doch iſt nicht zu leugnen, daß ſich in der allgemeinen Lage plötzlich wieder neue Schwierigkeiten und Verwicklungen gehäuft haben, über deren mutmaßlichen Verlauf zu ſprechen, hier nicht unſere Aufgabe iſt.

Es kommt nun noch eine Ueberraſchung hinzu, deren Tragweite noch weniger zu überſchauen iſt. Die Regierung Lloyd Georges hat im Parlament eine Niederlage erlitten! Allerdings in einer innerpolitiſchen Frage von recht untergeordneter Bedeutung, aber doch eine Niederlage in einem verhängnisvollen Augenblick. Und ſie legt gewiſſe Schwächen in der Stellung des Premierminiſters bloß, die natürlich auch in wichtigeren Fragen gegen ihn ausgebeutet werden können. Wie und in welcher Richtung, ob zu unſerem Nutzen oder Schaden, das iſt heute noch nicht zu beantworten. Nur erwähnt ſei diesmal noch, daß unſer Reichsfinanzminiſter Hermes in Paris die Beſprechungen mit der Reparationskommiſſion begonnen hat; auch ihr Ergebnis liegt ſelbſtverſtändlich noch völlig im Dunkel.

W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Pſychologie.

Dr. Ludwig Klages, Vom Weſen des Bewußtſeins. Aus einer lebenswiſſenſchaftlichen Vorleſung. Leipzig, Johann Ambroſius Barth (1921), broſch. 2 M., geb. 6 M.

Der erkenntnistheoretiſche Verſuch wirkt befremdlich dort, wo ſyſtematiſch-logiſche Denkweiſe und fachphiloſophiſche Schulung Vorausſetzung für ein frucht-

bares Eingreifen in die wiſſenſchaftliche Diskuſſion iſt. Er wirkt anregend, freilich nur aphoriſtiſch anregend, wo die empiriſche Lebenserfahrung eines bedeutenden Dilettanten den Ausſchlag gibt.

Johannes Lindworsky, Experimentelle Pſychologie. München 1921, Joſ. Köſel u. Friedrich Puſtet Komm.-Geſ.

Der gelehrte Jeſuit, durch eigene Forſchungen namentlich über den Willen bekannt, reiht die Darſtellung der Pſychologie in vielfach ſelbſtändigem, zum Teil aber auch von ſeinem Ordensbruder Fröbes abhängigem Gang ſtets tunlichſt an den experimentellen Ergebniſſen auf. Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, ſieht auch hier, daß die experimentelle Pſychologie ſich vielfach totgelaufen hat und die verpönte ſpekulative Richtung wieder ſtets wachſende Bedeutung gewinnt

Hans Marquardt, Der Mechanismus der Seele. Neumünſter in Holſtein 1921, Theodor Dittmann Verlag. Geh. 24 M., geb. 30 M.

Von anderen Unzulänglichkeiten abgeſehen, ſcheitert der Verfaſſer an den zahlreichen Widerſprüchen und Gedankenſprüngen, die ihm ſeine materialiſtiſche Grundvorausſetzung aufnötigt. Kommt dem Buch auch im übrigen keine ſelbſtändige Bedeutung zu, ſo zeigt es doch mit ſeltener Deutlichkeit die Sackgaſſe, in die ſich jedes materialiſtiſche Denken verfängt.

G. Heymans, Ueber die Anwendbarkeit des Energiebegriffes in der Pſychologie. Leipzig, Ambroſius Barth, 1921, 8 M.

Der Verfaſſer glaubt zwar zu ſeiner Theorie auf reinem Erfahrungswege gekommen zu ſein; trotzdem würde die ganze Frageſtellung ohne ſeine Grundvorausſetzung, den pſychophyſiſchen Monismus oder die Identität von Bewußtſein und Materie nicht entſtanden ſein können. Von hier aus kommt der Groninger Philoſoph zu einer höchſt eigenartigen Seelenphyſik, der nur wenige werden folgen wollen. Die pſychiſche Energie und ihre Erhaltung erinnert in dieſer Theorie an die ſtärkſten pſeudophyſiſchen Kunſtſtücke der alten Aſſoziationspſychologie, und was den zweiten Hauptſatz der Entropie betrifft, ſo fehlt den Heymansſchen Spekulationen ſchon die Grundlage eines mit der modernen Phyſik (Planck nach Boltzenau) übereinſtimmenden Verſtändniſſes dieſes ſchwierigen Satzes; er wird in der längſt überwundenen Verzerrung der energetiſchen Schule aufgefaßt; ſeine Ueberſetzung ins Pſychiſche erſcheint vollends als wunderlich verſponnene Träumerei.

Dr. Willy Müller-Reiſ, Zur Pſychologie der myſtiſchen Perſönlichkeit. Mit beſonderer Berückſichtigung Gertruds der Großen von Helſta. Berlin 1921, Ferd. Dümmler. Geh. 12,50 M.

Dieſes knapp geſchriebene Büchlein füllt eine Lücke aus, indem es im Anſchluß an die Jamesſche Religionspſychologie den Vorgang der Bekehrung und und den Zuſtand des Bekehrtſeins pſychologiſch analyſiert. Als Hauptbeiſpiel für eine des myſtiſchen Glücksgefühls teilhaftige Perſönlichkeit, die wichtige Selbſtzeugniſſe hinterlaſſen hat, dient ihm eine deutſche Zeitgenoſſin Dantes. Wenn die Verbindung dieſes Beiſpiels mit dem Hauptgegenſtand der Schrift nicht ganz befriedigend iſt, kann die religionspſychologiſche Beobachtungsweiſe Müller-Reifs ohne Einſchränkung gelobt werden.

Dr. med. A. Müller, Bismarck, Nietzſche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöſer Zuſtände auf ihr Leben und Schaffen. Vier Krankheitsgeſchichten. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn). Kart. 19 M.

In der Zuſammenſtellung ſo verſchiedener Krankheitsbilder von Perſönlichkeiten allgemeinbekannten Profils und bewunderungswürdigen Leiſtungen liegt ein hoher Reiz vom mediziniſchen wie geſchichtlichen Standpunkt. Es befremdet auf den erſten Blick, Bismarck in der Reihe dieſer großen Neuraſtheniker zu finden. Folgende Sätze des Verfaſſers geben die Erklärung und ſind für das Verſtändnis Bismarcks weſentlich: Bismarcks Neuraſthenie erinnert in ihrer Schwere und Art lebhaft an die Neuraſthenie Nietzſches, doch liegt ihr nicht, wie bei dieſem und bei Scheffel, ein aus einer Disharmonie der geiſtigen Anlage ſtammender Konflikt zugrunde. Mit einer ſolchen Disharmonie behaftet, wäre Bismarck überhaupt unmöglich geweſen, weil er die ganze Größe ſeiner dämoniſchen Willenskraft zum Kampfe gegen die ungeheuren Widerſtände und immer neuen Schwierigkeiten nötig hatte, die ſich ſeiner übermenſchlichen Aufgabe entgegentürmten. Und doch wurde ſeine Neuraſthenie nicht eigentlich durch dieſe Ueberanſtrengung, ſondern, wie er ſelbſt hervorhebt, durch ſtändige Seelenkämpfe verurſacht. Dieſe entſtammten indeſſen keiner inneren Unausgeglichenheit, ſondern ſeiner großen Gewiſſenhaftigkeit, die „ſeine Ehre mit der des Staates vollſtändig identifizierte". Bismarcks Neuraſthenie iſt alſo das Schulbild der reinen „Erſchöpfungs-Neuraſthenie" ohne — wenigſtens ſeeliſch — konſtitutionelles Moment. Allerdings beſtand auch für ſie im Körperbau Bismarcks eine Veranlagung in der Form des Muskelrheumatismus, aus dem ſich die Neuraſthenie entwickelte.

Aeußerſt bemerkenswert iſt, daß Bismarcks Perſönlichkeit trotz ſeiner ſchweren Erkrankung in den Höhepunkten ſeiner geſchichtlichen Wirkſamkeit dem Außenſtehenden das Bild höchſter Geſchloſſenheit darbot, und daß noch heute ſeine Reden und Schriften auf den Leſer den Eindruck großartigſter, von aller „Nervoſität" freier, ſchlechthin überlegener Seelenruhe darbieten. Die Urſache dieſer „Harmonie" iſt offenbar die Abweſenheit aller inneren Unausgeglichenheiten in Bismarcks Perſönlichkeit. Somit lehrt uns die Geſchichte ſeiner Krankheit, daß auch „nervöſe" Beſchwerden die „Harmonie" der Perſönlichkeit nicht zu ſtören brauchen, daß alſo das Weſen des „harmoniſchen" Menſchen darin beſteht, daß ſeine Willenskraft nicht durch innere Unausgeglichenheiten hin und her gezerrt wird, daß er vielmehr die ganze Stärke ſeines Willens frei hat zum Kampfe gegen die Außenwelt, zu der hier auch die Hemmniſſe im eigenen Körper gehören.

Ludwig Klages, Handſchrift und Charakter. Gemeinverſtändlicher Abriß der graphologiſchen Technik. Mit 127 Figuren und 21 Tabellen. Dritte und vierte unveränderte Auflage. Leipzig 1921. Johann Ambroſius Barth, Leipzig. Broſch. 30 M., geb. 40 M.

Klages iſt der Kant der Graphologie. Er hat dieſe vielmißbrauchte Deutungskunſt zum Rang einer kritiſchen wie intuitiv, an Tiefe wie an Spannweite führenden pſychophyſiſchen Wiſſenſchaft erhoben. In Fachkreiſen iſt Klages längſt bekannt als der „Meiſter derer, die da wiſſen." Aber erſt in den letzten Jahren dringt er mit ſeinen Schriften in die Breite des Publikums ein. Das vorliegende Meiſterwerk iſt ſowohl für die Wiſſenſchaft von den Ausdrucksbewegungen wie für die noch allgemeiner intereſſierende ſchwere Kunſt der Charakterkunde und Charakterzeichnung von führender Bedeutung. Von ihm geht die Beſeitigung der kurpfuſcheriſchen Handſchriftendeutung aus, welche bisher die Graphologie in Mißachtung brachte. Freilich erfordert die Aneignung der ſtrengen und tiefen Methode Klages, um zu ihren wunderbar reichen Ergebniſſen zu führen, ein ſelbſt reiches und durch jahrelanges intenſives Studium

der charakterologiſchen und Ausdrucksbewegungsgeſetze diſziplinier tes Menſchentum des Ausübenden. Man bemerkt gerade hier, wie alle Theorie nur zu einem gewiſſen Grad die Intuition unterbauen kann. Aber dieſer theoretiſche Unterbau der Graphologie beſteht jetzt und iſt in ſeiner Art ein unvergängliches Werk deutſcher Wiſſenſchaft.

Dr. Ludwig Klages, Prinzipien der Charakterologie. Dritte unveränderte Auflage. Mit drei Tabellen. Leipzig. 1921. Johann Ambroſius Barth. Broſch. 12 M., geb. 15 M.

Indem ſich der große Graphologe hier von dem Boden der Empirie auch zur ſpekulativen Verknüpfung ſeiner charakterologiſchen Grundvorſtellungen wendet, wirkt er weit weniger überzeugend als in ſeinem Hauptwerk. Das Gebiet der Charakterkunde gehört zu den dunkelſten der Pſychologie, und iſt, — wie Klages gewiß richtig ſieht — von der heutigen Pſychologie aus gar nicht als deren „differentieller Teil" aufzuhellen. Aber, wie an Klages zu lernen, hilft auch das deutende Verknüpfen empiriſch gefundener Ahnungen und Einzelwahrnehmungen nicht zu einem befriedigenden Syſtem der Charakterologie. Letzteres dürfen wir vielleicht nur erwarten, wenn die Philoſophie ſich, aus Biologie wie aus den Geiſteswiſſenſchaften verjüngt hervorgehend, der biologiſch-geiſtigen Untergründe der Charakterbildung bemächtigt haben wird. Auch Klages ſtrebt dies an, und trotz des Bruchſtückhaften ſeiner Funde und Willkürlichen ihrer Verknüpfung werden ſie für die weitere Forſchung wertvoll bleiben.

Dr. med. Oskar Hermann, Dr. Klages' Entwurf einer Charakterkunde. Für Erzieher allgemeinverſtändlich beſprochen und auf die Heilpädagogik angewandt. Leipzig 1920. Johann Ambroſius Barth. 15 M.

Vorliegende Schrift iſt ein Beweis dafür, daß Klages' Charakterologie trotz ihres unleugbar bruchſtückhaften Zuſtandes bei der ſonſtigen Unfertigkeit der „differentiellen Pſychologie" eine Lücke ausfüllt. Wie Klages aus der Praxis der Charakterbeſtimmung heraus zu ſeinen philoſophiſchen Anſchauungen gelangt iſt, ſo ziehen dieſe offenſichtlich den pädagogiſchen bzw. pſychiatriſchen Praktiker an.

Charles Richet, Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des ſogenannten Hellſehens. Autoriſierte Deutſche Ausgabe von Dr. Albert Frhr. v. Schrenck-Notzing. Zweite unveränderte Auflage. Mit 91 Abbildungen im Text. Stuttgart 1921, Ferdinand Enke. Geh. 33 M.

Die wiſſenſchaftliche Behandlung der ſogenannten „okkulten" Erſcheinungen hat in Frankreich unbeſtreitbar früher und breiter eingeſetzt als bei uns. Seitdem im Jahr 1890 Schrenck-Notzing zum erſtenmal eine Ueberſetzung des hier angezeigten Hauptwerks der franzöſiſchen Schule veröffentlichte, iſt ein volles Menſchenalter vergangen, und erſt die ſeeliſchen Erſchütterungen des Krieges haben mit einer gewiſſen Zwangsläufigkeit die Häufigkeit und vor allen Dingen die Dringlichkeit der Wünſche belebt, hinter die Vorhänge des bewußten Seelenlebens zu blicken. Dies Gebiet, heute wieder einmal wie in den achtziger Jahren das Tummelfeld von Betrügern und ihren Dummen, iſt außerdem aber auch eine wirkliche Wiſſenſchaftsdiſziplin geworden, und dieſe Wiſſenſchaftsdiſziplin gewinnt als notwendiges Fragment jeder künftigen Weltanſchauung mehr und mehr auch das Intereſſe der Ernſten im Lande.

Erich Schlaikjer. Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen von Erich Schlaikjer. Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin SW. Preis in Halbleinen geb. 15 M.

Ein geistreicher Schriftsteller bekennt sich zu den Annahmen des Spiritismus und glaubt von den Phänomenen des Traumes aus zur Gewißheit einer jenseitigen Welt aufsteigen zu können.

Dr. med. et phil. E. G. Dresel, a. o. Professor an der Universität Heidelberg, Die Ursachen der Trunksucht und ihre Bekämpfung durch die Trinkerfürsorge in Heidelberg. Mit 22 Abbildungen. Berlin, Julius Springers Verlag, Preis 69 M., 125 Seiten.

Das Verbrechen ist eine große Totenkiste, in die alle versinken, die halbstark, belastet, gestrandet, minderwertig, von den einen mit ablehnender Geringschätzung, von anderen mit unerschütterlichem Glauben an die Regenerationskraft menschlichen Sittlichkeitswillens bedauert werden. In vielen mißratenen Menschenkindern findet man Goldkörner tiefen, echten Empfindens, die man in manchem regelrecht verlaufenen Menschenleben vergeblich sucht. Daneben findet sich eine sittliche Finsternis, die alle Sonnenstrahlen verdunkelt und in tiefstem Sumpf begräbt. Solche Bilder enthüllt in vorstehender Monographie der Heidelberger außerordentliche Professor Dresel. Das Buch hätte durch Krankengeschichten und Gerichtsakten leicht um das Doppelte und Dreifache vermehrt werden können. Seine Lektüre versetzt in ernste Stimmung. Mit dem Aufwande eines ungeheuren Fleißes ist die Beobachtung und Kenntnis des Problems zwar sehr eindringlich ins Gewissen des deutschen Volkes geschoben, aber über das, was wir alle wußten, wesentlich nicht hinaus gefördert worden. Nur das eine darf als ein wünschens- und beachtenswertes Resultat gebucht werden, daß sich mit Polizeigewalt, pädagogischer Beeinflussung und medizinischer Behandlung an viele Menschen sittliche Stützen heranbringen lassen, die eine völlige Degeneration aufhalten können. Für die Beurteilung des wirtschaftlichen und sozialen Verfalls unserer heutigen Zeit, die dem Alkoholismus und seinen Folgen in vielen Erscheinungen des Lebens unrettbar verfallen ist, kommt dem Buche eine ernste Bedeutung zu.

Naturwissenschaft.

Dr. Martin Weiser, Das Atom. Titelblatt Erich Gruner, Leipzig, Zeichnungen Horst Beger, Dresden. 1922, Emil Pahl, geh. 5 M.

Tüchtige populäre Darbietung der grundstürzenden physikalischen Neuentdeckungen der letzten Jahrzehnte.

Prof. Dr. Georg Hamel, Grundbegriffe der Mechanik. Mit 38 Figuren im Text. „Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 684. Mechanik I. — Leipzig 1921, B. G. Teubner. Kart. 6,80 M., geb. 8,80 M.

Anfang einer auf drei Bändchen bemessenen Mechanik, die als Vorkenntnisse den Stand eines Gymnasialabiturienten voraussetzt.

Alfred Brehm, Kleine Schriften. Mit 26. Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig 1921, Bibliographisches Institut. 37 M.

Diese literarische Ausgrabung wird von Groß und Klein im deutschen Haus freudig begrüßt werden. Es handelt sich um Skizzen, kleine Tierbilder

und Reiſeſchilderungen, die der Verfaſſer des „Tierlebens“ dereinſt in Zeitſchriften wie der „Gartenlaube“ veröffentlicht hat und deren Friſche durch das lange Vergilbtliegen nicht eingebüßt iſt.

O. Kleinſchmidt, Die Singvögel der Heimat. 86 farbige Tafeln mit ſyſtematiſch-biologiſchem Text nebſt Abbildungen der wichtigſten Eier- und Neſtertypen, letztere meiſt nach Naturaufnahmen in Schwarzdruck. Dritte Auflage. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer, geb 50 M.

Die ſchönen Farbtafeln, die zum Teil ſeltenen Naturaufnahmen, die praktiſchen, zuverläſſigen Beſchreibungen haben das Buch des Daberſtedter Paſtors bei Natur- und Heimatfreunden feſt eingebürgert, und es gibt in unſerem haſtigen Tagen wenig Bücherverfaſſer mehr, die ſoviel ausdauernde und treue Arbeit, wiſſenſchaftliches wie künſtleriſches Können in ein Lebenswerk zuſammendrängen, das denn auch den ſelten gewordenen Ruf einer klaſſiſchen Leiſtung erworben hat.

Dr. Adolf Heilborn, Entwicklungsgeſchichte des Menſchen. Vier Vorleſungen. Mit 61 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen. Zweite Auflage. Leipzig 1920, B. G. Teubner, kart. 10 M., geb. 12 M.

Enthält nicht eine Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit, wie der Titel etwa auch zuließe, ſondern eine Darſtellung der embryonalen Vorgänge von der Zeugung bis zur Geburt mit einem ſtammes- und kulturgeſchichtlich reichhaltigen Schlußkapitel über Mißgeburten.

Ernſt Lehmann, Experimentelle Abſtammungs- und Vererbungslehre. Zweite Auflage. Mit 27 Abbildungen im Text. Leipzig 1921, B. G. Teubner, kart. 10 M., geb. 12 M.

Die Biologie hat durch das Experiment ihren Erkenntnisbereich zu erweitern gelernt und insbeſondere ſeit Mendels Entdeckungen iſt ſpeziell für die Abſtammungslehre das Experiment grundlegend geworden. Es war ein glücklicher Gedanke der Teubnerſchen Sammlung, dem Laien auch dieſen ſpeziellen Teil der Biologie durch einen Fachmann zugänglich zu machen.

Gg. Engelbert Graf, Stammt der Menſch vom Affen ab? Mit 10 Abbildungen. Proletariſche Jugend, Sammlung ſozialiſtiſcher Jugendſchriften. Berlin 1921, Verlagsgenoſſenſchaft „Freiheit“ e. G. m. b. H., 4 M.

Die Wiſſenſchaft ſagt auf die obige Frage: „Nein!“ Infolgedeſſen kann auch Herr Engelbert Graf nicht mehr „Ja“ ſagen. Da er aber ein unabhängiger ſozialiſtiſcher Schriftſteller iſt, ſo will er ſeinen jugendlichen Leſern unter ſcheinbar enger Anlehnung an Klaatſch doch mindeſtens ein halbes „Ja“ ſuggerieren, um ihnen einen möglichſt platten und materialiſtiſchen Begriff des Menſchentums beizubringen. Darum wird hier nicht das geiſtige Agens der Artengeſchichte, ſondern nur ihre körperliche Seite in Rechnung gezogen.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 27. Mai 1922

Nummer 20

Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

I.

Drei Jahre nach dem Abschluß der napoleonischen Zeit ist Ernst Moritz Arndt, der Herold des Rheins, auf diesen für ihn gegründeten Katheder am Rhein berufen worden. Drei Jahre nach der Beendigung des Weltkrieges denken wir anders an Arndt und seine Zeit, als vor neun Jahren während des Jubiläumsbehagens von 1913.

Bis weithin zurück, vielleicht bis zu Arminius und Segest, jedenfalls aber bis in die Tage unserer Urgroßväter haben sich die Prospekte der Geschichte geöffnet, um uns nicht nur als Zuschauer, sondern sozusagen als Mitleidende und Mithandelnde wieder zu empfangen. Die Zeit Bismarcks war also nicht der Schlußakkord, in dem unsere alten Dissonanzen sich auflösten, kein Finale unserer Schmerzen und Fehler. Die Schicksalslinie des Deutschtums ist offen und unvollendet. In der Zeit der Urgroßväter sehen wir, um es mit einem Wort zu sagen, heute nicht mehr vor allem den Zusammenbruch und Wiederaufstieg Preußens, wir blicken nicht sowohl von Jena nach Leipzig, sondern wir erleben den Zusammenbruch des Deutschtums und seine Entwicklung von 1792 bis, ja, man würde sagen, bis 1815, wenn nur nicht der nationale Entwicklungsgang 1815 unfertig und offen geblieben wäre. Die preußische Katastrophe von 1806 aber ist nur ein besonders dröhnender Fall in einer Folge von Niederbrüchen des deutschen Volkes, die uns erst in ihrer Gesamtheit wirklich verständlich werden.

Lassen Sie mich sofort eine Tatsache herausheben, die bei den Jubiläumsfeiern von 1913 kaum nebenbei gestreift worden ist, eine Tatsache, die jenes ganze Zeitalter erhellt und die für uns heute unwillkürlich in den Mittelpunkt gerückt ist.

Ueber ein Dutzend Jahre lang, von etwa 1800 bis 1812, war es so ziemlich allen Deutschen eine ausgemachte Tatsache, daß das linke Rhein-

ufer einem fremden Staat gehören ſolle. Nicht etwa nur die Rheinländer haben ſich damals dem als einem unabwendbaren Schickſal gebeugt. Sondern, was faſt noch ſchwerer wiegt, in Wien oder Berlin, in Leipzig oder Hamburg dachte man über dieſen Punkt nicht anders als in Koblenz oder Köln. Die Deutſchen erſchienen recht einheitlich in der Verneinung ihrer realen Einheitlichkeit. Sogar ein Blücher meint, wenn er 1809 die „ganze deutſche Nation aufrufen und den vaterländiſchen Boden verteidigen will", mit dieſem „Boden" nur das Land rechts vom Rhein. Nach der Schlacht bei Leipzig aber bieten die Verbündeten gemäß Metternichs Rezept Napoleon einen Frieden an, der ihm das geſamte linke Rheinufer belaſſen hätte. Das entſprach allerdings damals nun ſchon nicht mehr der Stimmung des deutſchen Volkes, über deren Wandlung wir noch reden werden, aber die Kabinette hatten ja nach dem Sieg auf dieſe Volksſtimmung keine übermäßige Rückſicht zu nehmen. Hätte Napoleon damals zugegriffen, ſo vermag niemand zu ſagen, ob und wann jemals dieſes Land, auf dem wir hier ſtehen, wieder in deutſche Verwaltung gekommen wäre. An dieſer Frage des linken Rheinufers, die damals wirklich eine Frage war, können Sie ermeſſen, wie tief die Selbſtpreisgabe des deutſchen Volkstums vor hundert Jahren noch ging. Stein und Scharnhorſt, Fichte und Körner, Katzbach und Leipzig, alles dies zuſammen hätte alſo nicht ausgereicht, das Deutſchtum des linken Rheinufers zu bewahren; nein, nur Napoleons Zögern, ein paar Stunden raſch bereuten ſtolzen Trotzes des alten Welt-Eroberers haben das linke Rheinufer dem Deutſchtum zurückgegeben. Der diplomatiſche Virtuoſe, der bis 1848 die Geſchicke Deutſchlands gelenkt hat, Metternich, ſah das Rheinland, ſein eigenes Stamm- und Geburtsland, 1813 leichter in franzöſiſcher als in irgend einer deutſchen Hand.

Schon aus dieſer einen Tatſache, die ich voranſtelle, erhellt, daß der Zuſammenbruch Deutſchlands viel tiefere Urſachen haben muß, als die, welche unmittelbar die Kataſtrophe von Jena nach ſich zogen. Dasjenige, was an Preußen morſch war und zu Jena geführt hat, kann nur der Beſtandteil einer tieferen deutſchen Morſchheit geweſen ſein. Daß das vereinzelte preußiſche Teilſtück Deutſchlands dem Anprall der Weltmacht Napoleons unterlag, iſt überhaupt nicht ſo ſehr verwunderlich. Wenn es unterlag, ſo wich es, ähnlich wie Napoleon 1815 dem vereinten Widerwillen Europas wich oder, wie das Deutſche Reich 1918 den Waffen faſt der geſamten Welt unterlag, nach dem Geſetz der Zahl. Aber ein erſtaunliches Phänomen bleibt es, daß das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit ſich 20 Jahre lang von dem an Menſchenzahl und Hilfsmitteln ungünſtiger geſtellten Frankreich überwinden und beherrſchen ließ, von einem Frankreich, das zudem durch Revolution und Bürgerkrieg erſchüttert und anfänglich ſchwer geſchwächt war. Es iſt den Franzoſen nicht übel zu nehmen, daß ſie nach dem erſten Erſtaunen über ihre glänzenden militäriſchen Siege und ihre noch viel leichteren politiſchen Erfolge nun den gefährlichen Trank der Herrſchaft über Deutſchland in vollen Zügen genoſſen. Es iſt von einer ſo ſchwungkräftigen Nation wie der franzöſiſchen, die ſich ſtatt unter einem genialen Staatsmann wie Mirabeau, unter dem Kondottiere Bonaparte reorganiſiert hatte, nicht zu erwarten geweſen, daß ihr faſzinierender General an einer ſo brüchigen Front Halt macht, wie es die deutſche Weſtfront war. Es iſt Napoleon nachzufühlen,

daß er in ſeiner Deutſchen-Verachtung, die durch jenes Rheingrenzenangebot nach der Schlacht bei Leipzig nur neue Nahrung bekam, einen Augenblick zögerte, es anzunehmen. Aber von dieſem ſeinem Zögern, von der Stunde an, wo das einzige Tal, das rechts- wie linksrheiniſch auf den gleichen Namen getauft worden iſt, das Blüchertal bei Caub, ſich von Oſt nach Weſt ſeinen Namen erwarb, war für Frankreich die letzte geſchichtliche Stunde verpaßt, ſich das Rheinland innerlich anzueignen. Denn aus ſo ganz anderem Holz wie andere Völker iſt der Deutſche doch nicht geſchnitzt; Deutſchland hat in jenem Menſchenalter viel ſpäter als die vaterlandsliebenden Franzoſen oder Engländer ſeine Geburt als Nation durchlebt, mit allen Wehen und nicht erfolglos. In den Jahren von 1792 bis 1815 wurden die Sünden unſerer politiſchen Entwicklung ſeit dem Mittelalter liquidiert. Dieſe Liquidation iſt durch Napoleon erzwungen worden, und ſie mußte erzwungen werden, wenn ſie überhaupt noch kommen ſollte.

Strebt doch immer das Lebendige, wo es ſeiner eigenen Neigung folgen darf, in der falſchen Richtung auf möglichſte Sicherheit und Ruhe, während zu ſchöpferiſcher Leiſtung das Dunkel des Riſikos und der Stachel der Not gehört, der Not, die ſowohl beten lehrt als auch erfinderiſch macht. In der *Flucht* vor dem Opfer hatte der Deutſche um 1800 Sicherheit und Ruhe geſucht, er hatte das Nahverwandte aufgegeben, um für das Allernächſte Schonung zu erkaufen. Das Deutſchtum beſaß ja ſeit alters die Fähigkeit, ſich immer neue Außenglieder abzugliedern: ſo hatte es die Schweiz, Holland, Elſaß, Belgien und Anderes äußerlich wie innerlich verloren. Jetzt gab es das linke Rheinufer preis, dann der Norddeutſche den Süddeutſchen und umgekehrt. Aber die Ruhe kam nicht. Schließlich blieb nur der Ausweg, dem Opfer entgegenzugehen, um *durch* das Opfer, nicht durch die Flucht vor ihm Rettung zu erlangen. Wenn ſich der Geiſt der letzten *materiellen* Stützpunkte beraubt ſieht, auf denen er ausruhen möchte, beſinnt er ſich auf den *allerletzten*, auf die ſchöpferiſche Tat, die aller Berechnung zum Trotz ſich einen neuen Körper baut.

Es iſt meines Erachtens ein Fehler mancher landläufigen Geſchichtsdarſtellung, daß ſie die Schäden des preußiſchen Staates und deren Heilung durch die Stein-Hardenbergſche Reform zu ſtark in den Vordergrund rückt. Dem gefährlichen Schlagwort, 1918 ſei das Reich Bismarcks zuſammengebrochen, gleicht das Schlagwort von dem Zuſammenbruch des friderizianiſchen Staates. Nur ſelten finden wir überhaupt die Frage aufgeworfen, was denn die Stein-Hardenbergſchen Reformen zum tatſächlichen Wiederaufbau von 1813 beigetragen haben? Wir werden dieſe Reformen hier nicht verkleinern, im Gegenteil ihren Wert reiner herausſtellen, wenn wir zunächſt einmal feſtſtellen, was ſie *nicht* geweſen ſind. Die größten Beſtandteile des Steinſchen Reformplanes ſind überhaupt nicht zur Ausführung gelangt. Und die Bruchſtücke, welche ausgeführt wurden, laſſen ſich faſt hinwegdenken, ohne daß darum 1813 weniger groß und erfolgreich würde. Was haben die Anfänge der Bauernbefreiung, was hat die Städteordnung mit dem tatſächlichen Verlauf unſerer politiſchen Verſelbſtändigung zu tun? Die Fäden, die ſie verknüpften, ſind Imponderabilien, und als ſolche für 1813 nicht die wichtigſten. Man blicke deshalb nicht zu ausſchließlich auf die materiellen Organiſationsänderungen im preußiſchen Staat von 1808 bis 1812. Der Fetiſch der Deutſchen heißt Organiſation. Aber nicht Einrichtungen, ſondern Männer machen Geſchichte, und

Geſinnungen machen Männer. Große Staatskriſen haben meiſt auch Organiſationsreformen als Begleiterſcheinung; dieſe ſind günſtigenfalls Symptome der Heilung, aber den Erreger der Krankheit zeigen ſie oft ſo wenig an, wie das Serum, das aus einer Wunde fließt.

Weil der Staatstypus, der den Stempel Friedrichs des Großen trug, bei dem ihm ſo weſensfremden Geiſt, der um 1800 in Preußen und ganz Deutſchland herrſchte, dem napoleoniſchen Anprall nicht gewachſen war, ſo ſoll dieſer Staatstypus Schuld an dem Unglück ſein. Gibt es nun etwas Wohlfeileres, aber auch Ungeſchichtlicheres, als deratiges Wahrſagen aus dem Erfolg? Wir kennen in den vielen Fehlurteilen über unſere eigene Vorkriegspolitik dieſes Dogmatiſieren des Erfolges heute zum Ueberdruß. Es iſt verwandt jenem vorhin charakteriſierten Ueberſchätzen der Organiſationen und Einrichtungen, und beide Neigungen vereint verbauen die Einſicht in die echten geſchichtlichen Zuſammenhänge, welche die Königin Luiſe meinte, als ſie 1808 ſchrieb:

„Ich weiß, die Zeiten machen ſich nicht ſelbſt, ſondern die Menſchen machen die Zeit.“

Auch die hellſeheriſchſten Organiſationsänderungen nach 1786 hätten bei dem Geiſt, der um die Jahrhundertwende in Deutſchland herrſchte, die Prüfung von Preußen und Deutſchland nicht abgewendet, wohl aber vermutlich ein Mann, wie Friedrich der Große oder der Große Kurfürſt, an dem Tag von Valmy 1792.

Nun möchte ich nicht mißverſtanden werden. Die Stein-Hardenbergſchen Reformen ſind nach ihrem materiellen Inhalt ein notwendiges Stück Verfaſſungsgeſchichte, nach ihrem Grundprinzip eine fernhinwirkende Tat, nach ihrem Geiſt ein unwegdenkbares Stück der deutſchen Wiedergeburt.

Verweilen wir einen Augenblick bei ihrem materiellen Inhalt. Es ſind liberale Reformen, welche die freie Bewegung, die Selbſttätigkeit der Staatsbürgers anregen. In dieſem materiellen Inhalt ſind die Stein-Hardenbergſchen Reformen nichts Iſoliertes, nichts Einzigartiges; ihre Tendenzen lagen in der Luft. Die alte Streitfrage, ob ihre Vorbilder mehr im revolutionären Frankreich oder in engliſchen und alt-deutſchen Einrichtungen zu ſuchen ſeien, kann ich hier ganz beiſeitelaſſen. In jedem Fall gehören ſie in die liberaliſierende Reformbewegung, die damals faſt ganz Europa durchzog und deren einzelne Inhalte und Ergebniſſe natürlich von Land zu Land verſchieden ſind, je nachdem es ſich um das Frankreich der Konſtituante, um das England Pitts, das Rußland Alexanders des Erſten, das Bayern Montgelas' oder das Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten handelte. In Preußen wie in den meiſten anderen Ländern wurden die Reformen von oben herab, in organiſcher Fortführung der Reformtätigkeit des aufgeklärten Abſolutismus eingeleitet. Kein Schrei des preußiſchen Volks forderte ſie, keine unerträglichen Mißſtände zwangen ſie herbei. Aber allerdings ging der Steinſche Grundgedanke auf eine Ueberwindung des aufgeklärten Abſolutismus, und gerade dieſer Grundgedanke, der in der Volksvertretung gipfelte, iſt unausgeführt geblieben.

Liberaliſierende Reformen im 18. und 19. Jahrhundert haben ein doppeltes Geſicht: 1. gegen die Reſte des privilegienſtarren Feudalſyſtems, 2. gegen den Abſolutismus, d. h. gegen die Tendenz zur ausſchließlichen Konzentration der politiſchen Handlungsfähigkeit im

Staatsoberhaupt. In der *ersten Hinsicht*, in der „Befreiung des Volkslebens und des Staats von den Banden der Einzelprivilegien und Monopolien", von unproduktiven, veralteten Schranken, ist der landesfürstliche Absolutismus und seine Bureaukratie selbst Führer; sie gewinnen ja dabei ungeheuer an Macht auf Kosten der privilegierten Stände. Und gerade *darum* sind liberale Reformer wie Mirabeau oder *Stein* in der *zweiten* Hinsicht Gegner des Absolutismus und seiner Bureaukratie. Die Auflösung des Feudalsystems, wie sie die aufklärerischen und absolutistischen Reformer wollen, bedeutet ihnen keinen reinen Fortschritt, wenn nicht zugleich (*als Folgerung*) die Regierungsform umgestaltet wird.

Die Reformen in Preußen 1808—13 sind nun fast durchweg in dem ersten allgemeinen europäischen Teil, der Auflösung des Feudalsystems, stecken geblieben. Man kann auch nicht sagen, daß das Volk von 1813 — von wenigen führenden Köpfen abgesehen — stark bewegt worden sei durch die Hoffnung auf eine liberale Verfassungsreform. 1848 hatte sich diese Anschauung hinsichtlich 1813 gebildet; aber der junge Bismarck hat diese Anschauung bei dem ersten öffentlichen Hervorblitzen seiner parlamentarischen Ironie treffend als Legende gegeißelt.

Die *radikalen* Reformen Steins also, welche das friderizianische Regierungssystem durch eine reichsständische Verfassung abgeändert hätten, blieben Entwurf.

Aber auch die weniger radikalen Teile des Stein-Hardenbergschen Reformwerks kamen nur bruchstückhaft zur Ausführung, und fanden grimmigen Widerstand nicht zuletzt bei solchen Preußen, die, wie York oder Marwitz, selbst in der ersten Reihe der Männer von 1813 stehen. Diese Altpreußen meinten, daß ein schwerkranker, verstümmelter Körper, wie der preußische Reststaat nach 1807 kein geeignetes Objekt sei, um daran Versuche mit der Umschichtung der sozialen Gliederungen zu machen. Ihnen kam es ebenso wie den Reformern auf die Zurückgewinnung der friderizianischen Energie nach den weichlichen Kabinettsregierungen der Friedrich Wilhelme an. Sie glaubten diese Kraft aber mehr nur durch Betonung der Autorität und Straffheit der Lenkung zu gewinnen, als durch Versuche mit der Belebung eines selbsttätigen Volkswillens. Trotzdem ist das geschichtliche Recht in einem hohen Sinn auf der Seite der Reformer. Zwar: der Wiederaufbau ist rascher gekommen, als die Zeitgenossen nach 1809 hoffen durften. Es kam schon sehr bald die Gelegenheit, die nicht verpaßt wurde, wie alle früheren Gelegenheiten, sondern ergriffen, weil jetzt die energischen Männer, Altpreußen neben Reformern, am Ruder standen. Die *Männer*, nicht ihre verschiedenartigen Verfassungsideen, gaben den Ausschlag, und weil diese Wendung so rasch kam, haben naturgemäß von den gesamten Reformen die kurzfristigen, die auf unmittelbare Machtbildung eingestellten, also die technischen Teile der Scharnhorst-Gneisenauschen Reform, zu dieser raschen Entwicklung der Dinge stärker mitgewirkt, als die langfristigen Stein-Hirdenbergschen Reformen, welche auf die Entwicklung von *Generationen* zählten.

Wäre die Entscheidung aber nicht so rasch gefallen, hätte die Krisis dreißig Jahre oder länger gedauert, wie die Zeitgenossen fürchteten, dann wäre der Anteil der langfristigen Reformen am Wiederaufbau vermutlich der bedeutendere geworden.

Man ſoll alſo auch hier den Erfolg nicht dogmatiſieren. Es bleibt eine der großartigſten Anſichten unſrer Geſchichte, wie Stein, und die ihm folgten, mit unbekümmerter Freiheit des Geiſtes, unbeirrten Glaubens, das wenige Saatkorn, über das ſie verfügten, auch dazu verwendeten, Samen auszuſtreuen, der beſtenfalls in Generationen aufgehen konnte.

Dieſe Kühnheit aber verſtehen wir erſt, wenn wir nun zu dem zentralen Gedanken der Reformer uns wenden. Der materielle Inhalt und die Prinzipien dieſer Königsberger und Berliner Reformarbeit ſtehen zwar in der allgemeinen liberalen Reformbewegung des Zeitalters drin, ſind aber getragen von einer einzigartigen Abſicht, die uns weit abführt von der bloßen Sanierung der friderizianiſchen Adminiſtration. Folgendes ſcheint mir die wichtigſte Erkenntnis: die Reformer wollten *nicht ſowohl den preußiſchen Staat, als vielmehr das deutſche Grundübel heilen.* (Fortſ. folgt.)

Auslanddienſt.

Von *Reinhard Weer*, New York.

Vor dem Zuſammenbruch waren die diplomatiſchen und konſulariſchen Vertreter Deutſchlands in den fremden Staaten Abgeſandte und Exponenten einer Macht. Ihr ganzes Handeln den fremden Regierungen wie den Einzelindividuen gegenüber konnte und mußte auf dieſer ſtarken und geſicherten Plattform fußen. All ihrem Tun, mochte auch der Augenblick im einzelnen Fall oft genug nicht Härte und Starrheit, ſondern Liebenswürdigkeit und Geſchmeidigkeit oder gar Nachgiebigkeit erfordern, mußte pſychologiſch der Machtgedanke immanent ſein.

Heute iſt der Vertreter Deutſchlands im Auslande nicht mehr Exponent einer politiſchen *Macht*, er iſt Vertreter einer *Idee*. Dieſem veränderten Kardinalgeſichtspunkt hat er ſein ganzes dienſtliches und außerdienſtliches Verhalten auf ſeinem Außenpoſten unterzuordnen.

Ob das gegen früher eine Minderung an Wirkungsmöglichkeit bedeutet? Die Antwort wird, je nach Geſchmack und Temperament, verſchieden ausfallen, auch die parteipolitiſche Einſtellung des Einzelnen wird, obwohl ſie hier eigentlich nichts dreinzureden hätte, das Urteil beeinfluſſen. Der ſchnelle Bejaher der Frage (der ſich in ſtarker Majorität ſehen dürfte) hat nur ſehr bedingt recht. Jedenfalls erfordert die heutige Lage höhere und intenſivere Anſpannung. Und wer nach höheren Palmen greift, findet im Gelingen auch höhere Befriedigung.

Der ganze Aufgabenkreis politiſcher Betätigung hat ſich für uns Deutſche mehr ins Geiſtige verſchoben: es wirkt nicht mehr durch eigenes Schwergewicht ein bloſſes Macht-da-ſein, es müſſen, im Großen wie im Kleinen, erſt Kraftkonſtellationen ausgeklügelt und entdeckt, durch berechnendes Operieren geſchaffen, in beſonderen Fällen womöglich gar erfunden werden. Die Wirkungsmöglichkeiten ſind aus dem Gebiet des Sachlichen ins Perſönliche gerückt worden. Eigenſchaften wie Kombinations-

vermögen und pſychologiſches Feingefühl ſpielen heute eine ganz bedeutende Rolle, ſchöpferiſche Phantaſie und künſtleriſche Intuition ſind keinesfalls zu entbehren.

Nicht einer Zurückführung unſres Strebens auf das Gebiet wird hier das Wort geredet, das uns feindlicher Machtegoismus mit Vorliebe als unſere eigentliche, allein unſerem Weſen angemeſſene Domäne zuzuweiſen pflegt: das Gebiet der abſtrakten Spekulation, der theoretiſchen Forſchung, der ſchönen Künſte. Nicht in der Formel „Goethe und nur Goethe!", durch die wir den Feinden äußerer deutſcher Entfaltung eine Monopolſtellung zugeſtehen würden, liegt das Leitmotiv für das Arbeiten im Sinne der deutſchen Idee in der Welt, ſondern in der Trinität Luther und Goethe und Bismarck iſt unſer Heil begründet. Daß wir Luther und Goethe eine Zeitlang vergeſſen und bei unſerem Zug über die Meere allein den Namen Bismarcks auf unſere Fahnen geſchrieben hatten, darin liegt die letzte und tiefſte Urſache der heutigen deutſchen Not.

Gerade uns, die wir uns ſelbſt den Titel eines Volkes der Dichter und Denker gegeben haben, hätte dieſer Fehler nicht geſchehen dürfen. Ueberlegung hätte uns dazu geführt, tiefer in den Weſenskern Bismarcks einzudringen und die Zeitſchalen abzuſtreifen. Dann wäre uns u. a. rechtzeitig dieſe Erkenntnis zugewachſen: daß Bismarck ſelbſt, mit ſeiner fabelhaft ſicheren, inſtinktiven Erfaſſung aller Imponderabilien, wenn er heute lebte, nicht „Bismarck" wäre. Auch in der Politik und Geſchichte gibt es eine Art Relativitätstheorie! Es iſt anzunehmen, daß der Bismarck von heute — Unterſchiede an Kraft und Kaliber zugegeben — in vielem einem Friedrich Naumann ähnlich ſehen würde.

Unſere Entfaltung war eine Entfaltung auf Widerruf, ſagt Tirpitz ſehr richtig. Unſere Sache wird es ſein, der neuen deutſchen Entfaltung, die unaufhaltſam früher oder ſpäter kommt, Richtungen zu weiſen, wo ſie kein Widerruf erreichen kann. Daß es ſolche Bahnen gibt, wird die Zukunft zeigen.

Dem deutſchen Auslandsbeamten, der ſich in rechter Weiſe als Vertreter einer Idee, als Exponent des deutſchen Gedankens in der Welt anſieht (Rezepte dafür gibts freilich nicht, „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen") und ſein ganzes Denken und Handeln dieſem ſtrengen Glück und den aus ihm erwachſenden ungeheuren Verpflichtungen anzupaſſen ſtrebt, geſellt ſich bei ſeiner Tätigkeit draußen bald etwas wie eine ſtille Bundesgenoſſenſchaft. Der Feinfühlige verſpürt gleichgerichtete Strömungen, denen er ſein Mühen hinzugeſellen darf. Und es iſt nicht allein das für ein ſtolzes Volk wie für ſtolze Einzelperſönlichkeiten gleich bitter ſchmeckende Mitleid mit den Beſiegten, Schwachen, das dieſes Strömen beſtimmt, es ſind andere für uns erfreulichere Winde am Werk, die ihm im Weltgeſchehen die Richtung weiſen.

Sogar eine dem Mitleid faſt antipodiſch entgegengeſetzte Stimmung iſt da feſtſtellbar: die deutſche Leiſtung im Kriege, die jetzt erſt in ihrem Umfange erfaßt wird, hat der Welt Achtung aufgezwungen. Daran vermag die ſchließliche Vergeblichkeit der Leiſtung nichts zu ändern, dieſe gewinnt dadurch im Gegenteil hochdramatiſche Züge, die von ritterlich und romantiſch gerichteten Nationen, deren es auch in der entgötterten materialiſierten Welt noch viele gibt, als beſonders anziehend empfunden werden.

Uebrigens wird ſich ja im Laufe der Entwicklung ergeben, daß die Leiſtung nur auf Friſt vergeblich war. Jeder Denkende aber erkennt, daß die Kriegsleiſtung der Friedensleiſtung entſprach und daß ſolche Leiſtungen nur auf einem im Grunde guten und geſunden Nährboden wachſen konnten.

Allenthalben in der Welt rührt Idealismus die Schwingen. Ihnen darf ſich auch der deutſche Gedanke zum Fluge anvertrauen.

Stärker aber als die ideellen oder gefühlsmäßigen Momente wirkt — zum mindeſten vorerſt noch — die materielle Tatſache, daß wir auf dem Weltmarkt fehlen, daß die Ausſchaltung unſerer von allen Gerechturteilenden als gut und großzügig und anſtändig erkannten Methoden aus der Allgemeinwirtſchaft als Schaden empfunden wird. Es fehlen die Deutſchen — das iſt der Kehrreim aller unvoreingenommenen ökonomiſchen Erörterungen über die Weltwirtſchaftskriſe. Der deutſche Diplomat im Auslande braucht den Friedensvertrag von Verſailles nicht erſt zu unterhöhlen, er iſt ſchon faſt völlig unterhöhlt.

Kein Impuls verläuft ganz wirkungslos. Was auf dem wirtſchaftlichen Kraftfelde heute infolge unnatürlicher, von vornherein zum Zerreißen verurteilter Feſſeln noch nicht zur Auswirkung gelangen kann, das kommt auf anderem Gebiete zum Tragen. Die große antideutſche Welle, die Northcliffe, Rathom und Konſorten zum Ueberſchlagen brachten, iſt verebbt, man ſieht ſie fern über Nordamerika entrollen. Andere Wellen werden aufſpringen, aber ſoviel iſt ſchon ſicher: ſie werden ſich nicht gegen uns wenden.

Ideel und kulturell übt der deutſche Gedanke in der Welt heute eine Werbekraft aus, wie er ſie vielleicht noch nie beſeſſen. Man bedenke, was das heißt, drei Jahre nach dem Kriege, der der Vernichtung dieſes Gedankens galt! Wir erleben Wunder und ſehen ſie nicht!

Man kann ſich von dieſer Magie tragen laſſen, aber dabei ſoll es nicht ſein Bewenden behalten. Wohl: auch eine mancheſterliche Methode würde zum Ziel führen, doch wir wollen uns regen und neuen Aufſtieg verdienen. Dem, der beweglich iſt und die Augen offenhält, bieten ſich ungeahnt viele Helfer in allen Bezirken. Hebel aller Art wachſen dem förmlich in die Hand, der ſie auch im kleinen und kleinſten zu erkennen und zu verwenden weiß. Wenn überall draußen richtig und aufmerkſam gearbeitet wird, dann kann und wird die Idee, die der deutſche Auslandsbeamte draußen vertritt, bald zur werbenden Macht auch auf politiſchem Gebiet werden.

Das ſollte hier einmal kurz ausgeſprochen, ſparſam angedeutet werden. Viel Programmatiſches im einzelnen darüber zu ſagen, geht nicht an, iſt auch nicht gut. Die Entwicklung zur neudeutſchen Macht wird ſich naturgeſetzlich vollziehen, von den Maſſen kaum bemerkt, ehe ſie wieder da iſt, nur führenden Köpfen klar bewußt. Wir können von den Franzoſen, ſo wenig nachahmenswürdig ſie uns auch heute erſcheinen mögen, von den Franzoſen der letzten fünfzig Jahre, ſehr vieles lernen. Halten wir es mit Gambetta: „Immer daran denken, nie davon ſprechen!“ Das Arbeiten für den Aufſtieg aber ſei uns Fanatismus und Religion.

Elſaß-lothringiſche Fragen.

Von einem Elſäſſer.

1. Die „Republikaniſche Volkspartei".

Es geſchieht nicht ohne Gefühle der Trauer und der Scham, wenn man die Entwicklung der katholiſchen Politik im Elſaß der Nachkriegszeit ſich und andern vor Augen zu ſtellen ſucht. Wieviel Kleines, Erbärmliches hier zutage tritt und von welch verhängnisreichen Folgen das an ſich ſo Unbedeutende und Häßliche geweſen iſt, davon läßt ſich nur ſchwer ein Bild gewinnen. Die katholiſchen Prieſter ſind, aus Mangel an Mut und perſönlicher Eitelkeit oder aus Verblendung und Haß, die Totengräber der „elſäſſiſchen Eigenart" geworden, für die gerade ſie ſo unentwegt zu kämpfen vorgaben.

Als im Spätherbſt 1918 die Frage der Volksabſtimmung laut wurde, hat man ſich in katholiſch-politiſchen Kreiſen mit Hohn darüber ausgelaſſen, war aber taktiſch geſchickt genug, im Preſſekampf gegen das Plebiszit dem „Sozialiſten" und aus der Levante ſtammenden „Urelſäſſer" Epeirotes alias Peirotes die Vorhand zu laſſen, der die Neutraliſten als „Nichtelſäſſer" zu verdächtigen wußte. Und doch ſagte ſich damals jedermann, daß im Falle der — eventuellen — neutralen Löſung des — eventuellen — Plebiszits die Katholiken als ſtärkſte und geſchloſſenſte politiſche Partei jedes Heft in der Hand gehabt und ihren notoriſchen Herrſcherwillen in faſt unbeſchränkter Weiſe hätten zur Geltung bringen können. Ein neutrales Elſaß wäre ein klerikales Elſaß geworden. Trotzdem jene prinzipielle Abneigung gegen jede Volksabſtimmung?

Es gibt zwei Gründe dafür, einen uneingeſtandenen und einen eingeſtandenen. Jener iſt von beiden der ausſchlaggebende. Es mußte — vorausſichtlich — den Führern des elſäſſiſchen Klerikalismus mehr perſönliche Ehre einbringen, in Paris als Députés eine Rolle zu ſpielen, als für ſie im kleinen, von allen Seiten gedrückten Pufferſtätchen Elſaß-Lothringen zu gewinnen geweſen wäre. Und wie die Politik des elſaß-lothringiſchen Zentrums nach wie vor die ſeiner Führer iſt, ein Moment, das nie überſehen werden darf, wenn man dieſe Politik genügend verſtehen und würdigen will, — ſo haben die Katholiken es gerade ihren Führern zu danken, daß ſie nun für die Dauer der verfloſſenen und kommenden Jahre nationaliſtiſch-franzöſiſch feſtgelegt ſind. Der zweite Grund wird am beſten einleuchtend, wenn wir ein konkretes Vorkommnis in der Parteigeſchichte der letzten Vergangenheit erläuternd feſtlegen. Der Fall wird, ins Enge gebracht, wertvolle Rück- und Vorſchlüſſe auf die treibenden Kräfte der heutigen Parteibeſtrebungen zulaſſen. Er wird daher etwas genauer beleuchtet werden müſſen.

Im Spätherbſt 1921 hatte bekanntlich, bei Gelegenheit einer öffentlichen Tagung, ein Pfarrer die Dreiſtigkeit, katholiſchen Parteiführern Käuflichkeit im franzöſiſchen Sinne vorzuwerfen. Selbſtverſtändlich mußte er widerrufen, während der Parteivorſitzende, Herr Dr. Pfleger, vom Präſidium zurücktrat, — um bald danach den Vorſitz nach einer höchſt aufſchlußreichen pro domo gehaltenen Programmrede wieder zu übernehmen. Es iſt von Intereſſe, einerſeits die Reſolutionen des klerikalen Delegiertentages anläßlich jenes (Grafenſtadener) Vorkommniſſes, andererſeits die

bei nächster Gelegenheit folgende Rede des Parteivorsitzenden Dr. Pfleger möglichst vollständig zum Abdruck zu bringen.

I. Resolutionen vom 30. Oktober 1921.

1. Betr. den Zwischenfall: Der Delegiertentag nimmt Kenntnis von der Erklärung des Delegierten des Kantons Geispolzheim und stellt fest, daß die in Grafenstaden von einem Diskussionsredner geäußerten Worte nicht so gefallen sind, wie sie in der Presse zum Teil wiedergegeben wurden.

Der Delegiertentag nimmt ferner Kenntnis von der Erklärung des Herrn Pfarrers von Grafenstaden, daß er mit seinen Ausführungen keinen der anwesenden Parlamentarier verletzen wollte, und daß er, da die Worte als beleidigend empfunden wurden, diese mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns zurücknimmt.

2. Betr. die Lage im Elsaß.

„Die Elsässische Republikanische Volkspartei hat von Anfang ihrer Gründung an die Wiederangliederung von Elsaß und Lothringen an Frankreich mit Freuden begrüßt, und in ihrem Programm unzweideutig zum Ausdrck gebracht, daß sie als französisch-nationale Partei alle Bestandteile unserer Bevölkerung . . . in Eintracht zusammenfassen will. . . .

„Durch die Rückkehr zu Frankreich ist unserem Heimatlande die hehre Aufgabe erwachsen, zum Wiederaufbau und zur glücklichen Weiterentwicklung des großen Vaterlandes mit allen ihm eigenen Kräften beizutragen. . . . Die Republikanische Volkspartei fordert . . eine Dezentralisation des gesamten Verwaltungsapparates nach den Grundsätzen eines gesunden Regionalismus, der allein geeignet ist, die verschiedenen Regionen durch Wahrung ihrer Volkseigenart in Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen zum Höchstmaß fruchtbringender Tätigkeit auf allen Gebieten anzuspornen.

Eine politische Autonomie lehnt die Partei ab, auch für Elsaß und Lothringen, das für alle Zukunft ein integrierender Bestandteil des großen, einigen und unteilbaren Vaterlandes sein und bleiben soll. . .

Die Republikanische Volkspartei ist sich bewußt, daß die schwierige Aufgabe einer reibungslosen Einordnung unseres Heimatlandes in das System der französischen Republik nur gelöst werden kann von einer Verwaltungsinstanz, welche die Richtlinien ihrer Tätigkeit der genauen Kenntnis unseres Landes, sowie seiner Wünsche und Interessen selbst entnimmt. Die Partei fordert deshalb mit allem Nachdruck die Aufrechterhaltung des Generalkommissariats und Conseil Consultatif, der beiden Institutionen, die allein unserem Volke im Lande selbst für die Uebergangszeit einen maßgebenden Einfluß sichern. Sie mißbilligt aufs schärfste das Vorgehen der Regierung in Paris und der Finanzkommission in der Kammer, das darauf abzielt, einen durch das Gesetz vom 17. Oktober 1919 über das Uebergangsregime in Elsaß und Lothringen sanktionierten legalen Zustand auf rein budgetärem Wege zu beseitigen (folgen Unterlagen!).

Die Republikanische Volkspartei protestiert aufs schärfste gegen die Haltung einzelner Personen und gewisser Parteien, die, sei es aus Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, sei es aus antiklerikalen Motiven heraus, nicht davor zurückschrecken, die Beseitigung der Instanzen und Institutionen zu verlangen, welche die glückliche Durchführung der Eingliederung des Landes in die französische Republik garantieren. Sie brandmarkt vor allem die von gegnerischen Parteien in diesem Zusammenhang entfachte antiklerikale Hetze und stellt fest, daß keine Verwaltungsreform, der das nationale Interesse in den befreiten

Provinzen über alles geht, es wagen könnte, der Mehrheit des elsässischen und lothringischen Volkes angesichts eines auf der Lauer stehenden Deutschlands einen religiösen Kampf aufzuzwingen, der das große Vaterland in jahrelangen Kämpfen zerrissen und am Vorabend des großen Krieges seine besten Kräfte geschwächt hat. . . ."

Der Schwerpunkt dieser Resolution liegt natürlich in dem zitierten Schlußstück, während in den ersten Teilen mehr die egoistischen Tendenzen der Parteiführer zum Ausdruck gekommen sind.

Für die Wichtigkeit der Pflegerschen Rede wird es sprechen, daß der Delegiertentag, in dem sie gehalten wurde, nicht am gewohnten Orte, sondern in einem Straßburger Hotel stattfand, zu der kein Gast ohne schriftliche Erlaubnis der Parteileitung Zutritt hatte. Gesuche waren an das Generalsekretariat zu richten. Am Saaleingang wurde strengste Kontrolle ausgeübt. . .

Député Dr. Pfleger führte folgendes aus:

„Meine Herren! Sie haben alle das Empfinden, daß seit dem Gründungstag unserer Partei kein wichtigerer Tag im Parteileben zu verzeichnen war, als der heutige. Sie haben die Geschichte meiner Demission gehört. Ich komme heute als Präsident des Nationalvereins Winzenheim, um Ihnen persönlich meinen Standpunkt darzulegen.

Weil ich mir bewußt bin, wie wichtig der heutige Tag ist, habe ich mein Referat schriftlich niedergelegt, um jedes Wort verantworten zu können. Ich gehe nicht näher ein auf die Grafenstadener Resolution, welche den Anlaß zur Krisis gegeben hat. Die Aeußerung in der Versammlung von Grafenstaden, der Zwischenfall auf dem Delegiertentag, das alles sind Symptome von einer Krankheit, die die Partei seit einiger Zeit befallen hat. Eine Krankheit, die die Partei zugrunde richten würde, wenn nicht eine offene Aussprache über alles, was zu dem Unbehagen die Veranlassung gibt, erfolgen wird. Wenn wir heute auseinandergehen, müssen wir uns durch unsere persönlichen Auseinandersetzungen klar sein, ob wir uns am Schluß friedlich die Hand reichen können, und wir weiter miteinander kämpfen wollen zur Erreichung der Ziele unseres Programms, oder ob ein derartiger Widerspruch zwischen uns existiert, daß dies unmöglich sein wird. Wenn wir auseinandergehen, müssen wir soweit sein, daß wir über das Grundprinzip unseres Programms einig sind, daß wir sagen können, wir sind eine einige Partei, „ein einig Volk von Brüdern". Wenn aber dies nicht möglich wird, dann ist es besser, wir trennen uns, und jeder übernimmt die Verantwortung. So kann es nicht weitergehen. Diskussionen sind immer notwendig, aber die Diskussion kann mit Maß geführt werden, und besonders darf eine gewisse Grenze nicht überschritten werden. Die Diskussionen, die in letzter Zeit geführt wurden, haben einen derartig leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß man sich nicht mehr unter Parteimitgliedern glaubte, sondern in irgendeiner Volksversammlung der gefährlichsten Gegner. Viele unserer Freunde sind dadurch zurückgestoßen worden, ihre persönliche Würde war verletzt, und öfters mußte ich hören, wie man sagte: In eine solche Versammlung gehen wir nicht mehr. Alles dies muß gesagt werden, damit eine klare Lage geschaffen wird, damit wir wissen in Zukunft, wo wir daran sind. Wenn es in einer sozialistischen Versammlung bös hergeht, ist es für uns noch lange kein Grund, daß wir dasselbe machen. Wir sind eine Partei für Ordnung und Anstand. . . Als die UPR. gegründet wurde unter dem Jubel aller, die beigewohnt haben, war sie gedacht als eine politische Partei,

auf demokratiſch-republikaniſcher Grundlage. . . Als politiſche Partei ſoll ſie über der Konfeſſion ſtehen. Sie ſoll keine einheitlich konfeſſionelle Partei ſein... Vor allem war ſie als patriotiſch-franzöſiſche Partei gedacht ohne Unterſchied der Herkunft. Sie ſollte mithelfen, den Uebergang vom deutſchen in das franzöſiſche Syſtem zu vollziehen. Dazu gehört die Achtung unſerer Traditionen, Sitten, Gebräuche, unſerer religiöſen Inſtitutionen, mit einem Wort: unſere Eigenart. . . Unſer regionaliſtiſches Programm, das wir aufgeſtellt haben, ſollte nicht allein für uns ſein, ſondern für ganz Frankreich, das demſelben Ziele dienen ſoll, und es iſt uns nie in den Sinn gekommen, damit einer neutraliſtiſchen Idee zu huldigen. Das iſt das Programm, auf Grund deſſen ich die Präſidentſchaft angenommen habe. Aber leider hat die Entwicklung meinen Erwartungen nicht entſprochen. Von wenigen Ausnahmen abgeſehen, ſind die Innerfranzoſen unſerer Partei ferngeblieben, einzig nur deshalb, weil in gewiſſen Kreiſen unſer regionaliſtiſches Programm derartige Formen angenommen hat, daß es in Frankreich mit Mißtrauen und Unwillen aufgenommen wroden iſt. Dazu kommen gewiſſe unglückliche Aeußerungen, die dazu beigetragen haben, daß der Graben, welcher die beiden Bevölkerungen unſeres Landes trennt, immer größer geworden iſt und die Entfremdung zunahm. Wenn wir nicht in den Zuſtand von vor dem Kriege fallen wollen, iſt es nötig, daß gebremſt wird, denn dieſer Zuſtand darf nicht wiederkommen, 1. im Intereſſe unſeres elſäſſiſchen Volkes und 2. im Intereſſe des Weltfriedens. Vor dem Krieg war unſer Volk ohne Vaterland. Im Jahre 1870 wurden wir von Frankreich losgeriſſen, und das Vaterland wurde uns geraubt. Von 1870 ab hatten wir kein Vaterland mehr, ſondern nur noch ein Heimatland. Je länger der preußiſche Druck auf unſerem Lande gelegen, deſto mehr hat ſich der Elſäſſer zurückgezogen. Im Kampf gegen die preußiſche Regierung haben wir den Partikularismus als Kampfmittel gebraucht. Unſere Pflicht iſt es, das Volk wieder aus dieſer Situation herauszubringen. Denn ſo notwendig das Kampfmittel war damals, als wir gegen die Preußen ankämpfen mußten; als wir die Germaniſation verhindern wollten durch den Partikularismus, ſo gefährlich wäre es jetzt, wenn wir uns wieder in dieſelbe Lage hineintreiben ließen... Das Schlimmſte wäre, wenn das Volk wieder in dieſelbe Oppoſitionsſtellung treten würde, nachdem das franzöſiſche Vaterland wiedergefunden iſt; wenn das Volk ſich wieder als Fremdling fühlen würde wie vorher, und deshalb iſt es das größte politiſche Werk, unſer Volk dazu zu erziehen, über die partikulariſtiſche Idee das nationale Empfinden zu ſtellen. Die Tragik unſeres Grenzlandes beſteht darin, daß alle diejenigen, welche nicht recht wiſſen, wo ſie hingehören, hin- und herpendeln. . . Wir müſſen den Deutſchen, die alles mit Argusaugen betrachten, was im Elſaß vorgeht, jede Illuſion nehmen und uns nicht den Anſchein geben, als würden wir nicht auf franzöſiſchem Boden ſtehen. . . Wenn wir ſo auf nationalem Boden ſtehen, können wir unſere Rechte auch verteidigen. Wir halten feſt an unſeren Einrichtungen, wozu in erſter Linie das Konkordat und die konfeſſionelle Schule gehört. Wenn wir den Völkerbund anrufen, werden wir doch nicht ſchneller zum Ziel kommen Wenn wir den Namen unſerer Partei ändern, haben wir mit unſerer Politik mehr Erfolg im Parlament. **In dem Moment, wo man uns den Vorwurf machen kann, daß**

wir die konfessionellen Interessen höher stellen als die patriotischen, sind wir verloren. Die letzten Ereignisse in unserer Partei haben ihre Schatten geworfen im Parlament. Das Elsaß kann sehr viel dazu beitragen, daß die religiösen Probleme in Frankreich friedlich gelöst werden.

Viele Franzosen erwarten Hilfe von uns in dieser Beziehung; wir können ihnen die Hilfe aber nur bringen, wenn man uns nicht Mangel an Patriotismus vorwerfen kann...

In gewissen Kreisen des Landes besteht ein großes Mißtrauen gegen alles, was von Frankreich kommt, und wenn ich von Mißtrauen spreche, ist es ein Ausdruck, der sehr gemäßigt ist. Sogar innerhalb unserer Partei besteht ein großes Mißtrauen gegenüber gewissen Parlamentariern. Der Zustand ist außerordentlich peinlich, weil er zu einer Katastrophe führen muß und uns entfremdet .. Die Regierung hat zweifellos große Fehler gemacht. Das muß jeder Mensch erkennen. Die Fehler müssen kritisiert werden, bis wir Genugtuung erhalten haben... Aber stets und ständig unser Volk nur auf die Schattenseiten aufmerksam zu machen, ist eine gehässige Politik. Der Moment kommt, wo die Presse die aufgereizte Bevölkerung nicht mehr zufriedenstellen kann, dann ist der Fall da, wo ein großer Teil in das revolutionäre Lager hinübertreten wird, weil da im Verhältnis doch noch mehr geschimpft wird als bei uns... Die Kritik hat in energischer Weise zu geschehen, aber in höflicher Form, denn mit dem Schimpfen kommt man bei den Franzosen nicht weit. Das ist der Unterschied zwischen den Deutschen und Franzosen... Man muß sich unwillkürlich fragen, wenn man unsere Presse liest, sind wir denn noch französisch oder schon wieder deutsch? ... Bisher führte die Presse die Partei, von heute ab muß die Partei die Presse führen. Das sind meine Erwägungen, wenn ich das Präsidium wieder übernehmen soll. .."

Herr Dr. Pfleger übernahm wieder das Präsidium, nachdem die „Liebe zu Frankreich" durch eine Resolution erneut festgelegt und eine straffere Kontrolle der Parteipresse garantiert worden war. Die Vertreter der — erheblichen — Minorität (69 gegen 82 Stimmen) versprachen Parteidisziplin zu halten. Dieses Versprechen wurde als „erfreulichster Erfolg der Tagung" besonders erwähnt.

Wer das Gebaren der elsässischen Priester im Spätherbst 1918 beobachten konnte, der wird heute, angesichts der tief einschneidenden Stimmungsunterschiede bei der stärksten und bestgeleiteten elsässischen Partei — so wie wir uns auf Grund eines gedruckten Berichtes von dem Parteivorsitzenden selbst ein Bild davon vermitteln ließen — eine gelinde Befürchtung rücksichtlich der Tragfähigkeit des jetzigen politischen und staatlichen Zustandes im Lande nicht los.

Der Ursachenbegriff und seine neuesten Gegner.

Von Dr. med. Heinr. Böing (Warstade).

„Crux metaphysicorum" nannte Hume den Begriff der Ursache und das ist er geblieben, trotz der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, bis auf den heutigen Tag; ja, die Schwierigkeiten, ihm beizukommen, scheinen neuerdings so gestiegen oder wenigstens vielen Natur-

forſchern ſo lebhaft zum Bewußtſein gekommen zu ſein, daß führende Männer der Wiſſenſchaft ihn kurzer Hand zu beſeitigen verſucht haben: der ausgezeichnete Phyſiker und Mathematiker Mach will ihn durch den Funktionsbegriff und der nicht minder vortreffliche Phyſiologe Verworn durch den Konditionismus erſetzen. Doch bevor ich auf dieſe Verſuche und ihre Begründung näher eingehe, wird es notwendig ſein, den Begriff der Urſache, ſeinen Inhalt und ſeine Entſtehung zu unterſuchen, weil ohne genaue Definitionen Mißverſtändniſſe unvermeidlich ſind.

Wie alſo kommt der Menſch zu dem Begriff Urſache?

Die Schwierigkeit in der Beantwortung dieſer Frage liegt darin, daß Kant für die drei Grundbegriffe, Zeit, Raum und Kauſalität annahm, ſie ſeien uns a priori gegeben, d. h. uns angeboren, während die Skeptiker (Hume u. a.) auch ſie aus der Erfahrung ableiten. Dies näher zu erörtern, iſt hier nicht der Ort; es ſoll nur geſagt werden, daß die naturwiſſenſchaftliche Forſchungsmethode, die reine Beobachtung zu einer ausreichenden Verbindung beider Standpunkte gelangt durch die Lehre, daß die Begriffsbildung abhängig iſt von zwei Faktoren, nämlich einmal von dem, der die Begriffe bildet, alſo vom Menſchen, und ſodann von der Außenwelt, welche ihm das Material zur Begriffsbildung durch Vermittlung unſerer Sinne, durch die Erfahrung liefert; d. h. mit anderen Worten: die Begriffsbildung iſt nichts Einfaches, ſondern ein Produkt aus unſerer leiblich-ſeeliſchen Organiſation und der Außenwelt. Angeboren iſt uns alſo die Fähigkeit, das Vermögen, Begriffe zu bilden; ausgelöſt aber wird dieſe Tätigkeit durch die Eindrücke, welche uns durch unſere Sinne aus der Außenwelt zugeführt werden.

Iſt ſo die Möglichkeit der Bildung des Kauſalitätsbegriffs gegeben, ſo bleibt zu unterſuchen, wie die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird.

Wer mit offenen Sinnen ſeine Umgebung betrachtet, beobachtet bald, daß gewiſſe Vorgänge ſich regelmäßig oder ſehr häufig wiederholen, miteinander zeitlich verbunden ſind, indem, wenn der eine Vorgang eintritt, der andere unmittelbar oder ſpäter auf ihn folgt. Dieſe Beobachtungen waren für den primitiven Menſchen von großer Wichtigkeit; er lernte aus ihnen, nicht nur für den Augenblick leben, ſondern ſein Verhalten auf die Zukunft einſtellen, beiſpielsweiſe ſich im Sommer und Herbſt, welche ihm genügende Ernährungsmöglichkeiten boten, für den Winter vorſehen und ausreichende Nahrungsmittel anhäufen, um ſich in der unfruchtbaren Jahreszeit vor Hunger zu ſchützen. Mit dieſer vorbauenden, auf die Zukunft gerichteten Tätigkeit war ihm jedoch keineswegs der Kauſalbegriff gegeben; denn er ſah lediglich, daß die Vorgänge zeitlich aufeinander folgten, wie die Nacht auf den Tag, der Donner auf den Blitz, nicht aber, daß ſie von einander abhängig, durch einander bedingt waren. Das lernte er erſt, als er durch Beobachtung ſeiner ſelbſt erfuhr, daß ein und derſelbe, ihn ſelbſt betreffende Vorgang ſtets mit denſelben Folgen für ihn verbunden war. Wenn er z. B. beim Eindringen eines ſcharfen Dorns in ſeinen nackten Fuß Schmerz empfand, ſo nahm er nicht allein den zeitlichen Zuſammenhang zwiſchen Eindringen des Dorns und Schmerzempfindung wahr, ſondern erkannte auch, daß der Schmerz *durch* das Eindringen des Dorns in ſeinen Fuß hervorgerufen wurde. Noch deutlicher wurde ihm dieſe neue Beziehung zwiſchen zwei Vorgängen, wenn letztere aus ſeiner eigenen Initiative entſprungen, durch ſeinen Willen zuſtande gekommen

waren. Zerdrückte er z. B. ein Vogelei zwiſchen ſeinen Fingern, ſo ſah er unmittelbar, daß das Zerbrechen des Eis durch den Druck ſeiner Finger erfolgte und da er dieſen Vorgang, ſo oft er wollte, ſtets mit demſelben Ergebnis wiederholen konnte, ſo war ihm damit der Unterſchied zwiſchen dem (zeitlichen) Nacheinander und dem Durcheinander und gleichzeitig der Begriff der Urſache und der Wirkung gegeben. Suchte er nun dieſen Begriff auch auf die Vorgänge in der äußeren Natur anzuwenden, ſo fand er bald, daß es auch in ihr nicht nur zeitlich miteinander verbundene, ſondern auch voneinander abhängige, kauſale Beziehungen gab, daß ſich aber die äußeren Vorgänge in dieſer Beziehung weſentlich voneinander unterſchieden. Auch dieſen Unterſchied lernte er bald zu ſeinem Vorteile benutzen; er lernte 1. einen Vorgang willkürlich herbeiführen, um den ihm folgenden, ihm erwünſchten vorteilhaften Vorgang zu erzielen, und er lernte 2. bei einem Komplex urſächlich miteinander verbundener Vorgänge den Eintritt der Vorgänge durch Ausſchaltung eines derſelben verhindern. Daraus können wir entnehmen, daß der Kauſalitätsbegriff aufs innigſte mit der Entwicklung des Menſchen verbunden iſt; er gehört zu den älteſten und wichtigſten Inventarſtücken ſeiner geiſtigen und wirtſchaftlichen Exiſtenz.

Von dieſem Geſichtspunkte aus, der uns die Kauſalität als ein unlösbar mit unſerer Organiſation verankertes Grundvermögen unſeres Denkens erkennen lehrt, erſcheint es faſt unbegreiflich, daß zwei ſo ſcharfſinnige Gelehrte, wie Mach und Verworn, ſie als überflüſſigen, ja ſchädlichen Ballaſt aus unſerem Geiſtesleben und insbeſondere aus der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung beſeitigen wollen. Er dürfte daher angebracht ſein, die Gründe zu unterſuchen, aus welchem ſie ein pſychologiſch von vornherein ſo ausſichtsloſ erſcheinendes Unternehmen ins Werk ſetzten.

Da jedoch die beiden Autoren von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehen, nämlich Mach hauptſächlich von Zweckmäßigkeitsrückſichten, Verworn, obgleich auf Machs Schultern ſtehend, von begrifflichem Radikalismus, ſo iſt es notwendig, ſie getrennt zu behandeln.

Mach begründet ſeinen Standpunkt folgendermaßen: „In den höher entwickelten Naturwiſſenſchaften werde der Gebrauch des Begriffs Urſache — Wirkung immer mehr eingeſchränkt. Das liege daran, daß ihnen die Schärfe ermangele und daß ſie nur ſehr vorläufig und unvollſtändig einen Sachverhalt bezeichneten. Sobald es dagegen gelinge, die Elemente der Ereigniſſe durch meßbare Größen zu charakteriſieren, was bei Räumlichem und Zeitlichem ſich unmittelbar, bei anderen ſinnlichen Elementen aber doch auf Umwegen ergebe, ſo laſſe ſich die Abhängigkeit der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff viel vollſtändiger und präziſer darſtellen, als durch ſo wenig beſtimmte Begriffe wie Urſache und Wirkung. Die Phyſik mit ihren Gleichungen mache dies Verhältnis deutlicher als es Worte tun könnten.“ Als Beiſpiel führt er die Formel p. v./T = konſt für die Gaſe an, in welcher man die Abhängigkeit der drei Elemente p v und T (Druck, Volumen und Temperatur) voneinander ſofort erkennen und aus zwei bekannten Elementen das dritte berechnen könne.

Prüft man vorſtehende Erörterungen Machs genau, ſo erkennt man bald, daß ſie zur Abweiſung des Begriffs Urſache — Wirkung keineswegs ausreichen, vielmehr ſeine Notwendigkeit beſtätigen. Mach behauptet

nämlich nicht, daß ſich die Abhängigkeiten der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff *ermitteln*, ſondern nur, daß ſich die *ermittelten* Abhängigkeiten am präziſiſten durch ihn darſtellen laſſen. In dieſer genauen Faſſung iſt der Satz Machs auch vollkommen richtig, verweiſt aber zugleich den Funktionsbegriff in die Grenzen ſeiner Zuſtändigkeit, ſo daß er nur zuſammenfaſſenden, das Gedächtnis erleichternden, ökonomiſchen Wert behält, während der Kauſalität ihr Rang als erkennendes und erklärendes Prinzip verbleibt. Zu dieſer Auffaſſung führt uns auch die Geſchichte aller naturwiſſenſchaftlichen Probleme; denn es gibt meines Wiſſens kein einziges in mathematiſchen Formeln ausgedrücktes phyſikaliſches Geſetz, das nicht vor ſeiner Formulierung durch Anwendung des Kauſalitätsbegriffs in mühſamſter Arbeit errungen worden wäre.

Uebrigens ſcheint Mach ſelbſt ſeiner Sache nicht ganz ſicher geweſen zu ſein; ſagt er doch in einer Anmerkung zu dieſem Kapitel: „Ich habe irgendwo geleſen, daß ich einen erbitterten Kampf gegen den Begriff Urſache führe; das iſt nicht der Fall; ich habe dieſen Begriff für *meine* Bedürfniſſe und Zwecke durch den Funktionsbegriff erſetzt. Findet jemand, daß hierin keine Befreiung oder Aufklärung liegt, ſo wird er ruhig bei dem alten Begriff bleiben."

Ganz anders wie Mach ſteht Verworn: Der Opportunismus wird durch den Radikalismus abgelöſt. Verworn hält den Kauſalbegriff nicht nur für entbehrlich, ſondern für unnütz, falſch und verwerflich; er erſetzt ihn durch den Konditionismus. Seine Begründung iſt folgende: Unſere Erkenntnis der Geſetzmäßigkeit alles Seins und Geſchehens iſt die Grundlage aller naturwiſſenſchaftlichen Forſchung. Geſetzmäßigkeit bedeutet aber nichts anderes als die Tatſache, daß jeder Zuſtand oder Vorgang *eindeutig* beſtimmt iſt durch die Summe ſeiner ſämtlichen Bedingungen. Daraus aber ergibt ſich klar und eindeutig die Aufgabe aller wiſſenſchaftlichen Forſchung. Sie kann nur darin beſtehen, die ſämtlichen Bedingungen eines Zuſtandes oder Vorgangs zu ermitteln. Sind dieſe Bedingungen ſämtlich erkannt, ſo iſt der Zuſtand oder Vorgang auch wiſſenſchaftlich *erklärt*. Eine *weitere Erklärung exiſtiert nicht*.

Dieſe Definition iſt ſcharf und klingt ſehr beſtechend; prüft man ſie jedoch näher, ſo ſieht man bald, daß ſie *nicht eindeutig* iſt. Der Schwerpunkt liegt nämlich in der Auslegung des Wortes *erklären*. Verſteht man unter ihm lediglich, wie Verworn will, die Ermittelung aller Bedingungen, unter welchen ein Vorgang zuſtande kommt, ſo haben wir in ihr nichts weiter als die Feſtſtellung aller Umſtände, welche notwendig ſind zum Eintreten des Vorgangs; verſteht man aber unter *Erklärung* nicht bloß das Daß des Geſchehens, ſondern, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entſprechend, das Wie und Warum des Geſchehens, ſo geben uns offenſichtlich Verworns Bedingungen darüber nicht den geringſten Aufſchluß. Zur Erläuterung benutze ich das von Verworn ſelbſt gewählte Beiſpiel von dem Vorgange, welcher abläuft, wenn man Salzſäure mit kohlenſaurem Natron, bei Gegenwart von Waſſer miſcht. Dann entſteht ein neuer feſter Körper, ſalzſaures Natron, und ein flüchtiger, Kohlenſäure, welche frei wird — ein Vergleich, der nach Willkür mit immer gleichem Ergebnis wiederholt werden kann. Nun fragt Verworn: Was iſt die Urſache der Kohlenſäure-Entwicklung? Die Salzſäure oder das kohlenſaure

Natron? und antwortet: In Wirklichkeit ſind beides notwendige Bedingungen. Iſt eine von dieſen Bedingungen nicht erfüllt, dann tritt keine Kohlenſäureentwicklung ein; dieſe Bedingungen ſind alſo gleichwertig. Es iſt daher durchaus unberechtigt, aus dem Komplex von Bedingungen eine Bedingung herauszugreifen und ihr eine dominierende Rolle anzuweiſen. Das gilt für jeden Vorgang in gleicher Weiſe. Was ich feſtſtellen kann, ſind nur Bedingungen, von denen er abhängt. Für eine Urſache bleibt daneben kein Platz. (Man hat deshalb vielfach darauf verzichtet, von einer Urſache in der Einzahl zu ſprechen und den Begriff der Urſache auf ſämtliche bedingenden Faktoren eines Vorgangs angewendet. Aber dann zerfließt der Begriff der Urſache in nichts; denn er wird identiſch mit dem Begriff der Bedingungen. Auch dieſe Beweisführung ſcheint zutreffend, iſt es aber keineswegs. Verworn unterſtellt nämlich, daß auch Sachverſtändige einſeitig die Salzſäure oder das Natron als Urſache des Vorgangs betrachten. Das aber iſt nicht der Fall. Denn alle wirklich Sachverſtändigen belehren uns, daß der Vorgang ausgelöſt werde infolge der verſchieden großen chemiſchen Verwandtſchaft zwiſchen den in Berührung gebrachten Körpern: zwiſchen Salzſäure und Natron beſteht eine größere gegenſeitige Affinität als zwiſchen Kohlenſäure und Natron; deshalb verbinden ſich Salzſäure und Natron und die Kohlenſäure wird frei. Es iſt alſo gar keine Rede von einer überwiegenden Rolle des einen Körpers noch von einer Mehrheit der Urſachen, ſondern von der Zurückführung des Vorgangs auf das Geſetz der chemiſchen Verwandtſchaft zwiſchen verſchieden zuſammengeſetzten Körpern. Zugleich aber erhellt, daß der Kauſalismus da einſetzt, wo der Konditionismus aufhört; letzterer gibt uns bloß die äußeren Umſtände an, erſterer erklärt ſie.

Noch ein zweites, ganz einfaches Beiſpiel: Wenn es regnet, wird die Erde naß. In dieſem Satz kommt Verworns Konditionismus zum einfachſten Ausdruck. Kauſal ausgedrückt würde er lauten: Weil es regnet, wird die Erde naß oder: der Regen iſt die Urſache des Naßwerdens. Beide Sätze ſind unanfechtbar. Aber wie unterſcheiden ſie ſich? Nun, die erſte Faſſung ſtellt lediglich das regelmäßige Zuſammentreffen zweier Beobachtungen feſt, ohne etwas über ihr Abhängigkeitsverhältnis auszuſagen; dieſes wird erſt beſtimmt durch die zweite Faſſung, in welcher wir, im Banne unſerer Organiſation, unſer Kauſalitätsbedürfnis befriedigen. Auch hier ſehen wir: die Feſtſtellung der Bedingungen des Vorgangs iſt notwendig, ſeine Erklärung finden wir aber erſt im Kauſalismus. Schwieriger ſcheint die Auflöſung des Problems bei ſehr zuſammengeſetzten Vorgängen, deren Anfangs- und Endziel durch viele Mittelglieder verbunden iſt. Betrachten wir das bekannte Beiſpiel vom Jäger, der einen Haſen ſchießt. Die Bedingungen ſind: der Jäger und der Haſe, das Gewehr mit ſeinen mannigfachen Einrichtungen, Schloß, Stecher, Pulverladung, Kugel, endlich Zielen des Jägers, Druck auf den Stecher. Faßt man den Vorgang als Ganzes ins Auge, ſo kann offenbar von einer einzigen Urſache desſelben keine Rede ſein, vielmehr hat Verworn vollkommen recht, wenn er in dieſer Beziehung den Urſachen-Begriff bemängelt und behauptet, daß die Erfüllung ſämtlicher Bedingungen des Vorgangs für ſein Zuſtandekommen erforderlich ſind. Zerlegen wir jedoch den Vorgang, um klare Einſicht zu gewinnen, in ſeine einzelnen Abſchnitte, ſo erkennen wir leicht, daß auch hier der Urſachenbegriff durchaus be-

rechtigt ist und nichts von seiner erklärenden Kraft verliert. Der Druck des Fingers auf den Stecher löst die Mechanik des Schlosses aus und wird zur Ursache, daß die Zündnadel in die Zündpille eindringt und diese entzündet; von ihr setzt sich die Entzündung auf die Pulvermasse fort, welche explodiert und die Spannung der Gase erzeugt, die die Kugel durch den Gewehrlauf treibt, die ihrerseits, wenn der Jäger richtig gezielt hat, den Hasen tötet. Wir sehen also, daß wir eine fortlaufende Kette von Ursachen und Wirkungen vor uns haben, derart, daß jede von der vorhergehenden Ursache erzeugte Wirkung ihrerseits wieder zur Ursache der folgenden Wirkung wird und so fort bis zum Abschluß des ganzen, von uns in Betracht gezogenen Vorgangs. Ich sage: des von uns in Betracht gezogenen Vorgangs; denn mit dem Tode des Hasens ist der Vorgang nicht abgeschlossen, ebensowenig, wie er mit dem Fingerdruck des Jägers begonnen hat. In beiden Richtungen, vorwärts und rückwärts können wir ihn weiter verfolgen, in ersterer in bezug auf mechanische Wirkungen (Erzeugung von Wärme usw.), in letzterer in bezug auf die Motive, welche den Jäger zum Schießen des Hasens bewogen haben. Auch hier kommen wir auf einen unendlichen Prozeß (denselben, welcher Rademacher veranlaßte, die Ursachenerforschung auf biologischem Gebiet zu verwerfen). Gleichzeitig aber erkennen wir, daß es immer nur Teilvorgänge sind, welche wir, um überhaupt untersuchen und unsere Erkenntnis erweitern zu können, analysieren und auf ihre Abhängigkeitsverhältnisse voneinander erforschen. Diese Begrenzung nehmen wir vor nach unseren praktischen oder theoretischen Bedürfnissen.

Betrachten wir schließlich obiges Beispiel vom energetischen Gesichtspunkte aus — Erhaltung der Kraft — so ist das Endergebnis, der Tod des Hasen, lediglich die Folge der Uebertragung der Energie des explodierenden Pulvers auf die Kugel und durch diese auf den Körper des Hasen; alle anderen Bedingungen (Ursachen) können nur als Hilfsbedingungen bewertet werden, der Gewehrlauf z. B. als *Leitform der Energie*, der Fingerdruck auf den Stecher als *auslösendes Moment*. Daraus folgt, daß Verworns Annahme, alle Bedingungen seien gleichwertig, unrichtig ist; denn weder der Fingerdruck des Jägers, noch der Richtung gebende Gewehrlauf sind der explodierenden Pulvermasse äquivalent. Nur gleich *notwendig* sind sie, denn wenn eine fehlt, kommt der Vorgang entweder gar nicht, oder nicht in allen seinen Teilvorgängen zustande. Das letztere wird besonders deutlich, wenn man das Zielen des Jägers betrachtet; zielt er falsch, so verläuft der ganze Vorgang wie beim richtigen Zielen; nur das Endglied, der Tod des Hasen, fällt aus. Sollte übrigens ein Jäger oder mancher Leser der Meinung sein, diese ganze spitzfindige Erörterung hätte ich mir durch Berufung auf den gesunden Menschenverstand ersparen können, so bitte ich nicht mir, sondern Verworn die Verantwortung dafür aufzuerlegen.

Auch die Mathematik glaubt Verworn für seinen Konditionismus in Anspruch nehmen zu können; sie kenne den Ursachenbegriff gar nicht mehr; denn nicht *weil*, sondern *wenn* zwei Größen einer dritten gleich sind, sind sie alle untereinander gleich, sage der Mathematiker. Nun ist es gewiß richtig, daß der Mathematiker das Wort Ursache in seinen Formeln und Beweisführungen sehr selten gebraucht, er bedient sich vielmehr in der Regel des Wortes Beweis. Es würde ihm vielleicht

ſogar etwas Unbehagen erregen, wenn jemand von den Urſachen der Kongruenz zweier Dreiecke, anſtatt von ihren Gründen (Beweiſen) reden wollte. Woran liegt das? Daran, daß man in der Gedankenwelt, in den abſtrakten Wiſſenſchaften, altem Sprachgebrauch folgend, nicht von Urſachen, ſondern von Gründen ſpricht, indem man einen Gedanken aus früher für wahr erkannten Gedanken begründend ableitet. Beiden Ausdrücken aber liegt der Kauſalitätsbegriff zugrunde, ſie ſind im Prinzip identiſch. Soviel im allgemeinen; im beſonderen aber muß ich Verworns obige Beweisführung aus dem Satze A = B = C als irrtümlich zurückweiſen. Die Formel bedeutet, daß, wenn A = B und B = C iſt, auch A = C iſt und dieſe Formel iſt zweifellos im Sinne Verworns konditionell. Sie beruht aber offenbar nicht auf Anſchauung, ſondern auf Abſtraktion; ſie widerſpricht ſogar der Anſchauung, denn für die Anſchauung iſt A niemals gleich B und gleich C. Wie iſt der Mathematiker trotzdem zu ihr gekommen? Er hat ſie entwickelt aus der Anſchauung nicht unbeſtimmter, ſondern beſtimmter Größen. Von der beſtimmten anſchaulichen Größe 1 ausgehend bezeichnet er die Summe von 1+1 als zwei, ſo daß 1+1 *immer* gleich zwei iſt; ferner bezeichnet er die Summe von 1+1+1 als drei, ſo daß 1+1+1 *immer* gleich drei iſt. Drei iſt aber demgemäß auch gleich 1+2, da ich für zwei 1+1 einſetzen kann. Wie ſagt nun der Mathematiker? Er ſagt keineswegs: *wenn* 1+1 = 2 und 1+1+1 = 3 iſt, dann iſt auch 1+2 = 3, ſondern er ſagt: weil 1+1 = 2 und 1+1+1 = 3 iſt, deshalb iſt auch 1+2 = 3, d. h. er ſpricht konditionell, ſondern kauſal, weil nach ſeinen eigenen Vorausſetzungen 1+1 immer gleich 2, und 2+1 immer gleich 3 iſt. Somit ſind auch von ihm die kauſalen Beziehungen zwiſchen den drei Größen anerkannt. Bringt er aber nun der Kürze wegen dieſe kauſalen Beziehungen in die allgemeine Formel A = B = C, ſo *darf* er dieſe nicht mehr kauſal, ſondern er *muß* ſie konditionell überſetzen, weil die Formel rein konditionellen Sinn hat, indem ſie bedeutet, daß nur unter der Vorausſetzung A ſei = B und B = C, auch A = C iſt.

Kurz zuſammengefaßt iſt Inhalt und Ergebnis vorſtehender Erörterungen folgendes:

1. Der in unſerer pſychophyſiologiſchen Organiſation begründete Urſachenbegriff (Kauſalismus) iſt für den Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Erkenntnis nicht nur nicht entbehrlich, ſondern notwendig und unerſetzlich.

2. Machs Funktionismus iſt nur auf die durch den Kauſalismus *gewonnenen* Erkenntniſſe anwendbar: er bringt ſie in leicht überſichtliche Formeln.

3. Verworns Konditionismus iſt eine wertvolle Forſchungsmethode und Vorſtufe des Kauſalismus, dem er das Material zu weiteren Fortſchritten unſerer Erkenntnis liefert.

Weltſpiegel.

24. Mai.

Nach der Heimkehr von Genua. Am 19. Mai hat die Schlußſitzung der Konferenz von Genua ſtattgefunden. Sie brachte noch eine Reihe von bemerkenswerten Reden der beteiligten Staatsmänner. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; es genüge, zu ſagen, daß die Geſchicklichkeit, mit der ſich der Redner für die deutſche Delegation, Dr. Rathenau, ſeiner Aufgabe in dieſem Falle entledigte, allgemeinere Anerkennung fand, als der Miniſter ſich bisher jemals erfreut hat; ſie entlockte ſogar Herrn Barthou einige Komplimente. Dieſe ſollten freilich nur die Unterlage bilden für die wiederholte Betonung des zäh feſtgehaltenen franzöſiſchen Standpunktes, diesmal noch verbrämt mit einer Erklärung der franzöſiſchen Friedfertigkeit, die viel vom Klange einer Drohung an ſich hatte und allen mit der Wahrheit Vertrauten wie blutiger Hohn klingen mußte.

Lloyd George erging ſich in einer großen Rede, die darauf angelegt war, ihn am Ziel alles deſſen, was er billigerweiſe wünſchen konnte, erſcheinen zu laſſen. Das war hauptſächlich von Bedeutung für ſeine innere Politik. Denn für ihn kommt nun nach ſeiner Rückkehr ein innerpolitiſcher Feldzug in Frage, wobei die Gegner der jetzigen Koalition ihn hart angreifen werden. Erſcheint alles, was er erreicht zu haben glaubt und in großen Worten geprieſen hat, der übrigen Welt als Mißerfolg, ſo wird er einen ſchweren Stand haben. Aber es laſſen ſich bis zur Stunde noch keine Anhaltspunkte gewinnen, wie der Kampf ausgehen wird, da die beſondere Geſchicklichkeit Lloyd Georges auf dieſem Gebiet weit mehr zur Geltung kommt, als in der Führung der großen Politik.

Nun ſtehen wir in den Tagen der großen Epiloge zu Genua, wie ſie jetzt in allen Kabinetten, Parlamenten und Blättern der Welt an der Tagesordnung ſind. Zugleich tritt mit dem vorläufigen Abſchluß der Konferenz ſelbſt nunmehr die Frage, die dort nicht berührt werden durfte, obwohl ſie ſozuſagen nach Erörterung ſchrie, wieder in den Vordergrund. Jetzt dreht ſich wieder alles um die Frage der Reparationen, und damit im engſten Zuſammenhange ſteht die der „Sanktionen", die in den politiſchen Plänen Frankreichs eine ſo große Rolle ſpielen. Zur Zeit weilt der Reichsfinanzminiſter Dr. Hermes in Paris, um in vorläufigen — man nennt ſie „offiziös" — Beſprechungen eine Verſtändigung über den Standpunkt der Reparationskommiſſion herbeizuführen. Die franzöſiſche Regierung hat eigenſinnig der engliſchen gegenüber jede Verhandlung in dieſen Fragen abgelehnt; ſie will die Reparationskommiſſion ganz allein prüfen und entſcheiden laſſen. So entſpricht es erſtens der franzöſiſchen Auffaſſung des Verſailler Vertrages und ſo auch zweitens der bisher gemachten Erfahrung, daß in der Reparationskommiſſion immer der Wille Frankreichs den Ausſchlag gegeben hat, auch wenn die Mehrheit der andern in ihr vertretenen Mächte abweichender Meinung war. Noch vor dem 31. Mai ſoll die Frage ins Reine gebracht werden, ob die Erklärungen Deutſchlands, den zuletzt ergangenen Forderungen der Alliierten nicht genügen zu können, begründet ſind oder auf üblem Willen beruhen und vielleicht abſichtlich herbeigeführten Hinderniſſen zuzuſchreiben ſind. Weiter aber handelt es ſich auch um die poſitive

Entſcheidung, welche Zahlungserleichterungen Deutſchland gewährt werden ſollen, falls anerkannt werden muß, daß die ihm auferlegten Bedingungen unerfüllbar ſind.

Daß das Thema der Erörterung überhaupt dieſe Geſtalt gewinnen konnte, muß Frankreich recht unangenehm ſein. Denn ſeine ganzen politiſchen Pläne beruhen ja darauf, daß Deutſchland ſtets unter dem Druck unerfüllbarer Bedingungen gehalten wird, wobei Frankreich ſich bisher jederzeit der Reparationskommiſſion als eines gefügigen Werkzeuges bedienen konnte. Nun wird zum erſten Mal ernſthaft ſachlich darüber beraten, ob man wirklich anerkennen ſoll, daß Deutſchland Erleichterungen braucht. Früher machte man das anders. Da dekredierte die Kommiſſion einfach nach den Weiſungen, die ihr vom Quai d'Orſay gegeben wurden, was Deutſchland leiſten könne und infolgedeſſen auch leiſten müſſe. So geht es jetzt nicht mehr, trotz Poincaré, auch nicht trotz dem wütenden Fauchen der noch extremeren Nationaliſten von der Art Tardieus, der eben jetzt in der franzöſiſchen Kammer als Wortführer der Unzufriedenen dem Miniſterpräſidenten wegen ſeiner allzu „gemäßigten" Politik hart zu Leibe gegangen iſt. Woher dieſe Aenderung der Lage?

Nun, das iſt eben doch eine Folge der Konferenz von Genua, wo ſich durch die bloße Tatſache des Verkehrs der Delegierten im Stillen manche Erkenntnis durchgeſetzt hat, die die offizielle Weisheit noch weit von ſich weiſt. So iſt die Einſicht, daß Deutſchland ohne internationale Hilfe die Verpflichtungen von Verſailles nicht erfüllen kann, jetzt Gemeingut aller ernſthaft urteilenden Kenner der weltwirtſchaftlichen Verhältniſſe, und damit muß ſogar Frankreich rechnen. W i e das zum Ausdruck kommt und wie das endet, iſt heute noch nicht zu erſehen. Es hängt das auch wohl nicht von Frankreich allein ab, ſondern weſentlich auch von A m e r i k a.

Die Vereinigten Staaten vertreten auch heute noch den Standpunkt, daß ſie als politiſche Macht dem kranken Wirtſchaftskörper Europas in ſeinen Zuckungen und Nöten nicht beiſpringen wollen, ehe er ſich nicht aus eigener Kraft wieder zu einer gewiſſen Geſundung durchgerungen hat. Anderen Erwägungen ſieht ſich aber die vereinigte Macht des amerikaniſchen Großkapitals gegenüber, die im eigenen Intereſſe das ihrige tun will, um im Welthandel wieder erträgliche Verhältniſſe herbeizuführen. Und Frankreich als Schuldner Amerikas und jetzt finanziell arg notleidendes Land — notleidend vor allem, weil nichts ſo viel Geld koſtet wie die Durchführung einer brutalen, imperialiſtiſchen Gewaltpolitik innerhalb einer bereits ruinierten Welt! — darf nach der moraliſchen und politiſchen Niederlage, die es auf der Konferenz von Waſhington bereits erlitten hat, dieſe Helfer nicht zurückſcheuchen und verſtimmen. Zwar hält Frankreich an ſeinem vermeintlichen Recht auf Sanktionen feſt, falls der Spruch der Reparationskommiſſion gegen Deutſchland fallen ſollte. Aber man weiß in Paris auch ganz genau, daß die Beſetzung des Ruhrgebietes für Frankreichs Weltſtellung einen Fehlſchlag und für Frankreichs wirtſchaftliche Bedürfniſſe einen empfindlichen Verluſt bedeuten würde, eben wegen der Gegnerſchaft Amerikas und auch Englands, während der Verzicht auf dieſen Gewaltſtreich finanzielle Erleichterungen durch das Eingreifen Amerikas in Ausſicht ſtellt. Die großen Worte, die in der franzöſiſchen Preſſe fallen und einen entgegengeſetzten Standpunkt zur Schau tragen, geſtatten allein noch keine Schlüſſe darauf, daß Frankreich auch diesmal

wieder selbst das bescheidenste Maß von Verständigung mit Deutschland zurückweist.

Von England aus ist Frankreich durch verschiedene Stimmen davor gewarnt worden, von dem behaupteten Recht in Fragen des Versailler Friedens zur Wahrung seiner Ansprüche auch allein vorgehen zu können, praktischen Gebrauch zu machen. England erkennt dieses Recht nicht an, und erst in diesen Tagen hat der frühere Führer der englischen Konservativen, Bonar Law, ein überzeugter Vorkämpfer des englisch-französischen Bündnisses, in einer großen Rede, die eine eindringliche Warnung an Frankreich bedeutete, das alleinige Vorgehen eines Alliierten, wie es Frankreich ankündige, für ein Unglück erklärt, wie es ein größeres für Frankreich und England nicht geben könne. Endlich kommen auch die Bitten aus den Reihen der Kleinen Entente, die Frankreich zur Mäßigung mahnen, weil sie im Fall eines völligen wirtschaftlichen Zusammenbruchs Deutschlands selbst einer furchtbaren Katastrophe ausgesetzt sind. Das gilt besonders von der Tschechoslowakei, wo man wegen der Folgen der französischen Schroffheit gegenüber Rußland auch für die eigenen Beziehungen und die eigene Ostgrenze fürchtet. Wir stehen also wieder vor Entscheidungen von großer Tragweite. W. v. Massow.

Bücherschau.

Literaturgeschichte.

Joh. Groß, Biographisch-literarisches Lexikon der deutschen Dichter und Schriftsteller vom 9. bis zum 20. Jahrhundert. Nach besten Quellen zusammengestellt. Leipzig 1922, Otto Hillmann.

Nützliches Nachschlagewerk, das bis zur Gegenwart die bekannten Namen der deutschen Literatur mit den wichtigsten Daten, Pseudonymen und Titelangaben vereinigt. Eigene Werturteile erwartet man von dem praktischen Werkchen selbstverständlich nicht; wo sich solche etwas unsystematisch zuweilen finden, würden sie trotz der aus ihnen sprechenden guten Gesinnung künftig besser ausgemerzt.

Aelteste deutsche Dichtungen. Uebersetzt und herausgegeben von **Karl Wolfskehl** und **Friedrich von der Leyen.** Im Inselverlag. 1922.

Die ungemein schwierige Aufgabe, den ältesten Bestand unseres deutschen Schrifttums so zu übersetzen, daß dem heutigen deutschen Leser ohne spezialistisches Wissen der dichterische Gehalt aufgeht und doch zugleich der altertümliche Duft erhalten bleibt, ist in diesem schönen Werk des Inselverlages resolut gelöst. Mag im einzelnen an dieser Verbindung von dichterischer Nachschöpfung und literargeschichtlicher Restauratorenarbeit eines Stefan-Georg-Schülers auch vieles bemängelt werden können und sind die Uebersetzungsgrundsätze nicht immer vom gleichen Wert, so ist doch durch Parallelsdruck des Originaltextes mit der Uebersetzung jedem auch zu Schwierigem bereiten Leser ein geeigneter Weg zu tieferem Eindringen geboten.

Joſeph Körner, Das Nibelungenlied. (Aus Natur und Geiſteswelt, 591. Band.) Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921.

Der Prager Germaniſt führt unter ſicherer Verarbeitung der faſt unüberſehbaren Spezialliteratur durch Kunſtform und Stoffgeſchichte des Nibelungenliedes zu ſeiner äſthetiſchen Bewertung und iſt neben dem (mehr auf die Sage als das Gedicht eingeſtellten) Holzſchen Sagenkreis der Nibelungen als Kommentar zu empfehlen.

Alfred Götze, „Vom deutſchen Volkslied". Verlag von Julius Boltze. Freiberg i. Br. 1921. Preis 15 M.

Willkommene Gaben ſind die fünf Abhandlungen, die vom Weſen des Volksliedes, ſeinem Stil, ſeinem Schickſal in der Gegenwart uſw. ſprechen und zuletzt „Goethe und das Hohelied" behandeln.

H. Hefele, Dante. Erſte bis dritte Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz) 1921. Broſch. 25 M., geb. 32 M.

Die nach Hohem ſtrebende Jubiläumsſchrift verrät in ihrer gequälten Gedankenproduktion keine weſentliche innere Entſtehungsnotwendigkeit und führt leider weder die ernſthafte Wiſſenſchaft noch das klare, auf das Wahre und Weſentliche gerichtete Verſtändnis Dantes weiter.

Prof. Dr. **Franz Kampers,** Dante und die Wiedergeburt. Eine Einführung in den Grundgedanken der „Divina Commedia" und in deſſen Quellen. Mainz 1921. Kirchheim u. Co. G. m. b. H. Broſch. 6 M.

Eine der wenigen wirklich wertvollen Gaben des Dantejahres, von einem ſelbſtändigen Danteforſcher, der insbeſondere den mythologiſchen und gnoſtiſchen Beziehungen der Commedia nachſpürt.

Benedetto Croce, Dantes Dichtung. Mit Genehmigung des Verfaſſers ins Deutſche übertragen von Julius Schloſſer. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien

Der bedeutendſte lebende Kritiker Italiens hat immer große Form, ſo auch, wenn er in dieſem Jubiläumswerk verſucht, den Commedialeſer von gelehrten Gewiſſensriſſen zu befreien und zum unbefangenen Genuß der dichteriſchen Schönheit hinzulenken. Es fällt ihm aber, wie allen Heutigen, ſchwer, den klaren architektoniſchen Forſchungen Dantes zu genügen.

Felix Niedner, Die Geſchichte vom Golden Snorri. Thule Altnordiſche Dichtung und Proſa. 7. Band. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1920. Preis 10 M., geb. 20 M.

Die Sage vom Golden Snorri iſt von allen größeren Isländergeſchichten die am meiſten hiſtoriſche; die Kulturzuſtände der vorchriſtlichen Zeit ſind nirgends getreuer geſchildert.

Shakeſpeare in deutſcher Sprache. Neue Ausgabe in ſechs Bänden. Herausgegeben, zum Teil neu überſetzt von **Friedrich Gundolf.** Band 4 u. 5. Berlin 1921/2, G. Bondi.

Die beiden neuerſchienenen Bände umfaſſen nicht nur die relativ größte Fülle Shakeſpeariſcher Hauptwerke, ſondern dementſprechend auch die ſtärkſte eigene Leiſtung Gundolfs, der „Maß für Maß", „Troilus und Creſſida", „Macbeth", „König Lear" (dieſen in Anlehnung an Tieck), „Sommernachtstraum" (dieſen auf Grund von Schlegel), „Wintermärchen" (auf Grund von Tieck) ſelbſt neu überſetzt hat. Eingehende Würdigung behalten wir uns nach Abſchluß des großen Unternehmens vor.

Rudolf Fiſcher, Quellen zu Romeo und Julia. Shakeſpeares Quellen in der Originalſprache und deutſch herausgegeben im Auftrage der Deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft. 2. Bändchen. Bonn 1922, A. Marcus u. E. Webers Verlag Dr. jur. Albert Ahn. 30 M.

Das große Unternehmen der Shakeſpeare-Geſellſchaft hatte uns kurz vor dem Krieg noch die Quellen zum „Lear" engliſch und deutſch beſchert. Jetzt folgt als erſte Gabe des Friedens der „Romeo". Ein neues Verſtändnis Shakeſpeares wird durch dieſe Bände erſchloſſen: Genie und Stoff treten auseinander, um ſich für den nacherlebenden Leſer dann um ſo fruchtbarer neu zu verbinden . Schwere Sorgen lagen auf der Fortführung des Quellen-Unternehmens der Shakeſpeare-Geſellſchaft. Die deutſche Oeffentlichkeit ſollte die Fortführung fordern und fördern.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Ausgewählte Schriften und Gedichte. Mit kurzer Anleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus. Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 26. Band. M.-Gladbach 1921, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 12 M.

Der gemütvoll begeiſterte, fromm ehrfürchtige Freund des jungen Goethe verdient zumal in heutiger Zeit wohl, als ein „Führer des Volkes" zu wahrem Lebensinhalt zu gelten. Hoffentlich findet die Proſa und Poeſie verbindende Auswahl, den Weg auch zu nichtkatholiſchen Leſern.

Robert Petſch, Deutſche Dramaturgie I. Von Leſſing bis Hebbel. Zweite neubearbeitete Auflage. Hamburg. 1921. Paul Hartung Verlag. Geb. 26 M.

Urteile und Bekenntniſſe aller großen und ſchaffenden und kritiſchen Geiſteer über das Drama. Zuerſt 1912 erſchienen und jetzt wegen ſeiner vielſeitigen Nützlichkeit neu aufgelegt.

Eduard Engel, Goethe der Mann und das Werk. 11. Auflage, in zwei Bänden. Verlag von Georg Weſtermann. Hamburg, Braunſchweig, Berlin. 1921. Gebunden Preis 140 M.

Engel hat ſein jetzt in zwei Bänden geteiltes Goethewerk fleißig erneuert. Am ſtärkſten treten die Zuſätze in dem Abſchnitt über Frau v. Stein in die Erſcheinung. Engel hat die Beweisführung hier zu ſolchem Umfang gebracht, daß dieſes Kapitel jetzt faſt als Spezialunterſuchung den Rahmen des Handbuchs ſprengt. Wirkſam iſt freilich ſein Angriff auf die Ueberſchätzung der Frau v. Stein, wirkſamer als ſeine eigene Ueberſchätzung Chriſtianes. Im ganzen hat Engels Getheobuch ſeine beſonderen Vorzüge bewahrt, durch die es in der Reihe der Biographien, ſolange wir kein wirklich allſeitig befriedigendes Goethewerk beſitzen, namentlich für realiſtiſch veranlagte reifere Leſer ſeinen Rang behaupten wird.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 3. Juni 1922

Nummer 21

Zusammenbruch und Wiederaufstieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

(Fortsetzung.)

II.

Als das eigentliche Ziel seiner sozialen Reformen bezeichnet Stein selbst den Gedanken:

„Einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Nationalehre einzuflößen."

Als Mittel zu diesem Zweck, den Deutschen, die noch keine Nation sind, den Weg zur Nation zu bahnen, empfindet auch Scharnhorst die liberal-demokratischen Einschläge seiner Heeresreform. Er schreibt darüber 1808:

„Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen, und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Mit diesen Selbsturteilen der Reformer über das, was die Reform sein sollte und was sie nicht sein wollte, sind wir auf den richtigen Pfad gelangt. Diese nichtpreußischen deutschen Reformer Preußens kennen und fühlen die Krankheit, an der nicht das Preußentum, sondern das Deutschtum litt.

Es fehlte dem Deutschtum von 1792 gänzlich an einem gemeinschaftlichen Willen, ja auch nur an der Ueberzeugung, daß ein solcher nötig oder wünschenswert sei. Man kann drei Gruppen deutscher politischer Willenszentren unterscheiden. Die hundertfältig zersetzte Kleinstaatenwelt war politisch saturiert, strebte jedenfalls über Kirchturmsbegehren nicht hinaus. Der zweite Komplex, die habsburgische Monarchie, Erbin der alten Zentralgewalt, hegte noch gewisse Erinnerungen an einstige Gesamtverantwortung für Deutschland, doch nur im Absterben und überwachsen von national

gleichgültigen dynaſtiſchen und europäiſch-donauſtaatlichen Belangen. Der dritte Komplex, die preußiſchen Länder, waren durch die drei großen Hohenzollern zu einem Staat verlötet; und dieſer Staat, ein bewunderungswürdiger auf Selbſtvergrößerung eingerichteter Apparat, ſtand ſeit Friedrich dem Großen in einem Zwiſchenzuſtand, von dem aus dreierlei möglich war: Rückfall in das verantwortungsloſe Kleinſtaatvegetieren, Auswachſen zu einer mitteloſteuropäiſchen, national indifferenten Großmacht oder Hineinwachſen in Rechte und Pflichten einer neu zu bildenden deutſchen Zentralgewalt. Uns ſcheint ſeit 1813 und 1866 die letztere Entwicklungslinie ſelbſtverſtändlich; dieſe ſcheinbare Selbſtverſtändlichkeit iſt aber wieder nur ein unzuläſſiges Dogmatiſieren des tatſächlichen Erfolges. Von 1786 bis 1806 ging Preußen mehr in der Richtung auf oſteuropäiſch-großmächtlichen Ehrgeiz oder auf Rückbildung in vegetierende Kleinſtaatgenügſamkeit, beidenfalls aber in nationale Verantwortungsloſigkeit. Das iſt das preußiſche Uebel der Zeit, und dieſes Uebel iſt nur die preußiſche Erſcheinungsform des allgemeinen deutſchen Grundübels, der Vielſpältigkeit durcheinanderlaufender Willensziele.

Der Ausbruch der 23jährigen deutſchfranzöſiſchen Kriege 1792 enthielt wohl auch einen elſäſſiſchen Anlaß; indes ging er nicht darum, ob Elſaß zum deutſchen Volk gehören ſolle, ſondern lediglich um dynaſtiſche Gerechtſame. Das franzöſiſche Volk begeiſterte ſich bald für das Ideal der natürlichen Grenzen, als es die deutſche Abwehr ſo über alles Erwarten ſchwach fand, und die große Nation zahlte für dieſes ihr Ideal durch die Konſkription, das Volksheer. Das deutſche Volk war, wie an den Streitgründen, ſo auch an der aktiven Kriegführung unbeteiligt, die faſt ausſchließlich in der Hand der Kabinette und Berufskrieger lag. Kaum eine Schlacht gibt es in dem ganzen Zeitalter, in der nicht Deutſche auf Deutſche einhieben, nach dem Modell der Schlacht von Bouvines. Wenn Kabinette, Feldherren und Bevölkerung das linke Rheinufer preisgaben, wofür ſollte ſich dann, ſolange Frankreich nichts weiter anzuſtreben ſchien als die natürlichen Grenzen, alſo bis 1803, eine Volksbewegung erheben?

Deutſche Siege, deutſche Niederlagen gab es nicht. Preußiſche Siege ſtürzten das verbündete Oeſterreich in eiferſüchtige Sorgen; öſterreichiſche Siege machten das verbündete Preußen nervös. Gemeinſame Niederlagen enthielten geheimen Herzenstroſt: die Selbſtmörderecke im deutſchen Weſen. Preußen fand Oeſterreich, Oeſterreich fand Preußen perfide; beide ſchielten von der nur lau verteidigten Weſtfront weg nach der Aufteilung Polens, um bei dieſem wichtigen Geſchäft untereinander mit Rußland Schritt zu halten. Nach einem Jahrzehnt Krieg hatte Frankreich das Geheimnis der deutſchen Politik erfaßt, das divide et impera hieß. Oeſterreich war von dem letzten Verantwortungsreſt für die deutſche Sache abzuſprengen, wenn man ihm Vergrößerungen in Bayern, Italien, auf dem Balkan vorhielt. In Preußen war die ſchwache deutſche Gewiſſensſtimme zum Schweigen zu bringen, wenn man ihm großmächtliche Ehren und Vorteile in Ausſicht ſtellte und gleichzeitig die rivaliſierenden Oeſterreicher um ihre ſüddeutſchen Vergrößerungen betrog. Bayern war in den Rheinbund zu ködern, wenn man ihm Oeſterreich vom Leibe hielt und ſeinen eigenen bayeriſchen Landhunger ſtillte und reizte, ihm die Königskrone gab, und ſo alle die buntſcheckigen Herren und Herrchen, wenn man ſie aus der rechtsrheiniſchen Entſchädigungsmaſſe ausſtattete und die Fetzen gegen einander ausſpielte.

Der Raſtatter Kongreß, auf dem alle dieſe dutzende und hunderte deutſcher Staatsziele und -zielchen durcheinanderwimmelten, gab den Franzoſen den Schlüſſel zur deutſchen Feſtung in die Hand. Die deutſche Geſamtſache war jedem dieſer Staatsgebilde für ein bis 30 Silberlinge feil. Nichts konnte in dieſes Chaos Ordnung bringen, als die gemeinſame Strafe.

Das Neben- und Gegeneinander der öſterreichiſchen, preußiſchen, anhalt-köthenſchen, iſenburg-birſteiniſchen uſw. Staatsziele verhinderte vollſtändig das Entſtehen eines deutſchen Geſamtwillens. Was die Franzoſen in der Zeit der Jungfrau von Orléans, im hundertjährigen Krieg um ihr Land, was die Briten im allmählichen Ausbau ihres Piratenſtaates gelernt hatten: daß jeder lebendige Organismus die Funktion ſeiner Zellen bis zu einem hohen Grade mechaniſieren muß, um im Zentrum des Bewußtſeins einen einheitlichen Willen zu bilden, das hatte um 1800 Deutſchland noch nicht gelernt; es war weder organiſatoriſch noch geiſtig *ein* Lebeweſen, beſtenfalls eine Kolonie von Einzelzellen. Der Reichtum der Sonderbildungen, der Kulturzentren und Originale wurde mit einer grotesken Hilfloſigkeit in der großen Kriſis bezahlt.

Seit der preußiſchen Neutralität von 1795 ließen ſich die Deutſchen in jedem Feldzug einzeln ſchlagen, ſeit dem Rheinbund 1806 halfen ſie eifrig mit, Deutſche durch Deutſche zu beſiegen. Bis 1795 wird der gemeinſame Krieg ſchlaff, mit Seitenblicken und Mißtrauen geführt. Seit 1805 zögern immer Oeſterreich oder Preußen abwechſelnd riſikoſcheu, bis die andere deutſche Großmacht allein über Napoleon einen Anfangserfolg errungen habe, um ſich *dann* am Sieg zu beteiligen. Auf dieſe Weiſe erringt nur immer Napoleon faſt riſikolos die Teilſiege, die ſich ihm zur Weltherrſchaft runden.

Bei den Gebildeten Deutſchlands, bei den Denkern und Dichtern, denen alles Irdiſche ſich zum Idealen wandelte, hatte ſich die nationale Willenloſigkeit in weltbürgerliche Weitſicht, in humane Vorurteilsloſigkeit verklärt. Das Nationale war dem gebildeten Dichter um 1805 eine geiſtige oder gefühlsmäßige, aber keine Willensangelegenheit. — „Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf", ſo las man 1796 treffend in Goethes und Schillers Xenien. Auch die Gelehrten mußten, wie der Bürger und Bauer, dem der Hof rauchte, und das Hemd vom Leib gezogen wurde, erſt durch die bittere Not lernen, daß die Lage Deutſchlands auf dem Globus nichts mit der Inſel der Phäaken gemein hatte. Ob nun aber der Mangel an Geſamtwillen als partikulare Parteiſucht oder als edler Kosmopolitismus erſchien, ob dieſes Fehlen eines Willenszentrums mehr die Züge philiſterhafter Enge oder unpraktiſcher Verſtiegenheit annahm, jedenfalls ergab ſich eine falſche Pſychologie auch in den einzelnen Maßnahmen der deutſchen Staatsgebilde, ihrer Kriegsführung wie Diplomatie, ihrer Finanzpolitik wie ihrer Verwaltung. Es giebt nichts in dieſem weltfremden Sinne Deutſcheres als die klaſſiſche Anweiſung, welche im Jahr 1803 die hannoverſche Regierung ihren Truppen gab, als eine ſchwache feindliche Kolonne die Neutralität Hannovers zu verletzen ſich anſchickte: „Der Oberkommandierende möchte den Truppen nicht geſtatten zu feuern und nur im dringendſten Notfall das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen."

Noch ein letztes Beiſpiel. Der Heldentenor der damaligen deutſchen Literaten, Johannes v. Müller, der „deutſche Tazitus“, wie er ſich gerne nennen hörte, bekämpfte bis 1805 mit ſtärkſten Worten Napoleon, den „kleinen Menſchen“, der „nur durch die Niedergeworfenheit der Andern“ groß ſei. Er will bis zur Wolga weichen, um in Freiheit vor dem Deſpoten zu leben; er begehrt nichts als eine Handdruckerei, um „täglich Demoſthenisches“ gegen den Welteroberer „hinausgehen zu laſſen“. Ein Jahr ſpäter, und nach einer Unterredung, die der franzöſiſche Kaiſer dem berühmten Gelehrten bewilligt, in der er, man denke, ſich ſogar im Flüſterton zu Müller herabgeneigt hat, erklärt ſich dieſer ſeeliſch für erobert. Er bettelt für Deutſchland jetzt nur noch um einen geiſtigen Almoſenfreiplatz, gleich dem beſiegten Athen im Römerreich, verkündet der Welt die alles überblendende Größe des zur Weltherrſchaft berufenen Cäſars, und ſtirbt als Kultusminiſter von König Jerome Bonaparte.

Auf dieſem zeitgenöſſiſchen Untergrund begreifen wir nun die Kataſtrophe von 1806.

Nicht Mangel an Reformen heißt das deutſche Grundübel der Tage. Es gibt kaum eine reformfreudigere, ja z. T. ſogar reformwütigere Zeit in Deutſchland als die, welche den Zuſammenbrüchen voranging. Man braucht außer Friedrich dem Großen und Maria Thereſia ja nur die Namen Joſef II., Karl Friedrich v. Baden, Kurfürſt Emmerich und Dalberg in Mainz, die Schönborns und Erthal in Würzburg, Karl Auguſt von Weimar, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, Montgelas in Bayern nennen.

Beſeitigung überlebter Standesvorrechte, Aufhebung wirtſchaftlicher und rechtlicher Schlagbäume, Vereinfachung und Verbeſſerung der Verwaltung, ſolche Reformen erlebte auch das geſamte heilige Römiſche Reich gedrängt in ſeinen Zuſammenbrüchen von Raſtatt und Lunéville; die deutſchen Einzelſtaaten des Rheinbundes erlebten derartige Fortſchritte meiſt ſogar in kräftigerem Zugriff als Preußen. Aber es zeigte ſich, daß die eigentliche Fruchtbarkeit zeitgemäßer Reformen ausblieb, wo ſie nicht aus nationalem Willen geboren waren. Die Bedeutung der Einrichtungen und ihrer Reformen hängt nicht allein ab von der perſönlichen Zerfahrenheit oder Entſchloſſenheit derer, welche die Verwaltungs- und Sozialreformen durchführen, ſondern in ebenſo hohem Grade von den letzten Zielen, denen ihre Entſchloſſenheit nachſtrebt. Jene wohlgefällig ſtreberiſche Bürokratie der Friedrich Wilhelme, die bis 1806 den Ton angibt, die ſchönen Geiſter, denen Stein wegen ihrer unmännlichen, zum politiſchen Abbau wankenden Politik ſo zornig grollt, ſind liberalen Reformen eifrig zugetan. Der Kabinettsrat Beyme, Steins Widerpart in den Fragen mutiger oder mutloſer Staatsführung, iſt ſein Schrittmacher in der Sozialreform.*) Jene Altpreußen wie York, Steins Widerſacher in der Reform, ſind umgekehrt ſeine Verbündeten in der Staatspolitik. Wie löſt ſich das Rätſel?

---

*) Beyme, der natürlich bei dem aufgeklärt-abſolutiſtiſchen Teil der liberalen Reformen ſtehen bleibt, hat durchaus Recht, ſich darüber zu beklagen, daß die Außenwelt das Verdienſt an der Sozialreform zu ausſchließlich Stein zuſchiebe, der z. B. bei dem berühmten Edikt vom 9. Oktober 1807 nur die Unterſchrift gegeben habe. Aus dem Nachlaß Varnhagens von Enſe, 2. Band, Leipzig 1867, S. 248 f.

III.

Ich habe vorhin das friderizianiſche Preußen als einen Zwiſchenzuſtand zwiſchen Kleinſtaat, indifferenter Großmacht und deutſchem Nationalſtaat gekennzeichnet. Um ihr Land in dieſen Zwiſchenzuſtand zu erheben, hatten die drei großen Hohenzollern eine außerordentlich ſtraffe Einſpannung der Bevölkerung in den Staatswillen durchſetzen müſſen. Und zwar gab der friderizianiſche Staat jedem Stand ſeine beſtimmt zugemeſſene Funktion in und für den Staat, dem grundbeſitzenden und zum Offiziersdienſt herangezogenen Adel eine ſtreng geſchiedene Funktion, dem nur durch Steuerzahlen aktiven, ſonſt politiſch und militäriſch paſſiven Bürger eine andere, dem in Eigentumsrecht und Bewegungsfreiheit beſchränkten Bauern eine dritte. Uebergriffe eines Standes in die Sphäre der andern waren verhindert; dieſe kaſtenmäßige Gliederung des bürgerlichen Lebens gab dem Monarchen mit den Dienſten, auf die er ſicher, ja automatiſch zählen konnte, zugleich die alleinige volle Bewegungs- und Verfügungsfreiheit über die Kräfte, Mittel und Ziele des Ganzen. Aus der Not und dem Stolz des ſiebenjährigen Krieges hatte ſich ein rückhaltloſes Staatsgefühl auch in die dienenden Teile der Bevölkerung verbreitet. Dies ganze Preußen des achtzehnten Jahrhunderts aber war auf den Kampf mit Oeſterreich zugeſchnitten, es war ein ſcharfes, ſicheres Inſtrument zum Wachstum über andere deutſche Territorien, ähnlich wie ſich im Mittelalter in Frankreich oder bei den Anglonormannen die Königsdomäne über die Seigneurien ausgebreitet hat, und der preußiſch-öſterreichiſche Dualismus des 18. Jahrhunderts iſt ein verſpätetes Abbild des Wettſtreits der Kapetinger und Plantagenets, wer von beiden im Frankreich des 13. Jahrhunderts ſtärker wachſen und wer zuletzt der König im Reiche ſein ſolle. Was ſollte da in einem ſolchen Zuſtand z. B. der Gedanke eines Volksheeres? Man konnte keine levée en masse entfeſſeln, um Schleſien fritziſch ſtatt thereſianiſch zu machen; man konnte keinen Volkskrieg führen, um die Ziele des Fürſtenbunds zu ſchützen. Zu dieſen Zwecken genügte das Berufsheer und mußte genügen. Ja, dies preußiſche Berufsheer im Kabinettskrieg des 18. Jahrhunderts hat 1756 ja die drei feindlichen Großmächte zugleich auf die Hörner genommen, ohne daß der Bürger und der Hofbauer in Preußen den Soldatenrock anziehen brauchten. Welche Enttäuſchung darum für die Veteranen von Roßbach, als bei Jena ein franzöſiſches Heer, das freilich durch keinen Soubiſe geführt war, die ganze Monarchie über den Haufen warf! Das leidenſchaftliche Nationalgefühl der Franzoſen war mit der Inflation des Berufskriegs zum Volkskrieg vorangegangen. Was ſollte nun geſchehen? Konnte Preußen, das friderizianiſche Preußen, jetzt zu der Volksbewaffnung übergehen, die auch einem Stein und Scharnhorſt vor der Kataſtrophe unerwünſcht, faſt undiskutierbar erſchienen war? Konnte Preußen *als* Preußen, für ſeinen Beſtand, das ganze Volk zu tätigem Kampf aufrufen, Krieg, nicht mehr Ruhe als die erſte *Bürgerpflicht* proklamieren?

Es konnte dies nicht, wenn es in jenem Zwiſchenzuſtand zum Zweck der Vergrößerung innerhalb Deutſchlands beharren wollte, es konnte es ebenſo wenig mit Erfolg als indifferenter Großſtaat; es konnte es nur, wenn es ſich als *Durchgangszone zum Nationalſtaat* auffaßte, und deshalb hängt im Geiſte der Reformer die deutſche Miſſion Preußens mit der Frage der Volksbewaffnung ſo untrennbar zuſammen.

Das Volksheer forderte den deutſchen Nationalſtaat, und nur diejenigen, welche in der Not der Zeit prophetiſch den Nationalſtaat aufſteigen ſahen, durften das Volksheer fordern und ſchaffen.

„La patrie, c'est ce qu'on aime," ſagt Fuſtel de Coulanges. Deutſchland enthielt 300 Vaterländer; mit ganzer Seele kann man aber nur *eines* lieben; die *ſeeliſchen* Kräfte mußten erſt gefühlsmäßig zur Einheit ſtreben, bevor die phyſiſchen Kräfte ernſthaft angeſpannt werden konnten.

Ein Friedrich der Große hätte natürlich aus der Adminiſtration von 1795 und 1805 noch ganz andere Kräfte herausgeholt, als die Biſchofswerder und die Haugwitz, und es war ebenſo ungerecht, nach 1806 die von Friedrich ererbte Staatsmaſchine zu ſchmähen, wie es *vor* 1806 töricht geweſen war, ſich auf ihre Unübertrefflichkeit zu verlaſſen. Aber *die* Wirkung, welche die neue Zeit erforderte, konnte Preußen *als ſolches* nicht leiſten, auch kein liberal reformiertes Preußen. Bleiben wie es war, konnte Preußen nicht. Sank es zum bloßen Kurfürſtenſtaat zurück, ſo verlor Deutſchland ſeinen letzten Kriſtalliſationspunkt; wuchs es, wie in den Jahren 1793 und 1795, ſtatt nach Deutſchland hinein, über Warſchau hinaus, ſo geriet es in Gefahr, eine Dublette des Habsburgerreiches zu werden. Wuchs es aber in der Art nach Deutſchland hinein, daß es den liberalen Zeitſtrömungen folgte, dem Ideal des Vernunftsſtaates, dem vor allem wichtig iſt der Schutz des Individuums gegen die Staatsmacht, dem die innere Politik folglich alles bedeutet und die „Beſtimmung der Grenzen der Staatswirkſamkeit" gegenüber dem Individuum, dann . . . verlor Preußen ſich ſelbſt, ſeine Tradition, und zugleich die Möglichkeit, ſeine Macht zu ſteigern, indem es ſie ganz in den Dienſt der Nation ſtellte. Denn die Zeiten waren nicht danach angetan, das ruhige Wachstum eines möglichſt milden, möglichſt philoſophiſchen Vernunftsſtaates zu begünſtigen.

Wenn Kabinettsrat Beyme, der allerſeits liebenswürdige, reüſſirende, auch auf ſein eigenes Wohl eingeſtimmte Philanthrop, die ſtändiſche mit Kaſtengliederung lockern, privilegierte Stände einebnen, wirtſchaftliche und ſoziale Schranken beſeitigen, dem Polizeiſtaat mehr Spielraum für individuelle Regſamkeit abgewinnen will, ſo meint *er* damit etwas anderes als der harte Seelenkenner Stein. Benthams Staatsweisheit regierte die Vornotzeit: „die größtmögliche Glückſeligkeit einer größtmöglichen Anzahl" war das Ideal, dem die Staatsmaximen nacheiferten, und zu dieſer Glückſeligkeit gehörte ein Minimum von Pflichten des Einzelnen gegen den Staat. „Nicht durch Mängel in der Behördenverfaſſung," ſagt Fritz Hartung, „iſt Preußen nach Jena und Auerſtädt geführt worden, ſondern durch das Nachlaſſen der alten Energie, durch die Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große die Macht des Staates aufs äußerſte geſteigert hatten, durch die allzugroße Nachgiebigkeit gegen den humanen Zeitgeiſt, durch die Furcht, Opfer zu verlangen." Nachlaſſender Steuerdruck, aber auch entſprechend nachlaſſende ſtaatliche Machtmittel, Hegung des Individuums und Mehrung ſeiner Bewegungsfreiheit, aber Abkehr des ſelbſttätigen Individuums von dem Staat, der immer weniger verlangt: Auf dieſe Weiſe ließen ſich die Großmachtambitionen Preußens nur ſo lange aufrechterhalten, als die Probe auf den Ernſtfall ausblieb. „Unſer Staat hört auf, ein militäriſcher Staat zu ſein und verwandelt ſich in einen exerzierenden und ſchreibenden", ſagt Stein um 1800. Es lebte ſich im damaligen

reformierenden Preußen weit bequemer als zur friderizianiſchen Zeit, doch werden ihm böſe Nachbarn keine Ruhe dazu gönnen, und ſo wird ſich Preußen entweder verflüchtigen, oder zu der Staatsenergie Friedrichs des Großen zurückkehren.

Das Letztere will Stein. Aber die friderizianiſchen Ziele ſind nicht mehr und die friderizianiſchen Methoden reichen für die neuen Ziele nicht mehr aus. Alſo friderizianiſche Energie auf neue Ziele mit neuen Mitteln gerichtet! Beyme iſt liberal und er will damit den Untertan beglücken. Nicht ſo Stein: Auch er iſt liberal. Aber er will damit jene Gefühle im Individuum wecken, welche die Paradoxie möglich machen, daß der Menſch aus Liebe zum Leben ſeines Volkes ſich ſelber töten läßt. Nur Liebe zu Deutſchland, nicht Reglementierung auf irgend ein altpreußiſches Ziel kann dieſe Paradoxie in den Maſſen zur Reife bringen. Nicht alſo um die Opfer des Einzelnen zu erleichtern, ſondern um ſie zu vervielfachen, ſind Stein und die Seinen liberal. Dies Streben ſchließt das andere, die Aufrichtung einer wirklich führenden und fordernden Autorität nicht aus, ſondern verlangt ſie zur Ergänzung. Und dieſe liberalen Reformer ſind zugleich ſelbſt die energiſchen Führernaturen, und ſomit iſt alles gut, und der ſtraffe Staatsgeiſt Friedrichs des Großen kehrt auf einer höheren Kehre der Spirale wieder unter Hereinnahme der zeitgemäßen Reformen, unter Abſtoßung aber der egoiſtiſchen Halbheit und der kosmopolitiſchen Weichheit, unter Weckung großer und freier Empfindungen. Zeitgemäß und notwendig ſind die Reformen, denn jeder politiſche Antrieb, der ſich längere Zeit einſeitig auswirkt, ſei es ein abſolutiſtiſch-zentraliſtiſcher oder ein demokratiſch-liberaler Antrieb, verlangt Ergänzung durch Gegengewichte. Der friderizianiſche Staat mußte durch Erweiterung der individuellen Freiheitsſphäre in rechtlicher, wirtſchaftlicher und politiſcher Beziehung ausbalanziert werden, das wohlmeinend ſchwache Beglückungsregime der Friedrich Wilhelme erforderte die Neuaufſtellung einer aktiven Autorität. Beides vereinigte ſich in der Reform, und da die Löſung der Kriſis ſo raſch kam, wirkte zum tatſächlichen Wiederaufbau die Autoritäts- und Machtbildung ſtärker als die liberale Seite der Staats- und Heeres-Reform. Das ſtarke preußiſche Gerüſt, die friderizianiſche Erbſchaft, gab den Ausſchlag, und die auswärtige Politik errang den Primat über die innere.

Des Rätſels Löſung, wie man dem Individuum eine freiere Stellung geben und doch zugleich die Macht des Staates ſteigern könne, liegt in dem nationalen Gedanken, in dem neuerwachten Glauben an die Kraft des Deutſchen, ſein Vaterland zu lieben, wenn die Regierungen ihm endlich einmal dieſe Liebe erlauben, dies Vaterland zeigen. Ein künſtliches Staatsgebilde, wie das alte Preußen, erträgt keine zu große Selbſttätigkeit ſeiner Glieder; der natürliche Nationalſtaat dagegen iſt um ſo ſtärker, je freier die Gefühle ſind, die ihm gezollt werden. Stein und ſein Kreis zeigen das ſeltene, beglückende Zuſammentreffen idealiſtiſchen Glaubens mit realer Kenntnis des Menſchen und der Geſchichte. Freiere Regung und Selbſtverantwortung der Individuen, Stände, Klaſſen, Gemeinden, Landſchaften und Verbände, aber als Loſung der energiſchen Naturen, die ſelbſt ganz in der Wiederherſtellung der Staatskraft aufgehen, und dieſe Staatskraft nicht mehr Selbſtzweck, ſondern im Dienſt an der Nation: ſo überſchreitet Preußen ſeine Durchgangszone.

Die Hauptſache blieb ja wohl immer, daß die kräftigen Männer zur Leitung gelangten, die zuzupacken verſtanden. Die Schwere ihrer Aufgabe kann man kaum überſchätzen. Wie langſam und gegen wieviele Hemmungen iſt die nationale Taktſicherheit, dies neue Gebot der Stunde, in den Deutſchen erwacht! Als die Franzoſen nach der Schlacht von Leipzig zum Rhein abmarſchieren, vertrauen ſie einen Artilleriepark württembergiſchen Truppen an, nicht aus beſonderem Glauben an unſere Hingebung, wie der ſchwäbiſche Gewährsmann berichtet, aber aus Vertrauen auf die deutſche Ordnungsliebe. An dem Kreuzweg angelangt, wo ihnen ihr König den Uebertritt zu den Oeſterreichern befiehlt, nehmen die Schwaben herzlichen Abſchied von den bisherigen Waffengefährten, überliefern ihnen die wohlbehüteten Geſchütze, die nun in einigen Wochen ihre Mündungen gegen die Württemberger kehren werden, und ſind einigermaßen empfindlich erſtaunt, als die Oeſterreicher das Kreuz der Ehrenlegion ſcheel anſehen, das ſo manche treue Schwabenbruſt verziert. Das iſt deutſch. War es doch noch nicht lange her, daß die Norddeutſchen ſich freuten, hinter der Demarkationslinie des faulen Basler Friedens ihre Weimarer Muſenalmanache zu ſchreiben und zu leſen, während Süddeutſchland vom Kriege rauchte! Aber Preußens Rolle 1813 hat es doch allein vermocht, daß bald darauf auch ein Schwabe jenes Sehnſuchtslied der deutſchen Einheit ſang:

„Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaſſ'nen, Heimatloſen
Mit der goldnen Schwinge zu!"

(Schluß folgt.)

Elſaß-lothringiſche Fragen.

Von einem Elſäſſer.

2. Die elſäſſiſche Frage in ſozialer Beleuchtung.

Eine Beleuchtung des elſäſſiſchen Gedankens, ſoweit er vom einheimiſchen Sozialismus aufgegriffen und vertreten wurde, iſt wegen der internationalen Bindung des Sozialismus und wegen ſeiner grundſätzlichen, doch nicht immer tatſächlichen Ablehnung des Nationalismus noch ſchwieriger als ein entſprechendes Vorgehen dem ebenfalls internationalen Zentrum gegenüber. Die Sozialiſten Elſaß-Lothringens haben — das darf zunächſt einmal betont werden — viel weniger als die Klerikale ſich mit heimatlichen „regionaliſtiſchen" Programmforderungen aufgeſpielt.

Indeſſen gab es, ſeit Kriegsende, zwei Strömungen innerhalb der ſozialiſtiſchen Partei, von denen die eine zielbeſtimmt auf eine nationalfranzöſiſche Löſung der elſäſſiſchen Frage hintrieb. Führer dieſer Richtung war, abgeſehen von einigen ſeit Jahren franzöſiſch feſtgelegten Salonſozialiſten (Georges Weill), der jetzige Bürgermeiſter von Straßburg, Peirotes. Die andere internationale und keineswegs einſeitig frankophile Richtung hatte, nach Abwanderung der deutſchen Parteihäupter Emmel, Böhle u. a. den Altelſäſſer Ch. Hulber zum Oberhaupt.

Mit Peirotes dürfte ſich, auch abliegend von unſerem Thema, eine ernſthafte Geſchichtsbetrachtung nicht ſonderlich abzugeben brauchen. Derſelbe Politiker, der ſeinerzeit die elſäſſiſchen Neutraliſten als „Nichtelſäſſer“ glaubte beleidigen zu dürfen, iſt ſeiner Abſtammung nach ein Levantiner (Epeirotes, während er ſeinen Namen franzöſiſch wie Peirottes ausſprechen läßt). (Ueber Weills Stammbaum brauchen wir uns nicht auszulaſſen; daß er als „echter Elſäſſer“ gilt, iſt ſelbſtverſtändlich!) Derſelbe Peirotes, der ſich als Sozialiſtenführer aufſpielte und aufſpielt,, hielt es für keinen Raub an ſeiner Geſinnung, mit den konſervativſten franzöſiſchen Generälen Bankette zu feiern und mit dem Band der „Légion d'honneur“ öffentlich zu prunken. Der Mann, der als Maſchinenſetzer ſeine exzentriſche Laufbahn begann, lebt heute im Stile eines fürſtlichen Grandſeigneur mit Jagdſchloß und Lakaienbedienung!

Der ſchier unbegrenzte Einfluß, den Peirotes als Parteibonze und „erſter franzöſiſcher Beamter unter den Eingeborenen des Landes“ ausüben konnte, hat ſich zwar im Laufe der letzten Jahre bedeutend vermindert. Immerhin iſt es P. geweſen, der durch geſchickte Parteitaktik — wobei er ſich der altelſäſſiſchen Spottſucht den Gegnern gegenüber unwähleriſch genug bediente — den Plebiszitgedanken, als politiſchen Exponenten des Heimatgedankens mit viel Erfolg zu bekämpfen wußte. Es iſt in erſter Linie Peirotes zu danken, wenn die Mehrzahl der elſäſſiſchen Arbeiter der Annexion des Landes durch Frankreich jubelnd zugeſtimmt hat. Die Fäden der damaligen Propaganda ſind bis heute nicht aufgedeckt. Als Charakteriſtikum muß aber erwähnt werden, daß noch im Jahr 1920 ein Altelſäſſer, Eſchbach, ein notoriſcher Franzöſling, in den „Sozialiſtiſchen Monatsheften“ den Gedanken an einen elſäſſiſchen Proteſt gegen die Inbeſitznahme Elſaß-Lothringens durch Frankreich in der deutſchen Publiziſtik als überhaupt nicht vorhanden bezeichnen durfte — in dem gleichen Jahre, in dem, anläßlich des bekannten „Neutraliſtenprozeſſes“, das Vorhandenſein einer neutraliſtiſchen Bewegung „von Baſel bis Diedenhofen“ offen bezeugt werden konnte.

Wenn ſeit 1918 immer wieder behauptet wurde, daß unter den Sozialiſten des Landes nur e i n e Stimme für den Wiederanſchluß Elſaß-Lothringens an Frankreich laut geworden ſei, ſo können dagegen ſprechende Tatſachen angeführt werden. Verfaſſer war an einer der großen Volksverſammlungen zugegen, in denen im November 1918 der Sieg des Rätegedankens in Straßburg öffentlich begangen wurde. Damals hat Hueber den internationalen Gedanken in bewußtem Gegenſatz zu den nationaliſtiſchen Beſtrebungen des rechten Parteiflügels mit Entſchiedenheit betont und verteidigt: Frankreich ſei ein innerlich morſches Land, dem man ſich nicht kritiklos in die Arme werfen dürfe. Deutſche Gründlichkeit und franzöſiſches Feuer im Dienſte des Sozialismus könnten es bewirken, daß vom Rhein zum Moſelſtrand ein freies Volk, ein freies Land erſtände! Der Beifall war überraſchend, wenn er auch von der Arbeiterſchaft nicht deutlich genug als Oppoſition gegen die damals herrſchenden nationaliſtiſchen Strömungen empfunden wurde und zum Austrag kam.

Immerhin liefen ſeither ſtets beide Haupttendenzen, die nationaliſtiſche und die internationale, neben einander hin und beeinflußten den ſpäteren Ausbau der parteilichen Organiſation.

Beide konkurrierenden Tendenzen haben ſich nicht tiefer gegeneinander ausgewirkt, ſolange die Partei als geſchloſſenes Ganzes die Wirtſchaftsfragen der kommenden Jahre in Angriff nahm. Das gemeine Intereſſe in wirtſchaftspolitiſchen Dingen bildete den Kitt, der die Partei äußerlich zuſammenhielt. Die innere Spannung hielt dabei vor, was deutlich bei der Maifeier 1919 zum Ausdruck kam, bei der gleichzeitig zwei Redner, ein Vertreter der nationaliſtiſchen Rechtsgruppe (Imbs) und der Vertreter des Internationalismus, Hueber, als Hauptſprecher der noch geeinten Partei, zum Wort kamen.

Der Kommunismus entwickelte ſich dann parallel mit den entſprechenden Vorgängen in Innerfrankreich. Dort ſollte, wie in allen Siegerländern, am 21. Juni 1919 der Generalſtreik ausbrechen als Solidaritätskundgebung mit dem Proletariat der geſchlagenen Länder. Clemenceau verhinderte den Ausbruch der Bewegung und legte damit den Keim zur Entfaltung des kommuniſtiſchen Gedankens in Frankreich. Von da an hat in Frankreich die Gewerkſchafts- und die alte ſozialiſtiſche Bewegung abgenommen und die kommuniſtiſche Zulauf erhalten. Als dann im darauffolgenden Jahre die großen Eiſenbahnerſtreiks im Norden des Landes einſetzten, trat der Gegenſatz zwiſchen Rechts- und Linksſozialiſten bereits ſtark zutage. Die gemäßigtere Gruppe bezeichnete ſich als „Reformiſten", die radikalere als „Revolutionäre". Aus dem alten Gewerkſchaftsverband (C. G. T.) ging die C. G. T. Unitaire hervor, mit weitgehenden revolutionären Forderungen.

Dieſe ganze Entwicklung fand in Lothringen und Elſaß ihr verſtärktes Konterfei. Von Lothringen aus, wo die wirtſchaftlichen Streiks (Hagendingen) bisher die ſchärfſte Note aufwieſen; demnächſt auch vom Unterelſaß her, wo die Ausſtände in der Firma de Dietrich ſich zu einer öffentlichen Kalamität auswuchſen, erfuhr der einheimiſche Sozialismus eine neue Gruppierung. Es entſtand die Kommuniſtiſche Partei, deren Organ die Lothringer „Volkstribüne" wurde, die bewußt ihre Direktiven von Moskau entnahm. 1921 wurde in Straßburg, mit mehr Sinn für bodenſtändige Intereſſen, die „Neue Welt" als Organ der Kommuniſten gegründet. In den Gewerkſchaften, die unter dem Einfluß der kommuniſtiſchen Partei ſtehen, macht ſich bereits die Orientierung zur Roten (ruſſiſchen) Gewerkſchaftsinternationale bemerkbar.

Das formloſe Ueberſchlagen des internationalen Gedankens in der Richtung der linken Flanke verſchüttete natürlich auch die genuin heimatlichen Intereſſen, die bisher noch dem Linksſozialismus Huebers, wenn auch nicht in programmatiſcher Betonung des Plebiszitgedankens als ſolchen, angehaftet hatten. Praktiſch geſehen liegt dem „elſäſſiſchen Kommuniſten" mehr an der formalen Herausarbeitung der Rätediktatur als an der Mitgeltung bzw. Selbſtgeltung der organiſch verbundenen Einzelglieder der Partei, die als Objekte der Partei deren Doktrin ſchlechthin unterworfen ſind. Die Formſtarre des parteilichen Gefüges verbietet an ſich ſchon ein intimeres Eingehen auf partikulariſtiſche Strebungen — wie ſie der Heimatgedanke darſtellen würde — während auf dem Gerüſt eines zunächſt formloſen Internationalismus ſich ſehr wohl noch partikulare Teilintereſſen — Selbſtbeſtimmung einer lokal begrenzten Gruppe — hätten aufbauen laſſen.

So hat ſich der Sozialismus im Elſaß des urſprünglich teilweiſe betonten Ideals des Selbſtbeſtimmungsrechts in einem doppelten Sinne entäußert. Einerſeits lehnen es die Rechtsſozialiſten von Anfang an ab. Anderſeits überſpringen es die Kommuniſten zugunſten einer völlig a-nationalen Weltbeglückungsidee. Beide Flügel ſcheinen ſich in blindem Doktrinarismus um ein naheliegendes und ergiebiges Prinzip bisher ſelbſt betrügen zu wollen. Oder iſt es nur der Gedanke einer höheren, n i ch t ſozialiſtiſchen Macht, die ihnen beiden Mund und Hände bindet? Dann wäre die Möglichkeit, daß eine anzuſtrebende Schwächung der entgegenſtehenden nationalen „Blockpolitik" ſie einerſeits beide wieder einander nähern und ihnen anderſeits über die programmatiſche Abirrung von der Idee der Selbſtbeſtimmung die Augen öffnen könnte.

Bibliophilie und Buchkultur.

Von Karl Kaulfuß-Dieſch.

Die Kultur des Buches iſt der Gradmeſſer für die geſamte geiſtige Kultur eines Landes. Ein Volk, dem das Buch nichts weiter iſt als ein Gegenſtand des praktiſchen Gebrauches, kann zwar hervorragende kaufmänniſche und techniſche Leiſtungen hervorbringen, aber ſeine Seele wird ſtets ein kümmerliches Pflänzchen bleiben. Wo aber das Buch des Menſchen Freund iſt, den man hegt und pflegt und mit dem man in ſtillen Stunden Zwieſprache hält, da iſt eine geiſtige Kultur vorhanden, deren Werte unverlierbar ſind. In ſolchem Lande iſt das Buch nicht nur ein Ding des Gebrauches, ſondern auch ein Gegenſtand des liebevollen Sammeleifers, wie man geſchnittene Steine, Kupferſtiche und Porzellane ſammelt. So iſt auch das Sinken der Buchkultur ein untrügliches Zeichen für das Sinken des Kulturſtandes eines ehemals hochſtehenden Volkes. Welcher Schatz von ſchönen Büchern iſt aus Frankreich hervorgegangen! Noch heute gilt Frankreich als das klaſſiſche Land der Bibliophilie. Und wie ſteht es heute um das franzöſiſche Buch? Papier, Druck und Ausſtattung ſind durchweg ſchlechter als in Deutſchland, auch kauft man in dem Lande, wo einſtmals die bedeutendſten Kunſtbuchbinder, Maioli und Grolier, wirkten, ganz im Gegenſatz zu uns die Bücher meiſt ungebunden, ein Zeichen dafür, daß in Frankreich das Buch, einmal geleſen, viel leichter zum Untergang verurteilt iſt als bei uns im Lande der Barbaren. Welcher deutſche Verlag dürfte es wagen, die deutſchen Klaſſiker in ſolch ſcheußlichen, auf ſchlechteſtem Papier mit ſchlechten Lettern gedruckten, von Flüchtigkeiten und Fehlern wimmelnden Ausgaben herauszubringen, wie es mit den Größen des franzöſiſchen Schrifttums der Verlag Garnier Frères in Paris getan hat, ein Verlag, der in früheren Zeiten, in den vierziger Jahren, Sachen herausbrachte, die das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen? Welcher Verlag in Frankreich kann heute, was inneren Wert und äußere Schönheit ſeiner Darbietungen anbetrifft, mit dem Inſelverlag, mit Eugen Diederichs, mit dem Propyläenverlag und vielen anderen verglichen werden? Neben dem ſchlechten Durchſchnitt laufen dann einige hochwertige Erzeugniſſe, mit denen der „franzöſiſche Geiſt" in aller Welt eifrig Reklame macht.

Unendlich viel höher ſteht die Buchkultur in England. Ein ſo nüchterner Rechner, ein ſo bedenkenfreier Politiker und Vertreter der Herrſchergröße Old Englands der Engländer iſt, ein ſo kultivierter Menſch iſt er in ſeinem Hauſe. Im Heim des Engländers liegt der Schwerpunkt ſeiner geiſtigen Kultur, er hält auf guten Hausrat, auf gute Bilder und auf gute Bücher. Das engliſche Geiſtesleben konnte ſich zu ſolcher Höhe entfalten, weil es ſich bei der inſularen Lage des Landes von dem ſchillernden Fäulnisprodukt des franzöſiſchen Rokoko verhältnismäßig freihielt. Wir Deutſchen haben von den Engländern viel gelernt, mehr als man gemeinhin bei uns weiß, wo noch immer in weiten Kreiſen die franzöſiſche Hypnoſe das klare Denken trübt. Insbeſondere haben wir in der Kunſt, ein Buch ſchön zu drucken und geſchmackvoll einzubinden, den Engländern eifrig nachgeſtrebt und können uns, die Franzoſen weit hinter uns laſſend, getroſt neben ſie ſtellen.

Mit der Hebung des buchkünſtleriſchen Geſchmacks blühte auch die Bibliophilie in Deutſchland mächtig auf. Wir können, wenn wir ihre Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren betrachten, deutlich zwei Richtungen unterſcheiden, die nicht immer ganz einig ſind und deren Vertreter ſich bisweilen nicht ganz für voll anſehen, die ſich aber dennoch beide glücklich ergänzen und gerade in ihrem Wettſtreit der deutſchen Bibliophilie ihr charakteriſtiſches Gepräge geben. Die eine Richtung möchte ich als die wiſſenſchaftliche Richtung bezeichnen. Sie iſt durch die Bibliophilen vertreten, deren Sammeleifer ſich auf alte und ſelten gewordene Bücher, namentlich auf Erſtausgaben erſtreckt. Solche Bibliophilen hat es immer gegeben. Eine der intereſſanteſten Geſtalten in dieſer Richtung war der im Jahre 1847 verſtorbene Freiherr Karl Hartwig Gregor von Meuſebach, deſſen Bibliothek auf Veranlaſſung König Friedrich Wilhelms IV. von der preußiſchen Regierung angekauft und der Berliner Königlichen Bibliothek überwieſen wurde. Der Reichtum der Staatsbibliothek an Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts, an Schriften von Luther, Melanchthon, Fiſchart und Grimmelshauſen, an politiſchen und religiöſen Flugſchriften, an Einzeldrucken von Kirchen- und Volksliedern ſtammt zum weitaus größten Teil aus dieſer koſtbaren Erwerbung. In dieſe Reihe gehört auch der ehrwürdige Name des Schöpfers unſerer Nationalhymne, Hoffmann von Fallersleben, in deſſen Liebe zu den Büchern der Geiſt ſeines väterlichen Freundes Meuſebach fortlebte, ferner der bedeutende Bücherſammler Wendelin von Maltzahn, aus neuerer Zeit Joſeph Kürſchner, der Herausgeber des Deutſchen Literaturkalenders, Karl Schüddekopf, der hochverdiente Geſchäftsführer der Deutſchen Geſellſchaft der Bibliophilen, der im rüſtigſten Schaffen ſtehend, den Folgen der Kriegsanſtrengungen zum Opfer fiel, der feinſinnige Karl Weißſtein, von deſſen hervorragender Bibliothek uns der von Fedor von Zobeltitz mit freundſchaftlicher Hingabe hergeſtellte Katalog Zeugnis gibt, und um von den Lebenden nur einen Namen für viele zu nennen, der Inhaber des Inſelverlages Anton Kippenberg, der eine Goetheſammlung zuſammengebracht hat, wie ſie in gleicher Vollſtändigkeit wohl kein Privatmann beſitzt. Ein prachtvoll ausgeſtatteter Katalog, der in dieſem Jahre in zweiter Ausgabe mit allen Neuerwerbungen erſcheinen ſoll, gibt uns Kunde von dieſen reichen Schätzen, die der Beſitzer jedem Kenner und Forſcher bereitwillig öffnet, und das im Jahre 1921 zum erſten

Male erſchienene Jahrbuch der Sammlung Kippenberg iſt beſtimmt, die Koſtbarkeiten der Bibliothek der Forſchung allgemein nutzbar zu machen.

Dieſe Bibliophilen ſind es, die es verſtanden haben und verſtehen, die Seele des Buches aufzuſuchen und den Geiſt vergangener Zeiten in ihrer Bücherei wieder aufleben zu laſſen. Mit ehrfurchtsvollen Gefühlen vertieft ſich ein ſolcher Sammler in ein Exemplar der Erſtausgabe des Werther, das, als es neu war, in der Hand eines liebes- und leidesſeligen Jünglings oder Mädchens gelegen haben mag, die über dem herzblutenden Buche heiße Tränen vergoſſen haben, oder er läßt ſich von dem leidenſchaftlichen jungen Schiller grüßen, der ſein Räuberdrama „in tyrannos“ ſchleudert, oder ſeine Augen leuchten auf über einem Buche, in das Goethe ſelbſt eine Widmung geſchrieben hat. Ein geſchmackvoller Bibliophile wird ſich jedoch in ſeinem Sammeln immer beſchränken, wenn er auch je nach ſeinen Geldmitteln ſeine Grenzen enger oder weiter ſtecken kann. Er wird ſich entweder auf einen beſtimmten Autor oder auf eine beſtimmte Gattung von Schriften beſchränken, oder er wird etwa naturwiſſenſchaftliche oder alte techniſche Bücher oder Bücher mit Kupfern von Chodowiecki und ſeinen Zeitgenoſſen ſammeln, oder irgendeinen andern Geſichtspunkt je nach Geſchmack und Neigung walten laſſen — erotiſche Feinſchmeckerei nimmt in der Bibliophilie einen breiten Raum ein — in jedem Falle wird er nur das kaufen, wozu er wirklich ein inneres Verhältnis hat; und nicht wahllos erraffen, was ihm gerade einigermaßen billig vor den Wurf kommt. Und wenn dann eine ſolche Sammlung beiſammen iſt, dann ſehen wir immer wieder mit Staunen, welche hohe Buchkultur in all dieſen Seltenheiten ſteckt, ſeien es nun die typographiſchen Meiſterwerke der Frühzeit, ſeien es die Kunſtwerke eines Druckers wie des Venezianers Aldus Manutius, der ſelber noch zum Teil in die Inkunabelzeit gehört, ſeien es die Holzſchnitt-Titel der Lutherdrucke und Flugſchriften der Reformationszeit, oder die Erzeugniſſe der berühmten Häuſer Plantin-Moretus in Antwerpen oder Elzevier in Leiden und Amſterdam, oder ſeien es die Büchlein des 18. Jahrhunderts mit den köſtlichen Kupferſtichen von Chodowiecki, Meil und anderen, oder die ſchönen, in der unübertroffenen Ungerfraktur gedruckten Romantikerausgaben mit den reizvollen Illuſtrationen von Ph. O. Runge, Friedrich Tieck, dem Bruder des Dichters Ludwig Tieck, und Emil Ludwig Grimm, dem Bruder der beiden Germaniſten Jakob und Wilhelm Grimm und erſten Illuſtrator ihrer Kinder- und Hausmärchen, bis dann all dieſe reizvollen und anmutigen Gebilde im ſüßlichen Gartenlaubenſtil der Verfallszeit rettungslos ertranken.

Dieſer im weſentlichen auf den Inhalt zielenden älteren Richtung der Bibliophilie ſteht eine mehr formale neuere Richtung gegenüber, die den Hauptwert nicht auf das Alter und die inhaltliche Bedeutung, ſondern auf die Schönheit des Buches legt und den Schwerpunkt ihrer Sammeltätigkeit im modernen Luxusdruck hat. Es war vor etwa dreißig Jahren, als eine neue Geſchmackswelle befruchtend über das deutſche Geiſtesleben kam, als die ſchauderhaften Goldſchnittbändchen und Prachtwerke, die auf den Salontiſchen unſerer „guten Stuben“ herumlagen, zu verſchwinden begannen, als die Geſellſchaft der Bibliophilen und die Zeitſchrift für Bücherfreunde begründet wurden. Es dauerte nicht lange, ſo verkündeten die Zeitſchriften „Pan“ und „Inſel“ das Ideal einer neuen Buchkunſt. Das Buch wurde wieder zum Kunſtwerk, und es lohnte ſich wieder, auch moderne Erzeugniſſe

der Buchkunſt zu ſammeln und ſich an Papier, Druck, Bildwerk und Einband zu erfreuen. So erhielt die moderne Bibliophilie mächtige Anregungen, wirkte aber auch ihrerſeits in noch höherem Maße auf den geſamten Verlag zurück, der äußeren Ausſtattung des Buches mehr Sorgfalt als bisher zuzuwenden und auch das Buch des täglichen Gebrauchs würdig auszuſtatten, ohne das dadurch der Preis teurer geworden wäre. Im Gegenteil, man kann ſagen, daß die Bücher in Deutſchland je beſſer je billiger wurden, und auch heute noch, wo die Teuerung mit zunehmender Wucht auf uns laſtet, ſind Bücher noch immer das verhältnismäßig billigſte was man kaufen kann. So hat die Bibliophilie einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Buchkultur in Deutſchland erlangt. Eine große Anzahl tatfroher junger Verleger wandelte mit idealer Begeiſterung in den neuen Bahnen, zögernd folgten viele ältere nach, und die Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit haben die Entwicklung wohl zeitweiſe hemmen, nicht aber dauernd unterbinden können. Die Frankfurter Buchmeſſe von 1920 und die ſchöne Ausſtellung des Jakob Krauſe-Bundes, der rührigen Vereinigung deutſcher Kunſtbuchbinder, im Weißen Saal des Berliner Schloſſes im Jahre 1921 haben gezeigt, was die deutſche Buchkunſt trotz aller Nöte zu leiſten imſtande iſt. Eine große Menge künſtleriſch hochſtehender Verleger, der Inſelverlag, Eugen Diederichs, Hans v. Weber mit ſeinen Hundertdrucken, Dreiangeldrucken und ähnlichen Unternehmungen, der Propyläenverlag mit den von Georg Müller übernommenen wundervollen Klaſſikerausgaben, der Euphorionverlag, Kiepenheuer, Kurt Wolff, Bruno Caſſirer und viele andere ſind rührig am Werke, und unſere Schriftgießereien und Druckereien mit ihren von Künſtlerhand entworfenen Schriftarten, Klingſpor in Offenbach, Drugulin in Leipzig, Berthold in Berlin und die Officina Serpentis in Steglitz ſtehen im Dienſt der guten Sache.

Die erſte Forderung, die der moderne Bücherfreund an ein künſtleriſches Buch ſtellen muß, iſt, daß Form und Inhalt harmoniſch zuſammenſtimmen. Nicht immer iſt die Produktion moderner Luxusdrucke dieſer Forderung entgegengekommen. In den letzten Jahren ſind viele Bücher auf den Markt gebracht worden, die lediglich eine Spekulation auf Snobismus und Protzentum darſtellen, die nicht nur bedauerliche Geſchmacksverirrungen zeigen, ſondern bei denen auch der geforderte Preis zu dem Gebotenen in keinem Verhältnis ſteht. Wenn es auch an ſich kein Schaden iſt, daß protzenhaften Kriegsgewinnlern, die keinerlei inneres Verhältnis zu den erworbenen Koſtbarkeiten beſitzen, das Geld aus der Taſche gezogen wird, ſo ſind doch im Intereſſe des Anſehens der deutſchen Buchkultur ſolche Erſcheinungen aufs entſchiedenſte zu verurteilen, und die im Jahre 1920 in Frankfurt verſammelten Buchhändler, Bibliophilen und Bibliothekare haben ſich mit einer ſcharfen Erklärung gegen dieſe Auswüchſe gewandt.

Das Weſen des Luxusdrucks beſteht darin, daß er in einer beſchränkten Auflage hergeſtellt iſt, von der die einzelnen Exemplare numeriert ſind. Die Auflage kommt meiſt gar nicht in den Buchhandel, ſondern wird nur für die Subſkribenten hergeſtellt. Die vornehmſte, allerdings ſehr ſelten vorkommende Form iſt die, daß auch der Name desjenigen, für den das Exemplar beſtimmt iſt, mit der Nummer eingedruckt wird. Gewöhnlich wird der Name handſchriftlich zugefügt. So bekommt jedes Buch von vornherein eine ganz perſönliche Note, und durch die Einmaligkeit der Auflage

und ihre beſchränkte Zahl wird es gleich beim Erſcheinen mit dem Charakter der Seltenheit ausgeſtattet und bekommt dadurch erſt den rechten Sammlerwert. Als Gegenſtand eines Luxusdruckes werden ebenſogern klaſſiſche Werke wie moderne Dichtungen gewählt. Zum Feſteſſen der Berliner Jahresverſammlung der Geſellſchaft der Bibliophilen 1921 wurde unter vielen anderen köſtlichen bibliophilen Gaben auch ein Bändchen dargereicht, „der numerierte Goethe" benannt, eine von Ludwig Sternaux bearbeitete Zuſammenſtellung ſämtlicher Goethe-Privat- und Luxusdrucke. Das Verzeichnis führt 102 Nummern auf, darunter den Fauſt dreizehnmal und — ſehr bezeichnenderweiſe — das Eroticon von 1810, das ſogenannte Karlsbader Tagebuch, achtmal. Man kauft und lieſt ſolche Luxusdrucke nicht, um aus ihnen die Dichtungen kennen zu lernen, denn die kennt man längſt, ſondern um den Band in ſtillen Stunden vorzunehmen, ſich an der Harmonie von Inhalt und äußerer Form zu erfreuen und die Dichtung in dem ſchönen Gewande erneut auf ſich wirken zu laſſen und ihr ſo immer wieder eine neue Seite des künſtleriſchen Genuſſes abzugewinnen. Auf dieſe Weiſe bekommt der Luxusdruck Leben und Berechtigung, und es ſtrahlt von ihm ein ſegensreicher Einfluß aus, der der geſamten Buchkultur auch des billigen Gebrauchsbuches dauernd zugute kommt.

Die beiden Richtungen der Bibliophilie aber, die inhaltlich-wiſſenſchaftliche und die formal-moderne, fließen in der Geſellſchaft der Bibliophilen und in den örtlichen Vereinigungen, unter denen die Leipziger an erſter Stelle ſteht, zuſammen. Sie finden ihren Ausdruck in den Veröffentlichungen, die dieſe Geſellſchaften alljährlich oder in größeren Zwiſchenräumen ihren Mitgliedern darbieten. Ein neben dieſen Vereinigungen beſtehender vornehmer bibliophiler Kreis iſt die einige Jahre vor dem Kriege begründete Maximilian-Geſellſchaft, ſo benannt nach Kaiſer Maximilian I., der in dem koſtbaren Teuerdank den erſten deutſchen Luxusdruck herſtellen ließ. Es iſt klar, daß der einzelne Bibliophile je nach ſeiner perſönlichen Neigung vorwiegend nur die eine Seite pflegen wird, aber die Bibliophilie würde ſich auf Irrwegen befinden, wenn ſie nicht beide Richtungen pflegen wollte. Darin, daß ſie es tut, liegt ihr ganz beſonderer Reiz, und nur aus dieſer Vielſeitigkeit kann die belebende Wirkung auf das Geiſtesleben hervorgehen, die ihre vornehmſte Aufgabe iſt.

Was die Tſchechen uns danken.

Von Dr. Heinrich Frenzel.

Das in hoher Kultur ſtehende ſchöne Land Böhmen iſt eines der glänzendſten Ergebniſſe deutſcher Arbeit. Bis auf weiteres bildet es nun den Hauptteil eines deutſchfeindlichen Staates, der ſich „Tſchechoſlowakei" nennt — gewiß ſehr ſachgemäß, da die gewaltſam einverleibten Slowaken (gleich den 3½ Millionen deutſcher Staatsangehörigen!) den Himmel täglich bitten, vom Tſchechenjoch erlöſt zu werden. Einſtweilen ſind die tſchechiſchen Zwangsherrſcher über eine der ſtarken Mehrheit nach nichttſchechiſche Bevölkerung bemüht, den Nachwuchs zu „richtigen" Tſchechen zu erziehen. In den ſtaatlichen Leſebüchern der Tſchechoſlowakei wird den wehrloſen Kindern über die geſchichtlichen Vorgänge, die zum Weltkriege geführt haben, u. a. folgendes eingehämmert:

„Im Nordweſten breitete ſich das mächtige Deutſche Reich aus. Der ganze nördliche Teil gehörte den Preußen. Die Preußen waren ſeit jeher ein rohes Volk, welches beſtändig ſeine friedliebenden Nachbarn beunruhigte und ſich nach allen Seiten ausbreitete. Im Jahre 1870 überfiel Preußen Frankreich und raubte ihm Elſaß-Lothringen. Der preußiſche König wurde Kaiſer von Deutſchland. Von der Zeit an waren die Deutſchen die größte Kriegsmacht. Als ſie dann in allen Weltteilen Beſitzungen und Kolonien erwarben, wurden ſie ſtolz, daß ſie die ganze Welt beherrſchen wollten. Sie bereiteten ſich zum Kriege vor, um Rußland, England und Frankreich zu unterjochen. Ihre Fabriken erzeugten unzählige tauſende Kanonen und Gewehre, ihre Flotte hatte Hunderte von Kriegs- und Handelsſchiffen... Der Krieg mußte kommen und kam. Deutſchland und Oeſterreich fürchteten, die vereinigten Mächte könnten ſie in den Kriegsrüſtungen einholen, und hetzten zum Kriege. Oeſterreich, von Deutſchland angeſtiftet, intrigierte gegen Serbien, die deutſchen und ungariſchen Zeitungen beſchimpften die Serben. Eine unerwartete Folge deſſen war das Attentat auf den Thronfolger vom 28. Juni 1914 in Serajewo. Für dieſe Miſſetat beſchuldigten die Deutſchen und Ungarn mit Unrecht das ganze ſerbiſche Volk. Sie überredeten leicht Kaiſer Franz Joſeph zur Kriegserklärung, 28. Juli 1914 . . ."

Es erſcheint angeſichts der plumpen Anpöbelung der „Preußen", d. h. natürlich Deutſchen, angebracht, an einige Tatſachen zu erinnern.

Der unbeſtritten größte tſchechiſche Geſchichtsſchreiber iſt Franz Palacky (1798—1876), von den Tſchechen „der Vater der Nation" genannt und jahrzehntelang als ihr oberſter Führer anerkannt. Er verdankte (wie Jakubec in ſeiner Geſchichte der tſchechiſchen Literatur, Leipzig 1907, S. 183 feſtſtellt) ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in erſter Linie den Deutſchen Kant, Herder, Schiller, Fichte, Jacobi, Luden, Rotteck, Jahn. Bei Abfaſſung ſeiner „Geſchichte von Böhmen" (Prag 1836 ff.) hat ihm, wie er ſelbſt ſagt, „nur das Wohl und Wehe des tſchechiſchen Volkes als Leitſtern und Richtſchnur gedient". Trotzdem blieb er im ganzen ſachlich. So ſchreibt er u. a.: „Böhmen, das noch keinen eigenen Biſchof hatte, konnte jetzt (im 10. Jahrhundert) nur aus und über Deutſchland Prieſter und Prediger des Evangeliums erhalten und ſomit auch aller Wohltaten der chriſtlich-europäiſchen Ziviliſation teilhaftig werden. So hohen Intereſſen gegenüber durfte die Rückſicht auf die politiſche Unabhängigkeit des Landes bei Herzog Wenzel um ſo weniger in Anſchlag kommen, als er durch Anſchließung an Deutſchland ſelbſt neuen Schutz gegen die fortwährend ihn bedrohenden Madjaren zu erlangen hoffen konnte. Darum hielt er auch ſtets feſt an Heinrich I." (I, S. 205.) „Zum erſten Biſchof Böhmens wurde ein ſächſiſcher Mönch namens Ditmar gewählt . . ." Er erwies ſich als ein frommer, tätiger und kluger Kirchenfürſt. (S. 229.) Sein Nachfolger Woytech (Adalbert) hatte ſeine höhere Bildung in Magdeburg „von Otherich, einem durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten und in ganz Deutſchland hochgeachteten Mann", erhalten. (S. 234.) „Die neuen Anſiedler in den Städten waren, wo nicht insgeſamt, doch größtenteils aus dem nordweſtlichen Deutſchland und den Niederlanden (die bekanntlich bis 1648 zum Deutſchen Reich gehörten) einwandernde Koloniſten. . . Dieſe Auswanderung, die ſeit der Mitte des 12. bis tief ins 13. Jahrhundert hinein fortdauerte, nahm nach und nach alle ſlawiſchen und ungariſchen Länder vom Baltiſchen Meere bis zur unteren Donau ſtrichweiſe ein und erwies ſich insbeſondere durch Ausrodung der Wälder und Anlage neuer Dörfer an den Grenzgebirgen des Landes nützlich und heilbringend. Unter Ottokar II. wurden ... Deutſche in Maſſe angeſiedelt. . .

Die Städte in Böhmen und Mähren wurden alle von ihnen mehr oder weniger angefüllt . . . (Palacky ſchildert die Einführung des deutſchen Rechts in Böhmen und fährt fort): Dieſe ungemeine Förderung des Städteweſens und der Koloniſation durch Deutſche erklärt ſich zunächſt aus Ottokars Beſtreben, die Induſtrie und den Verkehr in ſeinem Lande zu heben. Welchen Vorteil die vermehrte gewerbefleißige Bevölkerung dem Lande bringe, war ihm nicht entgangen; aus dem eigenen Lande konnte er keine Koloniſten ziehen; und daß die Deutſchen noch (?) induſtriöſer waren als die eingeborenen Böhmen, bewies ihm ſchon der raſche Aufſchwung des böhmiſchen Bergbaues, dem er vorzüglich ſeine Schätze und ſeine Macht verdankte, ſeitdem das uralte Bergwerk in Iglau durch Deutſche neu gehoben und Kuttenberg entdeckt worden war." (II, 1, 157 ff.) „Die Deutſchen entſprachen dem in ſie geſetzten Vertrauen und erwieſen ſich dem Lande ſehr nützlich . . . Ihnen zunächſt verdankt man die hohe Blüte der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutſchbrod, die auf Vermehrung des Wohlſtandes im Lande und ſomit auch der Macht des Staates ſo großen Einfluß hatte. Für ſie und größtenteils auch durch ſie wurde der böhmiſche Bürgerſtand geſchaffen, folglich auch die Gewerbetätigkeit im Lande neu belebt und gehoben; ihre Anſiedlungen gaben auch mittelbar Anlaß zur Emanzipation der Bauern." (II, 2, 36.) Palackys tſchechiſche Geſinnung kommt hier dadurch zum Ausdruck, daß er den deutſchböhmiſchen Städten einen Vorwurf daraus macht, daß ſie „in den nachfolgenden Kriegen der Böhmen mit den Deutſchen nur zu oft geneigt waren, den Feinden des Landes, ihren Stammesgenoſſen, freundliche Hand zu bieten." Der gute Palacky meinte alſo, die böhmiſchen Deutſchen hätten ſich z. B. für die wilden Huſſiten begeiſtern ſollen, die ihr Chriſtentum ſo eigenartig betätigten, indem ſie zur Rache für die durch die Schuld des Papſtes, des Kaiſers und der Konſtanzer Kirchenverſammlung erfolgte Ketzerverbrennung des edlen, unglücklichen Johannes Hus viele Tauſende von Menſchen, die mit dieſer gräßlichen Untat nicht das Geringſte zu tun hatten, mordeten und jahrzehntelang die deutſchen Lande weithin verwüſteten und ausplünderten, bis dem Unweſen Einhalt getan wurde.

Der Prager Profeſſor und Reichsratsabgeordnete Dr. Maſaryk ſchrieb in ſeinem Buche über „Palackys Idee des böhmiſchen Volkes" (Prag 1899, S. 37): „Auch dafür haben wir Palacky und den übrigen Führern zu danken, daß ſie uns vermittelſt der deutſchen Philoſophie zu einem ſelbſtändigen böhmiſchen Denken verholfen haben." Später hat ſich dieſer hochbegabte Tſcheche zum Landesverräter entwickelt und iſt ſchließlich zum Staatspräſidenten der Tſchechoſlowakei gewählt worden.

Uebrigens iſt die ganze neuere nationale Bewegung der Tſchechen deutſchen Urſprungs.

Zu ſeinem Freunde Zelter ſagte Goethe 1816: „Wir Deutſchen ſtehen gar hoch und haben gar nicht Urſache, uns vom Winde hin- und hertreiben zu laſſen." Wir können auch nur bei Volksgenoſſen darauf rechnen, unſere Gedanken richtig verſtanden und in unſerm Sinne ausgeführt zu ſehen, während die anderen unſere eigenen Gedanken wohl gar gegen uns ſelbſt verwerten und zu unſerm Schaden ausgeſtalten.

Was Gutes zu denken wäre gut,
fänd ſich nur immer das gleiche Blut;
dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
wird ſogleich mit dir ſelber hadern.

Ein tiefes Seherwort*), das sich im höheren, völkischen Sinne nur zu sehr erfüllt hat! (Viele Aussprüche Goethes enthalten weit mehr, als er zunächst selbst meinte.)

Die tschechische Sprache war bereits im Einschlafen begriffen, als der Deutsche Josef Jakob Jungmann sein „Böhmisch(!)-Deutsches Wörterbuch" herausgab, das, vom Verfasser als Grabmal des Tschechischen angesehen, dessen Jungbrunnen wurde, nachdem die deutschböhmischen Dichter K. E. Ebert, Alfred Meißner u. a. die Gestalten der tschechischen Sage und Geschichte neubelebt und dadurch den in der Eindeutschung bereits weit vorgeschrittenen Tschechen völkisches Selbstbewußtsein gegeben, wodurch die Wiedergeburt dieses Volkes und ihr mächtiger Aufstieg ermöglicht wurde. Der Tscheche Jakubec berichtet in seiner Geschichte der tschechischen Literatur (Leipzig 1907, S. 139), daß Schafarschick und Kollár, nächst Palacky die Erwecker des Tschechentums, die Anregung zu ihrem Vorgehen durch die vaterländisch gerichteten Vorlesungen des Professors Luden in Jena und die geistesverwandten Schriften von Schiller und Jahn empfangen haben — das Ergebnis ist die viehische Knechtung von vier Millionen Deutschen in Böhmen, Mähren, dem früher österreichischen Schlesien, Westungarn und dem besonders frech vergewaltigten unglücklichen treudeutschen Hultschiner Ländchen: Schillers, Jahns und Ludens reiner, edler, von jedem Haß oder Unterdrückungswunsch gegenüber anderen Völkern weit entfernter deutscher Volkstumsgedanke ins Tschechisch- (und Entente-) Barbarische übersetzt! Als Wortführer des tschechischen Volkes traten der Reihe nach auf: Rieger, Zeithammer, Spindler, Gabler, Tonner, Greger („Gregr"), Herold, Engel, Zucker, Kaizl. . . Daß die Tschechen noch als Tschechen vorhanden sind, verdanken sie in vierfacher Hinsicht der von ihnen ausgenutzten deutschen Geistesarbeit. Daß sie zum Danke dafür die ihnen von dem teuflischen Kleeblatt Lloyd George-Clemenceau-Wilson ausgelieferten Deutschen vergewaltigen, zeigt den sittlichen Tiefstand jenes Räubervolkes. Bethmann Hollweg erwartete ja auch von den den Tschechen sittlich mindestens ebenbürtigen Polen Dankbarkeit für die durch deutsche Blutopfer erkämpfte Befreiung Großpolens vom Zarenjoch: eine der zahllosen verhängnisvollen Dummheiten des jämmerlichsten aller Reichskanzler (Herrn Dr. Wirth natürlich ausgenommen!). Wir Deutschen *sind* dankbar; wir haben den anderen zum Dank für die uns gewordenen geistigen Anregungen die liebevollste, gründlichste Erforschung aller Sprachen und Literaturen geschenkt, den Amerikanern für die Aufnahme unserer Landsleute, den Neugriechen für unsere Befruchtung durch die altgriechische Kultur bei ihren Befreiungskämpfen entscheidende Hilfe geleistet. Darum hatte Goethe recht, als er sagte, daß „wir Deutschen gar hochstehen" . . .

Das haben gelegentlich auch Tschechen anerkannt. *Ein tschechischer Sozialdemokrat*, der sich allerdings durch eine ganz ungewöhnliche Vorurteilslosigkeit und wirklichen Weitblick auszeichnet, Dr. Franz *Soukup*, veröffentlichte in dem Organ seiner Partei „Pravolidu" im Oktober 1911 „Reiseskizzen" und schrieb darin u. a.: „Wer heute den schmalen Gang am Bodenbacher Bahnhof durchschreitet, der die Kanzleien der österreichischen und deutschen Zollbeamten trennt, kann nach wenigen Augenblicken in breiten, bequemen Wagen, entlang der schiffbaren Elbe, an riesigen Fabriken und prächtigen Villen vorbei

*) Goethe schrieb es unmittelbar nach einem Besuch des jungen genialen Denkers Arthur Schopenhauer nieder, der in der Farbenlehre, von Goetheschen Grundgedanken ausgehend, teilweise neue Wege einschlug.

nach Dresden fahren, und niemand wird ſich dabei des Gefühls erwehren können, daß er hier um mindeſtens ein Vierteljahrhundert nach vorwärts gekommen iſt. Es iſt heute eine Tatſache, mit der jedermann in Europa und in erſter Reihe wir Tſchechen rechnen müſſen, daß ſich gegenwärtig an der Nordgrenze der heutigen Habsburgiſchen Monarchie eine in Wahrheit großartige und gigantiſche Erſcheinung abſpielt, und daß jeder neue Fabrikſchornſtein und jede neuerliche Erweiterung einer der unzähligen deutſchen Großſtädte nur ein Beweis dafür iſt, daß das Deutſche Reich heute in Wirklichkeit die erſte Großmacht des Feſtlandes iſt. Aus Induſtrieſtädten werden Induſtrieprovinzen, aus Induſtrieprovinzen ein Induſtriereich und aus dem Induſtriereiche die Werkſtätte für einen ganzen Weltteil — das iſt die Linie, der entlang heute Deutſchland mit der eiſernen Kraft einer Lokomotive auf den Schultern ſeiner Millionen von wohlausgebildeten Arbeitern vorwärtsgetragen wird, um dereinſt der führende Faktor in den Vereinigten Staaten des Europa der Zukunft zu werden."

Das war vor elf Jahren. Für den Augenblick ſtimmt die Wirklichkeit in Böhmen und anderwärts nicht ganz zu Soukups Vorausſage. Aber wir laſſen nicht von der Zuverſicht, daß ſie ſich eines Tages erfüllen wird, wenn wir das Unſere tun.

Weltſpiegel.

31. Mai.

Der Tag, an dem wir heute den üblichen Rückblick auf die politiſchen Ereigniſſe einer Woche abſchließen, ſollte nach dem Wunſche Frankreichs ein kritiſcher Tag erſter Ordnung in der hohen Politik werden. Falls Deutſchland nicht die Forderungen der Reparationskommiſſion befriedigend beantwortete, drohte Frankreich mit Sanktionen, d. h. in dieſem Falle mit dem Einmarſch in das Ruhrgebiet. Es ſtieß dabei auf den offenkundigen Widerſpruch der eigenen Verbündeten. Vielleicht iſt auch der von verſchiedenen Beobachtern wahrgenommene Eindruck nicht unrichtig, daß ſogar in Frankreich ſelbſt der Ueberdruß und der Unwille wegen des nationaliſtiſchen Treibens, das das Land nicht zur Ruhe und zu friedlicher Arbeit kommen läßt, im Steigen begriffen iſt. Freilich iſt es nicht leicht, Stärke und Wirkung dieſer Strömung nachzuweiſen und richtig abzuſchätzen; denn die eigentümliche moraliſche Feigheit der vernünftigen und anſtändigen Franzoſen gegenüber dem nationaliſtiſchen Geſchrei einer Minderheit machtberauſchter und gloireſüchtiger Fanatiker iſt eine kennzeichnende Erſcheinung, die ſich durch die ganze franzöſiſche Geſchichte hindurchzieht. Aber es darf doch nicht unbeachtet bleiben, wenn dieſer Tage in offener Sitzung der franzöſiſchen Kammer der Abgeordnete Favre trotz heftigem Toben der Verhetzungspolitiker Herrn Poincaré wegen ſeiner Politik hart zuſetzte und ſich als Redner für eine Politik der Vernunft, Billigkeit und Beruhigung zu behaupten verſtand.

Die Anhänger der alten franzöſiſchen Gewaltpolitik, zu denen bis jetzt immer noch die Stimmführer in dem Chor der öffentlichen Meinung Frankreichs zählen, ſuchen ihren Standpunkt dadurch zu retten, daß ſie ihren herriſchen und beleidigenden Ton gegen Deutſchland und die Anzweiflung ſeines Friedenswillens und ſeiner Vertragsehrlichkeit ſorgfältig

festhalten, die Einigkeit der Entente als die einzig wirksame Ursache ihrer Erfolge preisen und alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England als möglichst geringfügig hinstellen. In Wirklichkeit sieht es mit diesem letzten Punkt ziemlich windig aus, und es fehlt auch in der französischen Presse nicht an Stimmen, die das offen zugeben und ihre Besorgnis darüber äußern. Wir aber haben um so mehr Ursache, an dem Hinweis festzuhalten, daß die jetzige Lage gar nichts mit dem Verhalten Deutschlands gegenüber der Entente zu tun hat, daher auch durch das größere oder geringere „Wohlverhalten" Deutschlands — im Sinne der Entente gesprochen — nicht geändert werden kann. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Frankreich und England entspringt vielmehr aus der Verschiedenheit der Interessen der beiden Länder, die sich desto mehr bemerkbar macht, je stärker sich die Folgen des widersinnigen Versailler Vertrages in der zunehmenden wirtschaftlichen Not Europas zeigen. Zu warnen ist natürlich vor der Illusion, als ob das Auseinanderlaufen und Gegeneinanderlaufen der englischen und französischen Interessen uns unmittelbar zugute kommen könnte, indem es England an unsere Seite führt. Die Form des äußerlichen Zusammengehens zwischen Frankreich und England wird noch lange erhalten bleiben. Aber eben dadurch wird Frankreich gezwungen, sich in der Rolle, die es gern spielen möchte, eine gewisse Vorsicht und Zurückhaltung aufzuerlegen. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die von der früheren Art abweichende Behandlung der deutschen Vorschläge durch die Reparationskommission zu beurteilen sein. Auch Frankreich will zur Zeit den Bogen nicht allzu sichtbar überspannen und sich den Möglichkeiten einer internationalen Anleihe zugunsten Deutschlands nicht geradezu entgegenstellen; denn eine gar zu deutliche Isolierung würde es heute nicht mehr vertragen. Wie sich diese für die ganze Weltlage überaus wichtigen Verhältnisse weiter entwicklen, hängt auch wesentlich von der Haltung Deutschlands und der Gestaltung seiner innerpolitischen Zustände ab, worauf wir hier nicht näher eingehen können.

Inzwischen nehmen auch die Vorbereitungen zu der neuen Konferenz im Haag ihren Verlauf. Während Lloyd George, der seine Stellung in den letzten Tagen durch ein Vertrauensvotum des Unterhauses vorläufig befestigt hat, in bezug auf das Haager Unternehmen die größte Zuversicht zur Schau trägt, lauten im übrigen die Urteile über diese Fortsetzung von Genua recht kühl, vor allem weil Amerika auch diesmal an seinem eigentümlichen Standpunkt gegenüber der Sowjetregierung festhält. Und nun hat auch Frankreich eine nahezu ablehnende Stellung eingenommen. Es will an der Haager Konferenz überhaupt nicht teilnehmen, falls nicht Rußland sein Memorandum vom 11. Mai, die bekannte, ziemlich aggressiv gehaltene und namentlich für Frankreich recht peinliche Antwort auf die Ententeforderungen vom 2. Mai, gänzlich zurückzieht und weitere befriedigende Zusicherungen über Schutz des Privateigentums gegen jeden Zugriff abgibt.

Die nachträglichen Erörterungen über Genua, die es in den letzten Tagen in den Parlamenten aller beteiligten Länder gegeben hat, haben begreiflicherweise besonderen Anlaß zu allerlei Beurteilungen der Lage im heutigen Rußland gegeben. Dabei tritt in den verschiedensten Formen und Abstufungen die Meinung hervor, daß die Sowjetregierung auch heute noch in erster Linie als Vertreterin des „Bolschewismus", d. h.

einer Lehre und Weltanſchauung, die dem Beſtande der weſteuropäiſchen Staaten direkt gefährlich ſei, betrachtet werden müſſe. Dieſer Geſichtspunkt iſt gewiß nicht ganz außer Acht zu laſſen. Denn indem ſich die ruſſiſche Regierung noch immer grundſätzlich zu dieſer Lehre bekennt, die in den Nachbarländern als Ausdruck der radikalſten Umſturzideen bewertet und gefürchtet wird, hält ſie ſich ein Eiſen im Feuer, aus dem im gegebenen Augenblick wohl unter gewiſſen Umſtänden eine gefährliche Waffe geſchmiedet werden kann. Dennoch darf nicht vergeſſen werden, daß der Bolſchewismus ſeine Rolle als Mittel zur gänzlichen Umgeſtaltung eines in unvolkstümlichen Formen erſtarrten Rußlands im weſentlichen ausgeſpielt hat. Aus dem Uebergangsſtadium ſchält ſich allmählich der echtruſſiſche Staat, wie er im Grunde immer geweſen iſt, wieder heraus, jetzt natürlich ausgeſtattet mit vielen Errungenſchaften des modernen Verkehrs und der modernen Ziviliſation, aber doch in ſeinem Weſen kaum verſchieden von den früheren Gebilden, die den Namen Rußland führten. Ein ſtark und eigenartig entwickeltes Nationalbewußtſein, wurzelnd in einem reichen Gefühlsleben, eine ungewöhnliche paſſive Widerſtandskraft, alles zu ertragen bereit, eine ſelbſtverſtändliche, inſtinktmäßige Hingabe an das Ganze, den Staat, — ohne den geringſten Anſpruch der Rückſichtnahme auf das Volkswohl, — das ſind ihre weſentlichen Kennzeichen, die unverwiſchbar ſind, mag der Träger der Gewalt Rurik, Iwan III., Peter der Große oder Lenin heißen. Aber ſie ſind auch nicht auf andere Völker übertragbar; das mag den Ueberängſtlichen zum Troſt dienen. Das Rußland, das ſich jetzt neu aufzubauen beginnt, iſt trotz ſeinem Bekenntnis nicht mehr bolſchewiſtiſch, und es iſt ein Irrtum, zu erwarten, daß ein ausdrücklicher, förmlicher Sturz des gegenwärtigen Regierungsſyſtems das Siegel unter die neueſte Entwicklung ſetzt. Es iſt durchaus richtig, daß wir uns nicht durch ängſtliches Abwarten gute politiſche und wirtſchaftliche Ausſichten rauben laſſen, ſondern hier tapfer zugreifen und handeln.

Wir wollen die damit zuſammenhängenden Verhältniſſe in den öſtlichen Staaten heute hier noch nicht behandeln. Nur ſtreifen wollen wir die Tatſache, daß der öſterreichiſche Bundeskanzler Schober geſtürzt worden iſt, weil er ſich durch ſeine Politik, namentlich durch den mit der tſchechoſlowakiſchen Republik abgeſchloſſenen Vertrag von Lana, der Hauptſtütze beraubt hatte, die er urſprünglich in der Großdeutſchen Partei beſaß. Auf dieſe Verhältniſſe, auch auf die Entwicklung in Ungarn, wollen wir in der nächſten Betrachtung eingehen. W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Literaturgeſchichte. (Schluß; vgl. Heft 20.)

Wilhelm Bode, Goethe in vertraulichen Briefen ſeiner Zeitgenoſſen. Auch eine Lebensgeſchichte. 1. Band: Im alten Reiche 1749 bis 1803. 2. Band: Die Zeit Napoleons 1803—1816. Berlin 1921. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 45 bzw. 35 M. Pappband 56 bzw. 44 M. Ganzleinenband 65 bzw. 52 M.

Der eifrige Goethe-Bearbeiter hat mit dieſem Werk, deſſen Schlußband noch ausſteht, vielleicht ſein Beſtes geſchaffen. Wir erhalten durch ihn den Goetheſpiegel der Zeitgenoſſen. Die Propyläen-Ausgabe hat in einem beſonderen Supplementband Aehnliches geſammelt, und in kurzer, überſichtlicher Auswahl auch der Goethe-Almanach für 1922. Wer auf möglichſte Vollſtändigkeit Wert legt, wird bei Bode ſeine Befriedigung finden. Natürlich charakteriſieren nicht nur die Zeitgenoſſen Goethe, ſondern auch ſich ſelbſt durch ihr Urteil an Goethe. Wer in dieſem Sinne in der unerſchöpflichen Fundgrube Bodes nachforſcht, wird Entdeckungen im guten wie im ſchlimmen Sinne erleben.

Paul Fiſcher, Goethes Altersweisheit. Tübingen 1921. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ein eigenwüchſiges, tiefgehendes, rechtfühlendes Goetheforſchen lebt ſich in dieſem Buche aus, das aus Stuttgarter Volkshochſchulkurſen erwachſen iſt. Der beſcheidene Verfaſſer läßt die Frage offen, ob ſein Buch in der unüberſehbaren großen Goetheliteratur ſeinen Platz finden werde. Wir glauben dies bejahen zu dürfen, ebenſo wie der vornehme Verlag, der ſich für die Verbreitung dieſes in ſeiner Art doch ganz originellen Goethebreviers einſetzt. Wer Goethe äſthetiſch-individualiſtiſch anſieht, den wird das Buch vielleicht zu weltanſchaulich-ſyſtematiſch berühren. Um ſo mehr befriedigt es den, der ſelbſt nach einem vertieften geiſtigen Gehalt ſtrebend das Ewig-Menſchliche ins Allgemeingültige geläutert bei Goethe ſucht.

J. W. von Goethe, Empfindſame Geſchichten. Mit zehn Zeichnungen von Rolf von Hoerſchelmann. München 1921. G. Hirths Verlag.

Vereinigt mehrere Stücke aus den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter" mit „der neuen Meluſine", der „pilgernden Törin", dem „Mann von fünfzig Jahren" und anderen zum Teil wenig bekannten Novellen zu einem ſchmucken Bändchen, das man wohl manchem auf den Geſchenktiſch legen kann in der Gewißheit, daß dieſer Goethe als Entdeckung auf ihn wirkt. Zumal der moderne Herausgeber ſich ſehr artig im Hintergrunde hält und alle meiſt unvermeidlichen Vor-, Nachwörter und Anmerkungen unterläßt.

Goethes Werke. In dreißig Bänden. Volksverband der Bücherfreunde. Berlin W.

Der „Volksverband der Bücherfreunde" (Berlin, Rankeſtraße 34), der ſich zur Aufgabe geſetzt hat, den Mittelſtand unter Ausſchaltung aller Zwiſchenhandelskoſten unmittelbar vom Verlag mit guten Büchern zu verſorgen, muß über gewaltige Mittel verfügen. Denn die dreißigbändige Goetheausgabe, deren erſte Bände uns vorliegen, bedeutet einfach ein Millionengeſchenk des Volksverbandes an ernſthafte Literaturfreunde. Man ſtelle ſich vor, daß die urſprünglichen Subſkribenten den ſchön gedruckten und muſtergültig gebundenen Band noch heute für — 19 M. erhalten! Herausgeber iſt der bekannte Aeſthetiker und Pſychologe Müller-Freienfels; er hat das Problem einer zugleich wiſſenſchaftlich ernſthaften und für jede Hausbücherei geeigneten Gotheausgabe in durchaus ſelbſtändiger und weitſichtiger Art angefaßt. Wir kommen auf ſeine Leiſtung des Näheren zurück, wenn dies beiſpielloſe Unternehmen gemäß dem Plan des Volksverbandes — nach einem „Erſcheinungskalender" der einzelnen Bände, der bisher pünktlich eingehalten worden iſt — weiter vorgeſchritten ſein wird.

Johann Peter Hebel, Von Gaunern, Schelmen und Spiegelfechtern, von Prozeſſen und Hochgerichten. Kalendergeſchichten aus Johann Peter Hebels Schatzkäſtlein. Ausgewählt und eingeleitet von Otto Ernſt Sutter. Mit ſechs Zeichnungen von Georg Poppe. Geheftet 11 M., in künſtleriſchem Halbleinenband 16 M. Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart.

Die vorzüglich gedruckte Auswahl aus Hebels Schatzkäſtlein hat ihre Beſonderheit darin, daß ſie die berühmten Gaunergeſchichten zum erſtenmal zu einer Einheit von Schwanknovellen zuſammenfügt.

E. Spenlé, Henri Heine. Notice et traduction. Paris, La Renaissance du Livre.

Der Profeſſor an der Univerſität Straßburg bringt nach einer flott geſchriebenen, wenn auch nicht gerade ſelbſtändigen Einleitung Ueberſetzungen von Koſtproben Heineſcher Dichtungen und Eſſais. Auch die Lyrik iſt in franzöſiſche Proſa verwandelt. Ob der Gelehrte mit dem verwelſchten deutſchen Familiennamen damit ſeine Elſäſſer dazu bringen will, auch Heine auf franzöſiſch zu konſumieren, erſcheint immerhin zweifelhaft; ſicher iſt, daß er in der Auswahl der Stellen nach bewährten Muſtern erfolgreich — was bei Heine ja nicht ſchwer iſt — Deutſchland in den Schmutz legt.

Gottfried Kellers Werke in zehn Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. Mit vier Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck und zwei Handſchriftproben. Deutſches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Man muß ſich nun ſchon daran gewöhnen, auch Keller, den „frei Gewordenen", in dem beſcheidenen Druck der volkstümlichen Ausgaben ſtatt in dem gewohnten ſtattlichen Originaldruck zu leſen. Die Bongſche Ausgabe in fünf Bänden erfüllt alle buchtechniſchen Anſprüche, die man an eine billige Ausgabe ſtellen darf und ſie gibt durch die ſorgfältig gearbeiteten Einführungen der Herausgeber dem Leſer biographiſch-literariſche Handhaben, die vor dem „Freiwerden" ſo bequem nicht vereinigt waren.

Alexander Brückner, Ruſſiſche Literatur. Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wiſſen und Technik aller Zeiten. Abt. Literaturgeſchichte. Herausgegeben von Paul Merker. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. Kart. 12,50 M., geb. 15 M.

Der geiſtvolle Verfaſſer verſteht den Sinn der Kürze ſtreng auszuwählen und klar zu ſilhouettieren. Bis zur Gegenwart, bis zu „Rußlands Untergang" führt er ſeine leichten, ſicheren Striche. Um Puſchkin, Tolſtoi, Doſtojewſki reiht ſich die Schar der tapferen Wahrheitſager in dunkler Umgebung, das Häuflein ruſſiſcher wirklicher Schriftſteller des 19. Jahrhunderts. Eine charakteriſtiſche Porträtreihe beſchließt den Band.

Romantik-Band. Ein deutſcher Frühling in Wort und Bild. Ausgewählt und eingeleitet von L. Benninghoff. Hamburg. Hanſeatiſche Verlagsanſtalt. 1921.

Der Begriff Romantik iſt hier in Wort und Bild in einem ſehr weiten Umfang und in einer ſehr lebendigen Tiefe gefaßt. Endlich einmal eine ſchöne, handliche Leſe, die mit den Romantikern im engeren Sinn das deutſche Fühlen

auch von Goethe und Hölderlin bis zu Kleist, Arndt und Rückert, bis zu Schinkel, Cornelius, Rethel und natürlich Schwind umschreibt.

Gertrude Craig Houston, The Evolution of the Historical Drama in Germany during the first half of the Ninetheenth Century. William Mullan u. Son., Belfast. 1920.

Ein achtungswerter Beleg für die Vertiefung deutschkundlicher Studien an englischen Universitäten.

A. Seidel, Einführung in das Studium der Romanischen Sprachen. Bibliothek der Sprachenkunde. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig. 10 M. u. 20 v. H. Teuerungszuschlag.

Reichhaltig und pädagogisch geschickt, insbesondere dem zu empfehlen, der den Zusammenhang der neueren romanischen Sprachen mit dem Latein verstehen will.

Studienrat Prof. Dr. A. R. Diebler, Das Latein im täglichen Leben. Nachschlagebuch der gebräuchlichsten lateinischen Aussprüche und Redewendungen. 3. Auflage. Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn. Leipzig. 1920. 1,50 M. u. 100 v. H. Teuerungszuschlag.

Die Brauchbarkeit dieses kleinen „Spezialbüchmann" für Nichtlateinkundige geht daraus hervor, daß sich schon wieder eine neue Auflage nötig erwiesen hat.

Dr. Oscar Kalbus, Der Deutsche Lehrfilm in der Wissenschaft und im Unterricht. Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8. 1922. Preis 60 M.

Dieses von einem bekannten und ausgezeichneten Filmfachmann und Wissenschaftler geschriebene Buch ist das erste, daß in einer umfassenden und gediegenen Uebersicht die historische Entwicklung und 25 verschiedene Wissensgebiete — außer Medizin — des deutschen Lehrfilms behandelt. Aus beruflichem Wirkenskreise entstanden, von Anfang bis Ende, neben wissenschaftlicher Gründlichkeit, frische und lebendige, jedoch immer sachlich bleibende Darstellung des schwierigen Stoffes zeichnen dieses Werk besonders aus und machen es zu einem wertvollen Ratgeber, namentlich für Lehrer und Volksbildner. Aber auch für weitere Kreise der Wissenschaft und Industrie unentbehrlich zum Nachschlagen. Jedenfalls ein Buch, das sehr fehlte und nun mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 10. Juni 1922

Nummer 22

Zuſammenbruch und Wiederaufſtieg vor hundert Jahren.

Eine Bonner Rede.

Von Fritz Kern.

(Schluß.)

IV.

Es iſt Napoleon zum Verhängnis geworden, daß er die Technik ſeiner Erfolge vornehmlich an den Deutſchen ausgebildet hat.

Als 1808 ganz Spanien, das arme, mißregierte, zurückgebliebene Spanien ſich gegen die Politik Napoleons wie ein Mann erhob, rief der liberale Oppoſitionsführer Sheridan im engliſchen Unterhaus: „Bis jetzt hat Napoleon mit Fürſten ohne Würde, Truppenzahlen ohne Begeiſterung, oder Völkern ohne Vaterlandsliebe gerungen. Er hat noch zu lernen, was es heißt, ein Volk zu bekämpfen, das von Einem Geiſt gegen ihn beſeelt iſt.“

Spanien hat der damaligen Welt die elektriſierende Lehre erteilt, daß auch andere Völker als das franzöſiſche durch nationale Opferkraft Großes vermögen. Dieſe Lehre war für die Deutſchen beſchämend, aber nicht vergeblich. Zugrundegegangen iſt Napoleon zuletzt doch weder an Spanien noch an Rußland, vielmehr an Deutſchland. Er hatte es nicht zu begreifen vermocht, daß die Deutſchen gerade durch die 1½ Jahrzehnte, in denen er ſie in die Schule nahm, ihr Weſen ebenfalls ändern mußten. Schon im Krieg von 1809 konnte er die Wandlung ſpüren. Der abgelegenſte, zurückgebliebenſte der deutſchen Stämme, die Tiroler, lieferten ein deutſches Spanien. Die Bauern, die dreimal Innsbruck befreit haben, kämpften freilich kaum gegen die Franzoſen, ſie kämpften gegen den Bruderſtamm der Bayern für Väterglauben und Väterrecht, ſie kämpften mit der Dummheit und Feigheit der ihnen zur Hilfe geſchickten Wiener Hofburggenerale für den ſchönen, trügeriſchen Glauben an den Kaiſer Franz. Aber von den letzten, ärmſten Deutſchen aus den Bergen um Meran ging damals, wie 40 Jahre ſpäter aus dem abgelegenen Winkel der Schleswigholſteiner Marſch und Geeſt die den Deutſchen ſelbſt überraſchende und beglückende Wendung aus: ein Kampf um die Heimat, der nicht Löſung vom deutſchen Stammland bedeutete, wie der Freiheitskampf der

Schweizer und Holländer, ſondern Treue mit blinder, tragiſcher Beharrlichkeit. Und auch an Schill, Dörnberg, dem Braunſchweiger Herzog, Staps, vor allem an der Kampfeszähigkeit der ſchlecht geführten deutſch-öſterreichiſchen Truppen von Aſpern und Wagram hatte Napoleon zu fühlen bekommen, daß das ſpaniſche Feuer von 1808 ein deutſches von 1809 entzündet hatte. Die einzelnen Brandherde konnte er austreten, aber nicht den Funken erſticken. Sein eigentliches Verhängnis war es doch, daß er durch die Behandlung Preußens nach 1806 die Königsberger Regierung vor der Gefahr behütet hat, ein Rheinbundsglück zu ſuchen, daß er vielmehr Preußen und das Deutſchtum einander in die Arme gejagt hat. Napoleons große Nation hatte ein großes Volk, das noch keine Nation war, in Scherben zerſchlagen, und eben dadurch auf den Weg zur Nation gebracht. Vor 1789 hatte es auf dem Feſtland noch kein eigentlich aktives Nationalgefühl der Maſſen gegeben. Die Franzoſen hat es zuerſt durchzuckt, damals, als bei der Flucht ihres Königs 1791 allem Bürgerkrieg zum Trotz auf einen Schlag 4 Millionen franzöſiſcher Bürger ſich unter den Waffen fanden, glühend begeiſtert, um freiwillig und einmütig die heiligen Grenzen Frankreichs gegen den geargwöhnten fremden Angriff zu ſchützen. Dann kam die Reihe an die Spanier, die Ruſſen, die Deutſchen, ſpäter auch an die Griechen, die Serben, die Italiener uſw.

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutſche, vergebens", ſo hatte noch vor wenigen Jahren Schiller reſigniert. Jetzt, als Napoleons Zaubergerte den deutſchen Volksgeiſt noch tiefer berührt hatte als den franzöſiſchen, zeigten ſich Erſcheinungen, die z. B. hinſichtlich der Rheinländer ein franzöſiſcher Hiſtoriker mit den Worten ausdrückt: „Als die Eingeborenen ſahen, daß die Bande, welche ſie an Deutſchland gebunden hatten, zerriſſen wurden, fühlten ſie ſich mehr als Deutſche denn vorher."

Das eigentliche Geburtsjahr der deutſchen Nation, wenn man ein ſolches feſtſetzen will, iſt 1809. Damals ſchlugen, wenn auch ohne Glück, die Herzen im Süden und im Norden den gleichen Takt. Schon ergriff raſch das Nationale auch die geiſtige Welt, Philoſophie und Geſchichtsſchreibung, Dichtung und bildende Kunſt. Man begann das Deutſchtum überall aufzuſuchen und man empfand die neue Frömmigkeit, die neue Geſchichtsauffaſſung, den neuen Kunſtgeſchmack, den Volksgeiſt in der oft überſchwänglichen Weiſe dieſer neuen Romantik als die Entdeckung einer eigenen deutſchen Welt. Der deutſche Philoſoph mußte ſich freilich noch logiſch, dialektiſch und metaphyſiſch die Gründe beweiſen, weshalb es erlaubt und Pflicht ſei, Deutſchland zu lieben, aber der Dichter Kleiſt ſprang 1809 in ſeinem „Katechismus der Deutſchen, abgefaßt nach dem Spaniſchen" über dieſe Gräben deutſcher Gründlichkeit hinweg; er lehrt das Kind „Warum liebſt du dein Vaterland? Weil Gott es geſegnet hat, mit Kunſt, Helden, Staatsmännern, Weiſen? Nein: Weil es mein Vaterland iſt".

Freilich, ſo raſch, wie die Schickſalsgemeinſchaft die Deutſchen zuſammenführte, ſo trieb ſie auch das erreichte Ziel wieder auseinander. Es war erſt eine Abwehrgemeinſchaft. Jahrhundertalte Schwächen gehen ſo ſchnell nicht vorüber. Gentz hatte ſchon 1805 prophezeit, daß der bisher ſtets verfehlte Tag der Einigkeit auch der des Erfolges ſein würde, aber nach dem Erfolg fiel Deutſchland ſchon in der Frage der Friedensziele wieder

auseinander. Kaum war mit der Rückkehr des Bourbonen nach Paris ein dauerhafter deutſch-franzöſiſcher Frieden endlich hergeſtellt, ſo fanden die deutſchen Regierungen den Wiederaufbau der deutſchen Nation ſchon beängſtigend weit vorgeſchritten. Für das künſtliche Staatsgebilde Oeſterreich war ja der nationale Gedanke gefährlich, und Preußen bequemte ſich, für noch einmal 1½ Menſchenalter zu vergeſſen, daß es 1813 bereits die Königsdomäne des werdenden Deutſchlands geweſen war. Stein und Gneiſenau, die Sieger, wurden von Metternich beſiegt, das Nationale mit dem Revolutionären zuſammen in Acht und Bann getan; zwei Jahre nachdem er ſeine Bonner Lehrkanzel beſtiegen hatte, ſah Arndt ſich in ſein ſtilles Gärtchen am Rhein verwieſen. Görres' Rheiniſcher Merkur hatte ſchon 1816 daran glauben müſſen. Kaum war Napoleon auf Elba, ſo zerſtreute ſich die deutſche politiſche Energie wieder in das einzelſtaatliche Gegeneinander; der nationale Wiederaufbau von 1813 erwies ſich als Scheinlöſung, oder richtiger geſagt als ahnungsvolle Vorwegnahme der Heilung eines chroniſchen Leidens, das nur langſam geheilt werden konnte. So brachte 1813 zwar die akute Heilung der akuten napoleoniſchen Schmerzen, aber hinſichtlich des Wiederaufbaus der deutſchen Nation nur einen Sprung vorwärts, dem Ziele zu, einen Sprung, auf den zunächſt eine Reihe von Rückſchritten und neuen Anläufen folgte. Aber das 19. Jahrhundert ging ſeinen Gang, es reifte das Nationale in großen und kleinen Völkern, die es noch nachzuholen hatten, und wenn wir auch keine modernen Iren, Tſchechen, Polen oder Türken geworden ſind, wenn uns auch die nationale Unbedingtheit des Franzoſen oder Engländers fehlt, ſo lehrte doch auch uns die Zeit, daß es nicht angeht, Landſchaft, Stand, Konfeſſion, Klaſſe und Partei gegen einander zu ſtellen, als ob darauf die beſte Kraft verwendbar wäre.

Noch eine zweite Sünde begingen die Nutznießer des Siegs von 1813: die Unterdrückung des Liberalen. Die Saat Steins wurde untergepflügt; erſt dadurch konnten die inneren Gegenſätze jene radikale Schärfe annehmen, die unſre weitere Entwicklung belaſtet hat. Das Liberale wurde nicht durch Zufall mit dem Nationalen zuſammen verfolgt. Denn der kräftige Nationalwille gibt dem Volk nicht nur Pflichten, ſondern auch Rechte im Staat, der ſein Staat, der Ausdruck der Nation wird, und die Einheit der Nation ſprengt ebenſo die Einzelſtaaten, wie den Abſolutismus. Demokratien ſind, wie die Geſchichte trotz dem nur ſcheinbaren Gegenbeweis unſerer Tage lehrt, im allgemeinen auf die Länge nationaliſtiſcher als die ſtärkſte Monarchie. Ein Teilſtaat wie das alte Preußen bedurfte der abſoluten Herrſchergewalt; ein Geſamtvolk wie das deutſche, braucht den Abſolutismus nicht und kann ihn nicht brauchen. Als Napoleon alle Deutſchen in ein gemeinſames Nichts geworfen hatte, begannen ſie zuſammenzuwachſen; dem Nichts entronnen, wollten die größten Einzelſtaaten nicht bloß wieder Etwas, ſondern gleich wieder Alles ſein: ſie waren alſo einheitsſcheu und verfaſſungsſcheu, partikulariſtiſch und abſolutiſtiſch; die Einzelregierung überſchätzte ſich nach oben, nach der Nation hin, wie nach unten, nach der Staatsbürgerſchaft hin.

Es wäre reizvoll, noch eine letzte Seite des Zuſammenbruchs und Wiederaufſtiegs zu beleuchten, ich meine den Zuſammenbruch der Erwartungen auf auswärtige Hilfe, den Wiederaufſtieg des ſeit dem Mittelalter geſunkenen Glaubens an die eigne Kraft. Stein hat aus vielen Ent-

täuſchungen den herben Satz gezogen: „Deutſchland kann nur durch Deutſchland gerettet werden.“

Dreiundzwanzig Jahre lang hat England die Revolution und Napoleon bekämpft; es konnte von dem angeblichen Krieg für die Freiheit der Welt gar nicht genug kriegen. Gott ſegnete dieſen britiſchen Krieg durch ein beiſpielloſes Wachſen des Wohlſtandes; keine ferne unbewachte Kolonie, welche die Vorſehung nicht den Briten zugedacht hatte, kein Schmuggelhandel in der Oſtſee, an dem ſie nicht verdienten. Wo aber blieb die engliſche Hilfe für das Feſtland in Not?

Der warmherzige Zar Alexander, deſſen Schwur an Friedrichs des Großen Sarg jedes Preußenherz rührte, teilte in Tilſit mit dem Cäſar des Weſtens die Welt und brachte aus Erfurt den ſehnſüchtig wartenden Preußen einen Nachlaß von 20 Millionen mit auf eine Kontributionenmilliarde, die trotz verzweiflungsvoller Steuern (jetzt wurden harte Steuern endlich nachgeholt) unerfüllbar blieb. Unter den unwahrſcheinlichſten Umſtänden lernten nun die Deutſchen auf ſich ſelber ſtehen. Zwar ging es nicht ohne fremde Hilfe und Anlehnung, aber das Geheimnis der Initiative mußte bei denen liegen, denen Hilfe am meiſten not tat. So hat Gneiſenau, der am Beginn ſeiner Laufbahn in Kolberg 1807 vergeblich nach britiſchen Landungstruppen ausgeſchaut hatte, in ſeiner vorletzten Schlacht, bei Ligny, 1815, wohl begriffen, daß der Preuße ſich auch einmal dem Verluſt einer Schlacht ausſetzen muß, wenn es gilt, gelandeten engliſchen Hilfstruppen Vorwand und Gelegenheit zu nehmen, ſich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Und der Freiherr vom Stein, als er 1812 in Petersburg auftreten mußte, um zu verhüten, daß der ruſſiſche Kaiſer wieder verdarb, was der ruſſiſche Winter gerade gut machte, er hatte ſich viele Illuſionen aus dem Sinn geſcheucht, als er damals in größter Gefahr zum treuen Arndt das heitere Wort ſprach:

„Ich habe mein Gepäck im Leben ſchon drei-, viermal verloren; man muß ſich gewöhnen, es hinter ſich zu werfen; weil wir ſterben müſſen, ſollen wir tapfer ſein“.

Das Verhängnis des Geldwahns.

Von Prof. Dr. H. G. Holle (Vegeſack).

In einem früher (18. März 1922) in den „Grenzboten“ erſchienenen Aufſatz „Geldentwertung“ hatte ich ausgeführt, daß der in einem Lande herrſchende Preis der Waren abhängig iſt von der vorhandenen oder, genauer geſprochen, zur Verfügung ſtehenden Warenmenge einerſeits und von der vom Staate durch Geldzeichen oder andere Beſcheinigungen (Buchungen) anerkannten Menge der Anſprüche an Wert anderſeits. Unſere heutige Geldentwertung bezeichnete ich als die Folge der Mindererzeugung von Ware bei gleichzeitiger ſtändig fortſchreitender Vermehrung der Anſprüche daran.

Dieſe dem biologiſchen Denken ſelbſtverſtändliche Anſchauung iſt keineswegs allgemein anerkannt; wenigſtens handelt man ſo, als wenn ſie falſch wäre. Meine ſchon ſeit lange gemachten Verſuche, ſie zur Geltung zu

bringen, haben entweder keine Beachtung oder direkten Widerſpruch erfahren. Wenn ich heute die unabweisbaren Folgerungen daraus ziehe, werden meine Ausführungen von den Leitungen der Blätter, denen ſie nicht in ihre politiſche Richtung paſſen, mit der Begründung zurückgewieſen, ſie beruhten auf einer „falſchen Theorie des Geldes". Geld ſoll nicht wie bei der gegebenen Darlegung der Geldentwertung gleichbedeutend mit „Anſpruch an Wert", ſondern für ſich ein Wert ſein, der als vermittelndes Zwiſchenglied beim Austauſch von Sachwerten eintritt, auf den es wie in Urzeiten auch noch in der heutigen Volks- und Weltwirtſchaft ankommt.

Das ſetzt aber eine Unveränderlichkeit dieſes Zwiſchenwertes voraus, die man ihm zu geben verſucht, indem man das Gold als ſolchen benutzt. Da das Gold nun aber zugleich auch Ware iſt, kann ſein Wert nicht unveränderlich ſein, ſondern muß ſich nach Angebot und Nachfrage richten. Die Einführung des Goldes als Zwiſchenwert vereinfacht alſo nicht den Austauſch der Güter, ſondern macht ihn verwickelter. Tatſächlich iſt überall auf der Welt das Geld heute nur ein gedachter Wert, deſſen Höhe ſich nach den Gütern richtet, die man dafür erwerben kann, darunter unter anderen auch das Gold. Alſo, obwohl gleich benannt, ein nach Umſtänden wechſelnder Anſpruch an Wert. Der Wert (die Kaufkraft) des Geldes wechſelt auch in den Goldwährungsländern, je nach der Menge, beziehungsweiſe Geltendmachung der Anſprüche an Wert und der verfügbaren (angebotenen) Menge der Ware. Nicht die Goldwährung iſt die Urſache größeren Geldwertes, ſondern der nach den Umſtänden ſich richtende Wert des Geldes beſtimmt darüber, ob die Goldwährung, das heißt die geſetzliche Austauſchbarkeit der Geldſcheine gegen Gold, ohne allzugroßen Schaden ſich aufrechterhalten läßt oder nicht. Wollten wir etwa heute die Goldwährung wieder einführen, indem wir die Geldſumme, die heute nach dem Weltmarktpreis des Goldes dem Goldwert der früheren Mark entſpricht, mit der Benennung „Mark" verſehen, ſo würden wir bei der fortſchreitenden Entwertung unſeres Geldes, die nach unſeren früheren Erwägungen unabweisbar iſt, ſchon morgen nicht mehr die Markſcheine in Gold einlöſen können. Der Wert der Mark wird ſtets veränderlich bleiben, nämlich dem Durchſchnittswert deſſen entſprechen, was man in Deutſchland für eine Mark kaufen kann. Alle „finanztechniſchen" Maßnahmen, um den Wert des Geldes zu „ſtabiliſieren", ſind von vornherein als wirkungslos zu bezeichnen. Eine Hebung des Mark-Kurſes iſt nur möglich durch Vermehrung der verfügbaren Ware einerſeits und Verminderung des Geldes, das heißt der Anſprüche an Wert anderſeits.

Der Geldwahn, die Anſchauung, daß Geld an ſich heute noch wie in früheren Zeiten („pecunia"!) ein Wert ſei, wird aber gleichwohl aufrecht erhalten, um das Geld zum Handelsgegenſtand zu machen, ſtatt es zum Gebrauch denjenigen zu überlaſſen, die es durch Umſetzung in Arbeit wertſchaffend verwenden wollen und können.

Die Werttheorie des Geldes ſieht ab von den Perſonen, die Träger der Anſprüche an Wert ſind. Sie betrachtet es als eine ſelbſtändige Macht und beachtet nur die „auf dem Markt ſich begegnende" nachfragende Menge des Geldes einerſeits und die ſich anbietende Warenmenge anderſeits. Die Ware wird aber meiſt verbraucht, alſo im allgemeinen neu erzeugt, die Geldmenge kann für kürzere Zeit als gleichbleibend angeſehen werden,

aber sie „läuft um“. Wenn nun, wie man sagt, „derselben Geldmenge in einer bestimmten Zeit dieselbe Warenmenge statt einmal mehrere Male entgegenkommt“, weil sie rascher erneuert wird, so ist das eine willkürliche mechanische Konstruktion, die am Grundgesetz nichts ändert, aber irreführend wirkt, weil sie den Schein erweckt, als wenn „ein Land blüht, wenn Handel und Wandel gedeiht“. Die Auffassung ist willkürlich, weil sie die Personen vernachlässigt, die Waren erzeugen oder verbrauchen. Denn dieselbe Warenmenge kann derselben umlaufenden Geldmenge in gleicher Zeit mehrmals nur entgegenkommen, wenn entweder der Verbrauch gesteigert oder die Zahl der Verbraucher zugenommen hat. Die „Raschheit“ des Umlaufs richtet sich nach dem Bedarf, der Preis aber nur nach der im Verkehr gleichzeitig auftretenden Gesamtmenge der angebotenen Ware und der durch das Bedürfnis der Personen geltend gemachten Ansprüche daran. Die letzteren werden wesentlich noch durch die Zahl der Personen vermehrt, die am Umlauf verdienen, und lediglich als Verbraucher auftreten. Nicht auf die Zeit des Umlaufs kommt es an, denn ob eine Güterknappheit auf Mindererzeugung oder Zurückhaltung beruht, kommt in der Wirkung auf eins hinaus, sondern auf den durchlaufenen Weg, der preiserhöhend wirkt, wenn er ein Umweg ist, einerlei ob ihn der Schiebehandel oder die Zwangswirtschaft mit sich bringt! Diese mechanische Auffassung des Warenumsatzes ist die falsche Uebertragung der Idee des beschleunigten Umsatzes vom Einzelgeschäft auf die Volkswirtschaft, entsprechend dem Glauben an die durch die allgemeine Vermehrung des Geldes erhöhte Kaufkraft des Gesamtvolkes.

An die äußeren Erscheinungen des Marktes beim Begegnen von Ware und Geld knüpfen die „finanztechnischen“ Maßnahmen an, die nach der Art des „mechanischen Denkens“ gradlinige Ursachenverkettungen annehmen, während das „biologische Denken“ sich des Netzwerkes der inneren Zusammenhänge bewußt ist, das den lebenden Organismus kennzeichnet. Jeder Vorgang, jede „Maßregel“, die im Organismus auf einen Reiz hin eintritt, ist nicht einfach durch die Verrichtungsweise des unmittelbar betroffenen Organs, sondern danach bestimmt, was die Art der Gegenwirkung für den Gesamtorganismus bedeuten würde.

Die biologische Auffassung der Volkswirtschaft beurteilt die Güter oder Werte nur unter dem Gesichtspunkt des Verbrauchs zur gedeihlichen Fortführung des Lebens der Gesamtheit. Auch Luxusverbrauch kann dieses fördern, wenn er in den nach den Umständen zulässigen Grenzen gehalten wird und geistige Werte schaffen hilft. Das materielle „Wertgefälle“ (Haiser) muß mit dem geistigen möglichst zusammenfallen; aber wir sind von diesem Zustand heute weiter entfernt als je. Ohne diese Bedingung ist die Erzeugung und Erwerbung von Gegenständen, die nur als „Besitz“ zu ideellem Gebrauch geschätzt, nicht zum notwendigen Verbrauch bestimmt sind, für die Gesamtheit als wirtschaftsfeindlich anzusehen. Dinge, die nur zum Besitz und zur Benutzung unter unwesentlicher Abnutzung dienen, kennzeichnet man als „Sachwerte“ im Gegensatz zu den Verbrauchswerten, die zu einem unmittelbaren oder baldigen Verbrauch bestimmt sind. Daneben stehen die geistigen Werte (Bildung, Kunst, Unterhaltung), die aus dem Rahmen der dinghaften Werte herausfallen, aber doch als unentbehrliche Tauschwerte mit in Betracht kommen.

Der wichtigſte, ebenſo unentbehrliche wie unerſetzbare Sachwert iſt der Boden, der dem Volksganzen nur in beſtimmter, begrenzter Menge zur Verfügung ſteht und deshalb, ſolange er als Ware verkäuflich iſt, in demſelben Maße im Werte ſteigen muß, als die Bevölkerung ſich vermehrt und nach ſeinem Beſitz verlangt. Dieſes Verlangen muß aber bei einer genügenden Anzahl von Perſonen vorhanden ſein, die fähig und gewillt ſind, aus ſeiner Bearbeitung eine möglichſte Summe von Nahrung für die Geſamtheit zu erzielen, wenn das Ganze gedeihen ſoll. Weil aber der Menſch nicht als Geſellſchaftstier entſtanden, ſondern erſt im Lauf der Menſchheitsgeſchichte dazu geworden iſt, können bei ihm nicht die Inſtinkte vorausgeſetzt werden, die bei den geſellig lebenden Tieren die Arbeit für das Ganze aus innerem Antrieb bewirken. Für die Bebauung des Bodens, wie zu jeder anderen auf die Herſtellung von Lebensbedarf gerichteten Arbeit kann die Bereitſchaft nur beſtehen, wenn als Gegenwert der über den eigenen Bedarf erzeugten Gebrauchswerte Anſpruch an ſolche dinghaften oder geiſtigen Werte, die zu einem gedeihlichen Leben notwendig ſind, alſo „Geld“ gegeben wird.

Zu dieſen als Gegenwert landwirtſchaftlicher oder anderer Arbeit für alle notwendigen Werten gehört als Vorbedingung jeder Arbeit die Behauſung. Das Haus wird aber mit Unrecht zu den „Sachwerten“ gerechnet: es iſt, wie der Verfall der Gebäude infolge einer falſchen Geſetzgebung heute allen deutlich gemacht haben ſollte, ein Verbrauchswert, der ſtändiger Erneuerung bedarf. Dieſe falſche Geſetzgebung hat dahin geführt, daß die über uns gekommene Not zu einem weſentlichen Teile Wohnungsnot iſt. Entſtanden iſt die Wohnungsnot während des Krieges durch das Fehlen der Arbeitskräfte und die anderweitige Inanſpruchnahme des zum Bauen nötigen Kapitals. Verſchärft wurde ſie durch das Fortbeſtehen der Wohnungszwangswirtſchaft auch nach dem Kriege, die Neubauten von privater Seite ſo gut wie vollſtändig ausſchließt. Nun bin ich an ſich durchaus kein Gegner ſtaatlichen Eingriffs in die Privatwirtſchaft, gerade wegen der individualiſtiſchen Natur des gleichwohl zum Zuſammenleben gezwungenen Menſchen. Einſchränkungen des freien Wettbewerbs bringt jede ſtaatliche Ordnung mit ſich und iſt notwendig, weil der Kampf aller gegen alle zur Ausbeutung des wirtſchaftlich Schwachen führt. Zum Sozialismus muß der Menſch erſt erzogen ſein: Die ſtaatliche Beeinfluſſung der Wirtſchaft darf nicht dazu benutzt werden, der jeweiligen Regierung genehme Parteirichtungen in lohnende Aemter zu bringen; ſie muß in die Hände wirklich ſachverſtändiger, unparteiiſcher und völkiſch gerichteter Männer gegeben ſein. Sie muß auch ohne weſentliche Härten gegen beſtimmte Perſonengruppen durchführbar ſein.

Gerade das Letztere iſt bei der Wohnungszwangswirtſchaft und bei der auf die Wohnung bezüglichen Steuergeſetzgebung nicht der Fall. Im Gegenteil, ſie führt, wie täglich deutlicher wird, zum ſicheren Untergang des Hausbeſitzertums. Die Gründe ſind von mir wie von anderer Seite ſchon vielfach dargelegt, bleiben aber ohne Beachtung. Nach dem Thema der vorliegenden Erörterung kommt es hier auf das Verhältnis der Sachwerte zum Gelde an. Zum Gelde, nicht zu den „Geldwerten“; denn das ſind eben die Leihkapitalien, die ſich heute ſo ins ungeheuerliche vermehrt haben, daß die Aufbringung der Zinſen uns zu Sklaven des Kapitalismus gemacht hat. Ihm werden wir rettungslos unterliegen, wenn wir nicht für alle

bestehenden und neu aufzunehmenden Schulden den Kapitalschwund (nicht das „Schwundgeld") einführen und die bestehenden öffentlichen Schuldtitel zwar nicht für verfallen, aber zum Nennwert als „Geld" erklären. Um die plötzliche Vermehrung des Geldes (Inflation) zu vermeiden, könnten statt der Schuldtitel die Zinsscheine in Geltung bleiben, bis das Kapital aufgezehrt ist.

Solche Folgerungen müssen wir unweigerlich ziehen, wenn wir die natürliche (biologische) Auffassung des Geldes als zutreffend anerkennen. Die im Dienst des Kapitals stehende zünftige Finanzwissenschaft weigert sich aber dieser Anerkennung. Eben wegen der Folgen für den Kapitalismus. Deshalb die Verwirrung der Begriffe, die in der Bezeichnung „Kapital" für die Betriebsmittel eines Unternehmens liegt. Das als Sachwert aufgefaßte und zu einer unpersönlichen Macht erhobene Geld ist in der Aktiengesellschaft der „Unternehmer", also auch der Urheber der geschaffenen Güter, nicht die Arbeit. Das Kapital nimmt deshalb auch den Verdienst in Anspruch; Entlohnung der in Wahrheit schaffenden technischen und kaufmännischen Leitung wird danach, wie die der mechanischen Arbeit zu Geschäftsunkosten des Geldgebers, der seine Person hinter der schützenden Maske der Aktiengesellschaft verbirgt. Das Unternehmen wird dadurch selber zu einem Sachwert, dessen Höhe am Ertrage (Dividende) gemessen wird. Auch der Wert des eigentlichen Leihkapitals wird naturgemäß am Ertrage, hier an den Zinsen gemessen.

Es ist klar, daß, wenn der Zinsfuß gleich bleibt, auch der Wert des Kapitals sich nicht ändert. Sinkt der Wert (die Kaufkraft) des *Geldes* infolge seiner allgemeinen Vermehrung, so bleibt der Wert des Kapitals im Lande des entwerteten Geldes, *an diesem Maße gemessen*, derselbe. Der Kapitalismus verlangt aber (solange der Geldwert sinkt!), daß die Zinsen im Geldwert des seinerzeit ausgeliehenen Geldes ausgezahlt werden. Der Kleinrentner, dem es ja übel genug geht und dem unbedingt geholfen werden muß, wird da vorgeschoben, um diese Forderung einleuchtend zu machen. Dabei wird aber außer acht gelassen, daß das seinerzeit auf Zins gegebene Geld sich ebenso im Wert geändert haben würde, wenn es nur aufbewahrt wäre. Wollte man dem Rentner helfen, indem man den Betrag der vor dem Verelendungsfrieden ausgeliehenen Kapitalien jetzt vielleicht auf das 50fache vergrößert rechnete, so würde das eine solche Vermehrung des Geldes, also der Ansprüche an Wert bedeuten, daß die Preise aller Ware auch durch eine entsprechende höhere Geldsumme ausgedrückt werden müßten. Wo bleibt da die Hilfe für den Kleinrentner? — Der Fall liegt gerade so, als wenn man die Erkrankung eines kleinen Gliedes dadurch heben wollte, daß man den ganzen Organismus ebenso krank macht. Es bleibt nur Linderung des Uebels möglich; eine „lokale" Behandlung der Krankheit ist ausgeschlossen, weil es sich um die im ganzen Körper zirkulierenden Säfte handelt, die verdorben sind.

Es liegt hier eben die unbiologische Auffassung des Wirtschaftslebens vor, die den inneren Zusammenhang aller Verrichtungen eines Organismus verkennt. Folgerichtig müßte der Betrag jetzt ausgeliehener Kapitalien herabgesetzt werden, wenn der Wert der Mark — das ist ja immerhin theoretisch nicht ausgeschlossen — mal wieder steigt! Biologische Auffassung verlangt, daß Kapital als solches durch Umwandlung in Arbeit *verbraucht* wird. Es ist eine ungeheuerliche Forderung des Kapitalismus,

daß das Kapital zu der aus ſeiner Eigenſchaft als „Sachwert“ abgeleiteten Unzerſtörbarkeit, nun auch noch die Eigenſchaft der Wertbeſtändigkeit gegeben werden ſoll, die nicht einmal den wirklichen Sachwerten zukommt. Nicht für das *Kapital*, wohl aber für das *Geld* als *Maß* des Wertes verlangt das Gedeihen einer Volkswirtſchaft die Wertbeſtändigkeit. Der geſunkene Wert kann aber nur wieder gehoben werden durch Vermehrung der Güter (einſchließlich der Sachwerte) einerſeits und Verminderung des Geldes anderſeits. Das Ziel des Kapitalismus iſt aber die Anſammlung des Geldes in den Händen weniger, das nur durch immer weitere Vermehrung desſelben erreicht werden kann, von der er immer den Löwenanteil an ſich rafft.

Dieſen verhängnisvollen Gang der Dinge fördert die Arbeiterſchaft dadurch, daß ſie durch frevelhaft angezettelte Streiks einerſeits Werte zerſtört und Neuentſtehung ſolcher hindert, anderſeits durch die erpreßten Lohnerhöhungen die allgemeine Vermehrung des Geldes ſteigert, in dem Wahn, daß wenn der einzelne unfraglich ſich mehr kaufen kann, wenn er mehr Geld hat, dies auch der Fall ſein würde, wenn *alle* mehr Geld haben. Daneben hat die Zwangswirtſchaft der Kriegszeit die biologiſche Tatſache in Vergeſſenheit gebracht, daß die zur Erhaltung des Lebens dienenden Gütern *verbraucht* werden, alſo immer wieder neu erzeugt werden müſſen. Die Arbeiterparteien, oder wenigſtens ihr linker Flügel, treiben aber eine Politik, der es nur auf die *Verteilung* der vorhandenen Güter ankommt, das heißt in Wahrheit auf die Erſetzung des jetzigen Beſitzers durch den zum Protzen gewordenen Proletarier.

Beſonders deutlich wird das beim Hausbeſitz, bezüglich deſſen die Geſetzgebung ſich von dieſer Richtung ganz hat ins Schlepptau nehmen laſſen. Man tut ſo, als wenn der Hausbeſitzer immer reicher wird, je mehr Geld — die *anderen* haben! — Das zeigt ſich in der Anwendung des „gemeinen Wertes“ bei der Ordnung des Steuerweſens ſtatt des Ertragswertes, der allein der Forderung der Gerechtigkeit entſpricht. Der gemeine Wert macht das zu dauerndem Gebrauch der Familie beſtimmte Haus zum Handelsgegenſtand. Seine Zugrundelegung bei der Bemeſſung der Steuern und ſonſtigen Laſten muß, da er ſich bei der heutigen Geldentwertung und mangelnden Ergänzung der Wohnungsgelegenheit vervielfacht hat, zu Abgaben führen, bei denen der nicht kapitalkräftige Beſitzer, dem in der Regel heute die notwendige Inſtandhaltung der Wohnung an ſich ſchon weit teurer kommt, als wenn er Zwangsmieter desſelben Hauſes wäre, unfehlbar ſchließlich zu einem Punkte kommen, wo er den Beſitz nicht mehr halten kann. Und wenn er nun verkaufen muß und ſtatt der 20 000 Mark, die er vielleicht als Kleinrentner ſeinerzeit für das Häuschen zahlte, in dem er ſich zur Ruhe ſetzte, jetzt 200 000 Mark in entwertetem Gelde bekommt, deſſen Zahlenunterſchied ihm gar als „Wertzuwachs“ angerechnet und zum größeren Teile fortgeſteuert wird, wie ſoll ihm der verbleibende Reſt Erſatz für den Mietwert des Hauſes bieten? —

Der Widerſinn dieſer Beſtimmung zwingt den Verkäufer geradezu, die Höhe der Verkaufsſumme im Einverſtändnis mit dem Käufer zu verſchleiern, oder, wenn er kann, die Steuer auf den Käufer abzuwälzen. Dann aber bewirkt die Steuer eine Vermehrung des Geldes, die weiter

die allgemeine Teuerung erhöht. Nun aber wird dem Hausbesitzer von kapitalistisch gerichteten Volkswirtschaftlern der Hypothekengläubiger entgegengehalten und von einer „Prellung der Hypothekengläubiger" geredet. Hier liegt wieder die Verkennung des biologischen Grundgesetzes vor, indem die Beziehungen zwischen Hypothekengläubiger und -Schuldner aus dem Zusammenhang der gesamten Volkswirtschaft herausgelöst und für sich betrachtet werden. Daß der Hypothekengläubiger, wenn sein Verhältnis zum Schuldner für sich ohne Rücksicht auf andere Umstände betrachtet wird, sich schlechter steht als der Schuldner, ist an sich richtig. Für diese „Ungerechtigkeit" ist aber nicht dieser verantwortlich, sondern der Staat, der die Entwertung des Geldes verschuldet hat, dadurch daß er die rasende Vermehrung des Geldes zugelassen und die Vermehrung der Güter nicht gefördert hat, oder dies vielleicht nicht anders konnte, weil er nun einmal die unerfüllbaren Reparationslasten auf sich genommen hatte. — Ebensogut könnte man sagen, den Gläubiger trifft als Nutznießer des kapitalistischen Hypothekenrechts wenigstens eine Mitschuld an der Notlage des Hausbesitzes! Der Kapitalismus, der „ewige Zins" ist es, der durch die allgemeine Vermehrung des Geldes die heutige Wirtschaftslage herbeigeführt hat. Und wenn die Hypothekengläubiger darunter leiden, so leiden die Hypothekenschuldner als Hausbesitzer nicht minder darunter durch die ungeheuren Kosten der Instandhaltung. Sie könnten mit demselben Recht eine Ausnahmegesetzgebung zu ihren Gunsten verlangen statt des zu ihren Ungunsten gefaßten Mietgesetzes. Die gedachten Volkswirtschaftler gehen aber noch weiter. Sie verlangen nicht nur eine Höherschätzung der hypothekarischen Geldforderung und damit Erhöhung der Zinsleistung, sondern „zum Ausgleich des Unrechts" ein Anteilrecht am Besitz des Hauses oder Bodens! Sie bedenken nicht, daß dann diese Forderung ebenso dem Gewerbe und der Industrie gegenüber, die mit geliehenem Gelde arbeiten, erhoben werden müßte. Denn nicht nur der Landwirt, sondern auch der Hausbesitzer betreibt ein Gewerbe, heute ein ebenso aufreibendes wie ertragloses. Ob er die Wohnungsgelegenheit, die er schafft nur für sich selber benutzt oder auch anderen verschafft, ist volkswirtschaftlich gleichbedeutend, denn er hat dasselbe, sogar in der Reichsverfassung ausgesprochene Recht auf Behausung wie jeder andere. Aber was nützen Verfassungsbestimmungen, wenn das vorhandene Heim den rechtmäßigen Inhabern genommen und den Siedelungswilligen die Gelegenheit zu seiner Begründung nicht gegeben wird!

Wohin uns die Ausnahmegesetzgebung gegen den Haus- und Grundbesitz führt, zeigen die heutigen Verhältnisse in Rußland, wo eine neue Besitzerklasse von Sowjets Gnaden sich herausgebildet hat, die an die Stelle der alten getreten und deren Eigentum nun rechtlich anerkannt ist. Nach Dr. E. Jenny ist dazu der Weg frei gemacht durch den formellen Verzicht der bisherigen Eigentümer der Häuser, denen diese wieder angeboten wurden gegen die Verpflichtung der Wiederinstandsetzung, die unter den heutigen Verhältnissen unmöglich ist, aber durch strenge Strafbestimmungen erzwungen wird. Hat doch der Sowjetvertreter Krassin in Genua neuerdings selbst gesagt: „Wir haben jetzt ein System, das wir als Staatskapitalismus bezeichnen. Vom Kommunismus haben wir Abstand genommen. Wir sind Kommunisten an der Spitze eines nicht kommunistischen sondern kapitalistischen Staates."

Der neue Vertrag mit Sowjetrußland kann zwar eine Waffe gegen den Feindbund sein, aber er ist eine zweischneidige, wenn er, wie es nach dem Auftreten Radeks im April als Vertreter der Exekutive der Dritten Internationale bei der Tagung der Vertreter der kommunistischen Reichsbezirke in Berlin scheint, der bolschewistischen Propaganda bei uns freie Bahn schafft. Bei dem Mangel an Einsicht in die hier dargelegten eigentlichen Ursachen unserer Not, von der in erster Linie der gebildete und völkisch gerichtete Mittelstand betroffen und mit dem Untergang bedroht ist, besteht kaum noch Hoffnung, daß dieser sich aufrafft und mit dem zur Einsicht gekommenen Teil der Sozialdemokratie zusammengeht, der allmählich erkannt hat, daß nicht das in der Industrie zur Schaffung von Werten benutzte Kapital, sondern das kapitalistische Prinzip des ewigen Zinses der Feind ist.

Elsaß-lothringische Fragen.

Von einem Elsässer.

3. Die Generalratswahlen in Elsaß-Lothringen.

Die Ergänzungswahlen zum französischen Generalrat haben verfassungsrechtlich keine allzu große Bedeutung. Der Generalrat ist das Organ, das in Frankreich den Senat wählt und außerdem kleinere politische Funktionen selbsttätig ausübt. Ein Drittel der gewählten Mitglieder scheidet in Abschnitten von drei Jahren automatisch aus dem Volksvertretungskörper aus und muß dann durch Neuwahlen ersetzt werden. Die diesjährigen Neuwahlen nun haben die politische Welt vor die wichtige Frage gestellt, ob der bisherige übermächtige Nationalblock über die Linksparteien triumphieren und das Land weiterhin dem schrankenlosen Nationalismus ausliefern würde, oder ob die im Sinne der internationalen Beziehungen wünschenswerte Orientierung nach links einsetzen würde. Das Ergebnis der Wahlen hat sich als eine schwache Orientierung nach links herausgestellt.

Also ein Stimmungsmesser für die öffentliche politische Meinung waren die Wahlen immerhin. Sie waren es besonders im Elsaß.

Hier interessiert nun zunächst die überaus minimale Wahlbeteiligung. Nahezu 50 v. H. der eingeschriebenen Wähler haben sich im Elsaß an dem Aktus überhaupt nicht beteiligt. Das ist das wichtigste, formell negative Ergebnis der Wahlen im Lande. Man muß, um einen ähnlichen politischen Kirchhofsfrieden wiederzufinden, in die Zeit zurückgehen, da im Lande noch der Diktaturparagraph in Kraft war. Je gleichgültiger indessen die Allgemeinheit war, um so kampfeifriger, um nicht zu sagen fanatischer, zeigten sich allenthalben die Kreise, die die Wahl gemacht haben. Der „Nationale Block", der Lunte gerochen und sich zuletzt als „Republikanischer Block" vorgestellt und empfohlen hatte, arbeitete fieberhaft und streute reichlichen Geldsamen aus seinen Partei- und Propagandafonds ins aufgewühlte Land hinaus. In Straßburg, dem Brenn- und Mittelpunkt der elsässischen Wahlbewegung, hatte man auch die Frauenwelt — die in Frankreich nicht wahlberechtigt ist — begeistert. Röcke und Blusen für den Fall eines „günstigen" Wahlergebnisses waren für treue Helferinnen der „nationalen Sache" in Aussicht gestellt. Umsonst.

Der Block erlitt eine kleine materielle, eine große moraliſche Niederlage. In Straßburg gewannen zwei Sozialiſten als Erſte das Ziel, während der eine Blockkandidat, Herr Beigeordneter Lévy, ein tüchtiges Stück Geld und die Partie verlor, ſein ſtädtiſches Amt freiwillig quittierte — ein Muſterbild enttäuſchter Leidenſchaft! In dem erzproteſtantiſchen, gut konſervativen Wahlbezirk Buchsweiler blieb der kommuniſtiſche Kandidat nur um eine geringe Stimmenlänge (1364 gegen 1240 Stimmen) hinter dem Blockkandidaten, Herrn Dr. Hoeffel (einem Bruder des früheren Reichstagsabgeordneten und Reichsparteilers Dr. Johannes Hoeffel) zurück und hätte bei beſſerer Wahltaktik vielleicht ſogar geſiegt. In dem angrenzenden, faſt ausſchließlich agrariſchen Bezirk Neuweiler ſiegte der Sozialiſt mit 1645 Stimmen über den Blockkandidaten, der nur 754 Stimmen aufbrachte. Der große taktiſche Fehler der Linksparteien beruhte in ihrer Spaltung (Radikal-Sozialiſten, Sozialiſten, Kommuniſten) und in ihrem Mangel an geeigneten Kandidaten. Dazu kam bei dieſen Parteien das Fehlen der erforderlichen Propagandamittel. Wie zu Bebels Zeiten gingen die national-oppoſitionellen Elemente mit der Linken, ſchade nur, daß bei den meiſten von dieſen die Gleichgültigkeit und Mißachtung der Wahl als ſolcher die Blockgegnerſchaft noch überwog. Eine taktiſch geeinte Agitation der Mißgeſtimmten und der nationalen Oppoſition hätte ein noch glänzenderes Ergebnis herbeiführen können.

Die Bedeutung dieſer Wahl und ihres der Oppoſition günſtigen Reſultats für die elſäſſiſche Politik, wir wagen zu ſagen, für die elſäſſiſche Geſchichte, kann nicht wohl überſchätzt werden. Je mehr Fortſchritte die Linke in Zukunft macht, um ſo gefährdeter wird die Lage der Klerikalen und des mit ihnen verbündeten Notabelntums. Die Niederlage gerade des Notabelntums, dieſer erzfranzöſiſchen, antiſozialen Kaſte, in Straßburg iſt von größerer Bedeutung als irgend ein politiſches Ereignis ſeit Beginn des Krieges. Sie hat hohe ſymptomatiſche Bedeutung für das ganze Land. Und es ſchadet nicht viel, daß der — ebenfalls nationaliſtiſch angekränkelte — Sozialismus den erſten Ertrag davon hat. Gelingt es dem Sozialismus, in ſeinen an und für ſich unzeitgemäßen Forderungen auf Aufhebung der klerikalen Sonderrechte im Elſaß — konfeſſionelle Schule uſw. — Fortſchritte zu machen, erlebt Frankreich eine Linksſchwenkung (zu der das Schwerſte, der Anfang, gemacht iſt), — ſo werden die Herren Kleriker vor eine bedenkliche Situation geſtellt. Zwar leiſtet der Biſchof von Straßburg mit ſeinem Anhang für die Trennung von Kirche und Staat im Elſaß und die Angleichung der Verhältniſſe an innerfranzöſiſche ſinngemäße Vorarbeit; indeſſen wird ſich das katholiſche Volk auf dem Lande doch recht bedenken, ob es ſich in der gegenwärtigen, politiſch bedenklichen Zeit die letzten Stützpunkte ſeines kirchlichen Intereſſes wird nehmen laſſen wollen. Dann aber hat der elſäſſiſche Klerikalismus die Wahl, zugunſten Frankreichs auf religiöſe Sonderbefugniſſe zu verzichten oder im Kampf mit einem antiklerikalen Frankreich die bisherigen Beſitztümer zu behaupten.

Man ſieht: die allgemein-politiſchen Linien, die von den letzten Generalratswahlen auslaufen, haben eine weitreichende Wirkung. Ob freilich der Denkzettel, den die Kleriko-Demokraten erhalten haben, bei ihnen etwas fruchten wird, iſt nicht abzuſehen. Hätten die Herrſchaften 1918 gezeigt, daß ſie über der Situation ſtänden, ſo wäre ihre heutige Lage um vieles bequemer. Durch ihre unbedingte Hingabe an Frankreich

haben ſie das — damals mit Worten beſchworene — Geſpenſt des Antiklerikalismus mit in den Kauf genommen. Bis heute beanſpruchen ſie, als Bürger einer beſonderen Klaſſe behandelt zu werden, und müſſen dieſes Plus ſtändig durch um ſo krampfhaftere Betätigung eines überſpannten, beinahe götzendieneriſchen Patriotismus vergüten. Der ſeeliſche Kern dieſer Politik liegt darin, daß einzelne betagte Kleriker in der Freude darüber, daß ihre im Herzen bewahrte Jugendliebe zu Frankreich in ihrem Alter noch ein Reſultat gezeitigt hat, in eine nationaliſtiſche Taumelkrankheit verfallen ſind, und daß nun die Jungen dieſen überlebten Rummel einfach mitmachen müſſen. Ob aber die Alten ewig leben!

Gedächtnisſtörungen.

Von Ernſt Armin.

Viele Menſchen leiden von einem gewiſſen Alter an unter einer Abnahme ihrer Gedächtniskraft, die ihnen ſchwere Stunden bereitet. Gar nicht ſelten begegnen wir in den Lebensbeſchreibungen großer Männer von der bitteren Seelenpein, die ein ſchwindendes Gedächtnis namentlich für den geiſtig Schaffenden hervorruft. Wo das Gedächtnis fehlt, wird die Arbeitsfähigkeit eines ſolchen Mannes weſentlich herabgeſetzt. Selbſt durch die beſten äußeren Hilfsmittel läßt ſich ein gutes Gedächtnis nicht voll erſetzen. Bietet es doch die unſchätzbare Möglichkeit zu eigener lebhafter Aſſoziationstätigkeit. Es häuft gewiſſermaßen den Rohſtoff zu jener blitzartigen Verbindung weit auseinander liegender Tatſachen und Gedanken an, die einen Grundbeſtandteil des genialen Schaffens ausmacht. Deshalb iſt es berechtigt, wenn Quintilian das Gedächtnis das Handwerkszeug des Genies nannte.

Wie nun aber einerſeits das beſte Muſikinſtrument in der Hand eines Stümpers keinen vollen und ſchönen Ton hergibt, wie alſo ein gutes Gedächtnis in der Hand eines wenig begabten oder gar ſchwachen Geiſtes einen kläglichen Eindruck macht, ſo kann andererſeits ein Inſtrument, das nicht tadellos gebaut iſt, vielmehr mancherlei Mängel aufweiſt, gleichwohl unter der Hand eines genialen Muſikers die wunderbarſten Töne von ſich geben. Selbſt wenn drei Saiten geriſſen ſind, vermag er auf der allein übriggebliebenen vierten noch weiterzuſpielen und ſeiner Geige Töne zu entlocken, die alle Welt in Entzücken verſetzen. So haben große Männer auch mit ſchlechtem Gedächtnis dennoch wunderbare Leiſtungen hervorzubringen gewußt.

Es gibt Gehirne, die trotz der Feinheit ihres Baues, trotz der zweifelloſen Begabtheit ihres Beſitzers doch nur beſtimmte Mengen von Wiſſens- und Erinnerungsſtoff zu faſſen vermögen. Wird mehr in ſie hineingepreßt, ſo fließt gewiſſermaßen an irgendeiner anderen Stelle etwas früher Gelerntes oder Aufgenommenes wieder ab.

Meiſt wird dieſer Mangel der Gedächtniskraft peinlich empfunden. Trotzdem macht er ſich bei Männern von großen Geiſtesgaben nur ſelten ſtörend bemerkbar. Sie pflegen Aſſoziationsgabe, geſunden Menſchenverſtand und Geiſtesgegenwart genug zu beſitzen, um es nicht nötig zu

haben, in jedem einzelnen Falle auf das zurückzugreifen, was sie früher einmal im Gehirn aufzuspeichern versucht hatten. Gesundheit und Schlagfertigkeit ihres Urteils hängen davon nicht ab. Sie besitzen vielmehr die Gabe, wie Emerson es einmal ausdrückt, „die Rangordnung der Dinge jederzeit wiederzufinden".

Newton geriet leicht in Verlegenheit, wenn das Gespräch auf seine Erfindungen und die Ergebnisse seiner Arbeiten kam. Er konnte sich ihrer manchmal gar nicht wieder erinnern. Wenn man ihn aber fragte, ob eine Sache so oder so läge, so gab er auf der Stelle Auskunft. Ebenso wie Newton litt auch Kant unter einem schwachen Gedächtnis, und ähnlich erging es Helmholtz und manchen anderen großen Männern der Naturwissenschaft.

Andererseits wird man sagen können, daß kein Mathematiker oder Naturforscher, kein Geschichtsschreiber oder Philologe, überhaupt kein großer Mann des Geisteslebens mit seinen Leistungen in erster Linie auf den Schultern seines Gedächtnisses gestanden habe. Vielmehr sind es stets andere Geisteskräfte gewesen, die ihnen ermöglichten, epochemachende Leistungen zu schaffen.

Vergaß doch selbst Goethe oft das, was er früher gesagt hatte. Nicht ohne Einfluß blieb darauf, daß der ungeheure Reichtum seines Inneren Bewegungen und Kräfte barg, die nicht immer für so lange Zeit an die Oberfläche emportauchten, daß sie Zeit gefunden hätten, sich in seinem Gedächtnis niederzuschlagen. So ereignete es sich zuweilen, daß Dinge, die er früher gedacht, gesehen oder gesprochen hatte, ihm als etwas scheinbar Fremdes entgegentraten.

Viel peinlicher wird es von großen Männern empfunden, wenn die Gedächtniskraft infolge übermäßiger Anspannung des Gehirns allmählich oder plötzlich nachläßt. So treten in Faradays Leben Klagen über die Mangelhaftigkeit seines Gedächtnisses schon früh auf. Ohne seine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe wäre es ihm überhaupt nicht möglich gewesen, erfolgreiche Arbeit zu leisten. „Gerade deshalb," so meint Ostwald, „weil ihm sein Gedächtnis nicht in jedem Augenblicke Auskunft über notwendig zu beantwortende Fragen gab, hatte er sich ein System von Ordnungen und Registrierungen eingerichtet, welches ihm das Gedächtnis möglichst ersetzte, indem es ihm den ganzen Bestand des Erforderlichen in leicht erreichbarer Form zur Hand hielt." Schon das ausführliche Tagebuchführen, Notizensammeln usw., das bereits in seinen Jugendjahren hervortrat, deutet auf ein großes Mißtrauen gegen das eigene Gedächtnis hin. Als Faraday 1857 über die zeitlichen Eigenschaften der Fernwirkungen experimentierte — eine Frage, deren Untersuchung Ende des 19. Jahrhunderts dem Physiker Heinrich Hertz den größten Ruhm seiner Laufbahn brachte —, da schrieb Faraday in Barlow: „Ich bin in der Stadt und arbeite täglich mehr oder weniger. Mein Gedächtnis stört mich sehr dabei, denn ich kann mich von einem Tage auf den anderen nicht der Schlüsse erinnern, zu denen ich gelangt bin, und muß so ein jedes Ding viele Male überdenken. Es niederzuschreiben gewährt keine Hilfe, denn sowie es niedergeschrieben ist, ist es auch vergessen. Nur in sehr kleinen Schritten kann ich durch oder über diesen Zustand geistiger Verschlammung kommen; immerhin ist es besser, zu arbeiten als

ſtillzuſtehen, ſelbſt wenn nichts herauskommt. Es iſt ſogar beſſer für den Geiſt, denn wenn ich auch nicht ſicher bin, daß ich je die Unterſuchung durchführen kann, ſo bin ich doch ſicher, daß ich ſie in meinem früheren Zuſtande des Gedächtniſſes in einer Woche oder zweien zu einem erfolgreichen poſitiven Ergebnis gebracht haben würde.

„Eine Folge des ſchlechten Gedächtniſſes macht ſich wunderlich geltend. Ich vergeſſe, wie die Worte buchſtabiert werden. Ich glaube, wenn ich dieſen Brief wieder leſe, finde ich fünf bis ſieben Worte, über die ich zweifelhaft bin. . . ."

Und doch ſtellt Oſtwald in ſeiner Unterſuchung über Faraday feſt, daß dieſes „faſt bis zur völligen Erſchöpfung ausgebrauchte Gehirn immer wieder qualitativ höchſt wertvolle Produkte zutage förderte".

Dieſes Schwinden des Gedächtniſſes, das bei Faraday in den letzten Lebensjahren bis zum Verluſt der orthographiſchen Kenntniſſe ging, iſt nach Oſtwald eine bei Forſchern nicht ſeltene Erſcheinung. So findet ſich eine Bemerkung von Berzelius in ſeinen ſpäteren Lebensjahren, daß er keine längeren Experimentalverſuche mehr vornehmen könne, da er nach wenigen Tagen zu vergeſſen pflege, was er inzwiſchen gemacht und beobachtet habe. „Daß dieſer Mangel auf die wiſſenſchaftliche Leiſtungsfähigkeit nur einen verlangſamenden, nicht aber einen verſchlechternden Einfluß ausgeübt hat, iſt höchſt merkwürdig und praktiſch ein großer Troſt. Einigermaßen erklärt er ſich aus Faradays Arbeitsweiſe, die moſaikartig ein Stückchen Erfahrung an das andere fügte, und aus ſeinen methodiſchen Gewohnheiten, die ihn den Arbeitsplan überlegen und aufſtellen ließen, bevor er an die Ausführung im einzelnen ging".

Auch Liebig klagte in ſpäteren Jahren (1861) über die Abnahme ſeines Gedächtniſſes, die ihn „ganz traurig" mache. Noch ausgeprägter iſt der Rückgang des Gedächtniſſes bei Helmholtz, der ſich überhaupt keiner ſtarken Gedächtniskraft erfreute. Dinge, die nicht untereinander zuſammenhingen, vermochte er nicht zu behalten. Er ſagte ſelbſt von ſich, daß er ſich deutlich entſinnen könne, ſchon früher Schwierigkeiten empfunden zu haben, rechts und links zu unterſcheiden. „Später, als ich in der Schule an die Sprachen kam, wurde es mir ſchwerer als anderen, mir die Vokabeln, die unregelmäßigen Formen der Grammatik, die eigentümlichen Redewendungen einzuprägen. Der Geſchichte vollends, wie ſie uns damals gelehrt wurde, wußte ich kaum Herr zu werden. Stücke in Proſa auswendig zu lernen, war mir eine Marter. Dieſer Mangel iſt natürlich nur gewachſen und eine Plage meines Alters geworden.

„Wenn ich aber kleine mnemotechniſche Hilfsmittel hatte, auch nur ſolche, wie ſie das Metrum und der Reim in Gedichten geben, ging das Auswendiglernen und das Behalten des Gelernten ſchon viel beſſer. Gedichte von großen Meiſtern behielt ich ſehr leicht, etwas gekünſtelte Verſe von Meiſtern zweiten Ranges lange nicht ſo gut. Ich denke, das wird wohl von dem natürlichen Fluß der Gedanken in guten Gedichten abhängig geweſen ſein, und bin geneigt, in dieſem Verhältnis eine weſentliche Wurzel äſthetiſcher Schönheit zu ſuchen. In den oberen Gymnaſialklaſſen konnte ich einige Geſänge der Odyſſee, ziemlich viele Oden des Horaz und große Schätze deutſcher Poeſie rezitieren. In dieſer Richtung befand ich

mich alſo ganz in der Lage unſerer älteſten Vorfahren, welche noch nicht ſchreiben konnten und deshalb ihre Geſetze und ihre Geſchichte in Verſen fixierten, um ſie auswendig zu lernen."

Was große Männer mit ſchlechtem oder ſchlechtwerdendem Gedächtnis zu leiſten vermögen, iſt erſtaunlich. Wie kümmerlich nehmen ſich dagegen die Hilfsmittel aus, die von Menſchen ohne geiſtige Begabung benutzt werden! In der römiſchen Kaiſerzeit wurde es ein allgemein benutztes Mittel des Stimmenfangs, daß derjenige, der ein Amt erlangen wollte, ſich ſtellte, als ob er jeden kleinen Mann als ſeinen perſönlichen Bekannten betrachte. Er ſchüttelte deshalb allen Begegnenden die Hände und erkundigte ſich, ſie beim Namen nennend, nach Frau und Kindern und nach den ſonſtigen Verhältniſſen. Dieſes Verfahren bei Tauſenden von Wählern durchzuführen war nicht leicht. Die Berufspolitiker benutzten dazu die Methode, ſich Sklaven mit ungewöhnlichem Gedächtnis zu halten, die alle in der Stadt wohnenden Bürger kennen mußten. Ging der Kandidat dann aus, um zu agitieren, ſo flüſterte ihm ſein Diener bei jedem, der anzureden war, den Namen und was es ſonſt von ihm Wiſſenswürdiges gab, heimlich ins Ohr. — Ein reicher Emporkömmling wollte gern mit Bildung renommieren; da ließ er jeden Klaſſiker von einem ſeiner Sklaven auswendig lernen, und wenn er dann in Geſellſchaft erſchien, umgab ihn die ganze gelehrige Schar und ſouffliерte ihm bei der Unterhaltung die paſſenden Zitate.

Es hat Völker gegeben (beſonders ſolche, die ihren Ruhm in kriegeriſchen Unternehmungen ſuchten), bei denen die Ausbildung des Gedächtniſſes abſichtlich vernachläſſigt wurde. Herodot erzählt (Buch 3 Kap. 46), daß die von Polykrates vertriebenen Samier, als ſie in Sparta um Beiſtand baten, zur Antwort erhielten: den Anfang ihres Vortrages habe man ſchon vergeſſen, und könne darum das Ende nicht mehr verſtehen.

Daß es bei ganzen Völkern zu förmlich krankhaften Gedächtnisſtörungen kommen kann, haben uns die Kriegsjahre gezeigt. Alles, was man in Frankreich, England und Rußland bis dahin an den Deutſchen anerkannt und gerühmt hatte, war nicht nur vergeſſen, ſondern es wurde ins Gegenteil verdreht. Die Geſundung will ſich auch heute erſt allmählich einſtellen. In Frankreich zumal laſſen ſich erſt außerordentlich beſcheidene Anfänge der Rückkehr des Gedächtniſſes beobachten.

Wie quälend für jemand das Schwinden des Gedächtniſſes ſein kann, hat in dichteriſch freier Form, aber unter Anlehnung an einen tatſächlich geſchehenen Fall, Guſtav Frenſſen in ſeinem Roman „Der Untergang der Anna Hollmann" geſchildert. Dem Helden ſeiner Erzählung geht infolge der Schrecken eines Schiffbruchs das Wiſſen von der eigenen Perſönlichkeit vollkommen verloren. Es vergehen mehrere Jahre, ohne daß der Zuſtand ſich ändert. Endlich „kam das ſiebente Jahr, das am Geiſt und Körper des Menſchen oft eine wunderliche, geheime Rolle ſpielt". Da erſt kehrt das Gedächtnis, hervorgerufen durch zwei ſich folgende Begebenheiten, dem Manne zurück. —

Wie gern aber würden wir auf das Gedächtnis für manche Dinge verzichten! Wäre es nicht beſſer, wir könnten die Erinnerung an Dinge

von uns abſchütteln, die uns monate- und jahrelang peinigen können? In der Tat iſt das Gedächtnis nur im Bunde mit einer ſchweren, aber ſehr notwendigen Kunſt vollkommen: der Kunſt des Vergeſſens. Alles, was das Leben an bitteren Erfahrungen in unſere Seele gegoſſen hat. oder doch wenigſtens dasjenige, was uns die meiſten Schmerzen bereitet hat, möchten wir gern wieder von uns abſtreifen. Es liegt ein tiefer Sinn in dem griechiſchen Mythos, der die Seelen der Verſtorbenen vor dem Eintritt in das Elyſium aus dem Lethestrom trinken läßt; ihre Seligkeit ſoll nicht durch die qualvolle Erinnerung an das, was ſie Uebles erlebt haben, getrübt werden.

Darin aber, wie weit wir dieſe Kunſt des Vergeſſens erlernen und wie wir ſie üben, zeigt ſich das Maß der Seelengröße. Es gibt Menſchen, die ein unerbittliches Gedächtnis für jede abſichtliche oder vermeintliche Kränkung beſitzen, die ihnen jemals zugefügt worden iſt. Kommen ſie nach vielen Jahren in die Lage, einen Nadelſtich, den ſie früher einmal empfangen haben, mit einem Keulenſchlage zu vergelten, ſo ſchwingen ſie die Keule gewiß mit beiden Händen. So ſchlecht ihr Gedächtnis für Wohltaten ſein mag, die ſie empfangen haben — im Schuldbuch ihres Haſſes haben ſie auch die geringſte Unfreundlichkeit mit unauslöſchlicher Gallentinte verzeichnet.

Es gibt auch Genies, die dieſe kleinliche Art von Gedächtnis beſitzen. Napoleon I. war ein ſolches. Nur die wirklich großen Männer ſind über ſolche Dinge erhaben. Einen Friedrich den Großen berührten ſie nicht. Ja, es hat Führer der Menſchheit gegeben, deren ganzes Leben aus einer faſt ununterbrochenen Kette von Kränkungen und Zurückſetzungen beſtand — und die trotz der Dornenhecken, durch die ſie ſich ihren Weg hatten bahnen müſſen und in denen ſie endlich aus vielen Wunden blutend und zu Tode erſchöpft zuſammenbrachen, doch voller Großmut über alle dieſe Hemmungen und Anfeindungen hinwegſahen.

Ein ſolcher Mann war Friedrich Liſt, der für all ſein großartiges Wirken im Intereſſe ſeines Vaterlandes faſt nichts als Undank und Schmähungen erntete, und der dieſe doch immer wieder zu vergeſſen ſuchte. Sein Geiſt umſpannte die ganze Welt — nur das Gedächtnis für das ihm ſelbſt zugefügte Unrecht hatte keinen Platz darin. Und die größte Geſtalt, die jemals als ſittlicher Führer durch die Geſchichte der Menſchheit geſchritten iſt, ſprach über ſeine Peiniger am Kreuze die Worte: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun!“

Weltſpiegel.

7. Juni.

Wenn es in der letzten Zeit eine Weile den Anſchein hatte, als ob der politiſche Horizont ſich etwas aufhellen werde, ſo hat heute die dadurch erregte optimiſtiſche Stimmung wieder eine ſtarke Einbuße erfahren. Der bisherige Verlauf der Verhandlungen der Anleihekommiſſion zeigt, daß die Ausſichten auf die Linderung der Not in Europa und auf das Durchdringen eines friedlichen und verſöhnlichen Geiſtes wieder einmal ſehr gering ſind. Zwar kann man wohl mit Beſtimmtheit an-

nehmen, daß dieſe Hemmungen, die dem Siege der Vernunft und Gerechtigkeit in den Weg gelegt werden, am letzten Ende die entgegengeſetzte Wirkung, als ihre Urheber beabſichtigen, hervorbringen müſſen. Aber für uns Deutſche beſteht die furchtbare Gefahr, daß die heilſame Gegenwirkung, die wir wohl mit einer gewiſſen Naturnotwendigkeit erwarten dürfen, für uns zu ſpät eintritt.

So hat es zunächſt für uns noch keine praktiſche Bedeutung, daß die Anſicht oder vielmehr Einſicht, daß die Reparationsforderungen auf Grund des Verſailler Vertrages und der Londoner Abmachungen tatſächlich die Leiſtungsfähigkeit Deutſchlands überſteigen, immer mehr Raum gewinnt und immer offener und deutlicher ausgeſprochen wird. Wir hören freilich, daß z. B. gerade die amerikaniſchen Finanzleute und Politiker die Herabſetzung der Reparationsforderungen auf ein vernünftiges Maß als Bedingung für die Gewährung einer großen, die wirtſchaftliche Geſundung vorbereitenden Anleihe bezeichnet haben; in England herrſcht dieſelbe Anſicht vor. Aber alles das hat auf die Haltung eines Poincaré nicht den geringſten Einfluß. Er glaubt ſeine Politik durchbiegen zu können, weil Frankreich infolge der Natur ſeiner Volkswirtſchaft auf die Geſundung der Weltproduktion und die Wiederbelebung des Welthandels nicht einen ſo entſcheidenden Wert legt — weil es auf die gegenwärtige Abneigung Amerikas, in die wirtſchaftlichen Verhältniſſe Europas entſchloſſen einzugreifen, ganz beſtimmt rechnet —, endlich, weil es ſich der engliſchen Weltmacht militäriſch überlegen weiß.

Poincaré hat alſo erſt kürzlich wieder ganz entſchieden erklärt, Frankreich werde unter keinen Umſtänden in eine Herabſetzung ſeiner Forderungen willigen. Das kann niemand überraſchen, aber es würde wirkungslos ſein und auch eine Nation wie die franzöſiſche teilweiſe zur Vernunft bringen, wenn andere Nationen, die ſchon oft und mitunter in den ſtärkſten Ausdrücken ihre Mißbilligung dieſes Standpunktes ausgeſprochen haben, ihre Worte einmal zur Tat werden ließen oder wenigſtens auch nur eine ernſtlich zu beachtende Willensregung kundgeben wollten. Bisher aber iſt Frankreich im entſcheidenden Augenblick immer auf Nachgiebigkeit geſtoßen, auch England und ſogar dann, wenn ein ſolches Nachgeben kaum noch mit althergebrachter Würde und dem ſprichwörtlichen Stolz Albions zu vereinbaren war. Darauf rechnet die franzöſiſche Regierung auch jetzt, und ſicherlich noch auf abſehbare Zeit mit Recht, wenn ſie auch in ihrer unbeugſamen Ueberhebung nicht gewahr wird, wie ihr Standpunkt ganz von ſelbſt allmählich unterhöhlt wird.

Noch immer hat Frankreich keine beſtimmte Entſcheidung getroffen, ob es ſich an der Konferenz im Haag beteiligen will. Nach wie vor ſtellt es ſeine Bedingungen, die zunächſt von England und Italien noch nicht zugeſtanden werden und auch die Gegnerſchaft anderer Mächte finden. Auch hier, wo Deutſchland gar nicht einmal beteiligt iſt, kennt Frankreich keine andere Politik als die Verhinderung aller Maßnahmen, die dem geplagten Europa Ruhe und Frieden bringen können. Nun könnten die Mächte, die ein Intereſſe daran haben, mit Rußland in klare Verhältniſſe zu kommen, ſehr wohl den Entſchluß faſſen, ohne Frankreich im Haag zu tagen. Aber es iſt außerordentlich fraglich, ob ſie ſich dazu aufſchwingen werden, zumal da die Haltung Amerikas die Lage außerordentlich erſchwert. Dabei iſt es gar nicht einmal die Abſicht Amerikas, durch Nicht-

beteiligung Frankreich einen Dienſt zu erweiſen. Im Gegenteil, ſeit der Konferenz von Waſhington iſt die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten Frankreich ſehr wenig geneigt, vielfach ſogar in gereizter Stimmung. Jedenfalls iſt von der alten hiſtoriſchen Freundſchaft, die beſonders die franzöſiſche Phantaſie ſtark erfüllt, zurzeit jenſeits des großen Waſſers nur ein beſcheidener Reſt übrig. Dennoch geſtattet den Amerikanern ihre gegenwärtige Abneigung, ſich irgendwie in Europa politiſch feſtzulegen, nicht, aus ihren Anſichten über europäiſche Fragen richtige und zweckmäßige Folgerungen zu ziehen.

Bei der ſtarken Gegnerſchaft Frankreichs gegen Sowjetrußland ſpielen ſeine ſonſtigen Pläne zur Aufrechterhaltung ſeiner Machtverhältniſſe in Europa eine bedeutende Rolle. Hierbei kommt vor allem das Verhältnis Frankreichs zu Polen, dann aber auch zu den anderen Staaten, auf deren Schickſal Frankreich einen beſonderen Einfluß behalten will, in Frage. Der polniſchen Republik hat Frankreich jeden nur möglichen Vorſchub geleiſtet, um ihr einen möglichſt großen Teil von Oberſchleſien in die Hand zu ſpielen. Es iſt vorzugsweiſe verantwortlich für die Rechtsbrüche, Gewalttaten, Bedrohungen und Drangſale, mit denen dieſes Ziel erreicht wurde. Ein franzöſiſcher General, der nur die ihm in Paris erteilten Weiſungen rückſichtslos ausführte, war die leitende und allein maßgebende Perſönlichkeit in der Interalliierten Kommiſſion, die den Polen ſchlechterdings alles erlaubte, den Deutſchen dagegen — ſoweit irgend möglich — nichts. Jetzt iſt dieſe Tragödie zu Ende geführt. Auf den Trümmern der Werke deutſchen Fleißes, mit einer Bevölkerung, deren Energie und Freiheit unterdrückt werden wird, ſoll ſich in dieſem neuen Zuwachs des polniſchen Staatsgebiets künftig in trauriges Schickſal verfallender und verſumpfender Kultur vollziehen. Die vertrauensſeligen unter unſeren Landsleuten, die vielleicht auf alle die ſchönen neuen Verträge über Minderheitenſchutz und ſonſtige Rechte hinweiſen, mögen ſich erinnern oder ſich ſagen laſſen, daß noch nie ein Pole einen Vertrag oder ein Verſprechen gehalten hat, wenn er nicht unter der Angſt lebt, daß dem Bruch die Strafe oder ein fühlbarer Nachteil auf dem Fuße folgt. Leider kommt dergleichen jetzt noch nicht in Betracht. Manchmal bricht wohl auch bei einer der führenden Perſönlichkeiten in Polen die Sorge durch, wie die fortgeſetzte Mißwirtſchaft und Rechtloſigkeit auf die Zukunft des polniſchen Reiches zurückwirken könnte. Aus ſolchen Bedenken ſcheint auch die neueſte Kriſis des Miniſteriums Ponikowſki hervorgegangen zu ſein. Ueber ihren Abſchluß und ihren Verlauf iſt jedoch noch nichts bekannt.

Wir erwähnten bereits neulich den Rücktritt des öſterreichiſchen Bundeskanzlers Schober, der durch den Prälaten Seipel erſetzt worden iſt. Was Schober geſtürzt hat, war ungeachtet gewiſſer Erfolge, die er in Genua erreicht hatte, der Verluſt des Vertrauens der Großdeutſchen Partei. Der Vertrag von Lana, den er zum Verdruß ſeiner Partei unterzeichnet hatte, wurde ſein Verhängnis, da er — ſchon etwas belaſtet durch die Preisgabe des Oedenburger Landes — durch dieſe Bindung an die Tſchechoſlowakei nach der Ueberzeugung ſeiner bisherigen Partei wichtige öſterreichiſche Intereſſen preisgegeben und den Gedanken eines zukünftigen Anſchluſſes an Deutſchland gefährdet hatte. Die neue Beſetzung des Kanzlerpoſtens iſt durch eine Koalition der Großdeutſchen und Chriſtlich-ſozialen zuſammengekommen. Noch iſt die Zukunft der

Nachfolgestaaten der ehemaligen habsburgischen Monarchie trübe und ungeklärt. Eine ganz besondere Stellung nimmt unter ihnen Ungarn ein, wo erst kürzlich neue Wahlen stattgefunden haben. Aber erst in der nächsten Zeit werden die dadurch geschaffenen Verhältnisse klarer zu übersehen sein.

W. v. Massow.

Bücherschau.

Kunst.

Otto Stiehl, Der Weg zum Kunstverständnis. Eine Schönheitslehre nach der Anschauung des Künstlers. Mit 353 Abbildungen im Text. Berlin und Leipzig 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co. Geh. 60 M.

An Kunsterziehungsbüchern haben wir keinen Mangel. Aber Stiehl geht seinen eigenen Weg. Souverän verwendet er ein aus allen Zeiten und Zonen verknüpftes Anschauungsmaterial, wobei die Architektur überwiegt, die Zusammenhänge oft verblüffend neu wirken. Auch ein verhältnismäßig Unbewanderter kann das Buch studieren und wird ihm gesunde Anleitung danken. Müssen wir doch nach den seelischen Zerstörungen des letzten Jahrhunderts die natürliche Raumkunst früherer Geschlechter uns erst wieder denkend und einfühlend zu erwerben suchen.

Orbis Pictus / Weltkunst-Bücherei. Herausgegeben von Paul Westheim. Band 7: Carl Einstein, Afrikanische Plastik. — Band 8: Walter Lehmann, Altmexikanische Kunstgeschichte. Ein Entwurf in Umrissen. — Band 9: Otto Weber, Die Kunst der Hethiter. — Berlin, Ernst Wasmuth. Der Band 30 M.

Von diesen drei Exotenbänden bringt der erste eine Ergänzung Karl Einsteins zu seiner früher herausgegebenen Negerplastik, zugleich eine Revision und Läuterung seiner Anschauungen, wobei aber der Grundgedanke geblieben ist: den kubischen Grundzug der afrikanischen Kunst im Gegensatz z. B. zur ozeanischen herauszuheben. Von hohem Reiz und Wert ist der Mexikoband Lehmanns, der nicht nur auf 48 kommentierten Tafeln eine umfassende und streng gesichtete Sammlung eindrucksvoller Denkmäler gibt, sondern auch den Versuch einer zusammenfassenden Skizze der Kunstgeschichte Alt-Mexikos wagt. Ein noch viel kühnerer Vorstoß in kunstgeschichtlich dunkles Neuland bedeutet der dritte angezeigte Band. Wenn auch in dem erhalteten hethitischen Denkmälerbestand das Handwerkliche überwiegt, so zeugen doch einige wenige von Weber abgebildete Funde von so künstlerischer Qualität, daß der Genius des Volkes nicht nach der Masse des Erhaltenen beurteilt werden darf. Die Bausitte, die Fassaden mit Bildwerken zu schmücken, ist nach Weber bei den Hethitern aufgekommen, und dieser Trieb entfaltet insbesondere in den Tierdarstellungen eine hohe schöpferische Kraft. Durch diese Bände wird einem weiteren Publikum überhaupt der erste Einblick in ferne und kraftvoll eigenartige Kulturen erschlossen.

Paul Westheim, Das Holzschnittbuch. Mit 144 Abbildungen nach Holzschnitten des 14. und 20. Jahrhunderts. 1. bis 3. Tausend. Potsdam 1921. Gustav Kiepenheuer. 100 M.

Ein feinsinniger Kunstdeuter sieht in der noch problematischen expressionistischen Kunst am lebensreichsten und formglücklichsten den neuen Holz-

ſchnittſtil erwachſen. Dies führt ihn zurück zum Holzſchnitt der Alten und es zeigt ſich bald, daß die Jüngſten ſich im Holzſchnitt vielleicht enger mit dem Mittelalter berühren, als irgendwo. Daß man bei Weſtheim ſowohl äſthetiſch wie techniſch viele Anregungen empfängt, iſt ſelbſtverſtändlich, ſo z. B. hinſichtlich der Grenzen und Grenzüberſchreitungen hiſtoriſcher Holzſchnittſtile nach dem Kupferſtich wie nach der Zeichnung hin.

Auguſt Schmarſow, Gotik in der Renaiſſance, eine kunſthiſtoriſche Studie. Mit 16 Abbildungen. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. 1921.

Der Altmeiſter der Kunſtgeſchichte unterzieht das italieniſche Quattrocento einer Analyſe, wobei er die Elemente, welche „die Raumgebilde als im Werden begreifen, von denen zu ſcheiden ſucht, welche das bodenſtändige Daſein" des Menſchen geben Die Gotik als Stil des Werdens, die Renaiſſance als Stil des Seins zu unterſcheiden, wird ein von der Allgemeinheit gern aufgenommenes, prägnantes Ergebnis der meiſterhaften Studie ſein.

Süddeutſche Kunſtbücher. Band 1—2: Rud. Guby, Die niederbayeriſchen Donauklöſter. — Band 3: Ad. Feulner, Schloß Nymphenburg. — Band 4: Dr. Rud. Guby, Freudenhain bei Paſſau. Preis je 8 M.

Oeſterreichiſche Kunſtbücher: Band 11—12: Dr. Wolfgang Pauker, Das Auguſtiner-Chorherrenſtift Kloſterneuburg in Niederöſterreich. — Band 15: Dr. Bruno Grimſchitz, Die monumentale Gemäldefolgen des Domes zu Gent.

Kunſt in Holland: Band 1—2: A. S. Snijder, Dordrecht. — Band 3: Dr. E. Tietze-Conrad, Der Utrecht-Pſalter. — Band 7: Max Eisler, Der Baumeiſter Berlage. — Nr. 11, 12, 15, 17 je 10 M. — Nr. 1, 2, 3, 7 je 12 M.

Oeſterreichiſche Kunſtbücher. Band 21—22: Dr. Erich Strohmer, Mondſee und das Mondland. — Band 24: Dr. Erich Strohmer, St. Wolfgang am Ammerſee. Preis je 8 M. Oeſterreichiſche Verlagsgeſellſchaft Ed. Hölzel u. Co. G. m. b. H., Wien.

Die hier gleich mit einer großen Mannigfaltigkeit vor den Leſer hertretende Sammlung, die ſich in ſchneller Folge vermehrt, gleicht den Ueberraſchungen eines gutfundierten Weihnachtsmannes. Zu einem Preis, den man heute tatſächlich als geſchenkt anſprechen kann, überſchüttet uns der Wiener Verlag mit zierlichen Büchlein in Mappenformat. Jedes enthält neben einem Pack auf Karton aufgezogener Kunſtblätter ein Heft mit kunſtgeſchichtlicher und kunſtgeographiſcher Beſchreibung des betreffenden Landſtrichs von bewährten Schriftſtellern. Kurz, man wird künftig neben Bädeker und Dehio auch ſein Päckchen „Hölzel" mit auf Kunſtreiſen nehmen.

Joſef Kreitmaier, S. J. Beuroner Kunſt. Eine Ausdrucksform der chriſtlichen Myſtik. Mit 37 Tafeln. Dritte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Freiburg/Br. 1921. Herder u. Co. G. m b. H.

Die hieratiſch gebundene Kunſt des heute faſt 90jährigen Pater Deſiderius Lenz und ſeiner leider neuerdings zur Erſtarrung neigenden mönchiſchen Kunſtſchule wird jetzt allgemeiner als im Zeitalter des Naturalismus auch in außerkirchlichen Kreiſen gewürdigt. Ihre Formenſtrenge, ihr Suchen nach einem Kanon berührt verwandte Saiten bei den von Puvis de Chavannes, Hans

von Marées, Hodler herkommenden, zu einem neuen „Gesamtkunstwerk" strebenden Richtungen. Ihre mystische Symbolik war dem Expressionismus sympathisch, der allerdings als großstädtisch chaotische Kaffeehausmystik in Geist und Mitteln das Gegenteil bedeutet von der archaisch keuschen Kunst der frommen, kindlich weltfernen, nazarenernden Beuroner Schwaben. Die vorliegende bildlich reich ausgestattete Schrift verbindet mit klarer Schilderung des Beuroner Kunstwollens eine besonnene Einschätzung ihrer Leistungen und Zukunftskeime, welch letztere allerdings weniger im Fortsetzen der Lenz'schen Formeln, als in dem Geist der benediktinischen Bildnerfrömmigkeit — unter notwendiger Ausweitung ihres künstlerischen Erlebnisses zu erwarten wären.

Geßner, Der Meister der Idylle, ausgewählt und eingeleitet von Paul F. Schmidt. Mit 34 Abbildungen. München, Delphin-Verlag.

Vereinigt Proben des Dichters und eine Auswahl des bildenden Künstlers Geßner — der den Dichter Geßner überragt — mit einer ästhetisch würdigenden Biographie.

Alfred Kuhn, Die neue Plastik von 1800 bis zur Gegenwart. Mit 68 meist ganzseitigen Netzätzungen und 14 Strichätzungen. München, Delphin-Verlag. Pappband 70 M. Ganzleinenband 75 M.

Der kühne Versuch, so widersprechende Stilepochen, wie sie von Thorwaldsen, Rude und Schadow bis zu den modernsten Expressionisten reichen, unter großen Wert- und Formgesichtspunkten endgültig historisch zu gliedern, mag in vielen Richtungen zu objektiver Anerkennung nicht führen. Das Treffende aber überwiegt in der Charakteristik der Persönlichkeiten und Richtungen. Man kann bei Kuhn sehen lernen.

Liebhaberdrucke.

Anna Simons, Das Rosenband, Gedichte aus dem Rokoko. München 1921. Dreimaskenverlag. —

Ernst Heigenmooser, Die Seele des Weines. Trinklieder. München 1921. Dreimaskenverlag. —

Heinrich Jost, Trostbüchlein. München 1921. Dreimaskenverlag.

Als „Münchner Skriptordrucke" läßt der rührige junge Verlag kleine bibliophile Köstlichkeiten hinausgehen, die auch zu Geschenkzwecken sicher großen Anklang finden werden Die sorgsam und stimmungsvoll ausgewählten Anthologien, die für verschiedene Lebensstimmungen passen, sind von Schreibkünstlern mit der Feder geschrieben und auf gefälligem Bütten faksimiliert.

Victor Mannheimer, Die Balli von Jacques Callot. Ein Essay. Potsdam 1921. Gustav Kiepenheuer. Ganzleder 450 M., Halbpergament 225 Mark.

Diese kleinformatige Kostbarkeit führt in die amüsierliche Welt der italienischen Barockbühne in den „Flegeljahren der europäischen Schauspielkunst". Als der Lothringer Callot, der später sich durch seine Abschilderung der Kriegsgreuel des dreißigjährigen Kriegs unsterblich gemacht hat, in der Vergnügungsmetropole Neapel an Land stieg, bezauberte ihn die Commedia dell'arte, die Bajazzokomödie so, daß er ihr auf diesen (bei Pöschel und Trepte reproduzierten) Tafeln ein Fortleben sicherte, das durch Mannheimers Essay zugleich in die Sphäre des modernen Kulturgeschichtsbewußtseins versetzt ist. Die Geschichte des Theaters,

die künſtleriſche Eigenart Callots, ſein Lebensgang, ſeine literariſche Geſchichte bis auf E. Th. A. Hoffmann ſchildert Mannheimer flott, umfaſſend, anſchaulich.

Moſes Mendelſohn, Phädon oder Ueber die Unſterblichkeit der Seele. Wetmar 1920. Martin Bielwald, Verlag.

Friedrich Schleiermacher, Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Mit einem Vorwort Gutzkows neu herausgegeben und eingeleitet von Werner Hirſchberg. Weimar 1920. Martin Bielwald, Verlag.

Zu den vollkommenſten bibliophilen Geſtalten unſerer Tage zählen die „Weimardrucke", die ſich zur Aufgabe geſetzt haben, wertvolle ältere Literaturdenkmäler in edler Schlichtheit zu erneuern. Von Schleiermacher eine ſeiner perſönlichſten, intimſten und meiſt umſtrittenen Aeußerungen, ein Dokument des ſchöngeiſtigen Berlins vor 1806; und von Mendelſohn der „Phädon", eine Hauptrede der deutſchen Aufklärungskultur.

M. Johannes Praetorius, Bekannte und unbekannte Hiſtorien von dem abenteuerlichen und weltberufenen Geſpenſte dem Rübezahl. Inſelverlag Leipzig 1920. Pappband 24 M.

Wertvolle Neuausgabe der älteſten Rübezahlüberlieferung (17. Jahrhundert) altertümlich reizvoll ausgeſtattet.

Ludwig Tieck, Das Leben des berühmten Kaiſers Abraham Tonelli. Mit bunten Bildern von Rolf von Hörſchelmann, München. Muſarionverlag. Geb. 75 M., Ganzleinen 150 M.

Die handgemalte Hoerſchelmannſche Graphik begleitet den ſänftlichen alten Tieck mit einer ſtillgelaunten Fünfuhrtee-Romantik, die zwiſchen Poccifcher Gutmütigkeit und E. Th. Hoffmannſcher Dämonik nach Belieben pendelt.

Der Merker.

Neue Bücher.

Der Ritter vom Turn. Mit einem Nachwort von Kurt Piſter. München-Paſing, Roland-Verlag. 60 M.

Dr. Rudolf Kayer-Thurn. Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 33. Wien III, Amalthea-Verlag.

Admiral Scheer. Amerika und die Abrüſtung der Seemächte. Berlin, Auguſt Scherl.

Ferdinand Avenarius. Die Mache im Weltwahn. Heft 1 u. 2. Propaganda und Wahrheit. Berlin SW 61, Reimar Hobbing. 40 M.

Nik Welter. Ueber den Kämpfen. Zeitgedichte. Luxemburg, P. Worré-Mertens.

Wilhelm Gellert. Vor großen Kataſtrophen. Der deutſche Aufſtieg und die germaniſche Zeit. Naumburg a. d. S., E. Aug. Tancré.

Zur Lage der Reichseiſenbahn. Herausgegeben vom Reichsverkehrsminiſterium. Berlin, Hans Robert Engelmann. 15 M.

Kapitänleutnant Erich Herrmann. Bei Ausbruch der Revolution auf dem Panzerkreuzer „Seydlitz". Minden i. Weſtf., Wilhelm Köhler.

Gilbert Murrey. Das Problem der auswärtigen Politik. Aus dem Engliſchen überſetzt von **Luiſe Kautſky.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 15 M.

Giulio Alliata. Verſtand contra Relativität. Zum Nachweis der Translation des Sonnenſyſtems. — Das Weltbild der Aethermechanik. Beide im Verlag von Otto Hillmann in Leipzig.

Schriften zur deutſchen Politik. Heft 1 u. 2. **Dr. Georg Schreiber.** Deutſche Kulturpolitik und der Katholizismus. 33 M. Geb. 44 M. Heft 3. **Dr. Joſeph Mausbach.** Religionsunterricht und Kirche. 17 M. Beide im Verlag von Herder u. Co. in Freiburg i. Br.

Dr. Robert Gaupp. Das Alkoholverbot der Vereinigten Staaten von Nordamerika. München, J. F. Lehmann. 2,50 M.

Robert Baltenius. Die Balten in der Geſchichte Eſtlands. 4,50 Mark. **Georg Bogdanoff.** Die eſtniſche Agrarreform, ein Mittel zur Unterdrückung der nationalen Minorität. 4,50 M. **Ernſt Fromme.** Die Republik Eſtland und das Privateigentum. 6 M. Sämtlich im Baltiſchen Verlag, Berlin W 30.

Hans Krüger. Kommentar zum Reichsmietengeſetz. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 20 M. Geb. 30 M.

Der Tod des Materialismus und der Theoſophie. Berlin SW. 11, Concordia, Deutſche Verlagsanſtalt Engel u. Toeche. 12 M.

R. Liefmann. Geſchichte und Kritik des Sozialismus. Leipzig, Quelle u. Meyer. 44 M.

Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten. Lieder und Geſänge. Verdeutſcht von **Richard Wilhelm.** Jena, Eugen Diederichs. 60 Mark.

Hermann Oncken. Die hiſtoriſche Rheinpolitik der Franzoſen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 12 M.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufſatz „Der Urſachenbegriff und ſeine neueſten Gegner" von Dr. med. Heinrich Böing (Heft 20 der „Grenzboten") ſind folgende Druckfehler zu berichtigen: Seite 160, 3. Zeile von unten muß es heißen Verſuch ſtatt Vergleich; Seite 163, 20. Zeile von unten iſt zwiſchen „ſpricht" und „traditionell" „nicht" einzuſchieben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9. Fernruf: Nollendorf 4849.
Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 17. Juni 1922

Nummer 23

Der Bur in Kultur und Weltwirtschaft.

Von einem alten Afrikaner.

Süd-Afrika ist eins der wenigen Länder, dessen Sorgen noch mehr seiner innerpolitischen Entwicklung, als seiner wirtschaftlichen Lage gelten. Es vollzieht sich dort unter eigenartigen Verhältnissen eine völkische Umbildung, die unserem Verständnisse fern liegt, aber letzten Endes geeignet ist, die Beziehungen Europas zu seinem großen Rohstoffmagazin Afrika in entscheidender Weise zu beeinflussen.

Die handelnden Personen in diesem Schauspiele sind der afrikanische Eingeborene, der einwandernde Asiate, der Engländer, der Bur und in einer noch recht bescheidenen Nebenrolle der Deutsche.

Obgleich die Buren die meiste Kulturarbeit in Süd-Afrika vollbracht haben, ist man bei uns über sie noch wenig unterrichtet. Teils hob man sie als freiheitsdurstige Helden in den siebenten Himmel, teils schimpfte man sie weiße Kaffern. Sie richtig einzuschätzen ist nur möglich unter Berücksichtigung ihrer Stammesveranlagung, des Klimas, unter dem sie leben, und ihrer Geschichte.

Bekanntlich sind sie Nieder-Deutsche, die gleichzeitig nach dem Kap gewanderten französischen Hugenotten und zahlreiche Deutsche anderer Stämme sind in ihnen aufgegangen. Schon unter den Gouverneuren der holländischen ostindischen Kompagnie waren sie nicht auf Rosen gebettet. Die englische Besitznahme des Kaplandes im Jahre 1815 brachte ihnen aber unerträgliche Leiden und veranlaßte das Volk zu dem, in der neueren Geschichte einzig dastehenden heroischen Entschlusse, seine gesamte unbewegliche Habe im Stich zu lassen und über den Oranje in ein nur dürftig erkundetes Land zu ziehen, um dort einen neuen freien Staat mit einem eigenen Ausgange zur See zu gründen.

Die ganze Zeit vom Beginn der großen Trekks 1836 bis zum Frieden von Vereeniging 1902 ist gekennzeichnet von diesem Streben, dessen schließlicher Mißerfolg an dem Mangel an völkischer Disziplin lag, der den Buren, wie allen Deutschen, zu Gunsten einer starken Betonung der Eigenart nun einmal im Blute steckt. Er fand keinen Ausgleich in der Anhänglichkeit an eine ererbte Dynastie, sondern wurde noch besonders begünstigt durch die

Natur des Landes, durch die extenſive, große Flächen erfordernde und zum nomadiſieren anreizende Art der ſüdafrikaniſchen Landwirtſchaft.

Wohl hat das kleine Volk in dieſer Zeit eine auffallend große Zahl von bedeutenden Männern hervorgebracht. Leute, wie Piet Retief, Potgieter, Pretorius, Krüger u. a. m. waren ganze Charaktere und echte Führernaturen von ſtaatsmänniſcher Befähigung, was um ſo mehr anerkannt werden muß, als ihnen außer den Lehrbüchern der Elementarſchule, der Bibel und ihrem geſunden Menſchenverſtande keine Bildungsmittel zur Verfügung ſtanden. Leiſtungen ſind vollbracht worden, die den Entdeckungsreiſen eines Stanley und Wißmann würdig zur Seite geſtellt werden können, und manche Epiſoden aus jener Zeit leſen ſich wie ein antikes Heldengedicht. Aber der patriarchaliſchen Eigenbrödelei und kirchlichen Streitſucht der weit im Lande verſtreuten Familienoberhäupter ließ ſich keine hinreichende Opferwilligkeit für ſtaatlichen Zuſammenhang abringen. Daß mancher, der Gefahren des ewigen Umherziehens müde, einen feſten Wohnſitz mit der Unterwerfung unter engliſche Herrſchaft und der Anpaſſung an engliſches Weſen zu erkaufen bereit war, iſt ſchließlich auch zu begreifen.

England belauerte alle Regungen des neuen Staates mit der nur ihm eigenen planmäßigen Folgerichtigkeit, die von einem Wechſel der Perſonen völlig unabhängig iſt. Man hätte 20 Jahre vor dem Weltkriege in unſeren Schulen ſüdafrikaniſche Geſchichte lehren ſollen! Dann hätte unſer Volk gewußt, weſſen man ſich von England zu verſehen hat. Die Einkreiſung Deutſchlands iſt bis auf die Propagandalügen genau dasſelbe, was das ſechzig Jahre währende Keſſeltreiben gegen die Buren war.

So kam es, daß die engliſche Flagge über allen Gebieten des öſtlichen Süd-Afrika wehte, deren Erſchließung für die weiße Raſſe das alleinige Werk der Buren iſt. Der Zugang zur See wurde ihnen ſchon 1842 durch die Annexion von Natal durch England verriegelt. Die beiden von ihnen gegründeten Republiken waren mangelhafte Staatsgebilde und verſagten, als ſie durch die Entdeckung der Goldfelder vor neue Aufgaben geſtellt wurden. Das war der äußere Anlaß zu Englands letztem Schlage.

Dieſe ſeltſamen Schickſale, das Jahrzehnte lange, unſtete Herumirren in der Wildnis mit Kind und Kegel, ohne Recht und Geſetz, unter ſtändigen Kämpfen gegen Raubtiere und Eingeborene, die inneren ſtaatlichen und kirchlichen Streitigkeien, die Abgeſchloſſenheit vom Weltgetriebe, der häufige Wechſel zwiſchen Ueberfluß und Armut, und die ewige Verſuchung, Nationalſtolz gegen eine Anlehnung an das mächtigſte Reich der Erde, Gefühl und Gewiſſen gegen äußeren Schutz und Ruhe einzutauſchen, haben dem Charakter des Buren ſein eigenartiges Gepräge verliehen. Wer ihm politiſche Wankelmütigkeit, Drückebergerei und Diſziplinloſigkeit vorwirft, der möge bedenken, daß ſich das Volk ſchon ein Jahrhundert lang gegen offene und verſteckte Vergewaltigung ſeiner Nationalität zu wehren hat, und daß es, trotzdem mancher Wille dabei erlahmte, in ſeiner großen Maſſe doch noch treu an ſeiner Sprache, Sitten und Gewohnheiten hängt. Der bei vielen Buren noch vorhandene Mangel an elementaren Schulkenntniſſen und ihr Hang zum Aberglauben erklärt ſich einfach daraus, daß ein Jahrzehnt nach Beginn der großen Trekks und länger von einem Schulbetrieb natürlich nicht die Rede ſein konnte, und daß ein geordnetes Schulweſen auch eines kleinen Staates nicht von heute zu morgen geſchaffen werden kann. Die

Landwirtſchaft Süd-Afrikas iſt in der Hauptſache eine Ausnützung der Rieſenflächen natürlicher Weide durch Viehzucht, wobei ein häufiger Wechſel der Weideplätze je nach den Umſtänden nützlich oder geboten iſt. Daher kennt der Bur das zähe Feſthalten und Bearbeiten eines kleinen Stückchen Landes längſt nicht in dem Maße, wie der deutſche Bauer, das unſtete, aber zwangloſe Leben in der Steppe mit ſeinem Vieh und ſeinem Wilde hat in ihm einen Zug zu genügſamen Verzicht auf Komfort und häusliche Behaglichkeit, aber auch eine Abneigung gegen den Zwang einer regelmäßigen und intenſiven Arbeitsleiſtung entſtehen laſſen. Sein Nomadenleben hat ihn genügſam gemacht, daher iſt er auch gleichgültiger gegen ſeine äußere Lage und ſteht an Fleiß und wirtſchaftlichem Streben dem deutſchen Anſiedler nach. Darin iſt aber auch die große Zähigkeit des Volkes und ſeine ſchnelle Vermehrung begründet, denn die geringen Anſprüche, die der einzelne an ſeine Lebenshaltung ſtellt, erleichtern die Eheſchließung und die Begründung von Familien. Mit europäiſchem Maßſtabe gemeſſen erſcheint der Bur leicht als minderwertig und mit auffallenden Fehlern behaftet; mancher davon aber ſtellt ſich bei genauerer Betrachtung als wohl verſtändlich und ſogar als ein Vorzug heraus, der ihn zu der eigentümlichen Rolle, die er in Afrika zu ſpielen berufen iſt, erſt befähigt. Die Buren gehören zu den Völkern von überwiegend paſſiver oder weiblicher Veranlagung, womit bekanntlich durchaus kein Tadel verbunden iſt. Daher mißlang ihnen die Gründung eines eigenen Staates, es ſetzt ſie aber in den Stand, mit geduldiger Zähigkeit ihre Kultur trotz ihres militäriſchen Mißerfolges durchzuſetzen, ja ſogar ſie ihren Beſiegern aufzuzwingen und auf friedlichem Wege das zu erreichen, was ihnen das Schlachtenglück verſagte, die Eroberung von ganz Süd-Afrika, ſoweit es für Weiße dauernd bewohnbar iſt.

Das rechtzeitig erkannt zu haben, iſt das Verdienſt des großen Burenführers Botha, den wir trotz mancher Unbill, die wir von ihm erlitten haben, als einen Staatsmann erſten Ranges anzuerkennen nicht zögern dürfen. Er nahm den Frieden von Vereeniging an, weil er wußte, daß die Feinde vergeblich darauf rechneten, die Buren zu Engländern zu machen. Was ſeinem Volke fehlte, wollte er ihm im Frieden und unter dem Schutze der engliſchen Macht verſchaffen und es damit erſt dazu befähigen, in einem einigen Süd-Afrika die führende Rolle zu übernehmen und es als des weißen Manes Land zu erhalten, wobei er durch Aufſaugung der engliſchen Elemente eine neue Afrikanernation mit überwiegend buriſcher Färbung entſtehen laſſen wollte.

Bothas Politik mußte Erfolg haben, weil ſie der Eigenart ſeines Volkes entſprang. Sie brachte ihn ganz folgerichtig im Weltkriege auf die Seite Englands, denn der äußere Frieden mit dieſer ſeebeherrſchenden Macht iſt ihr Fundament. Uneigennützig war aber ſeine England geleiſtete Heeresfolge durchaus nicht, denn ſie brachte ihm unſer Südweſt als ein wichtiges Glied ſeines zukünftigen Afrikanerreiches und eine erhebliche Stellungsverbeſſerung gegenüber dem „Mutterlande“ ein, die bis zur vollſtändigen Gleichberechtigung zu erweitern eins der Ziele der von ihm begründeten und bezeichnend benannten ſüdafrikaniſchen Partei iſt.

Keine politiſche Richtung in einem Staate iſt ſo univerſell, daß ſie nicht irgendwo Widerſtand fände. Der jetzt von Smuts geführten Bothapartei ſtellt ſich zunächſt als reaktionäres Element der eigenen Volksgenoſſen

die nationaliſtiſche unter Herzog entgegen, reaktionär nicht in dem Sinne, daß ſie ſich gegen jeden Fortſchritt des Burenvolkes ſträubt, ſondern daß ſie, geſtützt auf ihr formales Recht und den wohlverſtändlichen, tief in jeder Burenſeele ſitzenden Haß gegen alles, was engliſch iſt, den Zuſtand vom Ende des vorigen Jahrhunderts wiederherſtellen will. Die Unioniſten vertreten den national-engliſchen Standpunkt, wollen aber die Unkoſten des engliſchen Imperialismus nicht aus ihrer Taſche bezahlen und ſind in dieſem Falle ſchon mehr Afrikaner als Engländer. Aber damit iſt Englands Einfluß nicht erſchöpft. Sein Geld, ſeine wohldiſziplinierte Preſſe und ſeine Geſellſchaftskultur, die ſich überall mit ſelbſtverſtändlicher Sicherheit anmaßt, die erſte der Welt zu ſein, verführen auch in Süd-Afrika manchen emporkommenden Schwächling dazu, ſich in der traurigen Rolle eines Abtrünnigen wohlzugefallen.

Die Bothapartei iſt zahlenmäßig die ſtärkſte, obgleich ihr die Nationaliſten ſchon einige Male bedenklich nahe gekommen ſind. Die Stimmenzahl wird bei jeder Neuwahl wahrſcheinlich zwiſchen Süd-Afrikanern und Nationaliſten ſtark ſchwanken, weil vielen Buren ihre Stellung zu den beiden Parteien ſelbſt nicht ganz klar iſt und ſie im hohen Grade den Einflüſſen einer geſchickten Agitation zugänglich ſind. Die oft unternommenen Einigungsverſuche ſind leider immer ohne Erfolg geblieben. Im ganzen überwiegt die buriſche Bevölkerung weit die engliſche. Unſerem Gefühle ſtehen die Nationaliſten zweifellos am nächſten und ihrem offenen und mutvollen Eintreten für ihre Ideale haben die Deutſchen in Süd- und Südweſt-Afrika viel zu verdanken. Allein ob nach dem Ausgange des Krieges ihre Politik die für uns vorteilhafteſte iſt, iſt eine andere Frage.

Daß die alten Burenſtaaten heute mehr Lebenskraft hätten, wie vor 25 Jahren, iſt zu bezweifeln. Sicher iſt, daß ſie im Zeitalter des „Selbſtbeſtimmungsrechtes der Völker“ und der „Beſchirmung der kleinen Nationen“ nicht ohne die ſchwerſten Kämpfe und Blutopfer wiederhergeſtellt werden können. Die nationaliſtiſche Politik läßt ſich nur auf Koſten des Beſtandes der Union durchführen und fordert damit gewichtige Bedenken heraus.

Ein Land, wie Süd-Afrika, durch politiſche und Zollgrenzen zu teilen und den alten Tarifkampf der Eiſenbahnen und Hafenplätze wieder aufleben zu laſſen, gereichte dem internationalen Güteraustauſche nicht zum Vorteil, die Kauf- und Lieferkraft des Landes ginge damit erheblich zurück. Aber aus einem anderen, leider noch viel zu wenig gewürdigten Grunde würden neue Kämpfe zwiſchen weißen Völkern in Afrika ganz Europa unermeßlichen Schaden bringen, weil nämlich dann die jetzt ſchon drohende ſchwarze Gefahr mit Sicherheit zu einer ſchwarzen Kataſtrophe werden würde!

England — von Frankreich gar nicht zu reden — wacht ſchlecht über daß weiße Anſehen in Afrika. Es iſt ein großer Irrtum, zu glauben, daß es dort „Raſſenpolitik“ triebe. Das genaue Gegenteil iſt der Fall, es erkennt, gemäß der überlieferten puritaniſchen Anſchauungen, die in ſeinem höchſt konſervativen Volksleben noch ſtark nachwirken, Raſſenunterſchiede überhaupt nicht an und iſt blind gegen die durch tauſend Erſcheinungen bewieſene Tatſache, daß der Neger nur unter ſtändiger Führung und Bevormundung durch den Weißen dem Zuſtande wildeſter Barbarei fern gehalten und ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden

kann. Es ſtellt den Farbigen unter dasſelbe Recht, wie den Weißen, und hat es weder in ſeinen Feldzügen gegen die Buren, noch im Weltkriege gegen uns verſchmäht, den Neger gegen Weiße zu hetzen. Indem es ſich in der Verfaſſung der Union die Aufſicht über die Eingeborenenverhältniſſe vorbehielt, ſchaffte es ſich die Gelegenheit, dieſes Spiel im Frieden fortzuſetzn, und hat nach dem Grundſatze divide et impera davon ſkrupelloſen Gebrauch gemacht.

Ohne auf die Raſſenfrage hier näher einzugehen, genügt es, feſtzuſtellen, daß die Eingeborenen Südafrikas immer lauter und drohender die Forderung auf vollſtändige politiſche und ſoziale Gleichberechtigung mit den Weißen erheben, — die ſie in der Kapprovinz in gewiſſen Grenzen ſchon haben —, wobei ſie von den zahlreichen und, was das bedenkliche iſt, intelligenteren einwandernden Indern, Malayen und Japanern kräftig unterſtützt werden.

Da die Farbigen die Weißen an Zahl fünfmal übertreffen, ſo würde durch die Erfüllung dieſer Forderung zum erſten Male ein europäiſches Volk unter die Herrſchaft von Negern geſtellt, es würde zur Auswanderung gezwungen, vernichtet oder verbaſtardiert werden, aus einem aufblühenden und zukunftsreichen Lande würde dieſelbe Einöde gemacht werden, die es vor 100 Jahren noch war. Das ganze übrige Afrika würde folgen und ſich ebenfalls der weißen Herrſchaft entledigen, unſer Handel könnte Abſchied nehmen von den Reichtümern dieſes Erdteils, da jedes Negerſtaatsgebilde ohne europäiſchen Einfluß ſofort auf den Zuſtand der Zeit vor den großen Entdeckungen zurückſinken würde. Alle bisher geleiſtete Kolonialarbeit wäre verloren, Afrika müßte nach einem Menſchenalter von neuem entdeckt und koloniſiert werden. So ſchaffen die wahnſinnige Selbſtzerfleiſchung Europas und engliſche Selbſtſucht und Unverſtand in Afrika eine Gefahr, die an Furchtbarkeit dem Bolſchewismus nichts nachgibt.

Die einzige Möglichkeit, den ſchwerſten Raſſekriegen und dem Ausfall eines ganzen Erdteils aus dem Güteraustauſche der Völker vorzubeugen, iſt, den Frieden zwiſchen den Weißen des Landes zu erhalten und den Raſſeſtolz des Buren unter ihnen zu verbreiten. Beſitzt er auch nicht annähernd den Nationalſtolz des Engländers, an Raſſegefühl übertrifft er ihn weit. Er gibt zwar an ſtrenger Kirchlichkeit dem engliſchen Puritaner nichts nach, treibt aber den toten Buchſtabenglauben nie ſo weit, den Neger als ſeinen ſchwarzen Bruder zu betrachten, ſondern weigert ſich von jeher, ihn als gleichberechtigt in Staat und Kirche anzuerkennen, und beſtreitet auch dem Aſiaten das Recht, ſich in ſeinem Afrika einzuniſten. Denn er kennt den Eingeborenen nicht aus Studierſtuben und religiöſen Spekulationen, ſondern weil er ihn von Kind auf ſtändig vor Augen hat. Er weiß, daß die Neger im Urzuſtande ſich ſtets nur in den grauſamſten Kämpfen gegenſeitig abſchlachten. Wie uns in unſerer Jugend von 1813 und 1870 erzählt wurde, ſo hört das Burenkind von der Rache, die ſeine Vorfahren für die Greueltaten eines Dingaan nahmen. Im alten Transvaal und Oranjefreiſtaat herrſchte ein durchaus geſundes, patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen weiß und ſchwarz, der Bur gab dem Kaffern, was ihm zukam, verſtand es aber ſehr gut, mit dem Shambok im kleinen und der Büchſe im großen Ordnung zu halten. Beiden Teilen ging es gut dabei, die Eingeborenen vermehrten ſich, von

der Schreckensherrſchaft ihrer eigenen, blutdürſtigen Häuptlinge befreit, ſchnell und lernten arbeiten. Die von den Engländern behaupteten buriſchen Grauſamkeiten ſtehen auf demſelben Blatt, wie die ganz nach Bedarf gegen die belgiſche oder unſere Kolonialwirtſchaft aufgezogenen Verleumdungen.

Mit dieſer ſtrikten Ablehnung engliſcher Humanitätsheuchelei iſt der Bur ein höchſt wertoller Vorpoſten der europäiſchen Kultur gegen die ſchwarze und gelbe Gefahr, und damit ein Wächter aller unſerer Wirtſchaftsbeziehungen zu ganz Afrika ſüdlich der Sahara. Ja, vielleicht macht ſich ein weißes Afrikanervolk einmal an die Aufgabe, für eine gerechte Verteilung aller afrikaniſch-kolonialen Belange unter die beteiligten Mächte und für die weiße Einheit gegenüber der ſchwarzen zu ſorgen, ein Werk von idealer Bedeutung, zu dem das kranke Europa ganz unfähig iſt.

Es iſt klar, daß für ſolche Ziele in dem beſchränkten Programm der rückwärts ſchauenden Nationaliſten kein Raum iſt, daß für ſie nur gearbeitet werden kann in der ſüdafrikaniſchen Partei, ſolange ſie ſich in der Eingeborenenfrage nicht von England einwickeln läßt, ſondern den Ueberlieferungen der Vortrekker folgt! Man erkennt bei einem nur oberflächlichen Ueberblick über die Preſſe, daß es eine engliſche Richtung gibt, die die Gefahr nicht ſieht oder ſehen will, der ein verbaſtardiertes Südafrika leichter beherrſchbar und deshalb wünſchenswerter erſcheint, als ein weißes, das ſich allmählich von innerer engliſcher Einmiſchung befreit. Es gibt kein anderes Mittel, dieſe verderbliche und verbrecheriſche Richtung zu überwinden, als ſie zu „afrikaniſieren", die in Südafrika anſäſſigen Engländer zu Afrikanern und die Union zu einem in der inneren Politik durchaus ſelbſtändigen Staate zu machen, der auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung mit England und den anderen Dominions durch ein Bündnis verbunden iſt. Das iſt von Anfang an das Ziel der Bothaſchen Politik geweſen.

In dem Wirrwarr der durcheinander flutenden Erſcheinungen und Einflüſſe gibt die Lage zu verſchiedener Beurteilung ganz natürlichen Anlaß. Es iſt aber doch nicht zu verkennen, daß das Burentum in ſeiner ſich ſchnell vermehrenden, kerngeſunden und klimagewohnten Landbevölkerung eine gewaltige Kraftquelle hat. Seine Sprache hat ſich der engliſchen als Verkehrsſprache überlegen gezeigt und wird als beſonders afrikaniſche im Gegenſatz zur hoch-holländiſchen mit Fleiß ausgebildet. Im Schulweſen beſteht ſchon ein großer Unterſchied gegen die Zuſtände im alten Transvaal, immer mehr Burenjünglinge wenden ſich dem Handel oder der Induſtrie zu oder beſuchen ausländiſche Univerſitäten, wo ſie ſich neben Fachkenntniſſen auch einen weiteren Geſichtskreis holen. Der Krieg mit ſeinem Mangel an Schiffsraum ließ neue Induſtrien entſtehen, die in holländiſcher Sprache erſcheinenden Zeitungen ſtehen den europäiſchen keineswegs nach — einige zeichneten ſich während des Krieges durch ſelbſtändiges Urteil und vorzüglichen Nachrichtendienſt aus —, die landwirtſchaftlichen Methoden beſſern ſich, kurz, das Volk wächſt mit überraſchender Schnelligkeit aus der früheren Einſeitigkeit heraus und erſcheint wohl

imſtande, ſich im Wettſtreite mit den engliſchen Elementen als das ſtärkere und auffaugungsfähigere zu erweiſen. Plötzliche und in die Augen fallende Erfolge ſind allerdings nicht zu erwarten, unermeßlich viel an zäher, geduldiger Kleinarbeit iſt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens noch zu leiſten. Die wirtſchaftliche Lage der Union iſt zur Zeit unter den Folgen des Wahnſinns von Verſailles wenig günſtig, die Frage der Angliederung von Betſchuanaland und Süd-Rhodeſien harrt der Löſung, Verwaltung und Rechtspflege bedürfen dringend der Reformen und die jüngſte Arbeiterrevolution am Rand beleuchtet grell eine der Gefahren, denen das junge Staatsweſen noch ausgeſetzt iſt. So kann man wohl mit zweifelnder Sorge auf die vielen Aufgaben des neuen Afriſanertums blicken, aber von einem unverbildeten, durch keine Ueberkultur angekränkelten Landvolke germaniſchen Blutes kann man auch viel erwarten.

Es ſoll hier nur kurz darauf hingewieſen werden, was die Entwicklung der ſüdafrikaniſchen Union als Teilerſcheinung in der Umbildung bedeutet, in der ſich das engliſche Imperium ſeit dem Kriege befindet. Alle Dominions haben es ſatt, ſich von England als tribut- und heerespflichtige Untertanen ausnutzen zu laſſen, und verlangen ſelbſtändige innere und gemeinſame äußere Verwaltung. England wird über kurz oder lang in eine allgemeine Verfaſſungsänderung willigen müſſen, bei der aus einem Mutterlande mit vielen mehr oder weniger abhängigen Kolonien ein aus lauter gleichberechtigten Mitgliedern beſtehender Staatenbund wird. Das iſt geeignet, den Charakter der engliſchen Politik von Grund aus zu ändern, und es bedeutet moraliſch einen ſchweren Schlag für den maßloſen Dünkel, in dem jeder geborene Engländer, ſei er Lord oder Krämer, in allen Nichtengländern, auch in den verachteten „colonials", Menſchen zweiter Klaſſe erblickt, gleichgültig, welchem Volke oder Raſſe ſie ſonſt angehören. Mit einem ſo umgebildeten groß-britiſchen Reiche dürfte aus dieſen und anderen Gründen für uns beſſer auszukommen ſein, als mit der bisherigen engliſchen Selbſtſucht und Gewiſſenloſigkeit.

Wer ſich überlegt, wie viele afrikaniſche Produkte ſchon in unſeren täglichen Gebrauchsgegenſtänden ſtecken und wie viele von deutſchen Arbeitern hergeſtellte Waren nach Afrika verkauft werden, der wird zugeben, daß uns die ſüdafrikaniſche Entwickelung recht nahe angeht. Deswegen müſſen wir uns darüber klar werden, was wir bereits dabei getan haben und was wir noch dazu tun können.

Die Teilnahme Deutſchlands an dem ſüdafrikaniſchen Problem ſteht im Zeichen der verpaßten Gelegenheiten und des planloſen Entſchlußwechſels. Bald nachdem wir von Südweſt Beſitz ergriffen hatten, bot ſich die Möglichkeit, auch Betſchuanaland zu erwerben, Pretoria durch eine Bahn mit Swakopmund zu verbinden, eine Art von Protektorat über Transvaal und den Oranjefreiſtaat und vielleicht auch die Delagoabai zu erhalten. Aber es fehlte uns der weltpolitiſche Weitblick der Briten, der Plan wurde aufgegeben. Wie hätte er bei energiſcher Durchführung das Bild von Afrika, ja ſogar die ganze Weltlage verändern können! Es wäre ein breiter deutſch-buriſcher Riegel vor die vom Kap her andrängenden engliſchen Gelüſte geſchoben worden, das Transvaalſche Gold wäre nach Deutſchland gefloſſen und Cecil Rhodes hätte kein Hinterland gehabt, auf das er hätte mit dem Finger weiſen können. Es hat nicht ſollen ſein, wie ſo manches andere.

Unſer Eingreifen in den engliſch-buriſchen Streit, vom Krügertelegramm an bis zu den militäriſchen Ratſchlägen unſeres Generalſtabes an die Engländer, iſt ein zu trauriges Kapitel, als daß hier noch weiter daran gerührt werden ſoll. Wenn man ſich in die Empfindungen eines denkenden Buren verſetzt, ſo kann man wahrlich nicht verlangen, daß das Volk 1914 zu unſeren Gunſten die Waffen erhob. Bothas Politik war der einzige Weg, um ein von Deutſchland verlaſſenes Burenvolk am Leben zu erhalten, und ihre logiſche Folge ſein Feldzug gegen Südweſt.

Liegt es da nicht nahe, unter das Geſchehene einen Strich zu machen und neben die anderen Teilnehmer den Deutſch-Afrikaner zu ſtellen, der mit voller Ueberzeugung ſeinen Anteil an der großen Kulturarbeit auf ſich nimmt und dabei die Wurzeln ſeiner Erziehung nicht vergißt? Von Staats wegen iſt uns jeder Einfluß auf ſie unmöglich, aber der privaten deutſchen Kolonialarbeit iſt unter der ſüdafrikaniſchen Sonne ein weites Arbeitsfeld gegeben und unſer Handel iſt wohlgelitten. Wir ſollten jede Gelegenheit ergreifen, um unſere ſo hart mitgenommene Auslandsarbeit wiederaufzunehmen, müſſen uns allerdings dabei von der engherzigen Auffaſſung frei machen, daß jeder, der aus den Liſten eines deutſchen Konſulats verſchwindet, damit auch aufhört, ein Deutſcher zu ſein. Gerade in einer völkiſchen Neubildung, wie ſie in Süd-Afrika vor ſich geht, kann der Deutſche ſeine Pflichten gegen ſein neues, wie gegen ſein altes Vaterland ſehr wohl mit einander vereinigen. Süd-Afrika braucht Einwanderer und deutſche Waren, und weiß deutſche Betriebsſamkeit, Ehrlichkeit und Bildung zu ſchätzen, gegen jingoiſtiſche Hetzerei und Verunglimpfung können wir mit gutem Gewiſſen den Kampf aufnehmen.

Die in der Union lebenden Deutſchen werden ihre Kriegsleiden leichter vergeſſen können, als die in Südweſt-Afrika zurückgebliebenen, denn dieſe glaubten, ihr Leben lang unter deutſcher Flagge bleiben zu können, und es iſt natürlich, daß ſie ihre Vergewaltigung ſchwerer verwinden. Sie werden ſich aber mit ihrer Lage leichter abfinden, wenn ſie ihre Blicke vorwärts auf die neuen Aufgaben richten, vor die ſie geſtellt ſind. Sie werden beide wenig Neigung haben, ſich in die Parteikämpfe der Union zu miſchen, was auch bei ihrer geringen Zahl von keinem Nutzen ſein könnte. Aber ſie müſſen ſich darüber klar ſein, daß deutſche Eigenart in einem neuen Volke, wie es die ſüdafrikaniſche Partei ſchaffen will, ſicher beſſer untergebracht werden kann, als in einem national einheitlichen. Wenn Süd-Afrika in ein engliſches und ein buriſches zerfiele, ſo wären die Deutſchen bald gezwungen, in der einen oder der anderen Nation aufzugehen. Wird aber die jetzige Entwickelung nicht unterbrochen, ſo können ſie als Deutſch-Afrikaner auch ihren Anteil daran in Anſpruch nehmen, deswegen müſſen ſie ſich von den Abſonderungsbeſtrebungen der Nationaliſten fern halten, denn Politik wird mit dem Kopfe gemacht und nicht mit dem Herzen. Die deuſchen Schulen zu erhalten und noch zu verbeſſern, ſo daß tüchtige Afrikaner aus ihnen hervorgehen, iſt das beſte Mittel, die Union von dem Nutzen ihrer deutſchen Mitbürger zu überzeugen und der Heimat Ehre zu machen.

B.

Die Brüdergemeine.

Ein Stück verwirklichter Sozialismus.

Von Herbert Padel (Königsfeld).

Am heutigen 17. Juni feiert die Gemeinschaft der Herrnhuter das Fest ihres 200jährigen Bestehens. Aus dem Anlaß darf vielleicht auch in diesen Blättern einiges über diese Leute gesagt werden. Fast jeder Gebildete hat irgendwie schon von ihnen gehört und weiß etwas von ihren erdichteten Merkwürdigkeiten oder ihren tatsächlichen Eigentümlichkeiten. Dichtungen sind die Erzählungen, daß man sich bei den Herrnhutern durch das Los heiratet und daß man sich bei ihnen bei bestimmten Gottesdiensten gegenseitig die Füße wäscht. Aber wirkliche Besonderheiten sind, daß die Frauen für den Kirchgang eine weiße Batisthaube aufsetzen, die durch die Farbe ihres Kinnbandes anzeigt, ob die Trägerin ledig, verheiratet oder verwitwet ist; und daß es liturgische Feiern gibt, bei denen Brot und Tee genossen wird, die sogenannten Liebesmahle.

Aber wir wollen bei diesen Aeußerlichkeiten nicht stehen bleibe.n Wir wollen heute auch nicht sprechen von der großen Arbeit, die diese kleine Genossenschaft von 9000 Menschen an der deutschen Jugend tut in Fürsorge und Erziehung, obwohl diese oft in großer Selbstlosigkeit und Hingabe getane Arbeit sicher der Teilnahme weiter Kreise wert wäre und das Interesse derer verdiente, die mit uns der Meinung sind, daß die Gesundung unseres Volkes davon abhängt, daß unsere Jugend aufwächst in der Luft eines christlichen Geistes oder, wie die Litanei der Herrnhuter vielleicht etwas altmodisch aber doch wahr sagt, „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn". Auch von der in aller Welt betriebenen Mission dieser kleinen Kirche wollen wir nicht reden, obwohl gerade sie und ihre Geschichte etwas an sich hat von dem hinreißenden Heldengeist kühner Welteroberer, den man noch spürt in den jener Zeit entstammenden „Zeugen- und Streiterliedern":

Ihr Mauerzerbrecher, wo sind' man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch',
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen
Sind eure von alters bestimmten Stellen.

Doch das alles gehört nicht hierher. Was uns hier interessiert, ist das, daß es wohl in Deutschland keine andere religiöse Sonderbildung gibt, die so viel soziale Kraft entwickelt hat wie die Herrnhuter oder (so nennen sie sich selbst) wie die Brüdergemeine. Der Name sagt es ja schon, was sie sein wollten und sein wollen: eine Bruder- und Schwesternschaft solcher, die sich über alle Rang- und Standesunterschiede hinweg zusammenschließen auf Grund eines lebendigen Glaubens. So hat sich der Gründer dieser Gemeine, der Reichsgraf von Zinzendorf, als Bruder gefühlt mit den Bauern und Tagelöhnern, die, um ihres Glaubens willen aus Mähren vertrieben, auf seinen Gütern Zuflucht suchten, und das zu einer Zeit, wo der Bauer nicht voll als Mensch angesehen wurde. So nennt bis auf den heutigen Tag der Pastor den Kirchendiener, der Hausknecht seinen Chef, der jüngste Student seinen weißhaarigen Lehrer „Bruder" und „Du". Titelsucht und Rangstreit kann da wirklich nicht

groß werden. Sie wollen ſich alle als Brüder fühlen vor dem, der ihr Meiſter iſt. Und bei den „Schweſtern“ übt die Haube ihre beſcheidene, aber doch ſtarke ſozial ausgleichende Wirkung aus. In der Kirche trägt das Dienſtmädchen, ſofern ſie „Schweſter“ iſt, die gleiche Kopfbedeckung wie irgendeine hochmögende Frau Direktor. So herrſcht in den Anſiedlungen der Herrnhuter, kleinen, über ganz Deutſchland verſtreuten Orten, ein ganz beſtimmtes ſoziales Gepräge, das ſie von anderen Kleinſtädten ganz merkbar unterſcheidet. Eine tiefere Bildung, ein weiterer Geſichtskreis, ein viel ſtärkeres Zuſammengehörigkeitsgefühl beherrſcht das ganze Leben, ſo daß man ſchon *daran* eine Herrnhuter Kolonie erkennen kann, ganz abgeſehen von den baulichen Beſonderheiten dieſer ſtilvollen, ſauberen Orte.

Aber nicht nur in dem Bruder- und Schweſterſein der Glieder iſt an dem Herrnhutertum ein Stück Sozialismus Wirklichkeit geworden. Die Brüdergemeine iſt eine in faſt allen Bundesſtaaten anerkannte, aber von jeher vom Staat ganz unabhängige Freikirche. Die Art nun, wie ſie ihren Beſtand wirtſchaftlich ſichert, iſt ganz eigentlich Sozialismus. Der Geſamtheit gehören Geſchäfte, Fabriken, Gaſthöfe, Erholungsheime, Landgüter, deren Erträgniſſe neben den ziemlich geringen Steuern die geldlichen Bedürfniſſe zur Beſtreitung der zahlreichen Gehälter und großen Ausgaben für die Liebeswerke decken. Alſo der moderne Gedanke, den Ertrag induſtrieller Unternehmungen in den Dienſt kultureller Beſtrebungen zu ſtellen, iſt hier ſeit 200 Jahren zur Anwendung gebracht. Und die Leiter all dieſer Betriebe waren nicht etwa Pächter, ſondern auf Gehalt geſtellte Beamte; der Gewinn der Geſchäfte floß in die Kaſſe der Allgemeinheit. Und dieſe verwandte alles Geld bis zum letzten Pfennig für die Sache, für die ſie alle lebten, ſtritten und ſtarben. Und die Verwalter der Geſchäfte und Betriebe arbeiteten mit voller Hingabe, als ginge es um ihren Verdienſt. Denn ſie ſtanden innerlich immer vor dem, den ſie als Herrn ihres ganzen Menſchen und ihres ganzen Lebens empfanden und deſſen Liebe ſie erfüllte mit der immer lodernden Glut einer ſtarken Leidenſchaft. So war die Gemeinſchaft der Brüder eine Genoſſenſchaft, in der ſchlechthin *alles*, das Aeußerlichſte wie das Innerlichſte, das Wirtſchafts- und das Seelenleben, der Tageslauf wie die Abenteuer weltweiter Miſſions-Unternehmungen abgeſtimmt waren auf den Gedanken der Ausbreitung des Reiches Gottes. Jede Hantierung, jeder Beruf, jede Tat, das ganze geſellſchaftliche und wirtſchaftliche Leben ſtand im Dienſt und Gehorſam Jeſu Chriſti, ihres Herrn und „Aelteſten“. So bildeten die Brüder wirklich, wie ſie wollten, eine „Oekonomie des Heilandes“. Aber die Einrichtungen der heldiſchen Anfangszeiten haben nur ſo lange ſich wirklich bewährt, als die urſprüngliche Idee der Brüdergemeine als einer Genoſſenſchaft von lebendigen Jeſusjüngern in voller Kraft ſtand. Je mehr dieſe Kraft nachließ, je weniger der einzelne ſich getragen und beherrſcht fühlte von dem Geſamtgeiſt, je mehr alſo der Egoismus, das Für-ſich-Sein, erwachte, um ſo mehr ſtellte ſich *der* Mißſtand heraus, daß die Verwalter es ſich bequem machten und ihre bezahlten Stellen als Sinekuren betrachteten. So ſah ſich die Brüdergemeine mit dem allmählichen Erkalten des erſten Feuers immer mehr gedrängt, das zu tun, was der Große Kurfürſt bei ſeinen Domänen auch tat, aus den Verwaltern Pächter zu machen. So werden ihre Betriebe jetzt großen Teils verpachtet. Denn obwohl der

Gemeingeiſt noch lebendig iſt, die Anfangsſtärke hat er nicht mehr und kann er nicht mehr haben nach einer 200 Jahre langen Entwicklung.

Dieſe Erfahrung, die die Brüdergemeine als ſozialer Organismus gemacht hat, iſt nun deswegen intereſſant, weil ſie mit aller Deutlichkeit zeigt, daß Sozialismus irgendwelcher Art nur da wahrhaft und nur ſo weit möglich iſt, als eine Idee alle Glieder einer Genoſſenſchaft ſo ſtark beherrſcht, daß ihr Lebendigſein bis zum letzten Handgriff ſpürbar iſt. Wo aber iſt ein weltliches Gemeinweſen, das alle ſeine Angehörigen ſo unter den Bann eines Gedankens ſtellen kann, daß ſie dauernd in allen ihren Handlungen im Dienſt dieſe Gedankens ſtehen? Das gibt es nicht. Wo es das gäbe, da wäre es eben kein weltliches Gebilde mehr, ſondern Reich Gottes auf Erden. Ein Stück davon zu ſein oder zu werden, war und iſt darum das Ziel der Brüdergemeine. Und nur ſoweit das iſt, iſt ſie Wirklichkeit gewordener Sozialismus.

Der Philoſophentag in Halle.

(Eigener Bericht.)

Von Dr. Otto Freitag.

In der Pfingſtwoche tagte in Halle a. S. nach zweijähriger Pauſe wieder die allgemeine Mitgliederverſammlung der Kant-Geſellſchaft, die ſich jetzt zu der größten philoſophiſchen Vereinigung der Erde ausgewachſen hat. Der äußerſt zahlreiche Beſuch, die Fülle bekannter Namen gaben Zeugnis von dem ſchnellen Anwachſen der Kant-Geſellſchaft; gleichzeitig boten ſie ein getreues Spiegelbild des ſtändig zunehmenden philoſophiſchen Intereſſes unſerer Zeit. In den letzten Jahren haben ſich in einer Reihe von deutſchen Städten Ortsgruppen gebildet, deren Tätigkeit ſich bis in die Kleinſtädte und auf da flache Land erſtreckt. Es entſtanden Ortsgruppen in Holland und Japan. Sieben japaniſche Philoſophieprofeſſoren weilten als Gäſte bei der Halliſchen Tagung. Im Namen der holländiſchen Wiſſenſchaft überreichte Prof. Groenewegen-Amſterdam 100 000 M. zur Unterſtützung der deutſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaft zum Zeichen dafür, „wie viel man in Holland dem deutſchen Geiſt, der deutſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie zu verdanken habe".

Es beſteht ſchon ſeit einiger Zeit die Abſicht, die Mitgliederverſammlungen der Kant-Geſellſchaft zu einem allgemeinen Philoſophenkongreß überhaupt auszubauen, der dann alle kleineren Geſellſchaften mit umfaſſen ſoll, wie z. B. die Schopenhauergeſellſchaft, den Euckenbund uſw. Leider hat einſtweilen die Verwirklichung dieſes wünſchenswerten Zuſammenſchluſſes aller philoſophiſchen Beſtrebungen wegen Mangels an geldlichen Mitteln noch nicht durchgeführt werden können.

Im Anſchluß an die Halliſche Tagung findet die Gründung der Ortsgruppe Nürnberg-Fürth-Erlangen ſtatt, gleichzeitig die Eröffnung einer Akademie für Philoſophie auf dem Burgberg zu Erlangen, für die Dr. Rolf Hoffmann-Erlangen das fertig eingerichtete Haus in großherziger Weiſe geſtiftet hat. Dieſe Akademie ſoll ein Zentrum philoſophiſcher Studien werden.

Der wissenschaftliche Teil der Tagung stand unter dem Gesichtspunkt: Auseinandersetzung zwischen Eros und Logos. Wie läßt sich das menschlich-geschichtliche Leben begreifend erfassen und deuten? Wie läßt sich das Irrationale rationalisieren? Um diesen Gedanken bewegten sich die vier Vorträge, für die hervorragende Vertreter ihres Faches gewonnen waren. Die Aussprache war z. T. recht lebhaft. Die Verhandlungen boten ein anschauliches Bild gegenwärtig besonders wirksamer Strömungen im geistigen Leben. Die Eigenart und Verschiedenheit mit einander ringender philosophischer Richtungen und weltanschaulicher Standpunkte kam in bewegter Rede und Gegenrede ihrer führenden Vertreter besonders lebendig, bisweilen in dramatischer Steigerung zum Ausdruck.

Prof. Dr. Ernst Tröltsch-Berlin handelte über „Die Logik des historischen Entwicklungsbegriffs". Er bot grundlegende und zusammengedrängte Ergebnisse seiner Forschung und gab die Grundlinien seines metaphysischen Systems, das allerdings manchem Gegner auf den Plan rief. Der Kernbegriff für die geschichtsphilosophische Betrachtung ist der historische Entwicklungsbegriff. Die Methode zu seiner Erforschung kann nicht die Methode der Naturwissenschaften sein. Der Entwicklungsbegriff in der Biologie, der Deszendenztheorie, bleibt ein Gebiet des Naturhaften; mit diesem Entwicklungsbegriff ist für das menschlich-geschichtliche Geistesleben nichts anzufangen; an den Geist und die Werte, den logisch-teleologischen Charakter der Geschichte, kommt man damit gar nicht heran. Geschichtliche Entwicklung ist nur durch Anschauung zu begreifen. Das Verstehen des wirklichen historischen Geschehens ist nur durch religiöse, ethische, ästhetische usw. Deutung möglich. In scharfer Auseinandersetzung mit anderen herrschenden Richtungen, insbesondere den Neukantianern, begründete Tröltsch seinen eigenen Standpunkt, der eine Annäherung an Bergsons Intuitionismus und ein ausgesprochenes Zurückgreifen auf Leibnizens Monadenlehre bedeutet.

Man muß das Ich als Monade fassen, als den Teil eines göttlichen Allbewußtlo.s Zwar ist da Einzel-Ich einerseits körperlich-organisch endlich gebunden, aber doch andrerseits wieder ein Ausschnitt des Allbewußtseins; es hat teil am göttlichen Geist. Die Erkenntnis der sogenannten Außenwelt ist Ausdeutung des Allbewußtseins. Die Ausdeutung des fremden Seelenlebens, worauf alles geschichtliche Verstehen beruht, ist überhaupt nur möglich, weil wir das Fremdseelische, als Teil des Allbewußtseins, in uns selber tragen und weil wir es als etwas zugleich unserer eigenen und fremder Monade Angehöriges empfinden. Nur so kann man die Begabung der Einfühlung beim Dichter verstehen. Nur so ist auch das Verfahren des Historikers zu verstehen, der überzeugt ist, schauend das Reale selbst, nicht nur logisch-begriffliche Zusammenhänge erfaßt zu haben. Von dieser Grundlage aus schlichtet sich auch der gegenwärtige Streit der Weltanschauungsdenker (Nietzsche, Dilthey) und der Formdenker (Neukantianer). Denn in dem intuitiv Geschauten des historischen Geschehens sind die bloß logischen Zusammenhänge mitgeschaut und mitenthalten. Der geschichtsphilosophische Gedanke einer Universalgeschichte verlangt ein zusammenfassendes Schauen, verlangt Zusammendrängung des Ueberlieferten und einen Zuschuß des Glaubens an eine in diesem sich offenbarende göttliche Idee.

In der Aussprache richtete Prof. Frischeisen-Köhler, äußerst geschickt auf den metaphysischen Kern der Anschauungen Tröltsch's zielend, die Frage an ihn: Warum muß der übergreifende Sinnzusammenhang des

hiſtoriſchen Geſchehens gleich auf einen Allgeiſt zurückgeführt werden? Würde nicht ſchon die Teilnahme des Ich und Du an einem dritten Reich des objektiven Sinnes genügen, das ſich in den Gebilden des objektiven Geiſtes wie Sittlichkeit, Kunſt, Recht uſw. offenbart?

Am Schluß der ſehr bewegten Ausſprache verwahrte ſich Tröltſch mit hinreißender Rede gegen die vielfachen Angriffe, daß er einen Irrationalismus bringe. Er treibe Wiſſenſchaft, nicht um eine Syſtematik aufzubauen, ſondern um mit dem Leben fertig zu werden. Das Letzte weiß keiner. Wir treiben in einer Richtung, die wir wohl fühlen, aber den letzten Grund, die letzte Einheit kennen wir nicht.

Zu den lebensſprühenden und in die letzten metaphyſiſchen Tiefen dringenden Ausführungen dieſes erſten Vortrags bildete der folgende von Prof. Dr. Theodor Ziehen (Halle) „Zum Begriff und zur Methode der Geſchichtsphiloſophie" einen eigenartigen und reizvollen Gegenſatz: kriſtallklar und durchſichtig im Gedankenaufbau, formvollendet in der Darſtellung, von höchſter methodiſcher Schärfe, vorſichtig abwägend in den Ergebniſſen, bildete er eine feinſinnige Vermittlung zwiſchen den beiden gegenſätzlichen Richtungen kollektiviſtiſcher und individualiſtiſcher Geſchichtsbetrachtung. Was iſt überhaupt Gegenſtand der Geſchichtsſchreibung? Es gehören dazu ſowohl Allgemeingebilde, wie Staat, Romantik, Geſetz uſw., als auch die ſogenannten geſchichtlichen Geſetze, die aber keine allgemeingültigen Geſetze im Sinne der Naturwiſſenſchaft, ſondern nur Regeln ſind. Gegenüber der kollektiviſtiſch-ſoziologiſchen Geſchichtsbetrachtung, die mit der Darſtellung des Allgemeinen die eigentliche Aufgabe der Geſchichtsſchreibung als erſchöpft anſieht, betont Ziehen, daß auch das bloß Individuelle in der Geſchichte einen Erkenntniswert beanſprucht. Er beſtreitet die Auffaſſung, daß nur die Maſſe, als Volk oder Geſellſchaft, maßgebend ſei für das hiſtoriſche Geſchehen. Vielmehr kommt es auf die Trag- und Wirkungsweite, auf den Wertgehalt eines hiſtoriſchen Ereigniſſes, einer Perſönlichkeit an. Aber auch ſchon ein Ereignis, als bloßes Ereignis, kann geſchichtlich ſeine Bedeutung haben. Im hiſtoriſchen Geſchehen ſpielt die Differenzierung eine ungeheure Rolle; und gerade das hochdifferenzierte Individuelle hat ſeine beſondere Bedeutung.

„Das Problem einer allgemeinen Kunſtwiſſenſchaft" behandelt Prof. Dr. Emil Utitz-Roſtock.

Die Kunſtwiſſenſchaft hat auszugehen von der Frage: Was iſt das Weſen der Kunſt? Die Ausgangspunkte bei der Beantwortung dieſer Frage ſind nicht der Begriff des Schönen, nicht der Prozeß des Kunſtſchaffens oder des Kunſtgenießens, ſondern der einzige Ausgangspunkt iſt die Wirklichkeit der Kunſt, die geſtalteten Kunſtwerke ſelbſt, die begriffen werden müſſen in ihrer Eigengeſetzlichkeit. Die Kunſt iſt auf Gedeih und Verderb mit allem geiſtigen Leben verknüpft, ſie iſt auf kein Stoffgebiet beſchränkt, ſie hat es mit Ethik und Weltanſchauung zu tun, ihr iſt die ganze Welt aufgegeben. Kunſt iſt Geſtaltung auf ein Gefühlsleben derart, daß ſich der Sinn jener geiſtigen Gebilde und Worte dem Gefühlsleben erſchließt. Die Autonomie der Kunſt iſt geſichert durch die Eigengeſetzlichkeit ihrer Form. Das Schöne nimmt teil an der Kunſt, aber es iſt nur eine ihrer Möglichkeiten der Geſtaltung, es gibt auch eine Kunſt, die gar keine Beziehung zum Schönen mehr unterhält.

Den Abſchluß bildete der von dem größeren Publikum mit einer gewiſſen Spannung erwartete Vortrag des Grafen Keyſerling-Darmſtadt, des bekannten Verfaſſers des Reiſetagebuches eines Philoſophen und Begründers der

Schule der Weisheit in Darmstadt. Er sprach vor überfüllter Aula über den „Weg des wahren Fortschritts". Eine Diskussion sollte entsprechend seinem Wunsche nicht stattfinden. Keyserling gab die Leitgedanken eines neuen Buches, das demnächst mit dem Titel: „Schöpferische Bekenntnis" erscheinen wird.

Der Charakter des Vortrags war allgemeinverständlich gehalten; inhaltlich war er mehr Philosophie als Lebensweisheit und Lebensdeutung als im Sinne strenger Wissenschaft. Man sah manches Lächeln bei denen vom Fach. Und doch war es ein ebenso tiefer wie fruchtbarer Grundgedanke, um den sich die Keyserlingsche Predigt herumrankte: Die meisten glauben, der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts beruhe auf neuen Erkenntnisinhalten, der Feststellung neuer Tatsachen. Das ist jedoch nicht der Fall. Der wahre Fortschritt beruht nicht auf sachlicher Erneuerung. Man kann ein großer Erneuerer sein, ohne sachlich Neues zu bringen. Sokrates, Plato, Buddha, Christus, Goethe haben sachlich nichts wesentlich Neues gebracht. Auf dem Gebiet des Geisteslebens schafft vielmehr die Bedeutung erst den Tatbestand, nicht umgekehrt. Dann kann sachlich Altes, auf einen neuen Gedankenzusammenhang bezogen, etwas durchaus Neues sein. Jeder Lebenszusammenhang ist ein Sinnzusammenhang. Das letzte Bezugszentrum im Lebenszusammenhang der Persönlichkeit ist deren Gesamteinstellung. Das ist der richtige Grundgedanke der Psychoanalyse Freuds und anderer. Mögen wir in unserer Zeit auch sachlich noch so weit gekommen sein, wenn die Einstellung eine oberflächlichere ist, so steht unsere Zeit unter anderen Zeiten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte die Wissenschaft alle Fragen beantworten können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Wissenschaft gibt nur die Außenansicht der Dinge. Kein erschöpfender Weltbegriff kann je die Welt erschöpfen.

In eine tiefere Lebensschicht steigen wir erst dann, wenn ein bedeutender Geist in die gleichen Worte und alten Ausdrucksmittel eine tiefere und neue Bedeutung legt. So ist es bei Rabindranath Tagore. Mit 25 Buchstaben hat Goethe den Faust geschrieben. Neu ist etwas, das vom tiefsten Leben aus gesehen wird. Neu ist jedes persönliche religiöse Erlebnis, jede persönlich verstandene Erkenntnis, jede Liebe. Das Neue liegt nicht auf der Ebene der Tatsächlichkeit, sondern auf der des Sinnes. Selbst Gott Vater könnte nicht viel Neues sagen, wenn er herabkäme (?). Bei Christus entsprangen seine Lehren einer tiefer erlebten Gesinnung. Wenn Wissen erlöste, müßten wir heute alle erlöst sein. Nur Verstehen wirkt schöpferisch, nicht Wissen. Die großen Fortschritte gehen niemals von rein sachlichen Impulsen, sondern immer von Persönlichkeiten aus. Unser rein grammatikalisches Zeitalter weiß alles, aber versteht beinahe nichts. Was kann die Zeit erneuern? Keinerlei neuen Geistesinhalt, solange er nicht von einer tieferen Einstellung, d. h. durch Belebung von größerer Lebenstiefe her neu erfaßt wird. Erst wenn ein neuer Impuls von größerer Tiefe her ins Wollen sich ergießt, sagt das Weltalphabet etwas Neues aus. Dazu müssen wir jetzt kommen. Wir brauchen nichts von dem wunderbaren wissenschaftlichen Apparat des 19. Jahrhunderts abzutragen. Wir müssen nur den Sinn vom Geist her so tief, wie ihn bisher einzig religiöse Zeiten gefaßt haben, von innen nach außen richten. Dann kommt von jetzt ab der größte Fortschritt der Menschheit zustande, den es jemals gab.

* * *

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung der Kantgesellschaft fand am Tage vorher eine Tagung der „Gesellschaft der Freunde der Philosophie des

Als-Ob" ſtatt. Dieſe Geſellſchaft bezweckt als ihre Sonderaufgabe, die durch Vaihingers „Philoſophie des Als-Ob" entſtandene Bewegung im Sinne eines poſitiviſtiſchen Idealismus zu fördern. Auch die diesmalige „Als-Ob-Konferenz" diente mit ihrem reichbeſetzten Programm der Weiterbildung des durch Vaihinger geſchaffenen Fiktionalismus und der Fruchtbarmachung der fiktiven Methoden für die einzelnen Wiſſenſchaften. Es behandelten: Prof. Dr. Wolff-Halle: „Volkswirtſchaftliche Idealtypen als Fiktionen". Prof. Dr. Koch-Halle: „Das Als-Ob in der Medizin". Dr. Nyman-Lund (Schweden): „Der Fiktionalismus in der Lyrik". Prof. Dr. Volkmann-Leipzig: „Die Bedeutung der Fiktionen im künſtleriſchen Schaffen und Genießen". Den geſamten Problemkreis des Fiktionalismus umriß Dr. Raymund Schmidt-Leipzig, der Verhandlungsleiter und Herausgeber der „Annalen der Philoſophie mit beſonderer Rückſicht auf die Probleme der Als-Ob-Betrachtung". Der greiſe Vaihinger ſelber, jetzt faſt ganz erblindet, eröffnete die Tagung und gab ein Bild von dem Wachſen der Bewegung, die durch ſeine „Philoſophie des Als-Ob" ins Leben gerufen iſt. Das Werk ſelbſt erlebt jetzt ſchnell hintereinander ſteigende Auflagen. Ueberſetzungen in fremde Sprachen ſtehen bevor.

Vaihingers Als-Ob-Betrachtung geht aus von dem Denkmittel der Fiktion. Wir kommen dadurch, daß wir bewußt falſche Annahmen (oder beſſer: logiſch neutrale!) machen, indem wir verfahren, „als ob" etwas ſo und ſo ſei, häufig zu richtigen Ergebniſſen in Wiſſenſchaft und Leben, z. B. in der Mathematik mit dem Unendlichkeitsbegriff, in der Religion mit der Annahme eines perſönlichen Gottes uſw.

Von dieſer Grundlage aus wird nun das geſamte menſchliche Denken als fiktiv aufgewieſen. Dieſe Betrachtungsweiſe iſt geboren aus dem Mißtrauen gegen die Ratio, das Denken, inſofern es beanſprucht, ein Abbild der Wirklichkeit, eine abſolute Wahrheit, zu geben. Vielmehr iſt auch das Denken ein bloß biologiſcher Vorgang; alle unſere Begriffe, mit denen wir die Natur beherrſchen und das Leben meiſtern, ſind zweckmäßige Bildungen der menſchlichen Seele, die eine organiſch-zweckt ätige Funktion im Dienſte des allgemeinen Lebensvorganges und ſeiner Erhaltung iſt. Das Denken wird hiermit alſo auf den Boden von etwas, das noch hinter ihm liegt, geſtellt, nämlich des Lebens ſelbſt. Das unmittelbare urſprüngliche Erleben liegt nicht im Denken, ſondern in dem bloßen Haben von Empfindungen, im Schauen. Alles das, was das Denken aus dieſen Empfindungen macht, unſer ganzes kategoriales Denken der Welt, beſteht aus lauter Fiktionen; es iſt theoretiſch, nach ſeiner Wahrheit befragt, völlig wertlos, n i c h t s wird damit begriffen. Aber praktiſch-ſubjektiv, für unſer Handeln, bedeutet es a l l e s. Das Denken iſt aber nur ein Orientierungsmittel, unſere Hilfskonſtruktion im Dienſte des Lebens, unſer Mittel zur Beherrſchung der Welt. Somit wurzelt alſo dieſe Philoſophie ganz im Handeln des Menſchen; ſie iſt aktiviſtiſch und idealiſtiſch, verzichtet freilich auf den üblichen Wahrheitsbegriff. Jede denkeriſche Ausſage über die Welt, jedes philoſophiſche Syſtem iſt, theoreiſch genommen, nur eine Fiktion.

Dieſe Andeutungen müſſen hier genügen. Bemerkt ſei noch, daß Vaihingers Werk als eines der leicht lesbarſten, anziehendſten und auch für den Laien verſtändlichſten philoſophiſchen Schöpfungen angeſprochen werden kann.

Energieaustauſch.

Von Dr. Ing. Georg Sinner (Berlin).

Die Technik iſt international, heißt es. Doch iſt dieſer Satz nur bedingt richtig, denn die Technik wurzelt in der Arbeit des Ingenieurs, iſt abhängig von der techniſchen Begabung und dem Charakter der Bewohner eines Landes und ſchließlich auch von den natürlichen Vorausſetzungen der Volkswirtſchaft, die die techniſchen Aufgaben ſtellt und auf Grund der vorhandenen Energievorräte und Rohſtoffe beſtimmte Wege zu ihrer Löſung weiſt. International iſt die Technik inſofern, als ihre Erzeugniſſe nicht an der Landesgrenze Halt machen, ſondern der ganzen Menſchheit dienen.

Nicht in gleichem Umfange ſtehen den Völkern der Erde die techniſch wichtigen Rohſtoffe und die Mittel zu ihrer Bearbeitung, die Energieträger, zur Verfügung. Ein reger Austauſch wirtſchaftlicher Güter iſt daher im Intereſſe des techniſchen und kulturellen Fortſchrittes der Menſchheit notwendig, und die Technik erleichtert dieſen Austauſch dadurch, daß ſie Verkehrsmöglichkeiten ſchafft bzw. verbeſſert.

Der Gedanke der Verknüpfung der verſchiedenen Völker durch die techniſchen Mittel hat in den letzten Jahren eine eigenartige Erweiterung erfahren. Tauſchte man bisher im weſentlichen nur Güter und vielleicht noch Gedanken und wiſſenſchaftliche Ideen aus, ſo entwickelt ſich jetzt ein Austauſch von Energie, der das Band zwiſchen den Völkern enger zu knüpfen in der Lage ſein kann.

Energievorräte ſind die Grundlagen der techniſchen Arbeit; hierauf iſt es zurückzuführen, daß im vergangenen Jahrhundert, das eine ungeahnte Blüte der Induſtrie gebracht hatte, die induſtriellen Arbeitsſtätten in erſter Linie in der Nähe der Kohlenvorkommen entſtanden ſind. Das rheiniſch-weſtfäliſche Induſtriegebiet, Oberſchleſien, die engliſchen Induſtriezentren ſind dafür ein Beweis. Kohle war damals der einzige Energieträger, der es geſtattete, große Mengen mechaniſcher Energie zu gewinnen. Um die Transportkoſten zu ſparen, hatte man daher die Fabriken möglichſt nahe an die Kohlengruben gelegt. Mit der zunehmenden Erkenntnis der Verwendungsmöglichkeit der Elektrizität und dem Ausbau der elektrotechniſchen Induſtrie erwuchs aus dem ſtrömenden Waſſer ein neuer Energieträger: die waſſerreichen Gebirgsgegenden Mitteleuropas, vor allem der Alpen, ſtellen Kraftquellen vor großer Bedeutung dar. Unter dem Zwang des Krieges und der Not zur Nachkriegszeit iſt man dazu übergegangen, in ſtärkerem Umfange als bisher die weiße Kohle der Wirtſchaft dienſtbar zu machen. Die Schweiz und Deutſch-Oeſterreich, zwei der wenigen Länder, die aus ihren Waſſerkräften nahezu den geſamten Energiebedarf ihrer Wirtſchaft decken können, ferner Italien und Deutſchland in ihren Alpengebieten haben große Pläne zur Waſſerkraftnutzung in die Wege geleitet.

Techniſche und wirtſchaftliche Probelme ſchwerwiegender Art werden damit aufgerollt. Die induſtrielle Lage Europas kann ſich dadurch weſentlich verſchieben. Waren früher die Induſtrieunternehmungen an der Kohlenbaſis angeſiedelt, ſo kann jetzt die Notwendigkeit auftreten, ſie näher an die Waſſerkraftwerke heranzubringen. Zwar geſtattet der elektriſche Strom im hochgeſpannten Zuſtande einen weiten Transport — bis zu

400 Kilometer kann man ihn ohne allzu hohe Verluſte fortleiten —, aber an der Tatſache, daß Gebiete, die bisher noch wenig Induſtrie aufzuweiſen hatten, mit der fortſchreitenden Elektriſierung induſtrialiſiert werden, daß neue Induſtriezweige, z. B. die elektrotechniſche Großinduſtrie, mit weitgehenden Wirkungen wirtſchaftlicher und ſozialer Natur im Entſtehen ſind, ändert das nichts.

Vom Geſichtspunkte einer weitgehenden Energieerſparnis muß man es begrüßen, wenn durch den Ausbau von Waſſerkräften ungenutzte Energie ausgewertet wird. und zwar in einer Form, die im Gegenſatz zur Kohle im Laufe der Jahrhunderte kaum abnehmen dürfte. Freilich auch hier iſt Grundbedingung, daß die erzeugte Energie wirtſchaftlich verwertet wird. Induſtriezweige laſſen ſich zwar, was ihre techniſche Vorbedingungen anlangt, beinahe aus der Erde ſtampfen, ihre wirtſchaftliche Zukunft iſt aber damit nicht geſichert, und wir haben Beiſpiele, das elektrotechniſche Großunternehmungen der Schweiz, die bei ihrer Gründung während der Kriegszeit durch die beſonderen damals herrſchenden Verhältniſſe günſtig arbeiteten, ſpäter wieder ihren Betrieb einſchränken oder einſtellen mußten.

Ein Mittel, um die Waſſerkraftnutzung wirtſchaftlich zu geſtalten, iſt der Energieaustauſch der einzelnen Werke und darüber hinaus der einzelnen Staaten. Es iſt noch nicht lange her, daß in verſchiedenen Ländern, die eine einheitliche Energiewirtſchaft durchführen, die Forderung erhoben wurde, „Landesſammelſchienen“ zu errichten. Man verſteht darunter Hochſpannungsringleitungen, die von Kraftwerk zu Kraftwerk durch das ganze Land ziehen und dadurch geſtatten, einmal alle Kräfte zu ſammeln und einheitlich zu verteilen, Ueberſchußgebiete mit Bedarfsgegenden zu verknüpfen und dabei zufällig auftretende Notſtände auch einmal, wenngleich mit etwas ungünſtigerem Wirkungsgrad, dadurch zu beheben, daß man Energie aus weiterer Entfernung herbeiholt. Eine ſolche Sammelſchiene hat vor allem den Vorzug, daß der Ausbau der Kraftwerke allmählich vor ſich gehen kann, daß bei jedem Werke die wirtſchaftlich günſtigſte Größe voll ausgenutzt wird und daß die zuſätzlichen, nur vorübergehend auftretenden Energiebedürfniſſe von einer eigens für dieſen Zweck errichteten Aushilfeanlage, dem Spitzenkraftwerk befriedigt werden. Derartige Landesſammelſchienen ſind in Bayern, der Schweiz, Deutſch-Oeſterreich, der Tſchechoſlowakei, Oberitalien uſw. im Bau oder vorgeſehen. Aber es hat ſich gezeigt, daß die Wirtſchaftsgebiete der einzelnen Länder für eine großzügige Energiewirtſchaft vielfach zu klein ſind. Schon ſeit einigen Jahren führt die Schweiz elektriſche Energie (Abfallkraft) aus. Im vergangenen Jahre waren es etwa 100 000 Kilowatt. Und auch zwiſchen Deutſchland und der Tſchechoſlowakei findet ein reger Energieaustauſch ſtatt.

Während noch die Völker Mitteleuropas politiſch getrennt und vielfach in tiefgehenden Meinungsverſchiedenheiten miteinander leben, bahnt ſich durch die Elektrizitätswirtſchaft eine neue wirtſchaftliche Verknüpfung an. Schon heute kann elektriſche Energie von der Po-Ebene über die Schweiz nach Deutſchland und nach Lothringen fließen. Am 14. November vorigen Jahres wurde zum erſten Male Energie vom Bruſſiowerk durch die Bergpäſſe der Bernina und Albula hinüber in die Fernleitungen von Zürich geſchickt, und damit iſt der Anſchluß an die berniſchen und Nordoſtſchweizer

Kraftleitungen erreicht, die ihrerseits an die badische Industrie und die elsässischen Werke Strom abgeben. Die Idee einer Mitteleuropäischen Sammelschiene, die die Wasserkräfte des Alpengebiets sammelt, und in die Ebenen des Nordens und Südens hinableitet, ist damit ihrer Verwirklichung näher gekommen. Das Gefühl der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit der mitteleuropäischen Länder, der Gemeinsamkeit ihrer wirtschaftlichen Interessen und, daraus resultierend, die Verkehrsfragen, wozu auch die Fragen der Kraftleitungen gehören, einheitlich zu behandeln, wird dadurch zweifellos eine bedeutende Vertiefung erfahren.

Trotzalledem müssen wir uns als Techniker auch die Schwierigkeiten vor Augen halten, die der Ausführung derartiger Werke weniger aus technischen, als vielmehr aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus im Wege stehen. Die Energieversorgung eines Volkes ist heute eine Lebensfrage für dessen Wirtschaft. Ohne Energie ist in unserem dichtbevölkerten europäischen Industrieländern die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens auch nur für kürzeste Zeit unmöglich. Das haben wir ja während der häufigen Elektrizitätsstreiks in den letzten Jahren am eigenen Leibe empfunden, wo schon kurze Unterbrechungen der Stromversorgung unser Leben und unsere Gesundheit bedrohten. Wenn wir daher uns in größerem Umfange darauf einrichten würden, elektrische Energie aus Länder zu beziehen, die nicht innerhalb des Bereiches unseres Staatswesens liegen, so ist die Gefahr einer Unterbrechung dieses Lebensstromes nicht von der Hand zu weisen. Weitgehende Garantien und Reserven im eigenen Lande müßten darum vorhanden sein.

Wenn darum auch die Verwirklichung der europäischen Sammelschiene vorläufig erst in einer ferneren Zukunft zu erwarten ist, so wollen wir doch Bedenken, daß hier die Technik in Politik und Wirtschaft einen neuen Gedanken hereingebracht hat, der vielleicht beim wirtschaftlichen Wiederaufbau einst sich fruchtbar erweisen wird: der Gedanke, der Verpflichtung der Völker zur Gemeinschaftsarbeit zur Auswertung von Naturschätzen.

Weltspiegel.

14. Juni

Dem österreichischen Ministerium Seipel ist eine ungeheure Verantwortung aufgebürdet. Es steht denselben Schwierigkeiten gegenüber wie das vorangegangene Kabinett, ohne an Mitteln reicher zu sein. Aber wie man von allem Neuen etwas besseres erwartet, so hofft man von ihm, daß es ihm gelingen wird, die Folgen der Fehler und Irrtümer der früheren Regierung auszugleichen und wenigstens einen notdürftigen Ausgang aus den Drangsalen dieser Zeit zu finden. Als heiß ersehntes Ziel steht der großdeutschen Partei Oesterreichs immer der Anschluß an das Deutsche Reich vor Augen, und gerade das soll nach dem Willen der Entente, wie er in Versailles und St. Germain festgelegt worden ist, unter allen Umständen verhindert werden. Die Anschlußfrage ist nur eine der großen Fragen, die die alliierten Mächte in den Friedensschlüssen in ihrem Sinne regeln wollten und bei denen sie — verleitet durch Haß

und Verblendung — eine so unglückliche Hand gezeigt haben, daß die von ihnen gefundene Lösung überall im Widerspruch steht mit den wahren Bedürfnissen der Völker und Länder und darum auch da, wo die Entente ihren Freunden eine Wohltat erweisen wollte, nahezu unmögliche Verhältnisse geschaffen hat. So ist auch in die Existenz des neuen Oesterreichs ein innerer Widerspruch, eine Unmöglichkeit hineingetragen worden. In der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit des Hasses und bei der Oberflächlichkeit und Verständnislosigkeit, mit der die Lage der ihnen ausgelieferten Völker beurteilt wurde, wollten die Ententemächte vor allem verhindern, daß nach der Auflösung des alten Habsburger-Reichs die deutschen Kernlande des alten Oesterreichs wieder in die Verbindung mit ihren Volksgenossen im alten Stammlande zurückkehrten. Nur in dem gefühlsmäßigen Bestreben, Reichsdeutsche und Oesterreicher nicht zusammenkommen zu lassen, behandelten sie die ganze Frage aus dem Gesichtspunkt, daß auch für Oesterreich nur die gefühlsmäßige Hinneigung zu den Stammesgenossen im Deutschen Reich und nur der politische Machtgewinn dieser Verbindung in Frage komme.

Aber so ist es doch nicht. Gewiß ist diese idealistische Gesinnungsgrundlage des Anschlußgedankens von der größten Bedeutung und dem höchsten Wert, und das Streben, die nationale Macht des Deutschtums durch Zusammenfassung der Schicksalsgenossen zu neuer Kraft und neuem Leben zu führen, ist das, was uns in dieser Frage am lebhaftesten berührt. Aber es ist nicht die einzige Begründung, die dem Anschlußgedanken gegeben werden kann, und nicht einmal die entscheidende. Denn die treue Anhänglichkeit an die alten österreichischen Traditionen, die Erinnerung an die Zeit stolzer Selbständigkeit und Kaiserherrlichkeit ist ja nicht erstorben, sondern in weiten Kreisen will man das alte Oesterreichertum und seinen Staatsgedanken wiederaufbauen, pflegen und erhalten, ohne der Zukunft allzu schnell vorzugreifen. Sie scheuen den Anschluß an das Reich, weil sie fürchten, ganz darin aufgehen zu müssen. Und doch, auch hier treiben die Verhältnisse dahin, daß der Gedanke immer näher rückt, weil die wirtschaftliche Not ihr gewichtiges Wort spricht. Oesterreich ist, wenn es auf sich allein gestellt wird, nicht lebensfähig. Diese Ueberzeugung befestigt sich immer mehr und erfaßte auch solche Kreise, die bisher immer noch glaubten, durch ehrliches Eingehen auf die Wünsche der Entente einen andern Ausweg eröffnen zu können. Die Entente aber hat zwar das unsinnige Verbot des Anschlusses an Deutschland ausgesprochen, denkt jedoch gar nicht daran, durch wirkliche Hilfe die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen.

Unter solchen Verhältnissen ist die Lage der österreichischen Republik so schwierig geworden, daß man einem völligen Zusammenbruch entgegensehen muß. Dem kürzlich zurückgetretenen Bundeskanzler Schober waren die Dinge über den Kopf gewachsen. In seiner Außenpolitik an allen Ecken und Enden gehemmt und ohne Aussicht auf irgend eine Besserung in der Wirtschaftslage, vielmehr angesichts eines unaufhaltsamen Rollens in den Abgrund, hatte Schober schließlich die Vorschläge der tschechoslowakischen Republik angenommen und den Vertrag von Lena unterzeichnet. Damit hatte er aber seine politische Stütze im Lande verloren, denn die großdeutsche Partei, die ihn mit der sozialdemokratischen zusammen an die Spitze gestellt hatte, wollte diese für die Anschlußpolitik

verhängnisvolle Wendung unter keinen Umständen mitmachen. Die Ministerkrisis hat eine Koalition zwischen Christlich-Sozialen und Großdeutschen an das Ruder gebracht. Wenn durch die Persönlichkeit des neuen Bundeskanzlers, des Prälaten Seipel, der Schwerpunkt jetzt deutlich bei den Christlich-Sozialen liegt — der Partei, die den österreichischen Staatsgedanken am entschiedensten vertritt —, so könnte wohl der Eindruck entstehen, daß damit zugleich ein Abrücken von dem Anschlußgedanken ausgedrückt werden solle. Aber schon der Eintritt der Großdeutschen unter der Führung des neuen Vizekanzlers Frank in diese Regierung deutete an, daß die Verhältnisse sich verändert hatten. Nicht in dem Sinne, daß die Großdeutschen verzichtet, sondern daß die Christlich-Sozialen wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet sich den Großdeutschen genähert hatten.

Mit bemerkenswerter Schnelligkeit hat sich besonders in den letzten Tagen die Lebhaftigkeit der Anschlußbewegung in Oesterreich gesteigert. Ueber alle politischen Hindernisse hinweg geht das stark hervortretende Verlangen nach mindestens wirtschaftlicher Anlehnung an Deutschland, Einführung der Markwährung in Oesterreich usw. Alles das geschieht unter Führung eines christlich-sozialen Staatsmanns, der am allerwenigsten diese Politik gutheißen würde, wenn nicht eine wirkliche Notwendigkeit bestände. Es ist das freilich nicht so zu verstehen, als ob Bundeskanzler Seipel den Standpunkt seiner Partei verlassen hätte und zu den Zielen der Großdeutschen übergegangen wäre; es spricht sich vielmehr darin nur die Stärke des Druckes aus, unter dem die österreichische Regierung steht, wenn sie den wirklichen Bedürfnissen des Landes einigermaßen Rechung tragen will. Die gegenwärtige Stimmung in Oesterreich infolge der abermaligen Entwertung der Krone und dem Fehlen jeder Aussicht auf eine hellere Zukunft wird allgemein geradezu als Panik bezeichnet. Man scheint auch in Frankreich eingesehen zu haben, daß, wenn man überhaupt Oesterreich von Deutschland getrennt halten und eine sogenannte „Donaupolitik" unter französischem Protektorat treiben will, es jetzt die höchste Zeit ist, mit finanzieller Hilfe einzugreifen. Wie sich diese Verhältnisse nun weiter entwickeln werden, ist besonderer Aufmerksamkeit wert. Wir haben von unserer Seite aus infolge eigener Schwierigkeiten und Nöte der Anschlußfrage nicht die stete Beachtung zuwenden können, die sie verdiente. Das Bewußtsein, mit gebundenen Händen in dieser Sache dazustehen, ist selbstverständlich ein starkes Hindernis. Dennoch dürfen wir diese Frage niemals aus unserem politischen Gesichtskreis verschwinden lassen.

Jede Ueberlegung über die Fragen, die im Bereich unserer östlichen und südöstlichen Nachbarschaft schon schweben oder noch neu auftauchen, zeigt, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit die Führung einer guten und umsichtigen Wirtschaftspolitik diesen Ländern gegenüber ist. Bei der eigentümlich bedrängten und schwierigen Lage, in der wir selbst uns befinden, wird man noch hinzufügen müssen: zugleich einer kühnen, zuversichtlichen und wagemutigen Wirtschaftspolitik. Nur so können wir das Netz politischer Feindseligkeiten zerreißen, das die Entente, oder vielmehr Frankreich, uns über den Kopf werfen möchte. Am schwierigsten wird es immer sein, mit Polen in ein leidliches Verhältnis zu kommen. Aber die neueste Ministerkrisis, die noch immer nicht beendet ist und teilweise den Charakter eines Kampfes gegen den Staatschef Pilsudski an-

genommen hat, läßt in ihren einzelnen Erſcheinungen mitunter doch ſchon die Andeutung durchblicken, als ob man die wirtſchaftlich verhängnisvollen Folgen eines nationaliſtiſchen Fanatismus in der polniſchen Politik ſtärker zu fühlen beginnt.

Unſere eigne Lage ſieht freilich troſtlos genug aus. Die letzte Woche hat das vorläufige Scheitern der Bemühungen um die Reparationsanleihe gebracht, und ſo hängt der politiſche Himmel wieder voll ſchwerer Wolken. Dennoch fehlt es nicht an Lichtblicken, die einem ungetrübten Auge die Hoffnung geben, daß auch hier das Maß erreicht iſt. Die Bäume wachſen nun einmal nicht in den Himmel. W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Neue Schweizer Dichtung.

Wenn man den Anteil überblickt, den das ſchweizeriſche Schrifttum an der geſamtdeutſchen Literatur hat, ſo liegt es nahe, zunächſt etwa an J. H. Peſtalozzi, Gottfried Keller und C. F. Meyer, weiterhin etwa an Karl Spitteler und Joſeph Victor Widmann zu denken. Um ſie gruppieren ſich dann in zweiter Reihe die etwas jüngeren Zeitgenoſſen wie Federer, Stegemann, A. Frey, Jegerlehner, Huggenberger, Jakob Schaffner, Zahn u. a., die teils Schweizer der Geburt nach ſind oder aber mit Vorliebe ihre Stoffe aus der ſchweizeriſchen Umwelt geholt haben. Die deutſchen Literaturfreunde haben ſich im weſentlichen um dieſe deutſch-ſchweizeriſche Literatur gekümmert, da man in ihr mit Recht nach Gottfried Kellers bekanntem Ausſpruch eine geiſtige Provinz des an keine politiſchen Grenzen gebundenen Deutſchtums erblickt. Nun ſtellt aber bekanntermaßen die Schweiz als politiſches Gebilde ein Haus dar, in welchem drei Familien verſchiedenen Geblüts unter einem Dach zu wohnen gezwungen ſind. Daß dies nicht immer friedlich und ſchiedlich geſchieht, weiß man, aber verglichen mit dem, was in anderen Ländern Söhne desſelben Bluts und derſelben Sprache an Zank und Streit gegeneinander aufbringen, iſt das Verhältnis immer noch erträglich. Und ſo iſt es bezeichnend, daß es gerade neuerdings auf ſchweizeriſchem Boden Verlagsunternehmungen gibt, die es ſich angelegen ſein laſſen, den deutſchſprechenden Schweizern und Nichtſchweizern auch diejenigen Werke wenigſtens in Auswahl zu vermitteln, die auf dem Boden der welſchen Schweiz entſtanden ſind. Es kann nicht überraſchen, daß gerade in ſolchen Verlagshäuſern auch kosmopolitiſche und pazifiſtiſche Grundgedanken ihre Heimſtatt finden. Dem Andersgeſinnten wird es unbenommen bleiben, demgegenüber mit der eigenen Meinung nicht zurückzuhalten. Anderſeits aber wird der unparteiiſche Beobachter geiſtiger Entwickelungen ſeine Freude daran haben, wenn er unter den neuen Namen der jungen Schweiz ſchöpferiſche Kräfte entdeckt, bei denen das deutſchblütige oder fremdblütige Element untergeht im allgemeinen ſchweizeriſchen Heimatbewußtſein und ſomit aus der Scholle, das will in dieſem Falle ſagen, aus der Luft der heimatlichen Berge und Täler ſeine Kraft und Wirkung zieht.

Gedanken dieſer Art kann eine Bücherſendung anregen, die mir vor einiger Zeit von dem rührigen in Baſel beheimateten Rheinverlag zugekommen iſt. Alte und neue Namen deutſch- und welſchſchweizeriſcher Herkunft klingen da friedlich nebeneinander auf und der Gewinn der Lektüre beſteht

darin, daß man neben manchem geſchmackvollen Talent auch mit einer ſo kraftvollen Eigenart bekannt wird, wie ſie aus den weiterhin noch näher zu würdigenden geſammelten Werken von C. F. Ramuz hervortritt.

Hugo Marti, ein junger Berner, iſt mit zwei ganz verſchiedenartigen Werken vertreten, zunächſt mit einem innig zarten, aber dichteriſch ſtarken Legendenbuch „Das Kirchlein zu den ſieben Wundern". Es berichtet mancherlei im glücklich gewählten Stil alter Chroniken von zarter Liebfrauenminne und webt in der anmutigen Baſeler Landſchaft mit dem fernen Duft der Juraberge um die makellos ſchöne, ſtolz-demütige Geſtalt der Jungfrau Maria einen Kranz von Begebenheiten, die alle eng mit dem Kirchlein in den wilden Roſen zuſammenhängen. Der Dichter beſitzt die ſeltene Kraft, auch dem Ungläubigen ſeine Wunder glaubhaft zu machen, und ſo iſt wohl nach Kellers ſieben Legenden kaum ein ſo echtes Volksbuch dieſer beſonderen Art geſchaffen worden.

Ganz anders iſt die oſtpreußiſche Erzählung „Das Haus am Haff". Wunder und Legenden ſind vergeſſen und die Gegenwart mit der zerriſſenen modernen Seele behauptet ihr Recht. Mit ſeltener künſtleriſcher Feinfühligkeit hat Hugo Marti ſich in die für einen Schweizer ſo fremd geartete Landſchaft der weiten vordeutſchen Ebenen vertieft, hat den ganzen Zauber dieſes einſamen ſchwermütigen Landes erfaßt und ſchildert pſychologiſch unkomplizierte Vorgänge, die gerade durch ihre Einfachheit eine tragiſche Größe gewinnen. Der laſtende Druck der umgebenden Natur hemmt die Bewegungsfähigkeit, und ſo geht Hans von Dohm an ſeiner Liebe zu der zarten kranken Frau ſeines Onkels zugrunde.

In eine ganz andere Welt verſetzt Theodor Bohners Novellenbuch „Liebendes, lachendes Rom". Der Verfaſſer, ſeit ſeiner biographiſchen Erzählung „Kwabbla" bereits mit Anerkennung genannt, iſt in Rom zu Hauſe faſt wie ein Einheimiſcher. Aber nicht in dem Rom der künſtleriſchen und geſchichtlichen Ueberlieferung, ſondern in den Winkelgaſſen des römiſchen Kleinbürgertums. Ihre Freuden und Leiden, ihre Lügen und Liſten, ihre kleinen Geſinnungen und großen Geſten hat er belauſcht. Humor und Ironie haben den Stift geführt, mit dem er dieſe Erlebniſſe des Alltags feſthält.

Auch eine große Stadt bildet den Hintergrund des Romans „Die Goldſucher von Wien" von Peter Hamp, aber es iſt nicht lachender Humor, ſondern bittere Satire, die den Grundton der Darſtellung ausmacht. Handelt es ſich doch in dieſem Werk um nichts anderes als um das ſterbende Wien und die Aasgeier, die den edlen Leichnam zerfleiſchen, nämlich die Schieber, denen über einem Millionengeſchäft jedes Empfinden für das langſame Verbluten eines ganzen Volkes erſtickt iſt. Der Hauptwert des Romans liegt nicht in ſeiner künſtleriſchen Formung, ſondern in dem mit unheimlicher Schärfe gezeichneten Tatſachenbild: er wird ſomit zum menſchlichen Dokument von unſerer Zeiten Schmach und Niedergang.

Erfreulich iſt das Buch des talentvollen Hermann Kurz, der in dem Roman „Die Runde" (geb. 25,— M.) das Leben und Treiben der Bürger eines kleinen Städtchens ſchildert. Geſpannt verfolgt man die Schickſale der Einzelnen, verfolgt die Fäden, die vom Stammtiſch „die Runde" ausgehen und ihre Wirkungen bis in die folgende Generation ausüben. Tüchtigkeit und Fleiß gewinnen die Oberhand, und getroſt legen wir das Buch zur Seite, denn Joſeph, der junge Held, übernimmt nach vielfachen Abweichungen

und Fährniſſen das geiſtige Erbe des Seifenſieders Lauber, der durch ſeinen klugen Kopf allmählich der Beherrſcher der ganzen Runde geworden war.

*

Auf ein anderes Gebiet verweiſt „Das Lächeln Voltaires". Ein Buch in dieſe Zeit von Iwan Goll. Iwan Goll gibt in ſeinem kleinen geſchmackvoll ausgeſtatteten Werk Ausſprüche, Aufſätze und Pamphlete des alternden Philoſophen von Ferney, der aus der Einſamkeit heraus die Geſchicke der Welt verfolgt und ſelber mitregiert. Unglaublich modern muten uns dieſe Auszüge aus ſeinem berühmten „Dictionnaire philosophique" an: er läßt alle Ueberzeugungen der Menge vor der Ironie ſeines Geiſtes vorüberziehen und mit unglaublicher Schärfe deckt er die Schwächen und den Aberglauben ſeiner Zeit auf. Einige wenige Briefe ſind dem Bande beigegeben, in denen hauptſächlich der „Diplomat" Voltaire zu Worte kommt. Iwan Goll hat geſchickt die köſtlichſten Aufſätze aus dieſer Zeit geſammelt und meiſterlich überſetzt. Vorangeſtellt iſt ihnen die Totenmaske Voltaires, mit dem vielfältigen geheimnisvollen Lächeln, das faſt zum Grinſen ausartet. Wer an einer Lektüre Gefallen findet, in der gezeigt wird, wie alles Elend der Menſchen daraus entſteht, daß ſie ſich immer ſo ernſt nehmen, der greife zu dem Buch.

*

Es bleiben noch zu erwähnen zwei Gedichtſammlungen von jungen Schweizern „Das rechte Leben" von Konrad Bänninger und „Wegzehrung" von Albert Steffen. Beide Dichter ſind keine Neulinge; Bänninger iſt ſchon früher mit zwei Gedichtbänden herausgekommen und Albert Steffen hinlänglich bekannt durch ſeine myſtiſch gefärbten Romane. Auch in der „Wegzehrung" offenbart ſich ſein Hang zum Viſionären. Sein künſtleriſcher Ausdruck iſt ſpröde; gedanklich erinnert er an Doſtojewski, in der Form etwa an Werfel, wenn auch ſein Vortrag etwas ruhiger iſt als bei dieſem Ekſtatiker des religiöſen Gefühls. Das Urmotiv ſeines Dichtens prägt ſich wohl am glücklichſten aus in ſeinem eigenen Wort: „Das Wörtchen Liebe lag auf Seinem Mund, — Und es bewegte ſich das Weltenrund". — Ein ſtarkes lyriſches Talent iſt Konrad Bänninger. In freien Rhythmen verkündet er religiöſe und philoſophiſche Spruchweisheit, die dann und wann an die aphoriſtiſche Art des Cherubiniſchen Wandersmannes erinnert.

Hermann Keſſer hat 23 Zeichnungen Ferdinand Hodlers herausgegeben und mit einem geiſtreichen Eſſay eingeleitet, der freilich in ſeiner kritikloſen Bewunderung des ſchweizeriſchen Malers über das Ziel hinausſchießt. — Otto Hinrichſen ſetzt ſich im „Umgang mit ſich ſelbſt" ſelbſtverſtändlich als rechter Schweizer mit der Pſychoanalyſe auseinander, bringt in zwölf Briefen an eine Freundin viel wertvolle Fingerzeige für die Selbſterkenntnis, indem er alle Schleichwege der Seele belauſcht, alle Hemmungen aufdeckt, hinter die ſich das Unterbewußtſein des Menſchen verſchanzt. In leicht hingeplaudertem Ton nimmt er Stellung zu allen modernen pſychologiſchen Anſchauungen. Das Buch iſt etwas zu breit angelegt, ſtörend wirkt die Neigung des Verfaſſers, eigene Gedichte oder, ſagen wir, Reimgefüge in den Zuſammenhang einzuſchmuggeln; ſie könnten ohne Schaden ganz gut wegbleiben.

*

Und nun zum Schluß ein paar verweilende Worte über und — für C. F. Ramuz. Die Schweiz erkennt in ihm eine ihrer ſtärkſten ſchöpferiſchen

Kräfte und hat ihm erst kürzlich als Ausdruck ihrer Gesinnung den heimatlichen Schillerpreis verliehen. Die in drei Bänden vorliegende, unter Mitwirkung des Dichters selbst besorgte deutsche Uebertragung von Ferdinand Baur erwirbt sich das Verdienst, diesen Dichter zum ersten Male auch dem deutschen Leser bekannt zu machen. Der Uebersetzer stellt eine Einführung voran, die mit verständnisvoller Liebe das Bild dieses waadtländischen Künstlers zeichnet. Gleich dem Helden eines seiner früheren Romane (so erfährt man aus dieser Einleitung) hat sich Ramuz in einer offen zutage liegenden Entwicklung aus dem abgeschliffenen Großstadtleben zu den kernhaften Gestalten des tiefen und breiten Volkstums heimgefunden. Er wird in erster Reihe zu einem Bauernschilderer von packender Wahrhaftigkeit, von einer knorrigen Plastik, deren Wesen innigste Verwandtschaft zeigt mit dem, was Ferdinand Hodler mit den Mitteln seiner Kunst zum Ausdruck zu bringen wußte. Diese Sprachwirkung in ihrer granitenen Einfachheit ist es, was zunächst auffällt und in Baurs ausgezeichneter Uebertragung auch tatsächlich mit rollendeter Feinspürigkeit nachgeschaffen ist. Mit Recht aber betont der Verdeutscher, daß das Wesentlichste an Ramuz der seelische Gehalt ist, für den die sprachliche Eigenprägung nur die kongeniale äußere Form darstellt. In den kleinen Novellen sowohl, die den ersten Band neben einigen Gedichten füllen, als in den beiden Romanen „Das Regiment des Bösen“ und „Es geschehen Zeichen“ ist die Quelle der schöpferischen Auswirkung ein religiöses Empfinden von leidenschaftlicher Innigkeit. Es steht über den festumzirkten Bekenntnissen und vermag darum das katholische Wallis in ebenso zwingender Bildhaftigkeit zu versinnlichen, wie das protestantische Waadtland. Glauben und Aberglauben, verzückte Vision und mystische Inbrunst sind in Farbe und Form mit so drängender Kraft in das Reich heutiger Wirklichkeit hineingepflanzt, daß man, um beim Malervergleich zu bleiben, über Hodler hinaus an die ergreifenden Holzschnittwirkungen der mittelalterlichen Passionalen denken muß. Wie von selbst hebt sich, beflügelt vom Inhalt, seine Prosa empor zu rhythmisch beschwingter Sprache; gerade in dieser Hinsicht erweist sich der deutsche Vermittler als ein Nachdichter von hohem Rang, der namentlich in der Nachschaffung der Ramuzschen Landschaftsbilder seinem eigenwilligen Vorbild auch nicht das Geringste schuldig bleibt. Angesichts der starken Wirkung, die von den drei (übrigens mit erlesenem Geschmack ausgestatteten) Bänden ausgeht, möchte man hoffen, daß es sich nur um eine erste Abschlagszahlung handelt: man wird begierig, auch das übrige schon ziemlich umfängliche Lebenswerk dieses Welschschweizers vor einer weiteren Oeffentlichkeit ausgebreitet zu sehen.

Bernhard Arne.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 24. Juni 1922

Nummer 24

Das erste Gespräch des Prinzen Wilhelm über ein Ende der Kanzlerschaft Bismarcks.

Von Paul Haake.

Noch lebt, 88½ Jahre alt, einer der Getreuesten der Getreuen des Fürsten Bismarck, der ehemalige preußische Finanzminister Adolf von Scholz, der im Sommer 1890 bald nach der Entlassung des Kanzlers wegen eines Augenleidens auch seinen Abschied nahm. Er hat im vergangenen Winter auf Drängen seines Sohnes seine Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck zu Papier gebracht. Das ungemein anziehende Buch ist vor kurzem im Cottaschen Verlage erschienen. Eine der fesselndsten Unterredungen, über die es berichtet, ist die mit dem Prinzen Wilhelm über einen Abschluß der amtlichen Tätigkeit Bismarcks gegen Ausgang des Jahres 1887.

Am 17. Oktober 1887 besuchte Scholz den Fürsten in Friedrichsruh. Das Gespräch kam auf die Möglichkeit eines baldigen Todes Wilhelms I. und und des Kronprinzen. Man war sich einig, daß der Enkel des Kaisers, der dann zur Regierung berufen sein würde, nicht ohne beste Vorbereitung bleiben dürfe; er müsse mindestens noch durch eine mehrmonatliche Mitarbeit im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für diese und dann im Finanzministerium an der Hand des Etats für das Innere vorbereitet werden. Scholz sagt: „So geschah's auch, und gegen den Herbst des Jahres nahm Prinz Wilhelm nach beendeter Mitarbeit im auswärtigen Ministerium die ihm noch obliegende im Finanzministerium auf. Es wurde ihm da nach den näheren Angaben seines Adjutanten ein passendes Zimmer eingerichtet und Art und Weise seiner Mitarbeit nach Zeit und Mitteln mit ihm selbst vereinbart. Demgemäß kam er in der Woche mehrere Male von Potsdam, wo er noch weiter als aktiver Offizier im Gardehusarenregiment Dienst tat, nach Berlin und beehrte nun das Finanzministerium, teilnehmend an den Sitzungen und an Arbeiten einzelner Räte, alles nach sorgfältiger Beratung und Vereinbarung, so daß die Aufgabe, wie mir schien, nach beiden Seiten eine liebe und willkommene war."

Nur ein peinliches Ereignis aus dieſer Zeit iſt Herrn von Scholz im Gedächtnis haften geblieben; er berichtet darüber folgendes:

„An einem Vormittage, wo der Prinz zu erwarten war, brachte mir der ſehr ruhige und achtbare Bureauchef mit neuen Eingängen zugleich die Meldung, daß ein eben aus der Wilhelmſtraße zurückgekehrter Bote ihm berichtet habe, Fürſt Bismarck ſei geſtorben. Ich erſchrak gar nicht, weil ich es gar nicht glaubte, befahl aber doch, daß ein ganz zuverläſſiger verſtändiger Mann hingeſchickt werde, um ganz ſichere Auskunft zu erhalten.

Ehe der Bote zurückkam, traf der Prinz, von Potsdam zu Pferde kommend, ein und hörte natürlich von mir dasſelbe, was ich gehört hatte, mit demſelben Unglauben und dem Hinzufügen, daß er eben vom Potsdamer Tor her an dem Hauſe des Reichskanzlers vorbeigeritten ſei und niemanden dort ſtehen geſehen, geſchweige einen Auflauf getroffen habe, der doch gewiß nicht gefehlt hätte, hätte das Gerücht irgendeinen Grund gehabt; es handle ſich alſo wohl nur um eine Dummheit oder Böswilligkeit. Soweit waren wir alſo ganz miteinander einverſtanden; als ich aber dem Ausdruck meiner Freude hierüber noch einige Worte hinzufügte, die zu ſagen wären, wenn die Meldung Wahrheit geweſen wäre, erwiderte der Prinz, daß er das Ereignis nicht ſo ſchlimm beurteilt haben würde, wie anſcheinend ich — kein Menſch ſei unerſetzlich, auch Fürſt Bismarck nicht; es gebe doch noch andere ausgezeichnete Männer, die ihn zu erſetzen wohl imſtande ſein würden, z. B. v. Boetticher. Ich gab hierauf Vortrefflichkeit und große Begabung meines lieben Freundes und Kollegen dem Prinzen unbedingt zu, verneinte jedoch ebenſo beſtimmt, daß er deshalb ſchon mit Bismarck auf eine Stufe zu ſtellen wäre; die Aufgaben, die Bismarck in ſchweren Zeiten auf ſich genommen und glänzend erfüllt habe, würde Herr v. Boetticher ſchwerlich auf ſich genommen und erfüllt haben; Leitung und Ueberwachung des Ganzen, wie der Fürſt ſie mit ſicherem Blick und feſter Hand als ein Großer geleiſtet habe, wäre nicht Boettichers Sache geweſen. „Ja", antwortete der Prinz, „das glaube ich auch; aber das käme ihm auch gar nicht zu; das iſt eben Sache des Monarchen". Ich erſtaunte über dieſe von dem jungen Prinzen ſo ſicher und als ſelbſtverſtändlich geäußerten Worte und beendete das Geſpräch mit dem lächelnden Zugeſtändnis: „Ja, wenn Eure Kgl. Hoheit davon ausgehen, dann allerdings — — —?" Herr v. Scholz bemerkt: „Es erſchien mir ſogleich als ein bedenkliches Omen für die einſt kommende Zeit" und fährt nach einer kurzen Gloſſierung fort: „Auf das weitere Verhältnis des ſo liebenswürdigen und reich begabten Prinzen mit mir hat dieſes Ereignis zunächſt natürlich nicht den geringſten Einfluß gehabt und hat ſo auch auf ein ſchönes Diner, zu dem ich am 22. Oktober 1887 zur Feier des Geburtstages Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzeſſin Wilhelm nach dem Marmorpalais in Potsdam geladen wurde, keinen Schatten geworfen." Darnach müßte alſo das „peinliche" Ereignis zwiſchen dem 17. und dem 22. Oktober ſtattgefunden haben; denn am 17. d. M. hatte Scholz mit Bismarck über die Einführung des mutmaßlichen Thronerben in die Regierungsgeſchäfte geſprochen.

Wem ſteigen da nicht von vornherein ſtarke Bedenken auf? Eine mehrmonatliche Beſchäftigung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſollte vorangehen, dann erſt die Einführung in den Etat folgen, und ſchon fünf Tage nach dem Geſpräch in Friedrichsruh ſoll der

Minister v. Scholz Gast des Prinzen Wilhelm gewesen sein und mit ihm inzwischen eine peinliche Unterhaltung gehabt haben während seiner Mitarbeit im Finanzministerium? Das ist unmöglich. Hier muß das Gedächtnis der 88 Jahre alten Exzellenz versagt haben. Das Gerücht von Bismarcks Ableben, das den Anlaß zu dem Gespräch mit dem Prinzen gab, muß in eine spätere Zeit fallen. Nun sind 1920 aus den Tagebüchern des am 10. September 1914 gestorbenen preußischen Landwirtschaftsministers Freiherrn Lucius v. Ballhausen „Bismarck-Erinnerungen" zusammengestellt und veröffentlicht worden; in ihnen heißt es zum 31. Dezember 1887: „Prinz Wilhelm hat gegen Finanzminister Scholz geäußert: den Fürsten Bismarck brauche man natürlich noch einige Jahre sehr dringend, später würden seine Funktionen geteilt werden, und der Monarch selbst müsse mehr davon übernehmen, worauf Scholz erwiderte: man werde den Fürsten noch recht lange brauchen und ihn nie ganz ersetzen können."

Hat diese Unterredung erst am 30. oder 31. Dezember stattgefunden oder schon etwas früher? Können sich die Angaben der beiden Minister auf ein und dasselbe Gespräch des Herrn v. Scholz mit dem Prinzen Wilhelm beziehen oder auf zwei ähnlichen Charakters? Das erstere ist doch wohl das Wahrscheinlichere. Mit der Ausarbeitung einer Broschüre „Bismarcks Sturz" beschäftigt, fragte ich rasch entschlossen bei Exzellenz v. Scholz an; die vom 24. Mai 1922 datierte Antwort lautete: „Euer Hochwohlgeboren bedauere ich die im Briefe vom 22. d. M. geäußerten Wünsche nicht erfüllen zu können. Von meinen Büchern und Akten entfernt, wäre ich natürlich ganz außerstande, solchen Finessen, wie die Ihnen erwünschten, nachzugehen; aber auch mit jenen würde ich schwerlich das sagen können, was Sie lesen wollen. Nur das kann ich aus meinem alten Gedächtnis heraus Ihnen schreiben, daß die in bezug genommenen Lucius'schen Mitteilungen über meine Unterhaltungen mit dem Prinzen nicht von mir herrühren und meines Erinnerns auch nicht zutreffend waren; zu irgend einer Polemik darüber hätte ich und habe ich keine Lust. In der Hoffnung, daß Sie meine kurze Antwort mir nicht übel nehmen werden, grüße ich Euer Hochwohlgeboren ergebenster v. Scholz."

Seine Exzellenz versagte, — so mußte ich andere Wege einschlagen, um mehr Klarheit zu gewinnen. Zunächst ging ich ins Finanzministerium. Herr Bureaudirektor Geheimrat Söhnel hatte die Güte, die Akten über die Tätigkeit des Prinzen Wilhelm daselbst im Jahre 1887 heraussuchen zu lassen. Aus ihnen geht hervor, daß Kaiser Wilhelm I. am 21. November den Arbeitsplan für die Beschäftigung seines Enkels im Finanzministerium gebilligt und genehmigt hat. Drei Tage später fragte dann Herr v. Scholz beim Prinzen Wilhelm an, wann man ihn zum ersten Male im Ministerium zu erwarten habe. Am 25. November hat der Thronerbe sich darüber geäußert. Die „Vossische Zeitung" schrieb am 26. November in ihrer Abendausgabe: „Prinz Wilhelm stattete gestern im Auswärtigen Amte und später auch noch im Finanzministerium längere Besuche ab, geleitete gegen 6 Uhr die Prinzessin von Holstein, Schwester seiner Gemahlin, nach dem Anhaltischen Bahnhof und kehrte hierauf wieder nach Potsdam zurück.

Der 26. November war ein Sonnabend; vor dem 28. wird der Prinz im Finanzministerium gewiß nicht zu arbeiten begonnen haben; die „peinliche" Unterredung hat noch später stattgefunden. Ich sah nun die „Vossische

Zeitung" daraufhin durch; in ihr iſt in der Morgenausgabe des 29. November zu leſen: „Gerüchte über einen ungünſtigen Geſundheitszuſtand des Fürſten Bismarck, die geſtern verbreitet waren, entbehren, wie offiziös mitgeteilt wird, jeder Begründung", aber erſt die Abendnummer des 30. November vermerkt: „Prinz Wilhelm verweilte geſtern längere Zeit im Finanzminiſterium"; alſo an dieſem Tage hat er, wie es ſcheint, ſeine Tätigkeit dort aufgenommen. Am Abend des 12. Dezember 1887, eines Montags, ſchrieb die „Voſſiſche Zeitung": „Nach zuverläſſigen Nachrichten" — ſo meldet das WTB. vom Sonntag — „wurde der Reichskanzler geſtern von einem Unwohlſein befallen. Dasſelbe iſt zwar nach kurzer Zeit gehoben, doch iſt nach Anordnung des Arztes Ruhe und tunlichſte Enthaltung von den Geſchäften geboten." . . „Wenn ein hieſiges Blatt das am Sonnabend eingetretene Unwohlſein als einen leichten Schlaganfall bezeichnet, ſo fehlt es dafür noch an anderweitiger Beſtätigung. Bei Schluß der Redaktion meldet uns ein Drahtbericht des WTB. aus Hamburg: „Das bereits gehobene Unwohlſein des Reichskanzlers beſtand in Darmkolik; es bedarf nur noch der Diät und der Ruhe." Die Abendausgabe des 13. Dezember berichtete: „Alle Nachrichten aus Friedrichsruh lauten übereinſtimmend dahin, daß der körperliche Unfall, der den Reichskanzler am Sonnabend (10. Dezember) betroffen, überwunden iſt. Allerdings ſoll das Unwohlſein neben kolikartigen Erſcheinungen nach einer direkten Nachricht des „Hamburger Korreſpondenten" auch in einem Schwindelanfall beſtanden haben, doch machte der Reichskanzler am Nachmittag desſelben Tages ſchon wieder einen Spaziergang im Park." Weitere Nachrichten über ein Unwohlſein des Fürſten habe ich für den Dezember 1887 nicht gefunden; es iſt alſo wohl ſo gut wie ſicher, daß die Darmkolik am 10. Dezember den Anlaß zu dem in Berlin umlaufenden Gerücht von ſeinem Ableben und zu dem „peinlichen" Geſpräch gegeben hat, das Exzellenz v. Scholz uns kürzlich mitteilte. Es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß Lucius v. Ballhauſen dieſes meinte, als er am 31. Dezember die angeführte Notiz in ſein Tagebuch eintrug; damit läßt ſich die briefliche Aeußerung des Herrn Miniſters a. D. v. Scholz ſehr wohl vereinigen, „daß die in bezug genommenen Luciusſchen Mitteilungen über meine Unterhaltungen mit dem Prinzen nicht von mir herrührten und meines Erinnerns auch nicht zutreffend waren."

Iſt dieſe Feſtſtellung nun nicht recht belanglos? Doch wohl nicht ganz!

In meiner ſoeben im Weidmannſchen Verlage erſchienenen Schrift „Bismarcks Sturz" glaube ich auf Grund der großen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes den Beweis geführt zu haben, daß es im Dezember 1887 nicht nur wegen der Teilnahme des Prinzen Wilhelm an der Walderſee-Stöcker-Verſammlung, ſondern auch wegen der öſterreichiſch-ruſſiſchen Kriegsgefahr zu einer ſtarken Verſtimmung zwiſchen dem Thronfolger und dem Kanzler gekommen iſt. Prinz Wilhelm iſt m. E. mit ſeiner Forderung des Präventivkrieges ſachlich nicht im Recht geweſen, aber er glaubte es doch wenigſtens zu ſein, und ſeine Aeußerungen zum Miniſter v. Scholz ſind dann, am 10. Dezember, eher zu verſtehen, wenn auch nicht zu billigen. Fielen ſie jedoch ſchon im Oktober, ſo ließen ſie ſich aus ſachlichen Erwägungen heraus nicht herleiten; dann müßten ſie ſchlechthin der Ausdruck des perſönlichen Wunſches ſein, ſelbſt das

Steuer zu ergreifen; dann läge klar am Tage: Prinz Wilhelm wollte Bismarck beſeitigen, um allein zu entſcheiden. So deutet ſie Herr v. Scholz; er ſchreibt: „Die Zeit hat das doch wohl als richtig erwieſen, was ich gefürchtet habe ſeit jenem Tage, ſeit jenem Geſpräch! Es war mir auch nicht zweifelhaft, daß der Prinz in dieſer Richtung bereits unſelig beeinflußt war; von wem? Auch das erſchien mir nicht ſehr zweifelhaft — nur ganz gewiß nicht von ſeinem Großvater! Der war und blieb bis zum Tode ein treuer deutſcher Herr ſeines treuen deutſchen Dieners! Wie ſie auch manchmal miteinander kämpfen mußten um entgegengeſetzte Meinungen — nie aus Ehrgeiz!“ Exzellenz v. Scholz ſpielt hier wahrſcheinlich auf den unheilvollen Einfluß des Grafen Walderſee auf den Prinzen an; es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Walderſee ihn ſchon vor dem Dezember 1887 gegen den Kanzler aufgehetzt und zu ihm geſagt hat, mit einem Bismarck an der Seite wäre Friedrich der Große niemals Friedrich der Große geworden, — „das Perſönliche hat“, wie Geheimrat Marcks es einmal ausdrückte, „möglicherweiſe überhaupt den Ausgangspunkt, ſicher den Endpunkt der Kriſe gebildet“ —, aber den Beweis, daß Prinz Wilhelm den Schöpfer des Deutſchen Reiches nur aus perſönlichem Ehrgeiz beſeitigen wollte, hat Exzellenz v. Scholz noch nicht erbringen können, denn die peinlichen Aeußerungen wurden in einer Zeit getan, als Prinz Wilhelm neben Oeſterreich auch das Deutſche Reich durch die ruſſiſchea Rüſtungen aufs ſchwerſte gefährdet glaubte. Daß ein zwingender Beweis einmal erbracht werden wird, liegt m. E. nicht außer dem Bereich der Möglichkeit; von der im Herbſt zu erwartenden Publikation des Nachlaſſes des Grafen Walderſee werden wir ihn freilich wohl kaum erhoffen dürfen.

E. T. A. Hoffmann als Kammergerichtsrat.*)

Zum 100. Todestage.

Von Dr. A. Petzold.

Ernſt Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 in Königsberg geboren. Aus einer Juriſtenfamilie ſtammend, ſtudierte er dort ſeit 1792 die Rechte und wurde im Jahre 1795 Auskultator. Im folgenden Jahre, nach dem Tode ſeiner Mutter, ging er nach Glogau zu ſeinem Onkel Dörffer. Als dieſer 1798 als Obertribunalsrat nach Berlin verſetzt wurde, folgte er ihm. Im Juni 1798 trat er als Kammergerichtsreferendar in den Vorbereitungsdienſt. Durch ſeinen Jugendfreund, den ſpäter durch den Aufruf „An Mein Volk“ bekannt gewordenen Theodor v. Hippel wurde er dem damaligen Chefpräſidenten Frhrn. v. Schleinitz, dem Onkel v. Hippels, beſtens empfohlen. Für die geiſtvollen Präſidenten Schleinitz und Kircheiſen zeigte er begeiſtertes Ver-

*) Unter Benutzung von Holtze, Geſchichte des Kammergerichts, und Akten des Geh. Staatsarchivs in Berlin, insbeſondere Rep. 77, XVII Gen. Bd. I und II.

ſtändnis. Dieſem, dem ſpäteren Juſtizminiſter, der die Vorbereitung der Referendare zu leiten hatte, machte er ſich durch ſeinen Fleiß — er beſchwerte ſich einmal über zu wenig Arbeit — und durch die ihm eigentümliche ſcharfe Auffaſſungsgabe angenehm bemerkbar. Im März 1800 beſtand er die große Staatsprüfung mit Auszeichnung. Als Aſſeſſor mit vollem Stimmrecht kam er an die Regierung in Poſen. Ueber ſeine weitere Tätigkeit hier, in Plock und Warſchau und über ſein abenteuerliches Leben als Muſiker, Kapellmeiſter, Theaterdirektor, Kritiker, Maler uſw. in Bamberg, Leipzig und Dresden müſſen wir hinweggehen. Trotz aller Erſchwerungen des Daſeins war er ein gefeierter, weit bekannter Schriftſteller geworden und er ſelbſt und viele ſeiner ehemaligen Vorgeſetzten und Amtsgenoſſen waren daher der Meinung, daß er für den Juriſtenberuf, dem er ſo lange entfremdet war, verdorben ſei. Hoffmann hätte deshalb am liebſten einen gut bezahlten Ruheposten als Regiſtrator im Juſtizminiſterium gewählt, auf eine Verſetzung an das Kammergericht rechnete er nicht, da er fürchtete, am Oberlandesgericht in Poſen untergebracht zu werden. Am 1. November 1814 ſchrieb er an v. Hippel: „Mein lebhafter Wunſch iſt nun zwar, in Berlin zu bleiben. das Schickſal eines Kammergerichtsrats iſt indeſſen wohl nicht beneidenswert. Den v. Kircheiſen deshalb angehen mag ich nicht, denn außerdem, daß er es für eine ganz beſondere nur durch blitzendes Juſtizbrillantfeuer zu erlangende Auszeichnung hält, bei dem Juſtiz-Garde-Normal-Bataillon angeſtellt zu werden, ſo würde er auch glauben, es ſey mir nur darum zuthun, recht fleißig in die Comödie zu gehen uſw. Davon, daß dem Freunde der Kunſt, ich kann wohl in gerechtem Bezug auf mich ſagen, dem Künſtler, das Leben unter Freunden der Kunſt, unter Künſtlern, in beſonderem Wohlbehagen manches leicht tragen läßt, dem er ſonſt unterliegt, davon hat er wohl keine Idee . . .“ Aber der feinſinnige Kircheiſen hatte doch dieſe Idee. H. wurde bis zum 1. März 1816 im Bureau des Juſtizminiſteriums beſchäftigt und trat dann mit ſeinem früheren Dienſtalter als Rat beim Kammergericht ein.

Das Jahr 1815 bildete einen beſonderen Markſtein in der Geſchichte des Kammergerichts. Dieſes war bis dahin immer ein Vorkämpfer für den Rechtsſtaat, indem es oft genug gegen Polizeiwillkür den Rechtsſtandpunkt ohne Scheu vertrat. Von allen Obergerichten verfocht es am kräftigſten die Rechte der von der Polizei Verfolgten und die Rechtsbeſtändigkeit ſeiner Urteile, unbekümmert um die mit dieſem Kampfe verbundene Gefahr. Es kämpfte für die Grundſätze über die perſönliche Freiheit ſchon lange vor ihrer verfaſſungsmäßigen Feſtlegung. Es trat dafür ein, daß ein richterlicher Beamter nicht ohne Urteil entlaſſen werden dürfe, im Gegenſatze zu der Regierung, die in den Kammergerichtsräten lediglich Diener des jeweiligen Monarchen ſah, die dieſer ebenſo, wie Kammerherren, Leibärzte uſw. beliebig entlaſſen könne, eine Auffaſſung, welche auch in der durch Reglement vom 22 Februar 1804 angeordneten Ziviluniform für die königlichen Beamten zum Ausdruck kam, die übrigens H. mit Vorliebe getragen und in der er wie ein italieniſcher Oberſt ausgeſehen haben ſoll.

Eine eigentliche Strafgerichtsbarkeit hatte das Kammergericht als ſolches bis in das 18. Jahrhundert nie gehabt. Erſt um das Jahr 1740 herum, infolge der Verſchmelzung des Kriegs-, Hof- und Kriminalgerichts mit dem Kammergericht erhielt es eine ihm bis dahin faſt völlig fremde, ſeiner geſchichtlichen Entwickelung widerſprechende Tätigkeit; es wurde ein dritter

Senat für Strafſachen eingerichtet, deſſen Zuſtändigkeit aber nicht weiter ging als die eines Untergerichts. Im Jahre 1815 wurde das Kammergericht Obergericht für Berlin und den Regierungsbezirk Potsdam. Auf Grund der beiden Kabinettsbefehle vom 17. und 30. September 1819 wurde ein Unterſuchungsgericht begründet für alle Untertanen, gegen die der Verdacht entſtanden war, daß ſie ſich der Teilnahme an hochverräteriſchen Umtrieben ſchuldig gemacht hätten, und zwar für den ganzen preußiſchen Staat. Das war die Immediat-Unterſuchungs-Kommiſſion zu Berlin. Präſident war v. Trützſchler, Beiſitzer waren die Kammergerichtsräte Sydow und Hoffmann, die Kammergerichtsaſſeſſoren v. Gerlach und Kuhlmeyer, der Regierungsrat Tſchoppe und der Polizeirat Kayſer. Ihre vorgeſetzte Behörde war die bekannte Miniſterial-Kommiſſion. Die Immediat-Unterſuchungs-Kommiſſion bildete nach dem Austritte der beiden letzten Mitglieder eine rein richterliche Behörde. Während die Stellung des Kammergerichts in Zivilſachen immer unbedeutender geworden war, da die Ausbildung des Rechts dem Obertribunal oblag, hatte ſie ſich in Strafſachen immer mehr erhöht. Der Kriminalſenat hatte Gutachten zu erſtatten, ob ein königliches Beſtätigungsrecht neben Urteilen von Geſchworenen (in der Rheinprovinz) beſtehen könne, und ſie bezogen ſich auf den ganzen Staat. Eine geſteigerte politiſche Bedeutung gewannen dieſe Gutachten, als infolge des Wartburgfeſtes und der Ermordung Kotzebues durch Sand die Demagogenverfolgungen begannen.

Hoffmann war in Strafſachen tätig und gehörte im letzten Jahre vor ſeinem Tode dem Ober-Appellationsſenate an. Er hat in dieſer Tätigkeit voll ſeine Pflicht getan. Leider iſt das meiſte von dem, was er in dieſer Stellung geleiſtet hat, bei der Vernichtung der Akten verloren gegangen. Immerhin können wir uns aus Briefen, Berichten und Vermerken (in den Akten des Geh. Staatsarchivs) ein Bild von ihm als Richter machen. Trützſchler v. Falkenſtein, der Präſident des Inſtruktionsſenats, hatte ein ſcharfes Auge auf den immerhin eigenartigen Kammergerichtsrat, der es liebte, in den Sitzungen, hinter Aktenbergen verſteckt, Bilder in die Akten zu malen, namentlich fratzige Teufelchen, aus Tintenfäſſern hervorkriechend. Er ähnelte inſofern dem ſpäteren Kammergerichtsrat Wichert, der aber frei und offen, zur ſchärferen Sammlung ſeiner Gedanken auf den für Vermerke zur Verfügung geſtellten Bogen italieniſche Landſchaften von entzückender Schönheit zeichnete. Trotz alledem gab er ſich keine Blöße, ja er war bald imſtande, den Vorſitz zu übernehmen, als zufällig die älteren Amtsgenoſſen erkrankt oder beurlaubt waren. Eifriger Fleiß, Gewiſſenhaftigkeit und ein warmes Herz zeichneten ihn aus. In Hoffmann iſt der Juriſt von dem Menſchen und Dichter nicht zu trennen. Wunderbar war es, wie er ſich nach der langen Pauſe wieder einarbeitete. Sein Erleben kam ihm in ſeiner ſtrafrichterlichen Tätigkeit zugute, für die er wie geſchaffen war. Er war nicht bloß ein tüchtiger, ſondern ein bedeutender Juriſt. Jener mag lediglich mit Scharfſinn auskommen, zu dieſem gehört aber die perſönliche Note, das Eigenweſen, das in Hoffmann ſo lebhaft anklang. Ein Juriſt, der nicht mehr iſt denn bloß ein Juriſt, iſt ein arm Ding. Ein großer Juriſt iſt nur, wer als feiner Kenner und Künder der menſchlichen Seele mit dem geſamten Geiſtesleben der Mitwelt Fühlung zu halten geeignet iſt. Das war bei Hoffmann der Fall. Er verſtand es, den Beſchuldigten

volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, unbekümmert darum, ob dies den mächtigen Verfolgern, dem Fürſten Wittgenſtein, dem auf dem Wartburgfeſte mitgenommenen Geheimen Rate v. Kamptz und ihren berüchtigten Einbläſern Tzſchoppe, Janke und noch minderwertigeren, angenehm war oder nicht.

Unter den nach jenem Feſte am meiſten Verdächtigen befand ſich auch der Turnvater Jahn. Am 14. Juli 1819 wurde er wegen Hochverrats verhaftet. Das Fehlen greifbarer Tatſachen bewirkte endloſe Unterſuchungen und die Verdächtigen ſaßen in Unterſuchungshaft, bis man die fehlende Straftat finden ſollte. Da erhob das Kammergericht ſeine Stimme. Es erkannte ſehr wohl, wie es um die angebliche Verſchwörung beſtellt war, daß weder die Burſchenſchaft noch die Turner eine gefährliche Bedeutung hätten, forderte vom Juſtizminiſter die weitere Unterſuchung und verlangte auf den Beſcheid, die Sache ſei noch nicht zur richterlichen-Unterſuchung gediehen, daß Jahn in dieſem Falle nicht wie ein Verbrecher in eine Feſtung geſperrt werde, daß aber, wenn mehr ermittelt ſei, ihm die weitere Unterſuchung zugewieſen werde, widrigenfalls es ſich mit einer Beſchwerde an den König wenden werde. Auf dieſes Schriftſtück ſchrieb Kamptz mit Rotſtift: „franz. Parlament!!“ Der König gab dem Kammergericht ſein Mißfallen darüber zu erkennen, daß es ſich bei der Belehrung des Juſtizminiſters, wonach es ſich fernerhin in den ihm gezogenen Grenzen zu halten, nicht beruhigt habe. Hoffmann führte die Unterſuchung gegen Jahn. Der nach umfangreicher Beweiserhebung erſtattete Bericht der Kommiſſion ſtammte aus ſeiner Feder. Bei ſtrengſter Sachlichkeit ließ er doch die feine Ironie des geiſtvollen Dichters überall durchblicken. Er ſchloß mit dem Antrage, Jahn, gegen den gar nichts erwieſen ſei, aus dem Gefängnis (der Hausvogtei) zu entlaſſen. Hoffmann hatte nichts für die Perſönlichkeit Jahns übrig. Ihm, dem vornehmen Kammergerichtsrat, war Jahn eine komiſche und unverſtandene Erſcheinung, wie er überhaupt gegen Turnerei, altdeutſche Tracht und dergl. eine Abneigung zeigte, ihm lag Jahns „Bierrednerei“ nicht, er wollte ihm aber doch „das allgemeine Recht auf Geſchmackloſigkeit“ nicht verkümmern. Er verband mit nationalem Empfinden und einer großen Abneigung gegen umſtürzleriſche Wirrköpfe die völlige Beobachtung des Geſetzes mit dem tiefſten Gehorſam gegen den Geiſt des Rechts. Am 15. Juli war auf v. Kamptzens Veranlaſſung in den Berliner Zeitungen die Mitteilung erſchienen, daß Jahn verhaftet worden ſei, weil die bei ihm beſchlagnahmten Papiere ergeben hätten, daß er hochverräteriſche Handlungen begonnen, namentlich den Meuchelmord von Staatsbeamten vorbereitet habe. Wegen dieſer Veröffentlichung verlangte Jahn v. Kamptzens Beſtrafung. Die Unterſuchung wurde auf Hoffmanns Vortrag auch eingeleitet, auf Anordnung des Juſtizminiſters v. Kircheiſen aber eingeſtellt. Jahn wurde übrigens erſt auf einen unmittelbar an den König gerichteten Antrag entlaſſen.

Hoffmann führte auch die Unterſuchung gegen den Dr. Ludwig Rödiger und andere, namentlich aber gegen den wegen Teilnahme an verbotenen Verbindungen verhafteten rheiniſchen Juriſten v. Mühlenfels, den Vater des am 17. Juli 1918 im Alter von 74 Jahren verſtorbenen, um die Pflege, Fortbildung und Reinigung der deutſchen Sprache hochverdienten Eiſenbahndirektionspräſidenten Otto v. Mühlenfels in Berlin.

In seinen Briefen ließ er sich oft von der tiefen Erbitterung hinreißen, die sein unglückliches Schicksal nur zu verzeihlich machte. H. hatte die Briefe zum Zeichen der Zulässigkeit ihrer Weiterbeförderung mit seinem Sichtvermerk zu versehen und zeigte auch dabei die Großzügigkeit des feinen Seelenkenners. H. war auch der Verfasser der Beschlüsse, durch die die Immediat-Untersuchungs-Kommission gegen v. Mühlenfels, Rödiger, Adolf Follenius u. a. auf Kriminaluntersuchung erkannt hatte, und Schuckmann sagte von diesen Beschlüssen, sie dürften es nicht scheuen, der Welt im Druck vorgelegt zu werden, und man sehe es ihnen an, daß ihr Verfasser geübt sei, mit dem Publikum zu sprechen. Auf die Reibereien mit der Immediat-Untersuchungs-Kommission infolge dieser Beschlüsse und die Standhaftigkeit der Mitglieder kann hier nicht weiter eingegangen werden. H. vertrat dabei die Ansicht, daß im Volke Sinn für die zu erhaltende Ordnung herrsche, der Geist sich aber nicht unterdrücken lasse, sondern wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder bald mit neuer Kraft emporspringe.

Leider vermochte es H. nicht über sich, die ganze Fülle des Komischen, die mit dem Tragischen jener Demagogenprozesse untrennbar verbunden war, in den Akten begraben sein zu lassen. Keck und munter verspottete er im „Kater Murr" das lustige studentische Treiben, das nun auf einmal als Betätigung demokratischen Umsturzgelüstes angegriffen wurde. Als aber die feine Ironie nicht verstanden wurde, glaubte er deutlicher werden zu müssen. Schon im Herbst 1821 wußte man in Berlin, daß er einen vernichtenden Schlag gegen die „Demagogen-Riecher" führen werde. Er tat das auch, indem er ganz grundlos und durch die Fabel seiner Erzählung gar nicht dazu veranlaßt in das harmlose Blumenmärchen „Meister Floh" manches einflocht, was ihm aus dem Verfahren gegen Mühlenfels bekannt geworden war und namentlich Herrn v. Kamptz unter der Maske eines Geheimen Hofrats Knarrpanti als streberischen, gewissenlosen und zugleich beschränkten Verfolger ganz unschuldiger Personen zeichnete, der dem Angeschuldigten Thyß (Mühlenfels) gegenüber den kürzeren zieht und sich so verächtlich macht, daß „die Leute sich, wenn er vorübergegangen, die Nase zugehalten". Knarrpanti teilt dem Untersuchungsrichter mit, daß es seiner Schlauheit gelungen sei, den Entführer der Prinzessin zu ermitteln. Auf die Entgegnung des Untersuchungsrichters, daß überhaupt niemand entführt worden sei, von der Ermittelung eines Entführers also gar nicht die Rede sein könne, und daß doch eine Tat begangen sein müsse, wenn es einen Täter geben solle, erwidert er, wenn erst der Verbrecher ausgemittelt sei, finde sich das begangene Verbrechen von selbst; nur ein oberflächlicher, leichtsinniger Richter sei, wenn auch selbst die Hauptanklage wegen der Verstocktheit des Angeklagten nicht festzustellen, nicht imstande, dies und das hineinzuinquirieren, welches dem Angeklagten doch irgend einen kleinen Makel anhänge und die Haft rechtfertige. — Die Knarrpanti-Stücke fehlen in allen Gesamtausgaben vor 1908, finden sich dagegen in der Ausgabe von Georg Ellinger, 10. Teil, Seite 190 (1913). — Mochte hier auch manches unmittelbar zum Spott herausfordern, so war es doch eine schwere Entgleisung, wenn H. diese in den Akten verborgenen Lächerlichkeiten an das Tageslicht zerrte und den hochstehenden Beamten lächerlich machen wollte. Dieser wehrte sich kräftig seiner Haut, die Erzählung wurde in Frankfurt a. M. beschlagnahmt, die

Knarrpanti-Stücke mußten gestrichen werden und das Disziplinarverfahren wurde gegen den hier einmal völlig entgleisten Dichter und Richter eingeleitet, nachdem er kurz vorher in den Ober-Arpellationssenat befördert und damit einer Tätigkeit in den Demagogenprozessen entzogen war. Strafrechtlich ging man nicht gegen ihn vor, weil man wohl das Kammergericht nicht für „zuverlässig" hielt. Abgesehen hiervon war seine amtliche Tätigkeit einwandfrei. Wenn das Kammergericht damals im politischen Leben eine Haltung bewahrte, die ihm die wärmste Zuneigung eintrug, und wenn damals Leute aller Parteien die felsenfeste Haltung des Kammergerichts mit dem Ausdruck: „Es gibt noch Richter in Berlin" rühmten, so hatte der Gerichtshof einen Teil dieser Anerkennung nicht nur dem Richter, sondern auch dem Dichter Hoffmann zu danken.

Es war eine gütige Fügung des Schicksals, daß sein Tod eine Bestrafung des Unglücklichen vereitelte, wenn auch zu erwarten stand, daß die Sache mit einem Verweise, der leichtesten Strafart, geendigt haben würde. Wohltuend berührt es, wenn wir sehen, wie sich seine Vorgesetzten Kircheisen und die ihm stehts wohlwollenden Präsidenten Woldermann und v. Trützschler, neben andern Freunden treu bemühten, eine harmlosere Auffassung des Geschehenen herbeizuführen, und der völlig mittellosen Witwe ein recht stattliches (damals nur als Gnade gewährtes) Witwengeld verschafften, das sie in Höhe von 200 Thalern bis zu ihrem Tode bezog.

Am 25. Juni 1822 ist er gestorben. Seine sterblichen Ueberreste ruhen auf dem Kirchhofe vor dem Halleschen Tore. Amtsgenossen und verschiedene Freunde ehrten sein Andenken durch einen schönen Denkstein, der ihn als Richter, Dichter, Tonkünstler und Maler preist. Eine Abbildung bringt der verdienstvolle Hoffmannforscher, Hans v. Müller, in seinem Werke „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und schriftlichen Verkehr" als Titelbild des 3. Heftes von Band 2. Der alte Denkstein ist leider seit einiger Zeit entfernt und durch eine unschöne Nachahmung ersetzt.

Drei Männer vom Kammergericht haben im vorigen Jahrhundert eine leitende Stellung im literarischen Berlin eingenommen: Wichert, der Lustspieldichter, als Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" am Schlusse, v. Merckel, (den Namen Immermann führend), als Vizepräsident in dem — neuerdings wieder erwachten — Dichterverein „Tunnel über der Spree" in der Mitte und Hoffmann mit seinen Serapionsbrüdern am Anfange des vergangenen Jahrhunderts.

Alles das bewahrte auch die Amtsgenossen vor Engherzigkeit. Das Kammergericht war Gott sei Dank immer literarisch, das Literarische macht frei (Fontane). Ebenso wurde das Ansehen des Gerichtshofs weit über Deutschlands Grenzen hinaus gehoben, wenn Hoffmann (1816) dem berühmtesten Dichter Dänemarks, Adam Oehlenschläger, in seinem Hause, von den literarischen Größen Berlins umgeben, bei „herrlichem Kardinal" die „Honneurs" der Hauptstadt erwies, wie Wichert als Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse" dem großen Norweger Björnson die gleiche Ehre erzeigte.

Das Kammergericht kann stolz darauf sein, daß es in den verschiedensten Zeiten führende Geister auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu seinen Mitgliedern zählen dürfte. Die Mitglieder des Kammergerichts haben es verstanden, einen mit ihrer Stellung von jeher ver-

bundenen Ruhm durch wertvolle Leiſtungen auf wiſſenſchaftlichem Gebiete zu erhalten und zu erhöhen. Von denen, die ſich im neuen Jahrhundert ausgezeichnet haben, darf ein Mann nicht unerwähnt bleiben: Dr. Friedrich Holtze, der Geſchichtsſchreiber des Kammergerichts.

Mögen die guten Geiſter und insbeſondere der Geiſt Hoffmanns das Kammergericht nie verlaſſen! Die alte Ueberlieferung lebt im Kammergericht ungeſchmälert fort, anerkannt und getragen durch das Bewußtſein aller ſeiner Mitglieder, in treueſte Pflichterfüllung, wie die Vorfahren, die höchſte Ehre zu ſetzen und ſich bei den Gerichtseingeſeſſenen das felſenfeſte Vertrauen auf die unerſchütterliche Gerechtigkeitsliebe zu bewahren. Und ſo möge es bleiben immerdar!

Die beiden Amerikas.

Von einem Auslandsdeutſchen.

Der Deutſche macht hier in Braſilien, wie in ganz Südamerika, die erfreuliche Erfahrung, daß das Lügengewebe, mit dem die Entente ſeit 1914 der Welt den Blick auf Deutſchland verhangen und das Erkennen deutſchen Weſens und deutſcher Verhältniſſe erſchwert oder gar unmöglich gemacht hat, im Laufe der letzten zwei Jahre gründlich zerſtört worden iſt und da, wo etwa noch Reſte davon vorhanden ſind, durchſchaut zu werden beginnt. Es iſt eine deutſchfreundliche Literatur entſtanden, die ſich Beachtung erzwingt. Das im Jahre 1917 erſchienene, damals nur von deutſch-braſilianiſchen Kreiſen beachtete ausgezeichnete Werk von Dunſhee de Abranches „A Illusae Brasileira“ findet jetzt aufmerkſame Leſer auch unter ententiſtiſch gerichteten Luſobraſilianern, die das wahre Geſicht des Krieges zu erkennen und den Dingen auf den Grund zu gehen ſuchen; ein anderes ſehr beachtenswertes Buch „A Allemanha Saqueada“ (Das geplünderte Deutſchland) von Marie Pinto Serva, das mit dem Verſailler Frieden energiſch ins Gericht geht, konnte jetzt in Sao Paulo in zweiter Auflage erſcheinen. Der ſehr tüchtige und gründliche junge Journaliſt Aſſis Chateaubriand tritt in dem angeſehenen Tageblatt „Correio da Manha“ in Rio allwöchentlich in geſchickter und wirkungsvoller Weiſe für die deutſche Sache ein und deckt geſchickt die Zuſammenhänge zwiſchen den deutſchen und braſilianiſchen Intereſſen auf. Auch Zeitungsorgane, die früher ausgeſprochen deutſchfeindlich waren, haben umgelernt. Der „Correio de Pove“ in Porto Alegre, das größte Blatt Südbraſiliens, das im Kriege an der von der Regierung begünſtigten oder zum mindeſten geduldeten Deutſchenhetze führend beteiligt war, ſandte erfreulicher Weiſe bei der Ankunft des erſten deutſchen Berufsdiplomaten in Südbraſilien zu deſſen Empfang einen Redakteur, der ihn interviewte und die Erklärung abgab, daß ſein Blatt ſich in Zukunft aufs tatkräftigſte der deutſchen Intereſſen in Rio Grande do Sul und Braſilien annehmen werde. Infolgedeſſen erlebt man jetzt bei dieſem übrigens gut und großzügig geleiteten Blatte das Schauſpiel, daß ſeine redaktionellen Artikel deutſchfreundlich gehalten ſind, ſeine Telegrammſpalten aber, wie die aller ſüdamerikaniſchen Blätter, die ja auf die

Berichterſtattung der Agenturen der Ententeländer angewieſen ſind, noch durchaus Havas- und Aſſociated Preß-Prägung tragen. Für den Ton, in dem die eigenen Artikel dieſes noch vor zwei Jahren, wie geſagt, beſonders deutſchfeindlichen Blattes jetzt gehalten ſind, mögen die folgenden Zitate ein Beiſpiel bilden, die ich verſchiedenen Nummern entnehme. Sehr häufig ergibt ſich bei Beſprechungen der europäiſchen Wirtſchaftslage die Gelegenheit zu einer Kennzeichnung des deutſchen Volkes, und da lieſt man dann, daß wir „eine Nation von ungeheurer Aktivität und Intelligenz ſeien, die vor allem über eine ſtaunenswerte Energie verfüge", oder daß wir „das geildetſte, klügſte und praktiſchſte Volk der Erde" ſeien. Von dem alten Deutſchland las ich aus der Feder eines geſchätzten Schriftſtellers, es habe zwar nach Stärke geſtrebt, aber ſeine Stärke nie zum Nachteil der kleinen Völker angewendet; damit kontraſtiere aufs ſchärfſte das jetzige Verhalten der Entente Deutſchland gegenüber, das mit harten Worten gegeißelt wird. Ueber die deutſche Diplomatie fällt derſelbe Autor ein Urteil, hinter das man vermutlich in Deutſchland ſelbſt ein großes Fragezeichen ſetzen wird: ſie ſei „wohl die geſchickteſte auf der ganzen Welt". Worte von ſehr weitgehender Deutſchfreundlichkeit fand ich auch im „Kodak' der verbreitetſten Zeitſchrift des Südens. In einem kleinen Artikel zur Begrüßung des erſten deutſchen Konſuls nach dem Kriege wurden die Ententemaßnahmen gegen Deutſchland als „Ausflüſſe einer Unterdrückungs- und Zerſchmetterungspolitik, einer Politik des Haſſes und der Selbſtſucht" bezeichnet, und es wurde weiter geſagt: „Jetzt weiß ja die Welt ſo allmählich, wo der Wunſch nach Weltherrſchaft rege iſt, wo die Barbarei wohnt, wo die Bedrohung der Freiheit der Völker in Wahrheit ihren Ausgang nimmt" (nämlich nicht in Deutſchland, ſondern bei unſeren Feinden). Ueber den deutſchen Aufſtieg bis 1914 aber finde ich in einem braſilianiſchen Blatte den Satz „Wir erinnern nur an die großartigen Leiſtungen, die der deutſche Handel vor dem Kriege in dieſem Staate zu verzeichnen hatte, von wo er durch ſeine klugen und ehrlichen Methoden alle Konkurrenten des Weltmarkts mehr und mehr verdrängte". Die Kataſtrophe von Oppau endlich veranlaßte einen Sympathieartikel in dem ſchon genannten „Correio de Pove", der in die rhetoriſche Frage ausklingt: „Wem wird ſich nicht bei dieſem Unglück ohnegleichen, das über das ſchwer ringende, mit heroiſchen Anſtrengungen arbeitende Deutſchland hereingebrochen iſt, wem wird ſich dabei nicht die Vermutung aufdrängen, daß hier ein feindlicher Anſchlag im Werke war?"

So viel über Braſilien, deſſen zahlreiche deutſchſtämmige Bevölkerung dieſen Umſchwung in der Stimmung der luſobraſilianiſchen Landsleute mit Aufatmen begrüßen darf. Sie trägt durch ihre Arbeitſamkeit und ernſte Tüchtigkeit, die ihr überall zu Erfolgen verhilft, dazu bei, die etwa noch hier und dort beſtehenden Vorurteile zu zerſtören. Um ſo auffallender wirken hier die gelegentlich aus dem Norden zu uns gelangenden Zeugniſſe über die Stimmung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ſich gegen alle Anſtürme der Wahrheit und des Gerechtigkeitsgefühls als ein Bollwerk antideutſcher Geſinnung zu halten ſcheinen, obwohl auch in Nordamerika ein ſehr ſtarker Prozentſatz Deutſchblütiger vorhanden iſt, der, wenngleich in einem ſchnelleren Aſſimilationsprozeß begriffen als das braſilianiſche Deutſchtum, als Träger einer Aufklärungsarbeit über uns,

den Krieg und seine Ursachen doch eine sehr große Rolle spielen müßte. Es erscheint merkwürdig, daß der Prozeß der Aufklärung dort so langsame Fortschritte macht, daß die sonst nüchtern und klar blickenden Yankees heute noch immer nicht unser wahres Gesicht erkennen. Mir liegen heute ein paar Nachrichten aus Nordamerika vor, deren Inhalt oder Wortlaut ich wiedergeben möchte, weil sie ungemein bezeichnend sind. Nicht, daß sie wesentlich Neues enthüllten; was diese Zeugnisse interessant macht, ist die Person ihrer Absender, die in ihrer Art Sucher nach der Wahrheit, wenn auch vielleicht Sucher mit Scheuklappen, sind; wichtig aber werden sie für uns, weil sie deutliche Hinweise geben, wo die Aufklärungsarbeit über uns und die europäische Geschichte der letzten Jahrzehnte die Hebel anzusetzen hat. Von den beiden Briefschreibern ist der eine, von Geburt Schotte, ein beliebter Versammlungsmann und Volksredner, der weit über den Bannkreis seiner Stadt und seines Staates hinaus bedeutenden Einfluß hat, der andere Universitätsprofessor in Illinois, beide also Intellektuelle, um diesen eigentlich auf nordamerikanische Verhältnisse nicht ganz passenden Ausdruck einmal mit Vorbehalt anzuwenden. Und nun zu den Briefen selbst mit ihrem für uns bitteren aber lehrreichen Inhalt.

Die Korrespondenz, die zuerst nur private Dinge behandelt hatte, glitt ins politische Fahrwasser durch ein paar Bemerkungen des erstgenannten der beiden Herren, der, wenn auch in höflicher Form, heftige Anklagen gegen den Kaiser und die deutschen Regierung formulierte und die deutschen Kriegsgreuel wie eine vor aller Welt klassisch und unwiderlegbar erwiesene Selbstverständlichkeit erwähnte. Ich antwortete darauf (natürlich in englischer Sprache) folgendes:

. . . Nun aber muß ich Dir gestehen, daß ich tief betrübt bin über die Art, wie Du Deutschland beurteilst, die einstige Heimat Deiner Frau. Bist Du wirklich so felsenfest davon überzeugt, daß wir die Weltherrschaft an uns reißen wollten und deshalb den Krieg suchten? Dann versichere ich Dir feierlichst, daß Du hier, wie so viele andere auch, dem fürchterlichsten, teuflischsten Irrtum verfallen bist, in den die Welt jemals verstrickt war. Deutschland war wohl die einzige Macht, die durch den Krieg nichts gewinnen, die nur durch Frieden weiter kommen konnte. Wir waren von einer so ahnungslosen Friedlichkeit, daß der Kaiser auf seiner Jacht in Norwegen bei Kriegsausbruch mit knapper Not dem Schicksal entging, von den Engländern gefangen zu werden! So wenig hatte er selbst, so wenig hatte die deutsche Regierung den Krieg für möglich gehalten, der dem ganzen Volke in den ersten Tagen wie ein unglaublicher böser Traum, ein törichter Alpdruck, der sich bald lösen müsse, erschien. Ueberzeuge ich Dich vielleicht dadurch ein wenig, daß ich Dir vertraulich mitteile, wie Herr X. Y. (hier folgte der Name eines sehr hohen englischen Beamten) uns in engstem Kreise ausgeplaudert, jeder vernünftige Mensch in England wisse sehr wohl, daß das Gerede über die deutschen Kriegspläne und des Kaisers Kriegswillen ebenso wie das ganze schlimme Kapitel der deutschen Kriegsgreuel barer Unsinn sei? Dasselbe sagte mir noch kürzlich ein französischer Beamter im Ausland, der bei Kriegsausbruch in Europa war und den Hauptdrahtziehern der Entente sehr nahestand. Du sprichst von einer Abneigung gegen England, die Du bei mir vermutest. Ich kann England nicht hassen, nicht im mindesten, weil ich ein starkes Gefühl für die nahe Blutsverwandtschaft unseres und Eures Stammes habe, aber ich weiß, daß England eine hundeschnäuzig kalte

und berechnende Politik uns gegenüber getrieben hat, die jedes germanische Rassengefühl vermissen ließ, und das legt mir eine gewisse Reserve auf. Es ist höchste Zeit, daß alle Vernünftigen in England und Nordamerika sich endlich einmal freimachen von den törichten Ammenmärchen über deutsche Ränke, mit denen Lord Northcliffe, Rathom und andere bezahlte Intriguanten die Welt gegen ein einziges Volk aufgehetzt haben, diese gewissenlosen Geschichtsfälschungen zum Schaden einer Nation, deren einziger Fehler darin bestand, daß sie in der Welt vorwärts kam und sich, vielleicht, zuweilen etwas zu stolz über dieses Vorwärtskommen erzeigte.

Die Welt wird und muß allmählich herauskommen aus der Verstrickung von Irrtümern, die Wahrheit kommt langsam, aber sicher ans Tageslicht. Die aber, die aktiv am Kriege teilgenommen haben, die französischen, englischen und amerikanischen Soldaten aus den Schützengräben und Batteriestellungen sind als die ersten bereit, anzuerkennen, daß wir nicht die Bluthunde und Menschenpeiniger sind, als die uns feindliche Propaganda skruppellos gemalt hat. Ich könnte hierfür allerlei Beweise anführen — die überzeugendsten gab mir ein schottischer Offizier namens B., mit dem ich in D. verkehrte. Ein ruhig denkender, ernster Mann, einst Kommandant der Feldartillerie einer der englischen Divisionen, die wir im Oktober 1914 in Flandern uns gegenüber hatten, und mit dem ich manches sehr interessante Gespräch über politisch und militärische Dinge hatte.

Es hat mich sehr interessiert, von Deinen großen rednerischen Erfolgen in den Blättern zu lesen, und ich gratuliere Dir zu Deinem Feldzug für einen allgemeinen Frieden. Nur bitte ich Dich, lenke dabei die amerikanischen Gefühle nicht gegen uns, sondern hilf, alte Vorurteile zu verscheuchen. Du kennst nur sehr wenig Deutsche persönlich, vielleicht nur meinen Vater und Bruder und mich. Du weißt, daß wir alle drei deutsche Frontkämpfer waren, und daß ich als der einzige Mann der Familie lebend aus diesem Krieg hervorgegangen bin. Nun gut, sind wir drei — oder nein, ich will lieber die Frage auf die beiden beschränken, die in Flandern und bei Verdun die tötliche Wunde erhielten — sind mein Vater und Bruder solche Barbaren und Mörder? Oder meinst Du, daß sie Ausnahmen von der Regel gewesen seien? Nein, ich kann Dir versichern, daß sie mit all ihrer Gutheit und ernsten, sachlichen Tüchtigkeit typische deutsche Offiziere waren. Und wenn mir heute mehr Zeit zur Verfügung stände, würde ich Dir hundert Beispiele und mehr aus meinem eigenen Kriegserleben erzählen von wahrhaft rührenden Beweisen der warmen, gutherzigen Art deutscher Soldaten in der Behandlung von französischen Frauen und Kindern und Gefangenen, Beweisen für eine Kameradschaft und Schicksalverbundenheit der deutschen Kämpfer bis zum Tode und von einer Hingebebereitschaft, die in ihrer Schlichtheit heroisch war und die Schlacken wie Haß und Grausamkeit nicht kannte. Was aber endlich den armen, unglücklichen Kaiser angeht so suche Dir bitte einmal das Buch „Der König" von Karl Rosner zu verschaffen (Cotta, Stuttgart). Es wird Dir mehr über seine Art zu denken und zu handeln sagen, als ich es heute vermag, vielleicht ist R. so freundlich, es Dir zu übersetzen. Und wenn Du es liest, so vergegenwärtige Dir bitte, daß der Autor durchaus nicht ein kritischer Anbeter des Kaisers und Verteidiger seiner Politik ist.

Ich weiß, daß bei dieser Debatte die Zeit mein Verbündeter ist. Sie mag das weitere tun . . ."

Hier die Antwort des Politikers, frei übertragen mit Milderung der zum Teil sehr starken Ausdrücke. Die Betonung seines schottischen

Clan-Standpunktes hat etwas, das ans Komiſche grenzt, iſt aber gerade ſehr bezeichnend:

. . . . „Deutſchland iſt mit und durch Blut, Religion, intellektuelle Verwandtſchaft und Erziehung verbunden; all die Imponderabilien, die eine Nation groß machen, halte ich als geborener Schotte hoch und möchte ſie in Gemeinſchaft mit den Stammesbrüdern in Deutſchland hochhalten können. Das größte Verbrechen des Krieges war, daß Deutſche und Schotten aneinander geraten mußten. Weißt Du Näheres über die religiöſe Verknüpfung Schottlands mit Deutſchland? Martin Luther iſt aufs engſte verknüpft mit John Knox, der zwei Jahre in einer noch heute ſtehenden Kirche in Frankfurt predigte und lehrte. Der Teufel höchſtſelbſt muß von einem Ohr bis zum andern gegrinſt haben, als er ſah, wie Schotten und Deutſche ſich bis aufs Blut bekämpften. Wenn ich daran denke, geht mir der Atem für akademiiche oder parlamentariſche Redeweiſe aus. Und da verlangſt Du von mir, ich ſolle milde denken über dieſen Toren („madman"), den früheren Kaiſer und ſeinen mißratenen Sprößling, den Kronprinzen! Ich bin kein Diplomat, aber ich weiß ſehr viel mehr über die Geſinnung des Kaiſers und des Kronprinzen, als die meiſten Leute hier und in Europa, und brauche mir meine Kenntnis nicht von Rathom oder Northcliffe zu holen. Einer meiner Freunde hier in . . . . war Freund und Genoſſe des Kronprinzen. Er hat mit ihm gegeſſen und getrunken, geautelt und Tennis geſpielt. Zu dieſem meinem Freunde ſagte der junge Tunichtgut eines Tages: „Wir müſſen den Engländern einen verdammt gutſitzenden Streich verſetzen." Der Kaiſer und ſeinesgleichen haben um die höchſten Einſätze geſpielt und verloren. Von den Söhnen meines kleinen braven Schottlands liegen zu viele der beſten und tapferſten in Frankreich und Flandern, als daß ich dem Verbrecher vergeben könnte, der die Depeſche an Ohm Krüger ſandte, oder ſeinem Flegel von Sohn, der England einen „verdammt gutſitzenden Streich" verſetzen wollte. Vergiß auch Du dieſe beiden Ausgeſtoßenen. .

Ich kenne Lloyd Georges Geſinnung aus der Schilderung von perſönlichen Freunden des engliſchen Premiers, die auch mit mir befreundet ſind. Er wollte niemals einen Krieg mit Deutſchland. Selbſt ein Proteſtant, wußte er ſehr wohl, was Deutſchland für den Proteſtantismus bedeutet. Kein Wunder, daß der ſehr ſterbliche und menſchliche Mann in Rom, den ſie „Seine Heiligkeit" nennen, es mit ſtillem Wohlgefallen ſah, wie die beiden größten proteſtantiſchen Völker der Erde ſich in Stücke riſſen für Frankreich, die unbotmäßige Tochter Roms, die den Vertreter der römiſchen Kurie aus ihrem Hauſe herausgeworfen hat. . . . . Aber Deutſchland iſt, trotz allem, immer noch das große proteſtantiſche Land auf dem europäiſchen Kontinent. Die Deutſche Republik wird leben, ich wenigſtens glaube, daß wir von dem Kaiſer und ſeinen Spießgeſellen nichts mehr zu ſehen bekommen werden. . . . Und Deutſchland wird nie wieder andere angreifen, zum mindeſten nicht in der Weiſe, wie es diesmal tat. Es ſoll ſo fortfahren wie früher, ehe es den Krieg um die Weltmacht begann. Jeder Markt in der ganzen Welt hätte Deutſchland gehören können, wenn es nicht in die Sackgaſſe der Mörderpolitik des Kaiſers und ſeiner Ratgeber geraten wäre. Ich habe einen großen Glauben an Deutſchland, aber Deutſchland muß berückſichtigen, daß es auch noch andere Völker auf der Landkarte gibt, und das hat es für eine Weile vergeſſen.

Dein Vater iſt für mich einer der beſten Vertreter des modernen Deutſchland, gut, ehrlich, klug, loyal und gerecht. Aber durch den deutſchen Aufſtieg war auch Dein Vater, wie ſo viele bei Euch, in einen Ideenkreis geraten, in deſſen Kern

etwa das Axiom ſtand, daß die Tage der britiſchen Raſſe vorüber ſeien, daß England dekadent ſei und Deutſchland Platz machen müſſe. Daß Deutſchland aus ſolchen Gedankengängen heraus den Krieg wollte, planmäßig beabſichtigte, daran gibt es für einen nachdenkenden Menſchen nicht den Schatten eines Zweifels. Es wollte den Krieg, weil es beſtimmt auf den Sieg rechnete und annahm, daß durch ſeine militäriſchen Machtmittel der Krieg kurz ſein werde. Das wußte Dein gefallener Vater, und Du wußteſt es auch und weißt es heute noch. Wenn Deutſchland Frankreich und Rußland erobert hätte, wie es Euer Plan war, dann hätten Eure Kriegsgenerale mitſamt Eurem unmöglichen Stinnes und Konſorten einfach wie eine Kombination von lauter Alexanders und Napoleons dageſtanden und nach neuen Welten für die nächſten Eroberungskriege ausgeſchaut. Dennoch halte ich Deines Vaters Andenken hoch in Ehren. Zum Schluß bedenke dies: die ganze Welt war gegen Euch und iſt gegen Euch, und die ganze Welt beſteht weder aus lauter Toren noch aus lauter Lügnern. Die Welt weiß, was Deutſchland verbrochen hat, und ich weiß es beſſer als viele. Deutſchland ſoll ſich immer erinnern, was es getan hat, dann mögen die anderen ſeine Vergehen vergeſſen und werden ſchneller vergeſſen. Karl Rosner und ſeine Schriften ſind uns Amerikanern ziemlich vertraut. Seine ſykophantiſche Anbetung des Kaiſers iſt abſtoßend für wahre Männer. Man betrachtet ihn hier als einen ſchlechten Witz oder als des Kaiſers Agenten, in welcher Rolle er den Kaiſer zum Eſel macht. Armer Kaiſer!

Ich könnte noch lange in dieſem Text fortfahren, denn das Thema iſt mir ſehr vertraut. In meinen Reden empfehle ich Deutſchland und verdamme es nicht, wenn ich in der Deutſchen Evangeliſchen Kirche hier oder anderwärts zum Sprechen eingeladen werde. Um Dich davon zu überzeugen, will ich Dir nur ſagen, daß ich oft ſtundenlang vor deutſchen Männern und Frauen geſprochen habe und dafür ſehr gefeiert worden bin. Aber Deutſchland iſt eine Sache, und der Kaiſer, Hindenburg, Ludendorff und die übrigen Bluthunde ſind eine andere Sache. Du magſt davon Kenntnis nehmen, daß die Amerikaner deutſcher Herkunft genau ſo denken.

Zum Schluß noch dies: Deutſchland kann nicht erwarten, bei uns etwas wie Freundſchaft oder auch nur Entgegenkommen zu finden. Dennoch wird über kurz oder lang wieder ein modus vivendi zwiſchen den drei großen Nationen germaniſchen Blutes gefunden werden müſſen. Arbeite Du dafür, wie auch ich dafür arbeite. . . ."

Kommentar überflüſſig. Man wird ſagen, daß ein Ankämpfen gegen ſo viel Kurzſichtigkeit von vornherein vergebliches Mühen iſt, da einem alle Waffen gegenüber ſolcher Verblendung entſinken. Und dennoch darf die deutſche Aufklärungsarbeit nicht nachlaſſen. Mit am lähmendſten und traurigſten wirken m. E. die Worte über die Deutſchſtämmigen in Amerika, die ein unerfreuliches Schlaglicht auf die Stammesgenoſſen unterm Sternenbanner werfen. Wenn es dort wirklich ſo ſteht, wie der Briefſchreiber berichtet, ſo geſtattet das den bitteren Schluß, daß den Deutſchblütigen in den Vereinigten Staaten die Begriffe Treue und Gerechtigkeit ſo ziemlich abhanden gekommen ſind. Aber ich kann und will das nicht glauben.

Hier folgte zum Abſchluß nur noch eine Karte des Univerſitätsprofeſſors, ebenfalls frei übertragen:

„. . . . . Hinſichtlich des Krieges werden unſere Meinungen wohl immer auseinandergehen. Kein Land machte ehrlichere Anſtrengungen als Amerika, um

die Wahrheit zu finden. Wir ſandten Korreſpondenten aus, die ſich frei in allen Ländern auf beiden Seiten bewegen durften. Wir erhielten Hunderte und Tauſende von prodeutſchen Flugſchriften und laſen ſie. Dennoch iſt unſer Verdikt *gegen* die deutſche Regierung ausgefallen. Sie iſt und bleibt verurteilt. Ich ſende Dir gleichzeitig einige Druckſachen, die unſere Anſichten wiedergeben. . . ."

Dieſe, die mir bald danach zugingen, ſind die ſchlimmſten Lügenpamphlete aus franzöſiſcher und engliſcher Quelle, Schriften, die heute in Frankreich und England ſelbſt kaum mehr ernſt genommen werden dürften! Doch in Nordamerika glaubt man ihnen noch!

Wann wird die Wahrheit dämmern dieſem Lande?

Was Kant für die Deutſchen ſein kann.

Von Prof. *Konrad Metger* (Berlin).

In Deutſchland erwacht immer lebhafter die Sehnſucht nach höheren geiſtigen Werten. Alles, was bisher unerſchütterlich feſtzuſtehen ſchien, iſt ins Wanken gekommen, unſer ſchönes, früher ſo ſtolzes Reich liegt in Trümmern, unſer Wohlſtand iſt vernichtet, Elend und Schande bedrohen uns, und wir wiſſen nicht, ob wir uns wieder emporarbeiten können. Man darf ſich nicht wundern, daß viele angeſichts dieſer troſtloſen Lage den Mut verlieren. Sie haben ihre früheren Stützen verloren und ſehen mit Grauen in die Zukunft, da ſie nicht wiſſen, wo ſie einen Erſatz finden ſollen. Es fehlt nicht an ſolchen, die ihn in der Kirche ſuchen. In der Tat hat es eine Zeit gegeben, wo dieſe die Führung im geiſtigen Leben des Volkes hatte und die Gemüter beherrſchte, aber ſie hat dieſe Stellung wohl nicht ohne eigene Schuld verloren. Indem ſie ſich den wichtigſten Fortſchritten der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe direkt entgegenſtellte, ja die von unſeren Dichtern und Denkern geſchaffene Weltanſchauung völlig ablehnte, geriet ſie in Gegenſatz zur modernen geiſtigen Kultur und verlor ihren Einfluß. Die gebildeten Schichten wandten ſich der Philoſophie zu, die nun die Führung übernahmen. Im achtzehnten Jahrhundert herrſchte der Rationalismus, der das Ziel verfolgte, eine vernunftgemäße Weltanſchauung zu gewinnen und auch das praktiſche Leben in dieſem Sinne zu geſtalten. Der Hauptvertreter dieſer Richtung war Wolf, deſſen Lehren allgemeine Zuſtimmung fanden, und der ſogar Fürſten zu ſeinen Schülern zählte. So ſchrieb ihm Friedrich der Große im Jahre 1740: „Es kommt den Philoſophen zu, Lehrer der Welt und Leiter der Fürſten zu ſein. Sie müſſen konſequent denken, und uns kommt es zu, konſequent zu handeln. Sie müſſen erfinden, wir ausführen."

Der Geſichtspunkt des rein Verſtandesmäßigen, nach dem man die Dinge beurteilte, hatte doch, ſo vorteilhaft er ſich im praktiſchen Leben zeigte, etwas Enges und reichte nicht aus, wenn es ſich um etwas Höheres handelte. Es kamen tieferblickende Geiſter, die nachwieſen, daß in Welt und Leben noch andere Mächte walteten, die nicht mit dem Maßſtabe der nüchternen Zweckmäßigkeit beurteilt werden könnten. Männer wie Winkelmann und Leſſing erſchloſſen den Blick für die Meiſterwerke der bildenden Kunſt, Herder eröffnete das Verſtändnis für die Quellen der Poeſie. Unter dem Einfluß der neueindringenden Elemente trat am Ende

des Jahrhunderts eine völlige Umgeſtaltung in den Anſchauungen ein. Man gab den Standpunkt des Rationalismus auf und wandte ſich höheren Idealen zu. Auf dem Gebiete der Philoſophie wurde Kant der Führer. In ſeinen kritiſchen Unterſuchungen wies er der Erkenntnis neue Wege, aber er war vorſichtig. Die Anſicht, als könne man die Weltſchöpfung in ähnlicher Art erklären wie die Herſtellung einer Uhr, lehnt er ab. Er glaubte überhaupt nicht, daß man das Weltall mit den kurzen Gedanken der Menſchen umſpannen könne, dies ſei und bleibe vielmehr ein ſtaunenswertes Wunder. Wie recht er mit ſeiner Zurückhaltung hatte, bewies in der Folge Hegel, der die von Kant gezogenen Grenzen überſchritt und aufs Ganze ging. Er unternahm es, den Weltgedanken noch einmal zu denken und die Wirklichkeit der Dinge aus deren Sinn und Weſen zu verſtehen. Mit Bewunderung ſah man anfangs dieſem kühnen Unternehmen zu, mußte dann aber bald erleben, daß der Ikarusflug ſcheiterte.

Hegels Fehlverſuch hatte aber für die Philoſophie üble Folgen. Was die Schuld des Einzelnen war, legte man ihr ſelbſt zur Laſt und wandte ihr enttäuſcht den Rücken. Ihr Verſprechen, die Rätſel des Daſeins zu löſen, hatte ſie nicht zu erfüllen vermocht, ſie geriet daher in völligen Mißkredit und friſtete in der Folgezeit eine wenig befriedigende Exiſtenz. Zwar gelang es noch einzelnen ihrer Vertreter, wie Schopenhauer, ſich ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen, aber von einer Führerſchaft auf geiſtigem Gebiete konnte doch nicht mehr die Rede ſein. Die Aufgabe, die auf ſpekulativem Wege zu löſen der Philoſophie mißlungen war, wurde in die Hände der Naturwiſſenſchaft gelegt, und ſie übernahm jetzt die Führung. Ihre erſtaunlichen praktiſchen Leiſtungen ſind bekannt, aber als ſie dann, kühn gemacht durch dieſe großen Erfolge, es wagte, der Philoſophie Konkurrenz zu machen, ſcheiterte auch ſie. Häckel z. B., der es unternahm, die Welträtſel zu löſen, litt ziemlich kläglich Schiffbruch. Die Naturwiſſenſchaft hatte es wohl vermocht, materielle Werte zu erzeugen, aber die geiſtigen Bedürfniſſe vermochte ſie doch nicht zu befriedigen. Kein Wunder, daß man auf die großen Denker der Vergangenheit zurückgriff, und daß der Ruf: Zurück zu Kant! allgemeinen Widerhall fand.

In welchem Sinne dieſe Mahnung gemeint war, zeigt eine eingehende Betrachtung, die Friedrich Paulſen im Jubeljahre der „Kritik der reinen Vernunft ſchrieb, und in der er darlegte, welche Bedeutung Kant auch für uns noch haben kann. Die Schilderung der Lage auf dem Gebiet der Philoſophie, die er gibt, paßt in weſentlichen Zügen auch für uns. Auch bei uns herrſcht Anarchie und Verworrenheit, auch wir können die Frage aufwerfen, was Kant uns ſein kann. Aber freilich, damals trug das äußere Leben einen ganz anderen Charakter. In Staat und Geſellſchaft herrſchten geordnete Zuſtände. Das Reich blühte mächtig auf, der Wohlſtand mehrte ſich. Wenn damals tieferblickende Geiſter ihre Beſorgnis über das gierige Streben nach irdiſchen Gütern und die Abkehr von den geiſtigen Werten äußerten, ſo waren ſie Prediger in der Wüſte. Ihre Stimmen verhallten wirkungslos, ſie wurden wohl gar verſpottet. Jetzt iſt die Lage eine andere. Die materiellen Güter ſind dahingeſchwunden, und man ſpürt die geiſtige Leere. Iſt Kant imſtande, ſie auszufüllen? Natürlich handelt es ſich nicht ſo ſehr um ſeine Erkenntnistheorie, obgleich die Probleme von Raum und Zeit, um deren Aufklärung er ſich ſo eifrig bemühte, auch jetzt wieder im Vordergrunde des Intereſſes

ſtehen. Herr Einſtein z. B., in deſſen Relativitätstheorie Raum und Zeit eine ſo beſondere Rolle ſpielen, würde wohl daran getan haben, ſich eingehender mit Kant zu befaſſen, denn wie Frau Dr. Ripke in ihrer Schrift „Kant contra Einſtein" dargetan hat, hat der Philoſoph die Theorien des Mathematikers in weſentlichen Punkten ſchon im voraus widerlegt. Aber dieſe Fragen intereſſieren uns jetzt erſt in zweiter Linie. Auch von Herrn Einſtein, von dem eine Zeitlang ſo viel die Rede war, iſt es inzwiſchen ganz ſtill geworden. Wichtiger ſind für uns Kants ethiſche Anſchauungen. Zwar hat der kategoriſche Imperativ, der früher eine ſo große Rolle ſpielte, ſeine Bedeutung eingebüßt. Abgeſehen davon, daß er nur einen Rahmen bildet, der erſt ausgefüllt werden muß, ſind wir auch für den äußeren Zwang nicht zu haben, ziehen vielmehr dem „Du ſollſt" ein „Ich will" vor, eingedenk der Mahnung von Schiller: Nimm die Gottheit auf in deinen Willen, Und ſie ſteigt von ihrem Himmelsthron. Auf feſterem Boden bewegen wir uns, wenn wir der Moral Kants nähertreten. Kant war eine tief religiöſe Natur. Allerdings nicht in dem landläufigen kirchlichen Sinne, vielmehr hat er der Orthodoxie eine ihrer Stützen zerſtört, indem er den unwiderleglichen Nachweis führte, daß die ſogenannten Beweiſe des Daſeins Gottes unhaltbar ſeien. Ja man kann noch weitergehen. Es iſt eins der ſicherſten Ergebniſſe der Kritik Kants, daß es unmöglich iſt, den bindenden Beweis dafür zu liefern, daß die Einrichtung der Welt dazu führe, diejenigen Güter zu verwirklichen, die wir für die höchſten und wertvollſten halten.

Aber bei dem negativen Ergebnis blieb er nicht ſtehen. Er hatte nachgewieſen, daß es unmöglich ſei, das Wirken einer überirdiſchen Macht ſicher zu beweiſen, aber er glaubte an ſie. Er ergänzte das Wiſſen durch den Glauben, die reine Vernunft durch die praktiſche, der er ſogar den Vorrang gab. Er glaubte daher an eine ſittliche Weltordnung und an eine Vergeltung, an den Sieg des Edlen und Guten über das Schlechte. Wie wertvoll eine ſolche Ueberzeugung für uns Deutſche iſt, die wir von einem Meer von Lüge, Gemeinheit und Haß umbrandet werden, liegt auf der Hand. Wir dürfen danach mit voller Zuverſicht auf eine gerechte Vergeltung hoffen, ja es bedarf keines beſonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß der Tag des Gerichtes ſchon jetzt anfängt über unſere Feinde hereinzubrechen. Aber Kants Lehre hat für uns noch eine größere Bedeutung. Er vertröſtet nicht nur auf die Zukunft, ſondern zeigt auch für die Gegenwart jedem Einzelnen den Weg nach oben. Einen der Hauptpunkte ſeines Syſtems bildet die Lehre von der Willensfreiheit. Auf die Autonomie des Willens, d. h. auf die Selbſtgeſetzgebung legte er den höchſten Wert. Er fordert von dem Menſchen, daß er keinem Geſetze gehorcht, als dem, das er zugleich ſelbſt gibt. Nach ſeiner Ueberzeugung beruht auf dieſer Autonomie des Willens die Würde des Menſchen, und ſie iſt zugleich die Grundlage der ethiſchen Freiheit, die den Menſchen über ſich ſelbſt erhebt, und die ihn unabhängig macht von der Außenwelt, wie dies in den Verſen Schillers zum Ausdruck gelangt: Der Menſch iſt frei erſchaffen, iſt frei, Und ſei er in Ketten geboren. Kant hält die Willensfreiheit für eine ſo notwendige Eigenſchaft des Menſchen, daß er ihr ſogar eine kosmiſche Bedeutung beilegt. Er meint, daß ſie überall da Geltung habe, wo überhaupt in der Welt vernunftbegabte Menſchen vorkämen. Wie die Welt räumlich ohne Grenzen ſei, ſo ſei die Freiheit von einer unbeſchränkten Tragweite.

Wir wiſſen aus der Geſchichte, welche tiefgehende Wirkung Kants Lehre in den Freiheitskriegen hatte. Auch jetzt kann ſie für uns von großer Bedeutung werden. Sie zeigt dem deutſchen Volke, daß es nicht zu verzweifeln braucht, gibt ihm vielmehr die tröſtliche Gewißheit einer beſſeren Zukunft, wenn es ſich deren würdig erweiſt, jeden Einzelnen aber beſtärkt ſie in der Ueberzeugung von dem inneren Wert des Menſchen, und zeigt ihm, wie er durch Feſtigkeit des Willens ſich auch über die ſchlimmſten Uebel erheben kann. Es wäre wünſchenswert, wenn ſich unſere leitenden Politiker etwas mehr mit Kant beſchäftigten, weil ſie dann den Feinden würdiger entgegentreten würden als dies vielfach geſchehen iſt. Kants Schriften ſind allerdings nicht leicht zu leſen, aber neuere Philoſophen wie Kuno Fiſcher, Friedrich Paulſen, Alois Rühl und andere haben ſeine Lehren ſo anſchaulich dargeſtellt, daß ſie für jeden Gebildeten verſtändlich ſind.

Die neuen Beamtentitel im Reich und in Preußen.

Zu dem unter dieſer Ueberſchrift in Nr. 14 der „Grenzboten" veröffentlichten Aufſatz von Kammergerichtsrat Dr. Sontag erhalten wir eine Zuſchrift, der wir folgendes gern entnehmen:

Der Verein deutſcher Gewerbeaufſichtsbeamter teilt nicht die von Kammergerichtsrat Dr. Sontag vertretene abfällige Auffaſſung von der in Preußen eingeführten Aenderung der früheren Amtsbezeichnungen „Gewerbe-Inſpektor" in „Gewerberat". Denn die Aenderung war dringend notwendig, um die Stellung der älteren Gewerbeaufſichtsbeamten als Leiter der Aufſichtsämter zu heben und ihre amtlichen Befugniſſe beſſer als bisher zum Ausdruck zu bringen. Die Aenderung iſt von dieſen Beamten ſeit Jahren erſtrebt worden. Der Verein ſtellt ferner richtig, daß die in Betracht kommenden Gewerbeaufſichtsbeamten zu den höheren Verwaltungsbeamten rechnen."

Weltſpiegel.

21. Juni.

Die Konferenzen der Woche. Der Kampf zwiſchen Politik und Wirtſchaft zieht ſich wie ein roter Faden durch die Verhandlungen und Konferenzen des letzten Jahres. Schon von der Konferenz von Brüſſel an zeigte ſich der große Riß, der zwiſchen den Auffaſſungen der Politiker und der Wirtſchaftler klafft. Und dieſer Riß hat ſich in Genua, in Paris, in London und im Haag noch immer erweitert. Die Sieger vor dem Weltgewiſſen ſind die Bankiers geblieben, die in Paris ihre klare Entſcheidung ausgeſprochen haben, daß die Politik, will ſie nicht die Welt in Vernichtung und Chaos hineintreiben, die Regeln und Grundſätze der Wirtſchaft auf ſich wirken laſſen muß. Der Standpunkt der Politiker iſt in Poincaré in ſeiner kraſſeſten Form vertreten. Er verſchanzt ſich hinter Verträgen und treibt eine Politik der Illuſion und der Macht, der alle diejenigen zuſtimmen, die

glauben, durch Machtgebote der Entwicklung der Welt vorgreifen zu können. Dieſe Geiſter ſtehen auf demſelben Niveau, wie die Führer jeder Revolution. Sie ziehen nicht den ganzen Komplex der die Weltgeſchichte bewegenden Fragen in Betracht und müſſen ſich daher notgedrungen an den machtvollen Faktoren Wirtſchaft und Nationalwillen ſtoßen, die als Regulatoren ihre Ziele umſtoßen.

Lloyd George, der auf dem dünnen Seil zwiſchen Politik und Wirtſchaft zu balanzieren verſucht, hat in dieſer Poſition natürlich keine große Durchſchlagskraft. Sein Werk hat daher ſtets etwas Unſolides und wenig Sachgemäßes an ſich. Neulich erklärte er im Unterhaus, kein engliſcher Miniſter ſei Fachmann; es ſei das Weſen der hervorragenden engliſchen Politiker, daß ſie Amateure wären. Aber das Werk von Amateuren an der Spitze der Weltpolitik iſt mit großen Gefahren verknüpft. Die Konferenz im Haag iſt eins ſeiner Werke und trägt auch den Stempel des politiſchen Liebhabers an der Stirn. Der Gedanke der Ausſchaltung jeder Politik erſcheint abſurd, wenn im ſelben Atemzuge der Burgfriedensvertrag, der eine rein politiſche Frage iſt, bei der Konſtituierung der Konferenz als eine der maßgebenden Ideen erſcheint. Außerdem bindet dieſer Pakt nur die Delegierten, die ihn unterzeichnet haben, nicht aber deren Regierungen, von denen bisher noch keine die Verpflichtung des öſtlichen Burgfriedens für ſich als bindend anerkannt hat. So wirkt der Burgfriedensvertrag nicht als feſte Baſis, ſondern nur als eine ſchöne Idee. Außerdem iſt es unmöglich, bei allen Verhandlungen mit den Ruſſen die Frage des Sowjetſyſtems und der damit in Verbindung ſtehenden Enteignung auszuſchalten. Das wird auch im Haag gar nicht verſucht. Im Gegenteil, die Frage der Entſchädigung für die ausländiſchen Beſitzer in Rußland ſteht im Mittelpunkt der Debatte, alſo eine politiſche Angelegenheit, ein Kampf der kapitaliſtiſchen Mächte gegen das Weſen der Sowjets. Die Gegenſätze der Regierungsſyſteme müſſen aber bei den Wirtſchaftsverhandlungen vollkommen ausgeſchaltet werden. Es iſt kaum denkbar, daß ein Staat mit Rußland zu einem Handelsvertrag kommt, ohne daß ein Strich unter alle früheren Verpflichtungen der Sowjets gemacht wird oder zum mindeſten dieſe Verpflichtungen, um das Preſtige zu wahren, nur rein akademiſch anerkannt werden. Die jetzigen Verhandlungen im Haag ſind noch nicht von großer Bedeutung. Die intereſſierten Staaten mit Ausnahme von Rußland werden ſich erſt darüber einig, welche Verhandlungsmethode bei den gemeinſamen Beratungen verfolgt werden ſollen. Am 26. Juni beginnen dann die Beratungen, zu denen auch die ruſſiſchen Delegierten hinzugezogen werden ſollen. Frankreich und Belgien, die ſich zunächſt von dieſer Konferenz drücken wollten, haben beſchloſſen, ihre Delegierten dort zu laſſen. Auf jeden Fall iſt dieſer Entſchluß aber nicht dazu angetan, die Arbeiten der Konferenz zu fördern, im Gegenteil, die ſtarre Haltung dieſer Delegierten wird eine Einigung nur erſchweren.

Als Poincaré vor einigen Tagen in London war, verſuchte er, den Zauber von Verdun und vom gemeinſamen Kampf um die Freiheit der Welt über London zu verbreiten, um ſo eine günſtigere Atmoſphäre für ſeine politiſchen Ziele zu ſchaffen. Die Annexion der Stadt Verdun durch die Stadt London, die bei dem Wiederaufbau der Feſtung die Patenſchaft übernommen hat, gab ihm dazu eine gute Veranlaſſung. Die Kampfgemeinſchaft der beiden Nationen ſollte dem Gedanken der poli-

tischen Gemeinschaft für die Zukunft, dem Gedanken an einen französischen und englischen Pakt als vorteilhafter Hintergrund dienen. Von englischen Städten sind in der letzten Zeit verschiedentlich solche Patenstellen übernommen worden. Neben Verdun ist Arras, St. Albert, Peronne, Bapaume, Montdidier unter den Schutz englischer Städte gestellt worden, und in diesen Orten werden große, die Zeit überdauernde Gebäude errichtet, die immerwährend an die Entente erinnern sollen. Poincaré sprach über die Gräber der Gefallenen, die Friedhöfe, auf denen gemeinsam die Söhne Frankreichs und Englands schlafen, und alle Menschen, die ihm zuhörten, hatten Tränen in den Augen. Dieser sentimentale Poincaré erinnert aber zu sehr an ein Bild, das kürzlich in der „Humanité" veröffentlicht wurde, und das weit besser den jeder Gefühlsduselei fernen Charakter des französischen Ministerpräsidenten wiedergibt. Zwischen den Gräbern der Gefallenen schreitet dort Poincaré mit seinen Begleitern, und über sein Gesicht geht ein höllisches Grinsen. Die „Humanité" überschreibt die Photographie „Poincaré bei seinen Toten" und fügt hinzu, wie es den Mörder stets wieder an den Ort seiner Tat zurückführt, so benutzt Poincaré jede freie Stunde, um zu den Gräbern der Gefallenen zu eilen, ohne die sein Triumph eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber die Sentimentalität in den Dienst der Politik zu stellen, hat ihm in London nicht viel genützt. In der Unterredung zwischen den beiden Ministerpräsidenten wurde eigentlich nichts erreicht. Abgesehen von der kurzen Dauer der Besprechung sind auch die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England so zahlreich, daß sie nur nach schwerwiegenden und langen Unterhandlungen einigermaßen gelöst werden können. Das einzige Ergebnis bezog sich auf die Reparationen. Die Reparationskommission wurde beauftragt, eine neue Untersuchung über die deutschen Finanzen einzuleiten, um Mittel und Wege zu finden für eine Gesundung Deutschlands. Die damit verbundene Kontrolle kann aber zu keinem Vorteil für uns führen, im Gegenteil, wenn Deutschland keine Anleihe erhält, wird diese Tätigkeit des Garantiekomitées nur dazu führen, Gelegenheiten für ein neues Einschreiten der Entente und vielleicht zu neuen Sanktionen zu geben. Durch Steuern und innere Anleihen ist ein Ausgleichen des deutschen Budgets nicht möglich, solange die Milliardenforderungen der Entente und die Verschwendung der Besatzungstruppen und Kontrollkommissionen mehr als die Hälfte der deutschen Ausgaben ausmachen.

Wie ein drohender Schatten schreitet uns Oesterreich in der Entwicklung der Finanzmisere voraus. Auch sein jetziger Versuch, seine Finanzen durch die Gründung einer Notenbank in Ordnung zu bringen, kann nur von Erfolg gekrönt sein, wenn diese Notenbank über genügend ausländisches Kapital verfügt. Aber auch dann sind noch genügend Gefahren vorhanden, denn Oesterreich in seiner jetzigen Form ist ein verkrüppeltes Staatswesen, das nie sich selbst erhalten kann ohne Zuschüsse vom Ausland. In Deutschland ist diese Verkrüppelung auch vorhanden; da die Ursache hierfür nur in den von uns zu leistenden Zahlungen an das Ausland liegt, wäre sie viel leichter zu beseitigen.

Im englischen Weltreich ist eine neue wesentliche Entwicklung vor sich gegangen. Irland, das im Dezember des letzten Jahres durch die Verhandlung zwischen der englischen Regierung und den gemäßigten Nationalisten Collins und Griffith eine teilweise Selbständigkeit errungen

hatte hat jetzt ſeine eigene Verfaſſung entworfen, die von der engliſchen Regierung genehmigt worden iſt. Damit tritt Irland in dasſelbe Verhältnis zu England, wie zum Beiſpiel Kanada. Die Regierung und das Heer müſſen dem engliſchen König Treueid leiſten, im übrigen aber kann die iriſche Regierung, die nach dem Ergebnis der jetzt ſtattfindenden Wahlen gebildet wird, ihre Finanzen und ihre Wirtſchaft ſelbſt ordnen.

H. Bünnig.

Bücherſchau.

Geſchichte.

Dr. Wilhelm Bauer, Einführung in das Studium der Geſchichte. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), geh. 96 M., geb. 114 M.

Als Leſer und Verarbeiter des Buches iſt in erſter Linie der Student gedacht, der freilich infolge der Verarmung und Verengung unſeres nationalen Betätigungsraumes ſich in der augenblicklichen Zeit ſeltener dem Geſchichtsſtudium widmet, während dieſes gerade viel mehr gepflegt werden ſollte als früher. Dem Wiener Hiſtoriker eignet Beweglichkeit und Vielſeitigkeit, ein großes Geſchick im Anordnen weiter Stoffgruppen. Das Techniſche, Handwerksmäßige herrſcht nicht allein in dieſem Buch. Es beſchränkt ſich auch nicht auf die Dinge, welche zum herkömmlichen akademiſchen Betrieb des Geſchichtsfaches gehören, zieht vielmehr die hiſtoriſchen Belange aller anderen Wiſſenſchaften, wie auch die Geſchichtsphiloſophie herein. Sein Abſehen iſt überall ein praktiſches; es zeichnet die Aufgaben, Methoden und Hilfsmittel geſchichtlichen Denkens, Forſchens und Schilderns auf. Und es iſt ein praktiſches Buch für den Anfänger wie für den Forſcher, ſo daß es Ausſicht hat, ſich neben dem bisher alleinherrſchenden Bernheimſchen Lehrbuch der hiſtoriſchen Methode zu verbreiten.

Alfred Feder, S. J., Lehrbuch der hiſtoriſchen Methodik, zweite Auflage. Regensburg 1921, Joſef Köſel u. Friedrich Puſtet Komm.-Geſ., geh. 24 M., geb. 39 M.

Ungefähr gleichzeitig mit W. Bauer, und unabhängig von ihm veröffentlicht der Valkenburger Jeſuit Feder eine Hiſtorik, die im weſentlichen die Grundſätze der Quellenkritik behandelt. Der Anfänger im Geſchichtsſtudium findet auch hier gediegene Anweiſung, obwohl man ſich hüten ſollte, ſolche methodiſchen Sammlungen von Geſichtspunkten zu überſchätzen. Die Uebung an praktiſchen Beiſpielen im hiſtoriſchen Seminar wird ſtets die beſte Schulung bleiben, und es wäre kein gutes Zeichen, wenn jetzt die Lehrbücher der geſchichtlichen Methode im ſelben Maße zunehmen, wie die kritiſche Schärfe des akademiſchen Seminarbetriebs ſchon infolge der mangelhaften Vorbildung der Studenten tatſächlich nachläßt. Mit Bernheim, Bauer und Feder iſt der Student nun fürs erſte reichlich genug ausgeſtattet, und jedenfalls dürfte, was Reichhaltigkeit des Gebotenen betrifft, Bauer den Vorzug verdienen.

R. Tournès, L'Hiſtoire militaire, Paris, Charles-Lavanzelle, 1922.

Der franzöſiſche Generalſtäbler (Dr. phil.) bietet bei ſeiner Kritik und Verteidigung der Kriegsgeſchichte dem deutſchen Leſer insbeſondere eine Vergleichung der Leiſtungen hüben und drüben und manches, was auf praktiſche

Politik der Zukunft hindeutet. In erster Linie aber bezweckt er eine Methodik der militärischen Geschichtsforschung und -schreibung.

Julius Koch, Römische Geschichte. Sechste Auflage II: Die Kaiserzeit bis zum Untergang des Weströmischen Reiches (Sammlung Göschen Nr. 677). Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co., Berlin W. 10 und Leipzig. Preis Band 2,10 M. und 100 v. H. T.-Z.

Die neue Auflage des vielbenutzten Werkchens ist eine vollkommene Neubearbeitung unter Einarbeitung der modernsten Literatur wie Seeck und Birt, und mit sorgsamem Ausbau der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte.

A. Rosenberg, Geschichte der römischen Republik. Aus Natur und Geisteswelt, Band 838, Leipzig und Berlin 1921. B. G. Teubner.

Die frisch und spannend geschriebene Darstellung der römischen Geschichte bis Cäsar gewinnt durch die Beschränkung auf die politischen Vorgänge eine Gedrungenheit, welche überall das eigene politische Urteil des Lesers anregt. Eine geschichtliche Darstellung, die im besten Sinne erziehlich wirkt.

Richard Kabisch, Deutsche Geschichte. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Mit 59 Zeichnungen von Hans Kohlschein. Neu herausgegeben und fortgeführt von Dr. Gottfried Brunner. 4. Auflage, 14. bis 17. Tausend. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht, geb. 50 M.

Der prächtige Kabisch hat in Brunner einen guten Testamentsvollstrecker gefunden, in welchem Geist, das lehrt ein Satz des Vorworts: „Darin besteht das ganze Geheimnis der staatsbürgerlichen Erziehung, im einzelnen das Gefühl der Verantwortung für das Volksganze zu wecken.“ Dem, der dies Vermächtnis des edlen deutschen Mannes noch nicht kennt, ist sein Zauber schwer zu schildern; es ist ihm einfach zu sagen: „Nimm, lies und laß es die Deinen lesen.“ Tausenden ist an diesem Buch schon Herz und Sinn für Geschichte und Volkstum aufgegangen; in vielen Häusern hat es Alt und Jung zu seltenen Feierstunden vereinigt. Nur ein großer Künstler vermochte diese Vision zu empfangen; zugleich aber ist das Buch hart erarbeitet, wie ein Vergleich von Kabischs noch unruhigem, den Sprachstil übertreibenden Erstlingswerk (1912) mit dem jetzigen abgeklärten Meisterwerk zeigt. Man klage nicht nur, es fehle uns an guten deutschen Geschichtsbüchern, man freue sich auch der vorhandenen!

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendungen von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 15. Juli 1922

Nummer 25—27

Morgenländiſches in unſerer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

1.

Die Bibel und die Sprache Klopſtocks und Goethes.

Mit dem Worte Orient verbindet ſich bei uns die Vorſtellung des Phantaſtiſchen und Märchenhaften, des Ueberſchwenglichen und Maßloſen. Vor unſern Geiſtesaugen erſtehen die altbabyloniſchen Dämonengeſtalten der Sphinxe, Greifen und geflügelten Löwen, die gewaltigen Trümmerhügel, ferner die Rieſenbauten der Tempel, Pyramiden und Königspaläſte des Nillandes; wir denken an die eigenartigen Kultusformen des Islam und die farbenbunte Zauberpracht der Märchen aus Tauſendundeiner Nacht, überhaupt an die großen Werke des orientaliſchen Schrifttums, vor allem jenes, das eine ſo eindringende und dauerhafte Wirkung auf unſer Volk ausgeübt hat wie kein anderes, an die Bibel.

Schon in der althochdeutſchen Periode unſeres Schrifttums waren die Mönche eifrig mit der Erklärung des heiligen Buches beſchäftigt, und das neuhochdeutſche Schrifttum verdankt der Bibelüberſetzung Luthers überhaupt ſeine Entſtehung. Seit der Reformation bildete die Bibel im proteſtantiſchen Deutſchland nach Viktor Hehns[1]) Ausführungen die erſte und allgemeinſte Bildungsquelle: Die Jugend lernte daraus leſen; der Hausvater trug in die erſten, weißen Blätter die wichtigſten Familienereigniſſe ein; auf Bibelſtellen ſtützte ſich die Predigt, die man nicht gern verſäumte, ja ſogar oft nachſchrieb; die Bibel betrachtete man als die lautere Wahrheit; ſie galt als Geſchichtsquelle für die Urwelt, die Herkunft der Völker und ihre Schickſale. Im früheſten Lebensalter als Stoff aufgenommen, begleitete ſie das Kind durch das ganze Leben und erſetzte völlig das mannigfache Wiſſen, das der Unterricht der Gegenwart der jungen Seele, nicht immer zu ihrem Beſten, übermittelt. In den Häuſern der Wohlhabenden fanden ſich Bilderbibeln, deren Kupfer ſich dem Gedächtnis unauslöſchlich einprägten, und auf den dort ebenfalls oft vor-

[1]) Goethejahrbuch VIII. 1887. S. 187: „Goethe und die Sprache der Bibel."

handenen Puppentheatern wurden die beliebten bibliſchen Geſchichten dargeſtellt. Am eifrigſten ſuchten Eltern und Lehrer der Jugend den Inhalt der Evangelien einzuprägen, denn alles Heil der Seele hing vom Glauben davon ab. Daher wußte jeder, der irgendeine Schule beſucht hatte, im Neuen Teſtament gut Beſcheid, konnte das Glaubensbekenntnis auswendig herſagen und beſaß einen Schatz von Bibelſprüchen. Ungeachtet des Umſtandes, daß die Bibel nicht nur in der Sprache einer weit entlegenen Vergangenheit, ſondern auch in der einer morgenländiſchen, ganz anders gearteten Raſſe geſchrieben und daß auch das Griechiſch der Apokryphen und des Neuen Teſtaments ſemitiſch gefärbt war, ging das Deutſch der Lutherbibel ſeit den Tagen der Reformation allmählich in die gewohnte deutſche Rede ein und verſchmolz mit ihr ſo innig, daß man ſchließlich gar nicht mehr unterſchied, was von dem, was man ſagte, eingeboren und was fremdartig war. Man empfand die Redeweiſe eines Menſchen, der ſich in bibliſchen Wendungen ausdrückte, als echtes, natürliches und von den Vätern ererbtes Deutſch. Hehn führt weiter aus, daß in der langen Zeit von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in der infolge der traurigen Schickſale unſeres Volkes der nationale Geiſt faſt ganz verkümmerte, die Lutherbibel der einzige Halt des Armen war und daß das Bürgertum in den Tagen der Not, des Elends und der Trauer in der Bibel das einzige Mittel des Troſtes und der Erquickung beſaß und keine andere Form der idealen Erhebung kannte. Die vornehme Welt aber, die unter den groben und rohen oder verknöcherten und knechtiſch geſinnten Volksgenoſſen nichts Anſprechendes fand, wandte ſich den Sitten und der Sprache des Auslandes zu, und allmählich war von dort her eine Denkweiſe zur Herrſchaft gelangt, die man mit dem Ausdruck „Aufklärung“ bezeichnet. Als eine Folgeerſcheinung dieſer neuen, nicht auf nationalem Boden erwachſenen Bildung, die ſich von oberflächlichen und ſelbſtzufriedenen Verſtandesbegriffen nährte, erſchien eine Sprache, die ebenſo farb- und blutlos, ebenſo dem Volksgemüt und der nationalen Vergangenheit abgekehrt war wie die Schicht, aus der ſie ſtammte. Ihr und der abſtrakten Verſtandesſprache der aufgeklärten Schriftſteller gegenüber aber behauptete ſich die dichteriſche Sprache als erhaltendes Element, inſofern ſie ſich auf dem Naturboden des Volkes und der Ueberlieferung hielt und ſich als ebenſo kernig deutſch wie bibelhaft zu erkennen gab. Unſere großen Dichter, Klopſtock, Schiller, vor allem aber Goethe, ſind an und mit der Sprache der Bibel aufgewachſen und haben den Zuſammenhang mit ihr auch in ihrem ſpäteren Leben nie ganz verloren.

Andere freilich wollten von der Nachahmung der ſemitiſchen Ausdrucksweiſe nichts wiſſen. Zu ihnen gehörte vornehmlich Herder. Er wies mehrfach ſehr eindringlich auf den Umſtand hin, daß die Natur des Morgenlandes von der Deutſchlands ganz und gar verſchieden ſei, und daß die Geſchmacksrichtung, die Religion, die Sitten und die Sagen der beiden Länder ſtark voneinander abweichen. Daher könnten die aus dem Morgenlande geholten Bilder bei uns nicht mit der gleichen lebendigen Anſchaulichkeit wirken wie dort und würden die mit ihnen gezierten Dichtungen zu matten, wirkungsloſen Schöpfungen machen. Er erklärte es ſogar geradezu für unwürdig, ſein Vaterland zu verlaſſen und in der Fremde zu betteln, und für lächerlich, den Jordan und den Hermon neben den

Rhein und den Harz zu ſtellen und die orientaliſchen Tiger mit unſern Lämmern zu gatten. Wenn er aber auch von einer Nachahmung der orientaliſchen Dichter nichts wiſſen will, ſo rät er doch dazu, ſie zu ſtudieren, um die Kunſt der Erfindung an ihnen kennen zu lernen. „Befleißigen wir uns mehr", ſagt er, „den Orient zu beſchauen, d. h. die heiligen Gedichte zu verſtehen und wirklich erklären zu können, ſo würden wir es gewiß verlernen, mit orientaliſchen Maſtkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunſt nur ganz einſehen, zu Schilderern unſerer eigenen Natur ausbilden".

Aus dieſer Stellung heraus erklärt ſich denn auch die Haltung, die Herder im Gegenſatz zu manchen ſeiner Zeitgenoſſen Klopſtock gegenüber einnahm. Während dieſe den „ſeraphiſchen" Dichter bewunderten und ihn ſogar über Homer ſtellten, bemängelt er mit Recht an ihm das Uebermaß der morgenländiſchen, bibliſchen Sprache. „Es iſt ein Kennzeichen der Naturpoeſie der Hebräer", bemerkt A. von Humboldt[2]), „daß ſie als Reflex des Monotheismus ſtets den Gang des Weltalls in ſeiner Einheit umfaßt, ſowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt ſeltener beim Einzelnen der Erſcheinung, ſondern erfreut ſich der Anſchauungen großer Maſſen. Die Natur wird nicht geſchildert als ein für ſich Beſtehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräiſchen Sänger erſcheint ſie immer in Beziehung auf eine höher waltende geiſtige Macht. Die Natur iſt ihm ein Geſchaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Gegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt." Dieſen Zug der Beſeelung der geſamten Natur um des erhabenen Weltſchöpfers willen teilt Klopſtock mit dem hebräiſchen Sänger wirklich. Nach Geiſt und Ton ſind ſeine Hymnen — wie auch die des jungen Goethe, von denen noch weiter unten die Rede ſein wird — nach O. Weiſes[3]) Charakteriſierung „Abkömmlinge der hebräiſchen Lyrik". Klopſtock wollte ſo ſchreiben wie David, wenn er ein Chriſt des Neuen Teſtamentes geweſen wäre, geſchrieben hätte. Auch die ſtrophiſche Ungebundenheit fand er nur in den Pſalmen. Davids Lyrik iſt auch in viel höherem Grade Gefühlslyrik, als die von Pindar und Horaz. Daher ſagt Herder geradezu: „Klopſtocks Oden ſind Töne aus Davids Harfe." Im Pſalm 98, V. 4—9, heißt es: „Jauchzet dem Herrn alle Welt .... das Meer brauſe, und was darinnen iſt, der Erdboden, und die darauf wohnen. Die Waſſerſtröme frohlocken, und alle Berge ſeien fröhlich vor dem Herrn", und im Pſalm 114, V. 3 ff.: „Das Meer ſahe und flohe; der Jordan wandte ſich zurück; die Berge hüpfen wie Lämmer, die Hügel wie die jungen Schafe ... Vor dem Herrn bebete die Erde, vor dem Gott Jakobs." Ganz ähnlich beginnt die Klopſtockſche Ode an den Erlöſer: „Der Seraph ſtammelt's, und die Unendlichkeit / Bebt's durch den Umkreis ihrer Gefilde nach, / Dein hohes Lob, o Sohn!", und in der „Frühlingsfeier" heißt es vom Donner: „Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn? / Er ruft: Jehova! Jehova! / Und der geſchmetterte Wald dampft." Auch an andern Stellen finden wir ähnliche Perſonifikationen. Da neigt ſich die Morgenſonne vor Gott, da bücken ſich die Tiefen, da erheben die Höhen gefaltete Hände gen Himmel und die ganze Welt jauchzt, frohlockt und jubiliert uſw. Schon

[2]) Im „Kosmos" II, 45.
[3]) Aeſthetik der deutſchen Sprache. S. 252.

Schönaich ſpöttelte über dieſe Art dichteriſcher Darſtellung. „Kaum fing ein göttlicher Klopſtock zu jauchzen an, ſo jauchzte unſer ganzer Parnaß.“ Mehr als uns Deutſchen liegt dieſer Ueberſchwang den Franzoſen, die ſtets das Pathos und die hohen Töne liebten. So bezeichnet es auch Voltaire als bon style oriental, wenn der Dichter läßt danser les montagnes et les collines, la mer s'enfuir, tomber les étoiles, le soleil fondre comme de la cire. Daß manche ſolcher Ueberſchwenglichkeiten unter der Einwirkung der bibliſchen Bilderſprache in unſere Literatur, zumal in das Kirchenlied eingedrungen ſind, kann uns nicht wundern, weil das Kirchenlied ja die Sprache der hebräiſchen Naturpoeſie nachbildet. Als Beiſpiel ſtehe hier die Strophe: „Der Engel preiſet Gott entbrannt, / Ihm jauchzen Morgenſterne. / Der Menſch, der ihn nur ſchwach erkannt, / Ehrt ihn aus dunkler Ferne. / Ihm jauchzen in der Höh' und Luft, / Ihm jauchzen tief in Fels und Kluft / Der Schöpfung ganze Heere. / Der Sonne feuerreiche Pracht, / Das blaſſe Licht der ſtillen Nacht / Verkündigt Gottes Ehre.“ Man vergleiche hierzu Fr. Viſchers Worte*): „Die ganze orientaliſche Dichtung häuft die Pracht des einzelnen in dem Grade, in welchem das innere Verhältnis zwiſchen Idee und Bild nicht das organiſch äſthetiſche iſt. Sie ſchlägt dem ſymboliſchen, äſthetiſch dürftigeren Kern einen um ſo reicheren, mit Bilderbrillanten beſäten Mantel um.“

Der im Zuſammenhang mit dem monotheiſtiſchen Gedanken ſtehende Zug der hebräiſchen Poeſie nach Beſeelung des Unbeſeelten war es aber nicht allein, der ſich in unſerer Literatur des 18. Jahrhunderts bemerkbar machte, ſondern in weit höherem Grade zeigte ſich der Einfluß der Bibelſprache darin, daß die Dichter Worte, Wortverbindungen und ganze Redensarten bewußt aus ihr übernahmen, in vielen Fällen aber auch ganz unwillkürlich ſich ihrer bedienten, denn der bibliſche Ausdruck war, wie oben bemerkt wurde, ein feſt eingewurzelter Beſtandteil ihrer Sprache geworden und ſelbſt die Gleichniſſe, die nur durch die Sitten und die phyſiſche Natur des Morgenlandes verſtändlich waren, erſchienen ganz natürlich und gingen in den Sprachgebrauch über. Dieſer enge Zuſammenhang mit der Bibel und ihrer Sprache läßt ſich beſonders gut bei Goethe, dem großen Meiſter des bildlichen Ausdrucks, nachweiſen. Nach ſeinem eigenen Zeugnis verdankte Goethe ſeiner Mutter „die Frohnatur und Luſt zu fabulieren“, aber noch mehr, auch vielfache Anregungen, beſonders in der Kindheit. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß er ſein ganzes Leben hindurch die Fähigkeit behielt, alles plaſtiſch zu ſehen und bildlich auszudrücken. Keſtner ſagt 1772 über dieſe Gabe Goethes: „Er beſitzt eine außerordentliche Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne“. Das wird z. B. klar, wenn wir die ſchöne Stelle betrachten: „Der Abend wiegte ſchon die Erde, und an den Bergen hing die Nacht, ſchon ſtand im Nebelkleid die Eiche, ein aufgetürmter Rieſe da, wo Finſternis aus dem Geſträuche mit hundert ſchwarzen Augen ſah.“ Welche Fülle von ſchönen, höchſt anſchaulichen Bildern! In einer ſtark mit bibliſchen Entlehnungen durchſetzten Sprache hörte der Knabe Goethe die Eltern und Großeltern ſprechen, ſo ſprach man auch in der Verwandtſchaft. Er kannte

*) Aeſthetik III, 1218.

es nicht anders und wiederholte auch als Jüngling nur, was er ſeit früher Kindheit gehört hatte, zumal von der Mutter, die mit der Bibel auf dem beſten Fuße ſtand und ſie häufig in Stunden des Zweifels und der Sorge als Orakel zu Rate zog. So wurde auch bei einer Erkrankung des Sohnes durch den Spruch des Jeremias von den Weinbergen Samariä ihr Herz beruhigt und getröſtet, und in ihren Briefen finden wir faſt ſtets eine Anſpielung auf Bibliſches, ein Wort, eine Wendung, etwa ein Ton aus dem Pſalter, der ihr zum Ausdruck ihrer Gedanken oder Gefühle wird. Daher konnte Goethe mit Recht im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ das Bekenntnis ablegen: „Ich für meine Perſon hatte die Bibel lieb und wert; denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hatte ſich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine und die andere Art wirkſam geweſen.“ Beſonders reichlich klingt uns die Sprache und Vorſtellungsweiſe der Bibel aus dem Munde des jungen Goethe entgegen, zumal in der Zeit, in welcher der Einfluß Klopſtocks auf ihn noch ſehr ſtark war. Schon als Knabe hatte er die Meſſiade geleſen, und ſchon ſeit 1767 ſpricht er in den Briefen und Oden an Behriſch mit Klopſtocks Zunge. In Leipzig mit der Sprache Gottſcheds und Gellerts bekannt geworden, fügt er ſich anfangs dem Zwange der meißniſchen Mundart und dichtet auch ganz in dem ſüßlichen, anakreontiſchen Geiſte der Zeit, er wurde, wie er es treffend in ſeiner bildlichen Art bezeichnet hat, „ein Schäfer an der Pleiße“. Aber ſeine oberdeutſche Mundart ſtößt noch hier bald mit der galanten Leipziger und allein für maßgebend geltenden meißniſchen zuſammen, und er vermerkt es auch übel, daß ihm die Anſpielungen mit bibliſchen Kernſtellen unterſagt ſein ſollten. Aehnliche Zeugniſſe enthalten auch die Anerkennungen zum „Weſtöſtlichen Divan“. Noch in Leipzig brach er dahin mit dem Zwange, und der Einfluß Klopſtocks trat deutlich hervor. Dieſe mehr deutſche Richtung verſtärkt ſich in Straßburg, wo noch die Einwirkung der gotiſchen Baukunſt des Münſters und der Einfluß Herders hinzukam, der ihn mit Shakeſpeare, Oſſian, Pindar und der Poeſie des Volksliedes bekannt machte. In der Zeit des Sturmes und Dranges, die ihren Ausdruck in dr kraftgenialiſchen Sprache fand, erinnert ſeine dichteriſche Sprache, z. B. in „Elyſium, Pilgers Morgenlied, Felsweihgeſang“ und in den ſchon gemäßigteren Gedichten „Mahomets Geſang, Prometheus, Harzreiſe im Winter, Wanderers Sturmlied, Geſang der Geiſter über den Waſſern, An Schwager Kronos“ ſtark an die Töne, die der „ſeraphiſche“ Dichter ſeiner Harfe entlockt hatte. In Goethes Jugendwerken ſtoßen wir fortwährend auf Ausdrücke aus der Lutherbibel. So finden wir das zuerſt Sprüche Sal. 25, 11 angeführte Bild von den goldenen Aepfeln in ſilbernen Schalen von ihm ſogar fünfmal verwendet, z. B. in W. Meiſters Lehrjahren V, 4; dreimal begegnet die Wendung aus Pred. Sal. 1, 9. „Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne“ und zweimal Matth. 5, 45 „Die Sonne aufgehen laſſen über Böſe und Gute“. In ſeinen Briefen aus Straßburg und Frankfurt ſcheint ſich der werdende Dichter faſt nur in bibliſchen Entlehnungen ausdrücken zu können. So ſchreibt er an Herder: „. . . . iſt uns köſtlicher denn Myrrhen, tut wohl wie Striegel und Härentuch dem aus dem Bade Steigenden“ und „ich ſah den gepeitſchten Heliodor an der Erde, und der himmliſche Grimm der rächenden Geiſter

ſäuſelte um mich herum“ (nach 2. Makkab. 3); an Keſtner 1773: „Ich wandere in Wüſten, da kein Waſſer iſt; meine Haare ſind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen“ und „. . . daß ich wünſche, er möge den Hals brechen wie Eli (nach 1. Sam. 4, 18); an Schönborn: „aber ich höre das Philiſtervolk ſchon rufen „Er iſt voll ſüßen Weines“ und der Landpfleger wiegt ſich auf ſeinem Stuhle und ſpricht: „Du raſeſt!““ (nach Apoſtelgeſch. 26, 24). Zahlreich ſind auch Bibelſtellen in den Jugendwerken. So ſagt der Wirt in der 1. Szene des „Götz“: In meiner Stube ſolls ehrlich und ordentlich zugehen“ (nach 1. Kor. 14, 40); Bruder Martin: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz“ (Pſalm 104, 15) und „Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, des lebet er noch eins ſo lange,“ wörtlich nach Jeſ. Sir. 26, 1; Liebetraut: „Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande“ nach Matth. 13, 57; der Biſchof: „. . . und das Reich iſt eine Mördergrube“ nach Matth. 21, 13; ferner Götz: „. . . Daß ich nicht ſehen ſoll, wo alles hinaus wolle“ nach Matth. 26, 58 und „. . . die mein Fleiſch gaben den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſollen“ nach 1. Sam. 17, 44; Adelheid: „o ihr Ungläubigen, immer Zeichen und Wunder (häufige bibliſche Wendung) uſw.“ Auch in den älteren Teilen des „Fauſt“ ſind ſolche Stellen zahlreich. Der „Prolog im Himmel“ iſt bekanntlich eine Nachbildung der erſten Kapitel des Buches Hiob, zum Teil ſogar wortgetreu. Ferner ſagt Fauſt: „ob mir durch Geiſtes Kraft und Mund“ nach Röm. 15, 19; derſelbe zu Wagner: „Sei er kein ſchellenlauter Ton“ nach 1. Kor. 13, 1., wenn er nicht ohne bibliſche Erinnerung darunter einen Narren ſchlechthin verſteht; der Bürger vor dem Tor am Oſtermorgen „als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei“ nach Matth. 24, 6 und Mark. 13, 7; Mephiſto zu Frau Martha: „Habe noch gar einen feinen Geſellen“ nach Tob. 5, 5; und ebenfalls Mephiſto: „Ein eigner Herd, / Ein braves Weib ſind Gold und Perlen wert“ nach Sprüch. Sal. 31, 10; Margarete: „Ihr Engel, ihr heiligen Scharen, / Lagert euch umher, mich zu bewahren!“ Die Zeile „Die Augen gingen ihm über“ im „König von Thule“ ſtammen aus Joh. 11, 35, wo von Jeſu geſagt wird, daß ihm die Augen übergingen wegen des Lazarus. Im „Prometheus“ ſteht „Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde“ nach 1. Moſ. 1, 26 u. 27 und „Da ich ein Kind war“ nach 1. Kor. 13, 11. In „Werthers Leiden 3. Nov.“ läßt Goethe Werther, der Gott um Tränen bittet, Worte gebrauchen, wie ſie der Ackermann in der Bibel ſpricht: „Ich habe oft Gott um Tränen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt und um ihn die Erde verdürſtet“ (5. Moſ. 28, 23—24); und wenn er ſieht, wie die Mädchen am Brunnen Waſſer holen, ſo taucht vor ihm das Bild der Rebekka auf. In einer Volksſzene im „Egmont“, die alſo wohl noch der Frankfurter Zeit entſtammt, ſteht die Stelle: „Was an euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, das tut!“ nach Röm. 12, 18 und in „Stella“: „Das tut die Jugend: werden ſich ſchon legen die ſtolzen Wellen“ nach Hiob 38, 11.

Aber auch in den folgenden Perioden, den Zeiten des abgeklärten, helleniſtiſch-idealen Stils, ſind Worte, Wortverbindungen und Redewendungen aus dem bibliſchen Sprach- und Vorſtellungskreiſe keineswegs ſelten. So finden wir die ſchon oben erwähnte Stelle Matth. 5, 45 in der Ode „Das Göttliche“, wo es heißt: „Denn unfühlend / Iſt die

Natur: / Es leuchtet die Sonne / Ueber Böſ' und Gute." Zahlreich ſind auch die Belege aus der „Iphigenie". So Pylades: „Und was wir tun, iſt, wie es ihnen war, / Voll Müh' und eitel Stückwerk", worin Pſalm 90, 10 und 1. Kor. 13, 9 vereinigt ſind, und ebenfalls Pylades „Die Götter rächen / Der Väter Miſſetat nicht an dem Sohn; / Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt / Sich ſeinen Lohn mit ſeiner Tat hinweg. / Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch," eine Stelle, in der lauter Formeln der Bibel, z. B. 2. Moſ. 20, 5, vereinigt ſind, aber der Sinn ganz entgegengeſetzt iſt. In der Ballade vom „Fiſcher", alſo in einer Dichtung, die der Myſtik des Naturlebens, mithin einer ganz andern dichteriſchen Welt angehört, ſteht am Schluſſe dennoch die bibliſche Stelle „Und ward nicht mehr geſehn," die ſich 1. Moſ. 5, 24 findet. Sie begegnet übrigens auch bei Schiller in der „Braut von Meſſina", wo Don Manuel ſagt: „. . . entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehn," was möglicherweiſe eine Erinnerung an die Goetheſtelle iſt.

Häufig ſind die bibliſchen Beziehungen in den Briefen und im Tagebuch, alſo ſelbſt in flüchtig hingeworfenen Aufzeichnungen. So erinnert er ſich am 21. Sept. 1780 an die Verſuchungsgeſchichte Jeſu, als er ſchreibt: „Wir ſtiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu ſein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu ſchauen die Reiche der Welt und ihre Mühſeligkeit und die Gefahr, ſich mit einem Mal herabzuſtürzen" und am 12. April 1782: „Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felſens führe und dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." So auch in der „Harzreiſe im Winter": „Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen, / Geheimnisvoll offenbar / Ueber der erſtaunten Welt / Und ſchauſt aus Wolken / Ueber ihre Reiche und Herrlichkeit." Als er ſich irgendwie vergangen hat und die Geliebte (Frau v. Stein) ſich ſtreng und kalt gegen ihn bezeigt, vergleicht er ſich mit dem Gekreuzigten (29. Okt. 1780): „Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht, Mitleiden gewiß. So gehts aber dem, der ſtill vor ſich leidet und durch Klagen weder die Seinigen ängſtigen noch ſich erweichen mag — wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani ruft, ſpricht das Volk, du haſt andern geholfen, hilf dir ſelbſt, und die Beſten überſetzens falſch und glauben, er rufe dem Elias." Am folgenden Tage trägt er in ſein Tagebuch ein: „Aber ich laſſe doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, ſollt ich mir die Hüfte ausrenken (wie der Erzvater Jakob, 1. Moſ. 32). Vom Gipfel des Gotthard ſchreibt er am 13. November 1779: „Doch ſind wir ſchon durch ſo vieles Große durchgegangen, daß wir wie Leviathane ſind, die den Strom trinken und ſein nicht achten" (nach Hiob 40, 18); und im Briefe vom 9. Mai 1782: „Ein Fremder kommt immer wie Iſrael durchs Rote Meer, ein Zauberſtab macht die feuchten Wände ſtehend — wehe dem, über den ſie zuſammenſchlagen!" Auch wo ſich keine beſtimmte Stelle finden will, die den Ausdruck eingegeben hätte, vernehmen wir bibliſchen Klang, z. B. in dem Briefe an Frau v. Stein vom 13. September 1777: „Ich ſinge Pſalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat." Auch die Briefe aus Italien, die noch in dieſen mittleren Lebensabſchnitt gehören, bedienen ſich oft genug bibliſcher Formen. So gleich anfangs 19. Oktober 1786 aus Bologna: „Es iſt, als ob ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten,

daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer" nach 1. Moſ. 6, und in demſelben Briefe: „ . . und ſo geht mirs denn wie Bileam, dem konfuſen Propheten, welcher ſegnete, da er zu fluchen gedachte" (4. Moſ. 22, 23); aus Neapel 3. März 1787: „Die Erde iſt überall des Herrn", nach Pſalm 24, 1; vom zweiten Aufenthalt in Rom, 23. Auguſt 1787: „Nun hat mich die menſchliche Geſtalt gefaßt und ich ſie, und ich ſage: Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn, und ſollt ich mich lahm ringen" (wie oben 1. Moſ. 32) und in demſelben Briefe: „Die Geſtalt dieſer Welt vergeht" (1. Kor. 7, 31), und am 28. September 1787: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters iſt" (Luk. 2, 49). Im 5. Akte des „Egmonts", der in Rom geſchrieben ſein wird, ſagt Brackenburg: „Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſeren Weide herüber" (nach der Parabel Nathans 2. Sam. 12). Auch in „Raſtloſe Liebe" iſt der Ausdruck „Krone des Lebens", der kurz vor der italieniſchen Reiſe dem Gedichte eingefügt wurde, der Offenbarung 2, 10 entlehnt, ſowie das Motto, das er ſich in den erſten Wochen nach ſeiner Rückkehr zur Lebensführung erwählte: „Wenn du ſtille biſt, ſo wird dir geholfen" (Karoline Herder an ihren Mann 8. Auguſt 1788) nur die Stellen Jeſ. 30, 15 und Pſalm 62, 2 wiederholt. Auch wo er nicht dieſelben oder ähnliche Worte braucht, ſieht er mitten im klaſſiſchen Lande bibliſche Szenen vor Augen: ſo in Palermo, 13. April, den Zug der Kinder Israel durchs Rote Meer oder in der Todesgefahr auf der Seefahrt von Meſſina nach Neapel den ſtürmiſchen See Tiberias und die Rettung durch den Herrn.

Nach der Rückkehr nach Weimar erfolgte bekanntlich die Umwandlung in Goethes Stimmung und Verhalten. Von da ab begegnen wir bei ihm ſeltener ſolchen bibliſchen Erinnerungen, aber ganz hören ſie nie auf. Selbſt in den antikheiteren, zärtlichen, mythologiſch gefärbten „Römiſchen Elegien" klingt noch der Vers: „Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag" an Pſalm 139, 12 und in der 1. Epiſtel „. . . Doch bald wie jeder ſein Antlitz, / Das er im Spiegel geſehn, vergißt" an Ep. Jakobi 1, 23 und 24 an. Auch in „Hermann und Dorothea Geſ. 5" erinnert der Vers: „Die gebt mir, Vater" an Richter 15, 2 und der andere Geſ. 6 „Glück dir und dem Weibe der Jugend" an Sprüch. Sal. 5, 18, oder die Rede des Vaters: „Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit waltet, / Da gewöhnt ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal" an Jeſ. Sir. 10, oder Hermanns Worte: „Und nicht das Mädchen allein läßt / Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwähleten Mann folgt; / Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater, / Wenn er das Mädchen ſieht, das einzig geliebte, davonziehn" an 1. Moſ. 2, 24. Auch „Wilh. Meiſter" ſchließt mit dem Hinweiſe auf die altteſtamentliche Geſchichte: „Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand"; und wenn Mignon ſingt: „Zieht mir das weiße Kleid nicht aus — / Dort ruh' ich eine kleine Stille —", ſo ſchwebt dem Dichter Offenbarung 6, 11 vor, und in ihrem Sehnſuchtsliede: „Ach, der mich liebt und kennt, / Iſt in der Weite —" Hiob 16, 19. Aus der ſpäteren Proſa ſei aus „Dichtung und Wahrheit Buch 13" nur die eine bibliſche Wendung angeführt: „Ich trete die Kelter allein" aus Jeſ. 63, 3. Noch am Schluſſe des Lebens brachte der Dichter im 4. Akt ſeines Fauſt die drei Gewaltigen: Raubebold, Habebald,

Halteſeſt und die Eilebeute aus dem Alten Teſtament hervor, indem er Jeſ. 8 und 2. Sam. 23 zuſammenfaßte.

Wir würden alle dieſe und die vielen andern bibliſchen Stellen in Goethes Vers- und Proſaſprache, mögen ſie ſich an beſtimmte Bibelſtellen anknüpfen oder nur allgemein bibliſches Gepräge haben, ungern vermiſſen, weil ſie dazu beitragen, uns Goethes Sprache als deutſch, heimatlich und traulich empfinden zu laſſen, ſo wie ſie auch auf ſeine erſten Leſer wirkten.

(Fortſetzung folgt.)

Im Steinbrecherdorf.

Kulturbilder aus dem Arbeiterleben.

Von Hans Schoenfeld.

Wo die waldigen Ufer der vereinigten Mulden von idylliſcher Hügelform unmerklich zur Leipziger Ebene abflachen, liegt das Steinbrecherdorf. Vor tauſend und mehr Jahren opferte man in dieſen Hainen, auf dieſen Höhen, die weithin ſichtbar wie breite Zuckerhüte ins Land lugen, dem Bilbog und Tſchornebog. Die Opferſtätten ſind längſt verſchwunden; aber der Götter Sagen quillt aus dem felſigen Untergrund: Jener ſchöne bläuliche Stein, der ſeit Jahrzehnten weit ins Land hinausgeht und ſo mancher deutſchen Stadt ihr gutes Pflaſter, ſo manchem Rieſendenkmal ſeine Quadern geliefert hat.

In die unerſchöpflichen Schätze des Felſes ſprengen und beißen ſich die Steingräber hinein, die es zu recht ſtattlichen Betrieben gebracht haben. Heute ſtellen ſie eine gewichtige Induſtrie dar, die mit ihren Umſätzen einen guten Poſten in der Faktura deutſcher Volkswirtſchaft darſtellen und Zehntauſenden Auskommen gewähren. Der Staat ſieht ſie gern: Sie benötigen keine teuren Auslands-Rohſtoffe, ſondern verarbeiten eigenes Urprodukt, das Auslandsdeviſen ſchafft.

Wie Jahr um Jahr fand ich mich auch heuer in dem alten Neſte ein, das ſeinen dörflichen Charakter kräftig wahrt und nur in den hohen Lade-Rampen, den Kipploren und geſchichteten Steinmaſſen, die auf ſchmalen Geleiſen von den Höhen rechts und links gerollt kommen, den induſtriellen Einſchlag ahnen läßt, der in des Dorfes Steuerſumme den Hauptbetrag ſicherſtellt.

Und wenn man von fernher auf ſachte fallendem Wege dem Dorf im Grunde zuſchreitet (wie weiland Göſchens Korrektor und Autor Johann Gottfried Seume oftmals am Wochenſchluß), ſo könnte man glauben, es gäbe nichts Friedlicheres als dieſes ſächſiſche Dorf mit ſeinem ſchönen alten Gotteshaus, den mächtigen Eichen des Rittergutsparkes, den ſtattlichen Gaſthöfen und der peinlichen Sauberkeit auf Gaſſen und Höfen.

*

Im vorigen Jahre türmten ſich die Läger. Der Bruchherr machte ein ſorgenvolles Geſicht. Dreihundert Arbeiter und jede Woche über zwanzigtauſend Mark Lohngelder zu zahlen, die die Frau des Arbeitgebers in ihrem Einſpänner von der Bank in der Kreisſtadt holt. . . .

Ich ſpreche gern mit den Leuten. Es iſt meiſt alter Stamm, der ſeit zwei Jahrzehnten und länger in den Brüchen arbeitet und ſich bis ins kleinſte auskennt. Vater, Mutter und Sohn arbeiten in Dutzenden von Familien.

Der Alte boſſiert — eine hohe Kunſt, zu der man Hand und Blick, Sitzfleiſch und eine Abgehärtetheit gegen Wetter und Wind vom Mutterleibe her mitbringen muß. Mit ſolchem Stamm hochwertiger Arbeiter ſteht und fällt der Betrieb.

Ein hartes Geſchlecht hauſt im Steinbrecherdorf. Dem zähen Bauern ſteht dieſer ländliche Induſtriearbeiter nicht nach. Man muß dieſe knochigen Frauen in den Kriegsjahren an der Arbeit geſehen haben, meiſt mächtige Geſtalten, die zu den großen Kerls paſſen — den geborenen Fußartilleriſten, Kolonnenfahrern und Pionieren.

Ich habe dieſen Frauen eine unerſchütterliche Hochachtung bewahrt. Sie arbeiteten ſchwer und ausdauernd. Die Männer konnten's kaum beſſer. Sie hielten das Unternehmen über den Krieg durch, ohne groß ein Wort darüber zu verlieren. Jetzt kriegen ſie Jahr um Jahr ihr Kind und machen die ſchwere Haus- und Feldarbeit dazu. Denn der Mann will gut und reichlich eſſen und die vielen hungrigen Kindermäuler kriegen zwei Maſtſäue, Dutzende von Karnickeln im Jahre klar. Die Milch, die ſie brauchen, um Kern auf den Leib zu kriegen, kann eine Ziege nicht ſchaffen. Es müſſen ſchon zweie ſein.

Natürlich ſind die Männer rot, U. S. P. D. Das geht nicht anders, denn rund um Leipzig gedeihen keine gemäßigten Sozialiſten. Die Jungen ſind reine Kommuniſten. Arbeiten ſie nicht im Bruch oder auf dem Rittergut, dann fahren ſie mit ihrem Rad in die Papierfabrik, die Tag für Tag einen eigenen großen Zug nach Berlin ablaufen läßt.

Als ich heuer in die Berge ging — gähnten die Ladeſtellen leer. Vor den Boſſiererhütten kahle Flecke, wo ſonſt ſtattliche Pyramiden wuchſen. Alles rollt nach Holland und Dänemark. Ein ſaures Stück Arbeit für den Beſitzer, dieſe Valuta-Abſatzgebiete zu ſchaffen.

Die Arbeiter wiſſen das. Man braucht es ihnen nicht erſt zu ſagen, daß nur der Kopf des Herrn, ſeine Verbindungen, ſeine Unermüdlichkeit dieſe Hochkonjunktur zuwege brachten. Aber das iſt ihnen ſo ſelbſtverſtändlich, daß ſie einem Frager rund heraus erklären würden: Der arbeitet ja im eigenen Intereſſe, denn das Meiſte bleibt doch bei ihm hängen.

Man glaube nicht, daß dieſe hellen Sachſen in den volkswirtſchaftlichen Unnatürlichkeiten dieſer phantasmagoriſchen Zeit nicht ſoviel Einſicht aufbrächten, um zu ahnen, daß die Sache eines ſchönen Tages ein Ende hätte. Darum ſuchen ſie aus der künſtlichen Hauſſe für ſich herauszuſchlagen, was ſie nur irgend können. Aus den 20 000 Mark Wochenlöhnen des vorjährigen Sommers ſind 110 000 Mark geworden. Ein guter Boſſierer bringt ſeine 1000 Mark am Wochenende mit heim. Arbeiten Mutter (oder ältere Tochter) und Sohn mit im Bruch, kommen wenigſtens nochmals 4000 Mark im Monat dazu. Eine andere Tochter geht nach Leipzig ſchneidern und ſchafft ſchönes Geld. Aufgebraucht werden dieſe Zehntauſend und mehr im Monat natürlich nicht. Man verhehlt dies auch gar nicht, denn niemand würde es glauben, daß dieſer ländliche Haushalt, dem aus zwei Morgen billigen Pachtlands noch Kartoffeln, Gemüſe und Obſt aus dem Garten zufließen, Mittel verſchlänge, mit denen man in der Großſtadt recht gut auch heute noch auskäme. Man legt ſich aber in den ſchmucken Koloniſtenhäuſern und auf den ehemaligen zwei Bauerngütern, die zum Betrieb gehören und vier Familien auskömmliche Unterkunft bieten, das Geld nicht auf die Kante; denn man traut dem Papier ſo wenig als dem Staat, der es drucken läßt. Man legt es in greifbaren Werten an: Stoffe werden davon auf Jahre hinaus in der Stadt gekauft.

Guter Stoff. Die Jungen fahren Sonntags wie aus dem Ei gepellt in die kleinen romantiſchen Muldenſtädte. Zweiter Klaſſe natürlich. (Vierter nur noch die Eltern, dritter auf Monatskarte die ſchneidernde oder maſchinenſchreibende Tochter.) Der Bruchherr fährt ſchon lange dritter. Seine Arbeiter (und erſt recht der kommuniſtiſche Sohn) finden das ſo lange in der Ordnung, als er in ſeinem ſchönen großen Hauſe noch keinen Untermieter (einen Jungkommuniſten, der was Städtiſches heiraten und eine ſchicke Wohnung haben will) haben mag, und zu ſeinen Geſchäftsfahrten eine richtiggehende Kutſche mit Kutſcher und Pferden benutzt. Wie kommt er dazu? Und daß der bekannte hohe General vom Schloß nebenan (wo er mit ſeiner Frau drei Zimmer von der Verwandtſchaft bekommen hat) Vierter fahren muß, um ſeinen Sohn von ſeiner Penſion Medizin in Leipzig ſtudieren laſſen zu können, findet der Steinbrucharbeiter nicht nur ſelbſtverſtändlich, ſondern hungern müßte er und zu Fuße laufen. Denn für ihn iſt keine ſtaatliche Einrichtigung geſchaffen. Das war einmal.

*

Es geht ihm alſo gut, dem Brucharbeiter, und wird ihm alle Woche beſſer gehen, ſolange die Lohnſchraube ſich luſtig leiern läßt. Jeden Mittwoch kommt von Leipzig der „Achidadohr" heraus, der „Alles ordnet". Nach ſeiner Pfeife tanzt alles. Obenan der Arbeitgeber. Warum auch nicht? Warum hat man den Krieg verloren und die Revolution gewonnen?

Davon abgeſehen: In Anbetracht der neuen Zeit möcht man ſich in Haus und Hof noch dies und das zuſchaffen. Vom eigenen Geld? Nu heern Se nee! Das wird anderſcht gemacht. Das geht Sie nu eſo:

Was d'n Herrn ſeine Frau is, die mag nur für ihr Geld den großen Obſt- und Gemüſegarten durch de Kutſcherfrauen und den Gärtner aus der Stadt hibſch herrichten laſſen — und wenn's ſoweit is, dann hol' merſch uns bei Nacht. Ja das is nur mal eſo. Das weeß ſe ooch. Das gehört äb'n mit derzu.

So und dann: Wozu liegt'n das viele alte Eiſen von de Loren und Maſchinenteile aus'n Werkſtätten rum? Ordnung is was Scheenes. Schaff' merſch weg, das alte Gerimpel, wärd ſich der Härre färſch Offreimen noch bedanken kenn! Die paar Groſchen, die de Leipzcher Eiſengießerei derfier bezahlen dut, red' mer nich dervon.

Anbauen mecht' mer ooch gern an den Stall. Warum denn nicht 'ne Guh ſtatt 'ner Zieche? Ziechelſteene? Ooch, die ſind bale geſchafft. Wozu ham' mer denn die alte Bruchſchmiede oben im verſoffenen Bruch? Nitzt keenen niſcht mehr dort; uns aber deſtomehr hier unten.

Und ſo rollt es und karrt es in dunklen Nächten herauf und herunter. Kommt der Herr auf ſeinem Reviergang (wenn's ihm der Gutsförſter oder ein bürgerlich ſtimmender Bruchmeiſter unter Schweigepflicht nicht vorher ſchon geſteckt hat) nach dem im Krieg erſoffenen tiefen Bruch und ſieht die Beſcherung: Kein Stein auf dem anderen; dafür im Dorfe (hinten raus nach'm Felde) neue Ställchen — nur da ſoll'r nur emal den Polizeier holen und Hausſuchung machen, dann gibt's baſſieſe Rehſaſtänz und er kann ſehen, wie er jeden Tag ſeine vierzig Güterwagen voll nauskriegt. Und wenn er's trotzdem tut, dann ſoll er ſich'n Mäurer mitbringen und zuſehen, wie er ſeine Steene einzeln zuſammenholt und oben wieder aufmäuert. Aber lange wird der Gaſten dann nicht ſtehn. Dann gibt's Kleenkrieg.

Das iſt der Arbeiter von heute. Man ſollte verzweifeln an Deutſchlands Wiederaufſtieg; allein nach dieſem einen einzigen Beiſpiel unter Tauſenden.

Und doch! Dieſer ſelbe Arbeiter, der dem Herrn auf ſeine Frage: Was wollt Ihr eigentlich noch? Ihr lebt doch viel beſſer als vor dem Kriege — kühl entgegenhält: Noch beſſer leben und weniger für Sie, deſto mehr für uns arbeiten wollen wir, bekunden — ihnen ſelber oft unbewußt — Handlungen, die man in kaiſerlicher Zeit Betriebstreue, Zuſammengehörigkeitsgefühl, Verantwortlichkeit genannt hätte.

Da bleiben etwa die Güterwagen weg oder es kommen ſtatt der täglich gebrauchten 35 nur 10: Schon nimmt ſich der Betriebsrat der Sache an. Als es einmal gar zu lange dauerte, waren die Leute drauf und dran, zur Eiſenbahndirektion oder gleich nach Dresden zum Miniſter zu fahren, und mit ihm deutſch zu reden.

Oder: Ein junger Kerl, der aus Gnade und Barmherzigkeit eingeſtellt wurde, um der Gemeinde als Erwerbsloſer nicht zur Laſt zu fallen, quält das ſchwere Pferd, das die beladenen Loren bis zur Laderampe zieht, aus purer Faulheit, weil er den Weg nicht zweimal mit der vorgeſchriebenen Höchſtzahl von Hunten machen will, unmenſchlich. Ein Lader ſieht das und macht dem Lümmel Vorhaltungen. Auf deſſen höhniſche Bemerkung, der Arbeitgeber möge nur einen neuen Hafermotor anſchaffen, wenn der alte kaput ſei, das gehöre zum Geſchäftsunkoſten-Konto, ſetzt der alte Arbeiter es tatſächlich durch, daß auf Beſchluß der Arbeiterſchaft dem ſchamloſen Geſellen das Kutſcheramt entzogen wird.

Zum Dritten: In Leipzig finden ſie, daß die Bruch-Leute viel zu ſtill und gleichmäßig geworden ſind und dringend der Auffriſchung bedürfen. Schon einmal haben ſie einen Vertrauensmann in den Betrieb hineinpraktiziert: Einen Polen, ſcharf wie Stacheldraht und mit einer Suada, der auch die größte ſächſiſche Klappe nicht gewachſen war. Der Mann machte dem Bruchherrn und dem Gemeindeamt, dem Rittergut erſt hart zu ſchaffen. Seit Jahr und Tag hat er ein nettes blondes Mädel, einen dicken Buben und im Stall Kuh und Schwein. Er iſt ſehr ſtill geworden, hat ſich nicht wieder in den Betriebsrat wählen laſſen und ſieht zu, daß er's auf ſeinem Fleckchen Erde voranbringt. Ein mißglücktes Experiment, ſtellen die Leipziger feſt. Ihr neuer Sendling wird ihnen ſolche Enttäuſchung nicht bereiten. Am Sonntag trat der Krebsrote an; inoffiziell in den Schenken und Häuſern ſich einzuführen. Am Montag ſaß er ſchon wieder in Leipzig und brachte einen Zettel vom Betriebsrat mit: Das Unternehmen arbeite ohnehin mit zuviel ungelernten Kräften und der fremde Genoſſe werde keine Freude an den Arbeitskollegen erleben, die ſich alle lange kennten und die beſonderen Verhältniſſe am Ort ganz anders zu beurteilen verſtünden als ein ganz Neuer.

Kurzum: Sie halten darauf, daß die Arbeit im Bruch den Anſäſſigen und ihrem Nachwuchs geſichert bleibt. Nicht dem Arbeitgeber zuliebe, behüte! Ein gut Teil Neid und Mißgunſt ſpricht auch mit: Keinen fremden Gaul an dieſe gute Krippe heranzulaſſen.

Ich ſprach ihnen einmal über die große gute Bewegung der ſozialen Reform: Des inneren Verhältniſſes vom Arbeiter zur Arbeit. Volkstümlich geſagt: Daß man ſeine Arbeit nicht ſeelenlos, mechaniſch verrichte und — da zumal der Deutſche ſein Herz bei allem Tun und Laſſen nicht auszuſchalten vermöge — ſchließlich bitter, gehäſſig ſich zum gleichmäßigen Tagewerk ſtelle. — Da lachten ſie gerade hinaus: Was denn ſchon Knackſchlagen und Boſſieren, Löcherbohren

und Sprengen mit dem Herzen zu tun habe. Sie ſehen, daß ſie ihr Quantum täglich hinter ſich brächten und damit baſta. Wären ſie den Kram los und ihres guten Lohnes dafür ſicher, dann um ſo lieber. Ja die Hausarbeit: das Feld beſtellen, jäten, okulieren — das wäre eher was.

Wenn ich dann ſo einen alten Boſſierer mit Sorgfalt und Bedachtſamkeit ſeinen unförmigen Steinbrocken ohne Maß und Winkel ſo haargenau in 90° behauen und glätten ſah — wußte ich Beſcheid: Sein Herz führte eben doch die Hand, daß es recht gut geriet und im Lande hieß: Die Xer Steinwerke liefern doch ein gutes Material. Wollte ich ihm das auf den Kopf zuſagen, er gäbe mir eine ganz andere, ſpöttiſche Erklärung: Das is bloß wegen der Abnahme: Wenn ſe mir der Bruchmeeſter als Klaſſe I verweigert — wer is der Dumme? Nur iche.

Der Bruchherr, dem ich dies erzählte, meinte lächelnd: Und grade dieſer Boſſierer iſt neulich zu mir gekommen: Herr ſehn Se mal gelegentlich beim Erdmann nach. Das geht awer nich. Der liefert nur noch Gadechorie IIIb, weil daß er mit ſeinem Kwandum off Aggord ſchneller fertch wärd, wenn er bloß drieber hin arbeet? Auf ſaubere Arbeet (und gleichmäßigen Verdienſt!) miß' mer halten.

*

Im erſten Jahre hatten ſie's in ihren Reden und Kneipenrunden noch viel mit dem „Brohledahreahd". Jetzt kommen ſie damit nur heraus, wenn der Herr die neue unglaubliche Lohnerhöhung nicht gleich bewilligen mag. Aber im Grunde meinen ſie etwas ganz anderes damit. Bürgerlich ſind ſie ſamt und ſonders im tiefſten Herzen geſinnt: Kapitalproleten, wie ein witziger Kopf meinte. Den politiſchen Beigeſchmack hat das Schreckenswort längſt verloren: Nur wirtſchaftliche Erwägungen beſtimmen ſeinen Maſſendruck-Wert.

Dies langſame Sichmauſern und Aufwärtsklimmen kann man auch an dieſen dörflichen Induſtriearbeitern (mit dem feinſten Bauerninſtinkt) beobachten: Ihre Stuben weiſen hier und da ſchon Bilder und kleine Kunſtgegenſtände auf; billiges Zeug, aber mit Liebe gehütet und mit Stolz gezeigt. Längſt ſind ſie des politiſchen Hetztons in ihren Blättern ſatt. Der geſunde Sinn ſpürt zu deutlich das Negative dieſer Methode heraus, deren Geldkoſten im umgekehrten Verhältnis zu ihrem poſitiven Ergebnis ſtehen. Längſt iſt es keine Seltenheit mehr, daß kleinbürgerliche Zeitungen — recht heimlich oder von der Frau recht offenſichtlich gehalten — die Uſepeter-Blätter mit ihrem Wüten gegen Nichts und Niemand verdrängt haben. Die Frau und Tochter ſprechen da ein Machtwort mit: Sie wollen bürgerliche Romane leſen, wo es recht grafenmäßig und reich, recht ſanft und liebevoll hergeht. Und zwei Blätter hält der Alte nicht. Da weiß er ſein Geld doch beſſer anzuwenden. Spekulieren möcht' er ſchon gern auf Börſenpapiere — aber da muß er ſich bei den Bürgerlichen Rat holen. Und das geht doch nicht. Und ſich ſelber ſolche Kenntniſſe anzueignen — wer geht einem da zur Hand?

Und ſo dämmert es dieſen hellhörigen und im Grunde nachdenklichen Arbeitern (Sachſen mag freilich in der geiſtigen Qualität eine bevorzugte Stellung einnehmen), daß der Aufſtieg zum Bürgertum doch eine Menge von Kenntniſſen und wiſſenſchaftlichen Einblicken in die materiellen und geiſtigen Zuſammenhänge einer großen Menſchengemeinſchaft vorausſetze, zu denen Jahre gehören — und Menſchen, die doch eben anders gewertet werden müſſen als der einfache Arbeiter. Und ihnen noch unbewußt glimmt die Sehnſucht, auf der

ſozialen Stufenleiter frei und zumeiſt aus eigener Kraft emporzuklettern und auch den anderen ihr Recht werden zu laſſen, da auch für ſie noch Raum und Erwerb vorhanden iſt.

Noch ſind wir nicht ſoweit. Noch herrſcht der geiſtige und materielle Zwang. Aber dieſe deutſchen Arbeiter drängen und ſtoßen ſich in eine Zukunft hinein, in der ſie als bewußt dienendes Glied des Ganzen gut mitzuwirken haben.

Die erſte amerikaniſche Kolonie in Afrika.

Von Prof. Dr. R. Hennig, Düſſeldorf.

Afrika wies bis jetzt auf ſeiner rieſigen Landfläche nur noch zwei unabhängig gebliebene Staaten auf, die Negerrepublik Liberia an der Küſte des Golfs von Guinea und Abeſſinien. Während der ganze Reſt des ſchwarzen Erdteils als Kolonialland zwiſchen den europäiſchen Nationen aufgeteilt iſt, haben jene beiden Länder ſich bis vor kurzem eine politiſche Unabhängigkeit gewahrt. Von einer wirtſchaftlichen Unabhängigkeit konnte freilich ſeit geraumer Zeit nicht mehr die Rede ſein. Liberia, das ſich ſeit ſeiner Gründung des beſonderen Schutzes und Intereſſe der Vereinigten Staaten erfreute, das ſogar ſeine Hauptſtadt Monrovia zu Ehren ſeines politiſchen Vaters, des Präſidenten Monroe, benannt hat, ſchwamm von jeher ſtark im amerikaniſchen Fahrwaſſer und hatte es wohl auch dieſem Umſtand allein zu danken, daß es von dem geſegneten Appetit der europäiſchen Kolonialreiche als einziger weſtafrikaniſcher Biſſen verſchont geblieben iſt. Abeſſinien dagegen, deſſen Bevölkerung ſtets ſehr kriegeriſch war und das, als ausgeſprochenes Hochgebirgsland, ohnehin nicht leicht für fremde Eroberer zugänglich iſt, dankte ſeine politiſche Selbſtändigkeit der eignen Kraft, denn die eroberungsgierigen Italiener wurden am 1. März 1896 bei Adua derart gründlich aufs Haupt geſchlagen, daß ihnen das Wiederkommen verging. Die wirtſchaftliche Durchdringung des Landes iſt freilich von Engländern und Franzoſen ſeit langem ſo gründlich betrieben worden, daß von einer Selbſtändigkeit nur bedingt noch die Rede ſein kann, zumal da nach des kraftvollen Menelik geiſtigem Verfall und baldigem Tod die Widerſtandskraft gegen die europäiſche Umklammerung in der Hauptſache gebrochen war, ſo daß das Land wohl längſt von einem der Nachbarn annektiert worden wäre, wenn nicht die Eiferſucht der europäiſchen Anwärter ihm ebenſo, wie dem aſiatiſchen Afghaniſtan, eine gewiſſe Unabhängigkeit ſicherte.

Für uns Deutſche hatten die beiden Länder, ſolange wir Weltpolitik treiben konnten, nicht viel zu bedeuten. In Abeſſinien wurden ſeit 1906 gewiſſe Anſätze gemacht, die in der bekannten Geſandtſchaft Dr. Roſens zu Menelik ihren Höhepunkt erreichten. Wichtiger noch wurde uns Liberia, wenn auch nur aus ganz beſtimmten verkehrspolitiſchen Gründen. Als es ſich nämlich darum handelte, für unſer ſüdatlantiſches deutſches Kabel, das in unſre weſtafrikaniſchen Beſitzungen und nach Braſilien verlaufen ſollte, eine politiſche und militäriſche unverdächtige Zwiſchenſtation in den zumeiſt nach Weſten vorſpringenden Küſtengebieten Afrikas zu finden, bot ſich uns Liberia als einziger zuverläſſiger Punkt dar. In der Tat iſt denn auch 1910 das genannte deutſche Kabel bei Monrovia gelandet worden. Die dortige deutſche Telegraphenſtation ſtellte gleichzeitig für die Republik Liberia ſelbſt den überhaupt erſten Anſchluß an das große Welttelegraphennetz dar. Später haben dann

noch mehrere europäiſche Geſellſchaften zu ähnlichen Zwecken Funkſtationen bei Monrovia errichtet, darunter auch die deutſche Teleſunken-Geſellſchaft. Dieſer deutſche Funkturm in Liberia erlangte zeitweiſe in der erſten Kriegszeit Bedeutung, denn er gab die von der ſpaniſchen Station in Teneriffa verbreiteten deutſchfreundlichen Meldungen weiter und geſtattete dadurch den nach der Zerſchneidung der deutſchen Seekabel und der Zerſtörung des Funkturms Kamina (Togo), am 27. Auguſt 1914, von der Heimat zeitweiſe völlig abgeſchnittenen deutſchen Kolonien eine Information über die Kriegsvorgänge in der Heimat. England, dem dies unwillkommen war, verlangte daraufhin am 1. September 1914 von der liberianiſchen Regierung die Sperrung der deutſchen Funkſtation, erhielt aber daraufhin die bemerkenswert ſelbſtbewußte Antwort, Liberia ſei ein neutraler und ſelbſtändiger Staat, und es werde daher, wenn es gezwungen würde, die deutſche Station zu ſchließen, auch den Entente-Funktürmen auf ſeinem Gebiet die Weiterarbeit unterſagen, um die Neutralität nicht zu verletzen. Es gelang der engliſchen Bohrarbeit ſchließlich dennoch, durch Mittel, die in der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden ſind, die Einſtellung des Funkdienſtes ſeitens des deutſchen Turmes in Monrovia zu erzwingen; doch wurde die deutſche Sache hierdurch nicht allzuſehr geſchädigt, da inzwiſchen der direkte Funkdienſt von Nauen nach den deutſchen Kolonien weſentlich verbeſſert worden war. Um jede Möglichkeit einer Verbreitung von Nachrichten, die von England nicht geſtattet war, zu verhindern, durchſchnitten die Engländer ſchließlich gar noch das deutſche Seekabel von Monrovia, obwohl dieſes mit Deutſchland ſchon ſeit Kriegsausbruch keine Verbindung mehr hatte. Der einzige, der durch dieſe ſinnloſe Zerſtörungswut geſchädigt wurde, war das neutrale Liberia — aber was machte das dem Engländer aus?

Liberia ſollte ſchließlich mit aller Gewalt gezwungen werden, dem Entente-Bund zur Niederringung Deutſchlands ebenfalls beizutreten. Lange ſträubte es ſich; aber 1917, als ſein Vormund Amerika ebenfalls in den Krieg eintrat (6. April), um die Beſiegung der Entente zu verhindern, mußte es ſich fügen, brach am 23. Mai die diplomatiſchen Beziehungen zu Deutſchland ab und erklärte am 4. Auguſt gezwungenermaßen Deutſchland auch den Krieg. Dieſe Sachlage machten ſich die Vereinigten Staaten ſchon kräftig zu nutze, indem ſie z. B. eine amerikaniſche Dampferlinie Neuyork-Monrovia ins Leben riefen und ſich auch ſonſt nach Möglichkeit an die Stelle der hinausgedrängten Deutſchen ſetzten, deren Kaufleute aus Liberia vertrieben und gefangen nach Frankreich gebracht wurden. Die Negerrepublik war außerordentlich ſtark auf die deutſchen Kaufleute angewieſen geweſen, die ihr allein faſt ⅘ ihres Geſamtetats einbrachten, nämlich nahezu 2 Mill. M. an Ein- und Ausfuhrzöllen. Die Austreibung des deutſchen Elements hatte daher auf die Finanzen Liberias, deſſen Einnahmen ſchon 1916 auf faſt ¼ des Betrages von 1913 geſunken waren, eine verhängnisvolle Wirkung. Die Schuldentilgung der Republik wurde ſchon 1916 eingeſtellt, und nach dem Kriege konnte Liberia auch ſeine Zinſen nicht mehr bezahlen, die vornehmlich den Amerikanern zufloſſen.

In dieſer heiklen Lage des Landes reiſte der Präſident King von Liberia im März 1921 nach Waſhington, um ein amerikaniſches Darlehen von 5 Mill. Dollar zu erbitten. In Waſhington, wo man, wie in England, gleich immer gern mit der Moral bei der Hand iſt, wo ein politiſch vorteilhaftes Geſchäft in Ausſicht ſteht, erklärte es Präſident Harding im Auguſt „für unmöglich, ſich der moraliſchen Verpflichtung zu entziehen, Liberia zu retten". Am 28. Ok-

tober wurde der Anleihevertrag unterzeichnet, und ein amerikanisches Kriegsschiff brachte dann den Präsidenten King in seine Heimat zurück.

Der Anleihevertrag hat, wenn auch in verschleierter Form, der Selbständigkeit Liberias ein Ende und das Land zur amerikanischen Kolonie gemacht. Die Verwaltung aller Staatseinkünfte der Republik steht künftig einer amerikanischen Kontrollkommission zu. Die Verwaltung der Zölle, des Innern, der öffentlichen Arbeiten, des Sanitätswesens wird Amerikanern übertragen, Landwirtschaft, Wege- und Hafenbau werden amerikanischen technischen Beratern anvertraut, auch die Wehrmacht erhält mehrere amerikanische Offiziere. Mit anderen Worten: Liberia wird fortan von Neuyork aus regiert werden und de facto nichts anderes sein als eine amerikanische Kolonie in Afrika, wenn auch de jure diese Bezeichnung vermieden wird, da es einem Staat, der einst die Monroe-Doktrin erklärt hat und sie noch heut als politisches Axiom hochhält, immerhin nicht ganz angenehm sein muß, wenn er, der anderen das Kolonisieren in Amerika verwehren will, selber in fremden Erdteilen Kolonien frisch erwirbt.

Immerhin, eine amerikanische Kolonie in Afrika braucht uns Deutschen keineswegs unwillkommen zu sein. Engländer und Franzosen, die, als unmittelbare Nachbarn von Liberia, schon längst Appetit auf diesen letzten unverschluckten Bissen in Westafrika verspürten, sind jedenfalls viel unangenehmer von diesem neusten Schritt des vereinsstaatlichen Imperialismus berührt, als wir es zu sein brauchen. Sehr bezeichnenderweise brachte die französische „Depêche Coloniale" am 13. März d. J. einen ziemlich entrüsteten und stark verärgerten Artikel, in dem gefragt wurde, ob „die amerikanische Gefahr in Afrika noch beschworen werden" könne und in dem höhnisch festgestellt wurde, die Vereinigten Staaten hätten bislang nur die Fähigkeit bewiesen, „Indianer auszurotten und Neger zu lynchen", so daß wahrscheinlich in der amerikanischen Kolonie in Afrika bald „der letzte Liberianer dem letzten Mohikaner die Hand im besseren Jenseits reichen werde". — Man sieht, es sind nicht nur die Deutschen, denen der Vorwurf der Unfähigkeit zu kolonisieren von einem Volke gemacht wird, das gegenwärtig die eigne hohe Fähigkeit als Kolonisator dadurch erweist, daß es seine schwarzen Landsleute am Rhein für die Heranzüchtung einer neuen Mulattenrasse sorgen läßt!

Für uns Deutsche ist, wie gesagt, die Festsetzung der Amerikaner in Liberia nicht unerfreulich. Solange wir eigne Kolonien noch nicht wieder besitzen können, werden uns amerikanische Kolonien wesentlich willkommener als britische oder französische sein müssen. In einem amerikanischen Liberia wird der erneuten Betätigung des deutschen Kaufmanns schwerlich ein größeres Hindernis in den Weg gelegt werden, und sollte es einmal wieder dazu kommen, daß wir eine deutsche Seekabelstation oder einen deutschen Funkturm am Golf von Guinea benötigen, so werden in einem amerikanischen Monrovia unsre Interessen wesentlich besser gewahrt sein, als es in der alten Negerrepublik Liberia möglich war. Denn das eine steht in jedem Falle fest: gegen eine amerikanische Kolonie Liberia wird kein Brite und kein Franzose ungestraft eine so hochfahrende Sprache führen dürfen, wie man es sich 1914 gegen die unabhängige Republik herausnehmen durfte. Darum also haben wir ganz gewiß keine Veranlassung, uns jetzt für eine „umgekehrte Monroe-Doktrin" für die Alte Welt zu erwärmen, wie sie die Franzosen am liebsten proklamiert sähen, denn Deutschlands übelste Neidhammel auf kolonialem Gebiet wohnen nicht in Amerika, sondern in Europa!

H. Oncken und A. von Wrochem über die Ziele der franzöſiſchen Rheinpolitik.

Beſprochen von Dr. H. Forſt.

Daß Frankreich ſich den Beſitz des Rheinlandes auch über die im Friedensvertrage geſetzte Friſt von 15 Jahren hinaus ſichern möchte, iſt ſchon von vielen erkannt und ausgeſprochen worden. Dagegen war man bisher weniger im Klaren über die weitergehenden Abſichten, welche die franzöſiſche Politik mit ihrem Streben nach der Rheingrenze verfolgt. Dieſe Frage wird ſcharf beleuchtet in zwei neuerdings veröffentlichten Schriften:

„Die hiſtoriſche Rheinpolitik der Franzoſen“ von Hermann Oncken (Verlag F. A. Perthes, Stuttgart-Gotha 1922) und:

„Die Koloniſation der Rheinlande durch Frankreich“ von A. von Wrochem (Verlag H. R. Engelmann, Berlin 1922).

Oncken ſchildert in großen Zügen, wie der Miniſter Mazarin durch den Frieden von 1648 die bis dahin öſterreichiſche Landgrafſchaft Elſaß für Frankreich erwarb und von dort aus zunächſt eine friedliche Durchdringung des Rheinlandes mit Erfolg verſuchte; wie dann Ludwig XIV. den Weg brutaler Gewalt einſchlug, bis ihm England entgegentrat; wie noch der Revolution von 1789 die junge franzöſiſche Republik die Traditionen Ludwigs XIV. aufnahm und das ganze linke Rheinufer ihrem Staate einverleibte; wie Kaiſer Napoleon I. auch auf das rechte Rheinufer hinübergriff und zugleich die Einheit des Deutſchen Reiches völlig zerſtörte. Im Anſchluß daran weiſt Oncken nach, daß die heutige franzöſiſche Regierung die gleichen Ziele verfolgt, insbeſondere ſeitdem ſie von Poincaré geleitet wird, und daß Frankreich offen nach wirtſchaftlicher Hegemonie zunächſt über Deutſchland, dann aber über ganz Mitteleuropa ſtrebt. Auf engliſche Hilfe gegen dieſes Streben dürfen wir zur Zeit nicht rechnen; das Schwerſte ſteht uns noch bevor. Wir müſſen nüchtern die Wahrſcheinlichkeit im Auge behalten, daß im Falle einer günſtigen Weltkonjunktur der Franzoſe ohne Beſinnen die Politik der Reunionen oder gar der napoleoniſchen Gewaltmittel erneuern wird. Unſere Aufgabe dagegen iſt es, die Fahne des Rechtes gegen die Gewalt ungebrochen hoch zu halten, einen neuen Staat auf der Selbſtbeſtimmung einer freien Nation aufzubauen, alle inneren Gegenſätze hinter eine nationale Solidarität in den Lebensfragen zurückzuſtellen, und die Kräfte der ſittlichen Erneuerung zu pflegen, durch die ein Volk auch im Unglück unüberwindlich wird. An der Einheit und Freiheit der deutſchen Nation wird die hiſtoriſche Rheinpolitik der Franzoſen zugrunde gehen.

Von einer anderen Seite greift Wrochem das Problem an. Er zeigt zunächſt, daß der Staatsgedanke in Frankreich viel ſtärker iſt und das ganze Denken und Fühlen des Einzelnen mehr beherrſcht als in Deutſchland. Der Vorteil des Staates iſt im letzten Grunde für jeden Franzoſen beſtimmend, während der Deutſche umgekehrt das Intereſſe ſeiner Gruppe über dasjenige der Geſamtheit ſtellt. Aus dieſer Denkungsart folgt, daß Frankreich in ſeiner auswärtigen Politik nach den Grundſätzen handelt, die Machiavelli für ſeinen Fürſten aufgeſtellt hat. Alle Verträge werden nur inſoweit eingehalten, als es zum Vorteil Frankreichs dienlich iſt. Darum iſt es ganz vergebens, wenn die Deutſchen gegen franzöſiſche Uebergriffe proteſtieren und durch Berufung

auf die Verträge ihr Recht beweiſen wollen. Frankreich wird ſich dadurch niemals überzeugen laſſen. Als Ziele der franzöſiſchen Politik ſind zu erkennen: Bildung eines geſchloſſenen Frankreich mit Rheingrenze, Bildung eines Vorglacis aus Pufferſtaaten, Beherrſchung Europas in der Weiſe, daß Böhmen, Polen und alle an der Donau liegenden Länder unter Frankreichs Einfluß ſtehen. Auch in wirtſchaftlicher Beziehung ſoll Frankreich als geſchloſſener Staat das ganze Mitteleuropa beherrſchen. Da nun mit dieſen Zielen das Beſtehen eines einigen Deutſchland nicht verträglich iſt, muß das Deutſche Reich zertrümmert werden. Eingehend ſchildert Wrochem dann, wie Frankreich das beſetzte Rheinland, vor allem das Saargebiet, von Deutſchland zu trennen und ſowohl wirtſchaftlich wie geiſtig an Frankreich zu binden ſucht, um dadurch die völlige Einverleibung vorzubereiten. In einem Schlußkapitel weiſt er der Jugend die Aufgabe zu, dieſes Beſtreben Frankreichs zu bekämpfen, den Zuſammenhang mit Deutſchland zu erhalten und den gegenſeitigen Haß der beiden Völker zu überwinden, ſo daß die Franzoſen ſchließlich der geiſtigen Führung Deutſchlands folgen müßten. Oncken und Wrochem ſtimmen alſo darin überein, daß Frankreich das ganze linke Rheinufer ſich einverleiben, das rechtsrheiniſche Deutſchland in dauernder Abhängigkeit halten und deswegen die Reichseinheit zerſtören will, daß Deutſchland ſich dagegen nur mit geiſtigen Waffen wehren kann, weil ihm die militäriſchen Kampfmittel genommen ſind. Die geiſtige Abwehr ſoll nach Wrochems Anſicht hauptſächlich von der Jugend geleiſtet werden, und Wrochem gibt dafür eingehende Anweiſungen. Es fragt ſich nur, ob zur Löſung dieſer Aufgabe nicht ein großes Maß von Erfahrung nötig iſt, welche die Jugend gewöhnlich nicht beſitzt, ſondern erſt erwerben muß. Noch ſchwerer lösbar erſcheint für die jetzige Generation, die doch am ſchwerſten unter der Fremdherrſchaft leidet, die zweite von Wrochem geſtellte Aufgabe, nämlich die Ueberwindung des gegenſeitigen Haſſes. Wrochem hofft, daß Deutſchland und Frankreich in künftigen Zeiten zuſammengehen könnten, unter geiſtiger Führung Deutſchlands. Dieſe Hoffnung aber würde ſich nur verwirklichen laſſen, wenn beide Völker einen gemeinſamen Herrſcher hätten, wie es Karl der Große war, oder wenn Frankreich ſo geſchwächt wäre, daß es freiwillig ſeine Ziele aufgeben und und auf die Rheingrenze verzichten müßte. Allerdings ſucht Wrochem zu beweiſen, daß Frankreich ſchon jetzt nicht mehr die Kraft beſitze, ſeine Ziele zu erreichen. Aber bis eine ſolche Erkenntnis ſich bei den Franzoſen durchſetzt, müſſen noch Generationen vergehen. Nur wenn der von Wrochem (S. 37) angedeutete Fall einträte, daß Frankreich der deutſchen Hilfe gegen ſeine farbigen Untertanen bedürfte, wäre eine friedliche Einigung denkbar. Selbſt dann aber wird Frankreich ſchwerlich auf die führende Stellung verzichten, weder auf dem politiſchen noch auf dem kulturellen Gebiet. Denn, wie Wrochem ſelbſt darlegt (S. 45), fühlt Frankreich ſich berufen, das Erbe der lateiniſchen Kultur zu verwalten und zu verbreiten. Dadurch ſteht es zur Zeit noch an der Spitze der romaniſchen Nationen und wird dieſe Stellung niemals zugunſten der Deutſchen aufgeben. Uns Deutſchen bleibt alſo unter den jetzigen Verhältniſſen, ſolange der Friedensvertrag von den gegen uns verbündeten Mächten aufrecht erhalten wird, nur die Aufgabe, unſeren kulturellen Zuſammenhang mit den unter fremder Herrſchaft ſtehenden Volksgenoſſen mit allen erlaubten Mitteln zu pflegen und bei jeder Gelegenheit auf das Recht hinzuweiſen, welches unſere Gegner den Polen, Tſchechen, Serben und anderen Völkern zuerkannt haben. Wenn unſere Proteſte auch auf die Franzoſen keinen Eindruck machen, ſo werden ſie doch bei den-

jenigen Völkern wirken, die kein deutſches Land annektiert haben, und werden ſchließlich die öffentliche Meinung zu unſeren Gunſten ſtimmen. Auf dieſe Möglichkeit weiſt Wrochem ſelbſt hin (S. 101). Wir müſſen in dieſer Beziehung von den Völkern lernen, die unter langer Fremdherrſchaft ihr Volkstum bewahrt und ſchließlich ihre Freiheit wieder errungen haben, wie Griechen, Serben, Bulgaren, Polen. Gerade das Beiſpiel Polens kann uns ein Troſt ſein. Deutſchland iſt jetzt in der Lage, in der ſich Polen zur Zeit ſeiner erſten Teilung im Jahre 1772 befand, und die Gefahr weiterer Teilungen iſt ebenfalls vorhanden. Aber eben durch die Teilungen und die Fremdherrſchaft iſt das polniſche Nationalgefühl erſtarkt; zugleich gerieten alle Sünden des früheren Staates in Vergeſſenheit, und die Polen gewannen eine Sympathie in der öffentlichen Meinung, die ſie früher nicht beſeſſen hatten. Die Folge davon iſt die jetzige Wiederherſtellung ihres Reiches. So dürfen wir Deutſchen hoffen, daß unſere gegenwärtige Unterdrückung heilſame Folgen für unſere Nachkommen haben und eine Auferſtehung des Reiches bewirken werde.*)

Weltſpiegel.

14. Juli 1922.

Zwei Akte der großen Welttragödie ſind ſchon geſpielt worden, erklärte vor einiger Zeit Mr. Buſh, der Präſident der Newyorker Handelskammer. Im erſten Akte war die Bühne ein Schlachtfeld, im zweiten ſprachen die Politiker und jetzt gerade ſpielt man den dritten Akt. Er ſetzte hoffnungsvoll mit der geſunden Darlegung der Wirtſchaftler und Finanzleute in Paris ein, aber dann griffen die Politiker mit rauher Hand in dieſes Spiel und zerſtörten alle Ausſicht auf ſchnelle Löſung. Der Höhepunkt der Tragödie, der vierte Akt, hat ſeine düſtern Schatten vorausgeworfen. Der deutſche Außenminiſter, Dr. Rathenau, wurde ermordet. Der Boden, auf dem Nihilismus und Anarchie emporwuchern können, war durch die zwei letzten Akte ſchrecklich vorbereitet. Das deutſche Volk neigt dazu, ſein Daſein in Ruhe und ohne Aufregungen zu verbringen und wäre vielleicht ſogar dazu gekommen, die beſtehenden Verhältniſſe als rechtmäßig und dauernd anzuerkennen, wenn die Alliierten eine vernünftige Politik verfolgt hätten. Dazu hätte aber gehört, daß man dem Spruch der Bankiers gefolgt wäre und nicht die Möglichkeiten außer Acht gelaſſen hätte, die allein dazu angetan waren, den Fanatismus, der auf dem Boden des Verſailler Vertrages hervorwachſen mußte, zu unterdrücken. Eine große Schuld trifft daher die franzöſiſche Regierung, die es unmöglich gemacht hat, daß die Verhandlungen der Finanzleute in Paris zu einem rettenden Ergebnis gekommen ſind. Vielleicht iſt durch dieſe Verzögerung der Mord allein möglich geworden.

Inzwiſchen haben ſich die Wirkungen gezeigt, die durch die Ergebnisloſigkeit der internationalen Anleiheverhandlungen für Deutſchland eingetreten ſind. Die deutſche Regierung hätte jetzt ſelbſt nach dem Moratorium der Reparationskommiſſion für das Jahr 1922 nach dem jetzigen Stande der Mark das Dreifache an Papiermark aufzubringen, als nach den ſchon

*) Bei Wrochem iſt auf S. 35 ſtatt „Rheingau“ „Rheinheſſen“ zu leſen.

von aller Welt als unmöglich erkannten Bedingungen des Londoner Ultimatums. Statt 28 Papiermilliarden wären 80 erforderlich, um die Zahlungen zu leisten. Daher sah sich die deutsche Regierung gezwungen, um ein neues Moratorium einzukommen, das Deutschland für die nächsten zwei Jahre von sämtlichen Barleistungen befreien sollte. Darüber ist nun in den verschiedenen Ländern ein heißer Kampf entbrannt. Man will vor allen Dingen in Frankreich diese Gelegenheit wieder benutzen, um politische Machtmittel gegen Deutschland in die Hand zu bekommen, die Finanzkontrolle zu verschärfen und sogar durch die Aufnahme von Aktien deutscher Unternehmungen einen Einfluß auf die deutsche Industrie zu gewinnen.

In England sieht man die Sache bedeutend ruhiger an; man würde von dort aus sogar darauf eingehen, daß die jetzt fällige Rate von 33 Millionen in den Kassen der Reichsbank verbleibt. Es muß jedoch festgestellt werden, daß der englische Standpunkt auf den ersten Blick zwar äußerst günstig erscheint, daß aber dort das Bestreben nach einer endgültigen Regelung der Reparationsfrage immer nur ganz vorübergehend und ohne genügende Sachlichkeit auftaucht. England nimmt in dieser Frage eine ähnliche Stellung ein wie Amerika, das ebenfalls von seinen Freunden und Schuldnern verlangt, erst ihre eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe man an eine weitgehende Regelung der ganzen Finanzschwierigkeiten gehen kann. In Frankreich erkennt man in dieser Hinsicht besser den Kern des Problems, wenn natürlich auch die Tendenz der französischen Politik bei allen diesen Fragen hauptsächlich gegen Deutschland gerichtet bleibt. Frankreich wünscht die Regelung der Reparationsangelegenheit mit der Frage der interalliierten Schuld zu verbinden. Im Grunde genommen gehören diese beiden Dinge nicht zusammen. Sie sind im Prinzip verschieden. Deutschland ist nicht dafür verantwortlich, was Frankreich während des Krieges ausgegeben hat. Die Reparationsforderungen der Entente sollen nach ihren eigenen Worten nur zur Wiederherstellung des angerichteten Schadens dienen. Wenn Frankreich also 550 Millionen Pfund von England, 572 Millionen Pfund von Amerika, also zusammen 1 122 Millionen Pfund geborgt hat, so hat es dieses Geld während des Krieges für seine Rüstungen verwandt, hat also kein Recht, sich jetzt darüber zu beklagen, daß diese Schuldenlast annähernd ebenso groß ist, wie die kapitalisierte deutsche Reparationsschuld. In der Praxis wird sich jedoch ein Ausgleich der Forderungen der verschiedenen Mächte nicht vermeiden lassen. Amerika als Hauptgläubiger, das selbst den Engländern beinahe 1 Milliarde Pfund vorgeschossen hat, will aber den Anfang zu einer solchen Regelung nicht machen. England mit seinen Schulden von 1 Milliarde und seinem Guthaben von 1 703 Millionen Pfund Sterling steht zwischen den Mächten und wird nun von Frankreich am meisten gedrängt, die Initiative zu ergreifen. Wir laufen jedenfalls, sollte eine Regelung der interalliierten Schulden nicht in naher Zukunft eintreten, stets die Gefahr, als Hauptschuldner aller Mächte am stärksten zur Bezahlung herangezogen zu werden und, da wir durch unsere Zahlungsunfähigkeit die Forderungen nicht erfüllen können, dem Zerstörungswillen Frankreichs zum Opfer zu fallen.

In den letzten Veröffentlichungen der französischen halbamtlichen Presse findet man stets die Erklärung, daß Frankreich nicht imstande sein

werde, ſeine Zinſen an England und Amerika zu zahlen. Dabei ſtellt der „Temps" den Satz auf, daß die Prinzipien des Rechts nicht verſchieden ſein dürften, je nachdem Frankreich als Schuldner oder Gläubiger in Betracht komme. Uns gegenüber hat Frankreich jedenfalls noch weit weniger Rückſicht gezeigt, als England und Amerika bisher gegen Frankreich geübt haben. Denn man hat noch niemals der franzöſiſchen Regierung zugemutet, Beweiſe für ihre Zahlungsunfähigkeit zu bringen oder gar ſich durch eine Kontrolle der franzöſiſchen Finanzen davon zu überzeugen, ob ein großer Fehler für die ſchlechte Finanzlage Frankreichs nicht in der Finanzverwaltung der Regierung läge. Die Bankiers haben im dritten Akt die Schuld an der wirtſchaftlichen Unſicherheit Europas klar auf Frankreichs Konto geſetzt. Nun iſt es wiederum Frankreich, das für die neue Regelung der Reparationszahlungen den Ausſchlag geben muß. Der Vorhang über dem dritten Akt würde unter dem Aufatmen der ganzen Welt fallen, wenn die Politiker die Konſequenzen aus dem Memorandum der Bankiers zögen und unter Einſchluß Amerikas den allgemeinen Schuldenausgleich verkündeten, an dem Deutſchland nicht nur durch ein Moratorium, ſondern auch durch eine Reviſion der ganzen Reparationsſumme beteiligt werden müßte.

Die franzöſiſche Politik verſucht nun, nachdem die Verhältniſſe klar gezeigt haben, daß man auf große Barzahlungen von Seiten Deutſchlands in den nächſten Jahren nicht rechnen kann, ſich auf andere Weiſe ſchadlos zu halten. In dieſer Richtung liegt das Beſtreben der franzöſiſchen Regierung, die Sachlieferungsverträge möglichſt ſchnell wirkſam zu machen und deutſche Arbeitskraft und deutſches Material auch an anderen Gebieten Frankreichs zu Konſtruktionsarbeiten zu verwenden. Vorläufig iſt es aber höchſt bedauerlich, daß dieſe Ideen in Frankreich nur propagiert werden können unter dem Geſichtspunkte der Verſklavungsidee. Man macht dem franzöſiſchen Publikum klar, daß ſchon in alten Zeiten die beſiegten Völker in den Ländern der Sieger zu Fronarbeiten herangezogen worden ſeien. Solange ſolche Gedanken die Grundlage der deutſch-franzöſiſchen Zuſammenarbeit bilden ſollen, kann man nicht darauf rechnen, daß Deutſchland darauf eingeht. Die Konſtruktionsarbeiten in Süd-Frankreich, die für einen Zeitraum von zehn Jahren vielen Tauſenden deutſcher Arbeiter Beſchäftigung geben würde, wären ſonſt durchaus nicht von der Hand zu weiſen. Die Reparationskommiſſion hat die Pläne der franzöſiſchen Regierung ſchon in der Hand und wird ſich wahrſcheinlich in nächſter Zeit mit Deutſchland in Verbindung ſetzen, um die nötigen Kräfte anzufordern. Nach dem Friedensvertrag iſt die Reparationskommiſſion jedoch nicht berechtigt, Forderungen in dieſer Beziehung zu ſtellen. Da es alſo auf eine freiwillige Vereinbarung mit Deutſchland ankommt, wird ſich Frankreich in den Bedingungen für die Arbeiter, in der Bezahlung und in der Unterbringung noch entgegenkommend zeigen müſſen.

Die Konferenz im Haag, die ſeit dem 26. Juni tagte, iſt zuſammengebrochen. Die Anſichten der beiden Parteien waren zu verſchieden; vor allen Dingen wurde von Frankreich ſtets verſucht, durch Forderungen, die grundlegend für das Sowjetſyſtem waren, Reibungsflächen zu ſchaffen.

H. Bünnig.

Bücherſchau.

Geſchichte.

Philipp Zorn, Der deutſche Staatsgedanke. Schriften der Fichtegeſellſchaft. Deutſcher Staat 1. Leipzig, R. Voigtländer, 1921. 9 M.

An großzügigen, einheitlichen Darſtellungen der deutſchen Staatsentwicklung beſteht fühlbarer Mangel. Nicht zufällig, denn unſere Staatsgeſchichte iſt keine organiſche, ſondern eine tragiſche Kette von Anläufen und Zuſammenbrüchen, von heroiſchen Geſamtleiſtungen und partikularen Auswüchſen. Aber gerade deshalb müſſen wir aus ihr lernen, denn unſere Geſchichte iſt unſer Schickſal. Zorn gibt nur eine Skizze; aber gerade als ſolche wird ſie vielen willkommen ſein. Man darf die Fichtegeſellſchaft dazu beglückwünſchen, daß ſie dieſe kurzgefaßte politiſche Geſchichte an den Anfang einer Schriftenreihe „Deutſcher Staat" geſetzt hat.

Walther Claſſen, Das Werden des deutſchen Volkes. Erſter Band. Hamburg, Hanſeatiſche Verlagsanſtalt, A.-G. Geb. 80 M. und Teuerungszuſchlag.

Ein ſehr eigenwüchſiges Buch, zum Teil an Kabiſch, zum Teil an Walter Flex erinnernd, und doch wieder etwas Unvergleichbares. Jedenfalls keine Geſchichte im üblichen Sinn; viel Stimmung, ſogar Dichtung, lebhaftes Sichverſetzen in vergangene Welt, und über dem allen ein inbrünſtiges Deutſchſein, welches alles, das einmal deutſch war, wie gegenwärtig umfaßt. Dieſer erſte Band geht bis zum Untergang der Staufer (1250).

Juſtus Leo, Das Werden des deutſchen Nationalbewußtſeins von der Urzeit bis zur Glaubensſpaltung. — Hilfsbücher für Volkshochſchulen. — Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 5 M.

Aus zweiter Hand gearbeitet, manchmal zu beſtimmt behauptend, manchmal zu farblos ſchildernd, doch gewiſſenhaft und neben Joachimſens „Vom deutſchen Volk zum deutſchen Staat" bei ſo kurzem Umfang manchem Leſer zur Einführung dienlich.

Rudolf Kötzſchke, Grundzüge der deutſchen Wirtſchaftsgeſchichte bis zum 17. Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Grundriß der Geſchichtswiſſenſchaft zur Einführung in das Studium der deutſchen Geſchichte des Mittelalters und der Neuzeit. Herausgegeben von Aloys Meiſter. Reihe II. Abteilung 1. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Die zweite Auflage des gediegenen Grundriſſes macht ſich nützlich, indem ſie die Erlebniſſe der in den letzten 15 Jahren erſchienenen, oft ſehr weitſchichtigen Spezialforſchung auf wenige Zeilen zuſammendrängt. Aber auch große, allgemeinbildende Geſichtspunkte läßt das Buch nicht vermiſſen, ſo z. B. bei der Schilderung des wirtſchaftlichen Niedergangs unſeres Volkes zugleich mit dem geiſtigen und politiſchen ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

R. Heuberger, Allgemeine Urkundenlehre für Deutſchland und Italien. — Grundriß der Geſchichtswiſſenſchaft — Reihe 1. Abteilung 2a. 1921, Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. Kart. 15 M.

Erſetzt die in der erſten Auflage von Steinacker verfaßte (Privat)urkundenlehre des Mittelalters und ſpiegelt den neueſten Stand dieſer hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaft.

Georg Mentz, Geſchichte der neueren Zeit. II. Europäiſche Geſchichte im Zeitalter Karls V., Philipps II. und der Eliſabeth. — Aus Natur und Geiſteswelt. 528. Band. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Mentz, einer der beſten Kenner der Politik des 16. Jahrhunderts, gliedert die Geſchichte dieſes Zeitalters in zwei Perioden, deren erſte den Kampf um Italien, die zweite den Kampf der Prinzipien der Gegenreformation und des Calvinismus in den weſteuropäiſchen Staaten zum Hauptgegenſtand hat.

Gertrude Aretz, Die Marquiſe von Pompadour. Ein Lebensbild aus dem Rokoko. Mit 10 Bildbeigaben. Opal-Bücherei, Dresden, Carl Reißner. Geh. 30 M., Halbleinen 40 M.

Die kühle, kluge, herrſchſüchtige Streberin, die mit Voltaire zuſammen einem Menſchenalter den Namen gab, wird in ihrer ganzen weiblichen Problematik von der gewandten Verfaſſerin rund und lebendig in die galante Politik der Zeit hineingeſtellt; es iſt nicht alles Mitgeteilte mit dem ſtrengſten Maß geſchichtlicher Kritik zu meſſen, aber die Hauptfigur ſelbſt, die geiſtvoll-gewiſſenloſe Lebenskünſtlerin und das Geheimnis ihrer langen Herrſchaft über den Sultan von Verſailles iſt ſicher ebenſo treu wie feſſelnd aufgefaßt.

Hermann Chriſtern, Friedrich Chriſtoph Dahlmanns politiſche Entwickelung bis 1848, ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Liberalismus. H. Haeſſel, Leipzig 1921. 248 S.

Ein geſcheites, aufmerkſam eindringendes Buch über den ehrwürdigen Mann, der in der Zeit, von der die Rede iſt, zu einem Führer aller maßvollen und vaterländiſch geſinnten Liberalen wurde, deſſen Bücher über Politik, über die engliſche und über die franzöſiſche Revolution zu politiſchen Lehrbüchern und Bekenntnisſchriften wurden. Der Rechtsſtaat, der Verfaſſungsſtaat mit kräftiger Vertretung der Stände nach dem Verhältnis ihrer Bedeutung und Reife und mit einer ſtarken Monarchie war ſein Ziel. Er wollte damit echt germaniſche Erbſchaft, die er in der engliſchen Geſchichte am lebendigſten wirken ſah, fortführen. Geſunder Ausgleich zwiſchen der Pflege des geſchichtlich Eingewachſenen und einem vernünftigen Fortſchritt, zwiſchen machtvoller Ordnung und freier Entfaltung der Kräfte lag ihm am Herzen. Mit allem dem wollte er für ein nach außen ſtarkes, geachtetes Deutſchland ſorgen helfen.

H. Preller, Weltgeſchichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. Aus Natur und Geiſteswelt 734. Leipzig, Teubner 1922. Kart. 14 M., geb. 18 M.

Der Gothaer Hiſtoriker, der in dieſem Bändchen den großen Verſuch wagt, die geiſtige, materielle, geſellſchaftliche und politiſche Entwicklung des letzten Jahrhunderts aus den Antrieben der Aufklärung und der Technik zu erklären, verfügt über einen geſchichtsphiloſophiſchen Tiefblick und eine wirklichkeitsſatte Anſchauung, die nicht nur in der populären, ſondern auch in der gelehrten Geſchichtsliteratur ſelten iſt.

L. Rieß, Gang der neuzeitlichen Kulturentwicklung im Rahmen der Weltgeſchichte. Stuttgart, Berger. Geb. 24 M.

Gedanklich weniger ſtraff gegliedert als Prellers eben erwähntes Werkchen bietet Rieß' Ueberſichtsbuch dem mit den Tatſachen noch weniger vertrauten Leſer dieſe in größerer Ausführlichkeit, außerdem auch zeitlich weitergeſpannt (von 1492 an).

Fritz Hartung, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Zweite verbeſſerte Auflage. Leipzig, Teubner 1922, geb. 48 M.

Der den Grenzbotenleſern wohlbekannte Kieler Geſchichtsforſcher, der gründlichſte und ſelbſtändige Sachkenntnis mit der Kunſt feſſelnder Darſtellung auch ſpröder Gegenſtände verbindet, führt in dieſer zweiten Auflage ſeines hervorragenden Werkes die Darſtellung bis auf das nachrevolutionäre Deutſchland herab. Vielverſchlungen wie bei keinem anderen Volk iſt das Verfaſſungsleben Deutſchlands in den letzten Jahrhunderten; um zu wiſſen, wo wir ſtehen, müſſen wir begreifen, wie wir dahin kamen. Der Politiker lernt aus dem Buch noch mehr als der Staatsrechtler.

Fritz Roepke, Von Gambetta bis Clémenceau. Fünfzig Jahre franzöſiſcher Politik und Geſchichte. In Halbleinen geb. 80 M. (Stuttgart Deutſche Verlags-Anſtalt.)

Das Zeitalter der Revanche, der politiſch-diplomatiſchen Wiedererhebung, der Vorbereitung und Ausnützung des Sieges — die dritte Republik als das Negativ des deutſchen Kaiſerreichs, deſſen Sturz ihr eigentliches Lebensziel iſt — die bourgeoiſe Innenpolitik, die Kolonialausbreitung, die kirchlichen und ſozialen Kämpfe demgegenüber ſekundär und doch zeitweiſe mehr in die Augen fallend — in Roepkes Darſtellung ein beſonders wertvoller Beſtandteil der Stuttgarter hiſtoriſchen Bibliothek, die in raſcher Folge ſo viele bleibende Werke bringt.

Alfred von Hedenſtröm, Geſchichte Rußlands von 1878 bis 1921. In Halbleinen gebunden 90 M. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.)

Das Drama des ruſſiſchen Niedergangs hat nach Hedenſtröm ſchon ſeit Mitte des 19. Jahrhunderts ſich unaufhaltſam vorbereitet. Das gut geſchriebene Buch bringt dem deutſchen Leſer zum erſtenmal eine Zuſammenfaſſung der ganzen vorleniniſchen Epoche unter dem Geſichtspunkt der politiſchen Aktion und Gegenaktion.

Dr. Otto Jöhlinger, Bismarck und die Juden. Unter Benutzung unveröffentlichter Quellen. Verlag Dietrich Reimer (Ernſt Vohſen) A.-G. in Berlin, 1921. Broſch. 32 M., geb. 38 M.

Das Buch iſt, abgeſehen von ſeinem beſonderen Gegenſtand, allgemein lehrreich für die Erkenntnis der politiſchen Legendenbildung und Verdächtigung großer Männer, insbeſondere in Deutſchland. Jöhlinger zeigt mit erdrückendem, intereſſantem und z. T. neuem Beweismaterial, wie Bismarck bald als Philoſemit, bald als Antiſemit geſchmäht und bekämpft wurde, und in Wahrheit keines von beiden war.

Der Merker.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 29. Juli 1922

Nummer 28

Um Bismarck.

Zwanzig Briefe aus dem Weimarer Staatsarchiv.

Zum ersten Mal herausgegeben von Archivar Dr. Felix Pischel.

I. Die Entlassung.

1. Heerwart, Bundesratsbevollmächtigter, an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit beeile ich mich untertänigst zu melden, daß nach einer mir soeben — abends 10 Uhr — zugehenden zuverlässigen Mitteilung der Reichskanzler seine Entlassung aus allen seinen Aemtern erbeten hat und zweifellos erhalten wird. Auch der Graf Bismarck und sämtliche Minister werden ihre Portefeuilles zur Verfügung stellen.

Das Verhalten des Reichskanzlers in den letzten Jahren, namentlich das völlige Ignorieren der in seinem Palais tagenden europäischen Delegierten-Konferenz und der wiederholte Empfang des Abgeordneten Windthorst, über welchen er Sr. Majestät dem Kaiser am Sonnabend befriedigende Aufklärungen nicht hat geben können, scheinen das ohnehin tief erschütterte Verhältnis gänzlich unhaltbar gemacht zu haben.

Die Entlassung des Reichskanzlers, welche zweifellos einen Wendepunkt in der Stellung des Reiches zum Ausland und in der inneren Politik bezeichnet, wird wahrscheinlich schon morgen öffentlich bekannt werden, die Entschließung auf die Erklärung der übrigen Minister aber erst später erfolgen.

In tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

Heerwart.

Berlin, 17. März 1890.

2. Heerwart, Bundesratsbevollmächtigter, an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit beehre ich mich über die Vorgänge, welche zu dem Entlassungsgesuch des Reichskanzlers geführt haben, auf Grund vertraulicher Mitteilungen, folgendes untertänigst zu berichten.

Bei dem Besuche des Kaisers im Palais des Reichskanzlers am letzten Sonnabend, 15. März, kam es zu einer Auseinandersetzung über die mit

Windthorſt ſtattgehabten Beſprechungen, welche der Kaiſer für bedenklich und jedenfalls für verfrüht erachtete, weil die Vorlagen, um welche es ſich zunächſt handeln werde, auch ohne beſondere Zugeſtändniſſe an das Zentrum im Reichstag durchzuſetzen ſein würden. Eine Verſtändigung über die dem neuen Reichstag gegenüber einzuhaltende Politik war auch in betreff der Vorlagen ſelbſt nicht zu erzielen, da der Reichskanzler ſich gegen den Arbeiterſchutz nach wie vor ablehnend verhielt und ein ſehr verſchärftes Sozialiſtengeſetz vorlegen wollte, durch welches die Expatriierung, ſowie die Entziehung des aktiven und paſſiven Wahlrechts gegen die Agitatoren ſollte eintreten können. Andererſeits verlangte der Kaiſer einen offiziellen Empfang der Delegierten-Konferenz durch den Reichskanzler, was dieſer ablehnte, weil die Konferenz ſeine Repräſentationsräume für ihre Sitzungen in Beſchlag genommen habe und ihm eine zweite Garnitur ſolcher Räume nicht zur Verfügung ſtehe. Endlich war auch nicht zu erreichen, daß der Reichskanzler das auf Grund einer veralteten Kabinettsordre an die preußiſchen Miniſter erlaſſene Verbot des unmittelbaren ſchriftlichen und mündlichen Vortrags bei Sr. Majeſtät, ſowie die Aufhebung der Stellvertretung durch die Staatsſekretäre der Reichsämter zurückzog, obwohl durch dieſe Maßregeln bereits eine fühlbare Stockung der Geſchäfte eingetreten iſt. Dabei ſoll auch die Stellung des Miniſters von Bötticher in Frage geweſen ſein, welchem der Reichskanzler ſein Vertrauen entzogen hatte, während er das des Kaiſers, namentlich auch wegen ſeines Verhaltens in den letzten Wochen, mehr als je beſaß.

Nachdem auch am folgenden Tage kein entgegenkommender Schritt ſeitens des Reichskanzlers erfolgt war, ließ der Kaiſer am Montag bei demſelben anfragen, ob er noch auf die Unterſtützung ſeiner Politik durch den Reichskanzler rechnen könne. Darauf bat letzterer um ſeine Entlaſſung aus allen Aemtern, berief einen Miniſterrat und gab demſelben von ſeinem Rücktritt Kenntnis.

Das ſchriftliche Entlaſſungsgeſuch iſt erſt heute überreicht worden. Die Genehmigung desſelben iſt aber unzweifelhaft, und ſie wird in einer Weiſe erfolgen, welche den unſterblichen Verdienſten des großen Mannes volle Würdigung zu Teil werden läßt und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß ſein Rat auch künftig der Krone nicht fehlen werde.

Die Ernennung des Nachfolgers ſteht unmittelbar bevor, da nach der Reichsverfaſſung eine Vakanz der Stelle unmöglich iſt. Aus Andeutungen glaube ich ſchließen zu können, daß ein General, aber nicht Graf Walderſee, auserſehen wird. Eine Aenderung in der Organiſation der Reichsämter oder deren Erſatz durch Reichsminiſterien iſt nicht beabſichtigt. Auch die preußiſchen Miniſter werden vorläufig in ihren Stellungen verbleiben.

Heute empfing mich Se. Hoheit der Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha, welcher geſtern eine zweiſtündige Unterredung mit dem Reichskanzler gehabt hatte. Leider ſcheint derſelbe in einer ſehr verbitterten Stimmung zu ſein und den Grund ſeiner Verabſchiedung nicht nur in den hervorgetretenen Meinungsverſchiedenheiten, ſondern auch darin zu erblicken, daß es zuſammenwirkenden Intriguen, bei welchen auch „hohe Damen“ mitgewirkt hätten, gelungen ſei, ihm das Vertrauen des Kaiſers zu entziehen. Allein ſo ſehr der Rücktritt des Reichskanzlers die verſchiedenen Gruppen ſeiner Feinde befriedigen mag, ſo iſt doch eine Beeinfluſſung des Kaiſers durch dieſelben in hohem Grade unwahrſcheinlich, und man braucht überhaupt andere Motive

als die oben geſchilderten nicht heranzuziehen, um den tragiſchen Abſchluß erklärlich, ja unvermeidlich zu finden.

In tiefſter Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigſter

Heerwart.

Berlin, 18. März 1890.

3. Großherzog Friedrich von Baden an Großherzog Carl Alexander.

Verehrter Freund. Deine werten Zeilen ſind mir geſtern zugekommen, ich konnte aber nicht ſofort antworten, da noch keine Entſcheidung getroffen war, und ſo komme ich heute erſt zu Dir mit dem, was ich ſagen kann.

Seit Deiner Abreiſe von hier ſind manche Fragen entſtanden, deren Löſungsverſuche ſich zu Trennungen in den Anſchauungen und Zielen zwiſchen dem Kaiſer und dem Fürſten Bismarck geſtalteten. Ich bin nicht befugt die näheren Verhältniſſe zu ſchildern und den Verlauf der Differenzen darzuſtellen; ich kann nur von den Wirkungen reden, die daraus hervorgingen. — Die Gegenſätze ſchärften ſich mehr und mehr, und es kam zu einer perſönlichen Auseinanderſetzung zwiſchen dem Kaiſer und dem Fürſten Bismarck, in welcher einige wichtige Prinzipienfragen über die Staatsleitung und die Handhabung der Regierungsgewalt zu einer ſehr lebhaften Diskuſſion führten. Der Fürſt verlor dabei die Faſſung ſo vollkommen, daß eine ruhige Beſprechung unmöglich wurde und der Kaiſer, welcher keinen Augenblick die Ruhe verlor, ſich genötigt ſah abzubrechen. Der Inhalt und Verlauf dieſer Unterredung, über die ich mehr nicht zu ſagen vermag, war entſcheidend für das, was nun eingetreten iſt. Fürſt Bismarck beharrte auf ſeinem Willen, und trotz vieler Verſuche, welche ſeit vorigen Samſtag, dem Tag der Unterredung, gemacht wurden, um dieſen ſcharfen Gegenſatz zu mildern, gelang dies nicht. Fürſt Bismarck erklärte am Dienstag dem verſammelten Miniſterrat, er wolle von allen ſeinen Aemtern zurücktreten und vom Kaiſer ſeine Entlaſſung erbitten.

Das Entlaſſungsgeſuch kam noch am ſpäten Abend des Dienstag in die Hände des Kaiſers, und die genehmigende Beantwortung desſelben wird heute im Reichsanzeiger erſcheinen. Ich kenne das Schreiben nicht, aber es ſoll eine äußerſt gnädige Verabſchiedung ſein, verbunden mit vielen äußeren Ehren und ſonſtigen gehaltvollen Vorzügen.

Ich erfülle eine werte Pflicht, wenn ich dieſe Zeilen mit der Verſicherung ſchließe, daß der Kaiſer während dieſer ſchweren Kriſis mit großer Ruhe, Geduld und Selbſtbeherrſchung gehandelt hat und keinen Verſuch ſcheute dem Fürſten Bismarck einen Rückweg anzubahnen.

Ich unterlaſſe jedwede Betrachtung der gegenwärtigen ſchwierigen Lage und beſchränke mich darauf, Deinen Wunſch ſo gut als ich's vermag zu erfüllen — Dir die Sachlage zu ſchildern.

In alter bekannter Geſinnung

Dein treuer Freund
Friedrich.

Berlin, den 20. März 1890.

4. Carl Alexander an Bismarck.

Ew. Durchlaucht werden meiner Worte nicht bedürfen, um von der tiefen Gemütserſchütterung überzeugt zu ſein, die ich bei der Nachricht empfand, daß

Sie das Amt als unſer Reichskanzler aufgegeben haben. Zwar ließ mir die Unterredung, die ich mit Ihnen vor acht Tagen hatte und in welcher ich Sie beſchwor das Vaterland und den Kaiſer noch nicht, nicht in dieſer ernſten Zeit zu verlaſſen, wenig Hoffnung auf Erfüllung meiner Bitten, allein wie man ſo gern geneigt iſt dem zu glauben, das man erhofft, glaubte ich nicht umſonſt geſprochen zu haben. Es iſt anders gekommen. Wir Deutſchen haben mit der unmittelbaren Tätigkeit des Mannes abzuſchließen, in dem wir ſeit einer langen Reihe von Jahren gewohnt waren die Tatkraft des Vaterlandes verkörpert zu ſehen. Wie tief mir dies zu Herzen geht, überlaſſe ich E. D. zu beurteilen. Sie auch werden begreifen, wie es mir ebenſo Herzensbedürfnis als Pflicht iſt, der unerlöſchlichen Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die ich als Deutſcher, als Reichsfürſt, als Landesherr dieſes Landes, als Haupt dieſes Hauſes ſchulde, das ſtets unter den erſten zu ſtehen die Gewohnheit hat, wo es ſich handelt, den Pflichten des Vaterlandes zu entſprechen. Laſſe Sie der Allmächtige durch Seinen Segen noch lange die Früchte genießen, deren Samen Sie durch Ihn zum Beſten des Vaterlandes geſät haben. Keinen herzlicheren Wunſch könnte die Dankbarkeit ausſprechen als dieſen von E. D. ergebenem Freund

Carl Alexander.

Weimar, d. 26. März 1890.

5. Heerwart an Carl Alexander.

Großherzog von Sachſen, Weimar. Heute 12 Uhr vom Fürſten Bismarck in halbſtündiger Audienz empfangen. Derſelbe dankt Ew. Königlichen Hoheit herzlich. Bericht folgt.

Untertänigſt. Heerwart.

Telegramm, 27. März 1890, 6^{00} N. Berlin. Weimar 6^{31} N.

6. Heerwart an Carl Alexander.

Durchlauchtigſter Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit gnädigſtem Befehle gemäß meldete ich mich ſofort bei Sr. Durchlaucht dem Fürſten Bismarck und hatte, wie bereits telegraphiſch gemeldet, geſtern Mittag 12 Uhr die Ehre, von demſelben in halbſtündiger Audienz empfangen zu werden. Dabei entledigte ich mich zunächſt des erhaltenen hohen Auftrags, indem ich im Namen Ew. Königlichen Hoheit dem tief gefühlten Dank für die von dem Fürſten dem Vaterlande geleiſteten Dienſte Ausdruck gab und hinzufügte, daß Ew. Königliche Hoheit Sich nicht nur als Bundesfürſt zu dieſer Kundgebung verpflichtet fühlen, ſondern daß es Höchſtihnen auch perſönlich ein wirkliches Herzensbedürfnis ſei, dieſen Dank in dem Handſchreiben auszuſprechen, welches ich dem Fürſten einzuhändigen habe.

Nach Durchleſen des Schreibens dankte der Fürſt, ſichtlich bewegt, für die ſympathiſchen Geſinnungen, deren er ſich ſeitens Ew. Königlichen Hoheit ſeit langen Jahren zu erfreuen gehabt habe und welche ihn in dem gegenwärtigen ſchmerzlichen Augenblick doppelt wohltuend berührten, indem er ſich vorbehielt, ſeinen Dank auch noch ſchriftlich zu erkennen zu geben. Im übrigen müſſe er die Auffaſſung berichtigen, daß es ſich um ſeinen freiwilligen Rücktritt handle; er ſei vielmehr entlaſſen oder eigentlich fortgeſchickt worden. Wie könne man glauben, daß er angeſichts der drohenden ſozialen Gefahren und gegenüber der durch die letzten Wahlen geſchaffenen Reichstagsmehrheit ſeinen Poſten ver-

laſſe! Er fühle ſich vollkommen geſund und würde ungeachtet ſeines Alters mit voller Kraft und freudig den ſchweren Kampf aufgenommen haben. Aber durch Zuträgereien verſchiedener Art, bei welchen auch manche ſeiner Kollegen mitgewirkt hätten, ſei der Kaiſer ihm ſeit einigen Wochen entfremdet worden und habe in ihm ein Hindernis ſeiner inneren Politik zu erkennen geglaubt, welches unter allen Umſtänden beſeitigt werden müſſe.

Auf meine Bemerkung, daß die ſog. Arbeiterſchutzgeſetzgebung doch kaum zu einem ſo unlösbaren Konflikt habe führen können und daß auf dieſem rein wirtſchaftlichen Gebiete eine Verſtändigung gewiß möglich geweſen ſei, beſtätigte dies der Fürſt und bezeichnete neben der allgemeinen Entfremdung als unmittelbaren Anlaß des Abſchieds ſeine Weigerung, die Kabinettsordre über die Stellung des Miniſterpräſidenten vom Jahre 1852 aufzuheben, deren Fortbeſtand bei dem eingetretenen Zwieſpalt mit ſeinen Kollegen zur Aufrechterhaltung der Einheitlichkeit der Regierung gerade jetzt notwendig geweſen ſei. Als er aus dieſem Grunde abgelehnt habe, den Entwurf einer entſprechenden neuen Ordre vorzulegen, ſei ihm durch den Chef des Militärkabinetts eröffnet worden, in ſolchem Falle erwarte der Kaiſer ſein Entlaſſungsgeſuch, an deſſen Einreichung er dann auch noch von dem Chef des Civilkabinetts erinnert worden ſei. Nun habe er den taktiſchen Fehler begangen, überhaupt ein ſolches Geſuch einzureichen; er hätte abwarten ſollen, ob der Kaiſer ihn entlaſſe, was ja jeden Augenblick habe geſchehen können. In dem Geſuche ſelbſt ſeien übrigens alle einſchlagenden Verhältniſſe ausführlich und unter Eröffnung von Verſtändigungswegen dargelegt; er habe deshalb den Kaiſer in der Abſchieds-Audienz gebeten, die Veröffentlichung zu geſtatten, was derſelbe jedoch entſchieden abgelehnt habe. Später werde indeſſen der Inhalt doch bekannt werden.

In bezug auf die Unterredungen mit dem Abgeordneten Windthorſt habe er dem Kaiſer ſeine Ueberraſchung ausgeſprochen, daß jetzt die Beſuche kontrolliert werden ſollten, welche er von Abgeordneten empfange, nachdem er in dieſem Verkehr ſeit 28 Jahren freie Hand gehabt habe. Uebrigens hätten die Beſprechungen zu keinem Ergebniſſe geführt und der Abgeordnete Windthorſt habe ſchließlich nur den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, daß der Fürſt noch im Amte bleibe! — Sehr treffend hat, wie ich von anderer Seite höre, der Kaiſer obiger Aeußerung des Fürſten entgegengehalten, daß Letzterer Ihm ja ſogar verwehren wolle, ſeine Miniſter zu empfangen. —

Der Kaiſer — ſo fuhr der Fürſt fort — habe ihm beim Abſchied wiederholt verſichert, daß nur die Schonung ſeiner Geſundheit und der Wunſch, ihn dem Vaterlande und ſeiner Familie noch möglichſt lange zu erhalten, für die Entſchließung beſtimmend geweſen ſei. Allein er habe durch ſeinen Hausarzt Dr. Schweninger konſtatieren laſſen, daß ſein Geſundheitszuſtand keiner beſonderen Schonung bedürfe, wie ſich ſchon daraus ergebe, daß er die großen Aufregungen der letzten Wochen habe ertragen können.

Einen mehr humoriſtiſchen Charakter tragen die Bemerkungen, welche der Fürſt an die ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen geknüpft hat. Es ſei doch ſonderbar, daß man den alten Reichskanzler als General-Oberſt in die Armee verſetze und dem bedeutendſten General ſtatt des Schwertes die Feder in die Hand gebe. Die Würde eines Herzogs von Lauenburg habe er nicht wohl ablehnen können, werde aber von derſelben nur Gebrauch machen, wenn er incognito reiſe.

Als ich ſchließlich die zuverſichtliche Hoffnung ausſprach, daß bei eintretenden großen Gefahren für das Reich die Vaterlandsliebe des Fürſten alle

Verſtimmung überwinden und ſein Rat dem Kaiſer nicht fehlen werde, erwiderte er, daß er ſich einer nochmaligen Entlaſſung doch keinesfalls ausſetzen könne und ſeine politiſche Tätigkeit, die er nur gezwungen aufgebe, für abgeſchloſſen halte.

Der Geſamteindruck der Unterredung iſt gewiß ein tief ergreifender, wenn man ſich die weltgeſchichtlichen Erfolge des erſten Reichskanzlers vergegenwärtigt und ihn jetzt in ſolcher Verſtimmung aus ſeinem hohen Amte ſcheiden ſieht. Denn

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer ſeines Gleichen ſehn."

Allein an der Schuld des Helden in der Tragödie dieſer Tage fehlt es nicht, da der Fürſt ſeit ſeiner Rückkehr von Friedrichsruh in keiner der vorliegenden Fragen dem Willen des Kaiſers ſich gefügt und deſſen Politik ſogar durch poſitive Maßnahmen zu kreuzen verſucht hat, was mit ſeiner monarchiſchen Geſinnung doch kaum in Einklang zu bringen iſt und nur in einer ſeit faſt einem Menſchenalter innegehabten unvergleichlichen Machtſtellung ſeine Erklärung findet.

Von der Abſchiedsaudienz am Mittwoch ſoll der Kaiſer ſehr befriedigt geweſen ſein und ſich dahin geäußert haben, daß der Fürſt in durchaus verſöhnter Stimmung das Schloß verlaſſen habe. Wenn eine ſolche vorhanden war, ſo iſt offenbar bereits wieder ein Umſchlag eingetreten, und ich glaube geſtern den Blick in einen Krater getan zu haben, welcher, wenn auch für den Moment beruhigt, von Zeit zu Zeit neue Ausbrüche befürchten läßt.

Die Anſprache, mit welcher der neue Reichskanzler von Caprivi ſich geſtern im Bundesrat einführte, machte einen vortrefflichen Eindruck, wie nicht minder eine Tiſchrede, mit welcher er bei dem geſtern ihm zu Ehren gegebenen Feſtmahl den Toaſt des Staatsminiſters von Bötticher beantwortete, und in welcher er erwähnte, daß er ſich bereits im Februar d. J. auf Anfrage Sr. Majeſtät bereit erklärt habe, den ſo verantwortungsvollen Poſten zu übernehmen, wenn ihm dies ausdrücklich befohlen werde. Von allen Seiten wird dem ruhig energiſchen Charakter, dem klaren Blick und dem würdevollen Auftreten des Mannes große Sympathie entgegengebracht, und ich werde nicht verfehlen, bei nächſter Gelegenheit mich des von Ew. Königlichen Hoheit in gleichem Sinne mir erteilten Auftrags zu entledigen.

Der Großherzoglich Badiſche Geſandte Freiherr von Marſchall iſt heute an Stelle des verabſchiedeten Grafen Herbert Bismarck zum Staatsſekretär des Auswärtigen ernannt worden.

In tiefſter Ehrfurcht Ew. Königlichen Hoheit untertänigſter

Heerwart.

Berlin, 28. März 1890.

7. von Groß, Staatsminiſter, an Carl Alexander.

Eurer Königlichen Hoheit unterbreite ich ehrfurchtsvoll den letzten Brief des Geh. Staatsrats Heerwart.

Von denjenigen Berichten desſelben über die Kanzlerkriſis, welche durch meine Hände gingen, haben Ew. Königliche Hoheit noch einige in Händen. Wenn noch einige Zeit verfloſſen ſein wird und Ew. Königliche Hoheit das betreffende Material nicht mehr brauchen, empfiehlt es ſich vielleicht, dasſelbe

zu ordnen und in ein Aktenſtück zu bringen, welches dann in dem geheimen Schrank als wertvolles geſchichtliches Dokument aufbewahrt werden möchte.

In gewohnter Ehrfurcht verharrend Ew. Königliche Hoheit untertänigſter

von Groß.

Berlin, 31. März 1890.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Kritik Oswald Spenglers.

Von

Willy Paſtor.

Der erſte Band von Spenglers „Untergang des Abendlandes“ erſchien im Jahre des Zuſammenbruchs. Wie eine unmittelbare Anrede wirkte damals der drohende Titel. Man war auf eine ſteil abſchüſſige Bahn geraten, auf der kein Halt mehr möglich ſchien. Die Schreckensfrage „Was nun?“ quälte alle Gemüter, und hier nun wurde ihnen ein Werk geboten, das anhub mit dem Satz: „In dieſem Buche wird zum erſten Male der Verſuch gemacht, Geſchichte vorauszubeſtimmen.“

Kühlere Köpfe freilich wurden gerade über das Prophetiſche, das ſchon im Titel ſteckte, eher ſtutzig. Es war in den letzten Jahren gar zu viel geweisſagt worden, und je zuverſichtlicher der Ton geweſen war, um ſo weniger war eingetroffen. An Zuverſicht fehlte es dem neueſten Propheten ganz ſicher nicht. Der Schlußſatz ſeines, bereits 1917 geſchriebenen, Vorwortes lautete: „Ich habe nur den Wunſch beizufügen, daß dies Buch neben den militäriſchen Leiſtungen Deutſchlands nicht ganz unwürdig daſtehen möge.“ Noch bedenklicher wurde man, als in der Einleitung das bekannte Spiel mit geſchichtlichen Vergleichen, zu einer „Technik“ erweitert, als Allheilmittel geprieſen wurde und das alte Römertum wieder einmal unſere eigene Gegenwart und Zukunft erſchließen ſollte. Weiter las man da beim erſten Durchblättern vom Gleichlauf der Künſte in verſchiedenen Kulturen. Auch das war Längſtvernommenes. Daß es in der Antike ein dem ſpäteren entſprechendes Barock gegeben habe, hatte ſchon der alte Brunn gelehrt, und Wölfflin hatte ein für alle in ſich geſchloſſenen Kunſtzeiten gültiges Dreiſtufenſyſtem aufgeſtellt, das ganz dem Spenglerſchen entſprach; nur die Benennungen lauteten anders. Wo aber blieb dann das Einziggeartete, das dem Spenglerſchen Buche nachgerühmt wurde?

Doch es iſt eine alte Erkenntnis, daß ein urſprünglicher Kopf auch aus widerlegten Vorausſetzungen etwas Eigenes folgern kann. Es klingt widerſinnig, iſt aber doch ſo, daß ſelbſt auf den verbrauchteſten Philoſophemen ſich eine brauchbare Philoſophie aufbauen kann. Spengler iſt wieder Beweis dafür. Nach den erſten Seiten ſeines dicken Bandes hatte man das Vorurteil, daß hier ein Halbunterrichteter mit der Redſeligkeit eben dieſer Gattung etwas nur für ihn Neues breittreten möchte. Dann aber las man weiter, und von Kapitel zu Kapitel fand man Gedanken entwickelt von einer Kraft der Anregung, deren nur ein wirklich philoſophiſcher Kopf fähig iſt. Das Buch fand einen ſtärkſten Erfolg. Man

konnte ſich darüber freuen im Hinblick auf zahlloſe fruchtbare Einzelgedanken, nur mußte das Grundfalſche, und für unſere Zeit zudem Gefährliche des Grundgedankens eingeſehen und abgetan werden. Aber gerade dieſer Grundgedanke von einem unvermeidlichen Untergang hatte ja den Erfolg bei der großen Maſſe bewirkt. Alle Leute mit zuſammengebrochenen Nerven, die nur noch in einem tatenloſen Indertum, einem müden Entſagen unſere Zukunft erblickten, empfanden und prieſen das Werk als eine Offenbarung.

Spengler ſelbſt hat eine ſolche Auffaſſung als gründliches Mißverſtändnis von ſich gewieſen. Sein Buch „Preußentum und Sozialismus“ iſt eine Abſage an die Verzagten von erfriſchender Deutlichkeit. Danach konnte man hoffen, daß der noch ausſtehende zweite Band und die angekündigte Umarbeitung des erſten mindeſtens die gröbſten Irrtümer beſeitigen werde. Die Hoffnung wuchs, als Spengler die Herausgabe des Schlußbandes immer wieder hinausſchob. Nun endlich iſt er (vier Jahre nach dem erſten) erſchienen — und alle Hoffnung iſt vereitelt. Nicht beſeitigt, ſondern nach Möglichkeit vertieft iſt alles Irrige, und damit iſt dem unparteiiſchen Urteil eine Aufgabe geſtellt, die gelöſt werden muß.

* * *

Die beiden wichtigſten Vorausſetzungen Spenglers lauten: es gibt keine Geſchichte „der“ Kultur, ſondern nur eine ſolche einzelner Kulturen; jede Kultur aber iſt ein Organismus höherer Art. Organismen blühen auf, reifen ihrer Form entgegen und welken hin; das iſt ihnen allen ohne Unterſchied gemeinſam, ob ihr Leben einen Tag währt oder tauſend Jahre. Aber ein jeder von all den Myriaden Organismen, welche die Erde kommen ſah und gehen, hat auch ſein Beſonderes. Am beſten erkennen wir an unſeresgleichen. Jede einzelne Menſchenſeele iſt eine Miſchung, die in ihrer ganz beſonderen Art nie vorher war und nie wieder ſein wird. In tauſendfachen Ausdrucksformen wird ihr Weſen dem Menſchenkenner offenbar. Geſichtsbildung, Haltung und Gang, Sprache und Tätigkeit, ja der bloße Stimmklang ſind klare Mitteilungen für den, der ſich auf das Leſen ſolcher Dinge verſteht. Was aber vom Menſchen als beſeeltem Organismus gilt, das gilt auch für jene Organismen höherer Art, die wir Kulturen nennen. In Religionen, Künſten, Wiſſenſchaften, Bauformen, Feſten, dem Charakter und Zeitmaß ihrer Handlungen ſprechen ſie ſich aus, und Aufgabe des Geſchichtsſchreibers iſt es, dieſe ihre Sprache in die uns geläufige zu überſetzen.

An einer Fülle von Beiſpielen aus dem großen Bilderbuch der Weltgeſchichte zeigt Spengler, wie ſolche Ueberſetzungen möglich ſind. Sein Wiſſen um Einzelheiten iſt viel beſtaunt worden, aber das iſt unweſentlich gegen die ihm innewohnende künſtleriſche Kraft, die immer wieder einmal hervorbricht. Daß Kulturen Organismen höherer Art ſind, iſt eine faſt zum Gemeinplatz gewordene Erkenntnis. Doch der Mangel an künſtleriſcher Begabung hinderte die meiſten, welche dieſe Lehre weitergaben, deren Allgemeinheit zu beſeelen. „Organismus höherer Art“, das war für ſie ſo etwas wie eine „juriſtiſche Perſon“, irgendeine begrifflich zuſammenfaßbare Einheit, im Grunde aber doch ein nur gedachtes Weſen ohne Fleiſch und Blut. Bei Spengler *haben* dieſe juriſtiſchen Perſonen Fleiſch und Blut; jede einzelne zeigt ihr eigenes, beſtimmt geprägtes Ge-

ſicht, und kraft ſeiner künſtleriſchen Schauung vermag Spengler von deſſen Miene und Ausdruck allerlei zu ſagen — ein Lavater geſteigerter Art, deſſen „phyſiognomiſche Fragmente“ ganze Kulturen umreißen.

So weit die nicht wegzudeutelnden Vorzüge Spenglers. Nun aber die engen, erſtickend engen Schranken ſeiner Art der Betrachtung. Seit G. Th. Fechner ſind wir gewohnt, von einem „Stufenbau der Welt“ zu reden. Das „übergreifende Bewußtſein“, das den Menſchen einer höhern Einheit unterſtellt, macht nicht halt bei einem Volk und ſeiner Kultur. Es gibt noch höhere und immer wieder höhere Einheiten, die ſich ſchließlich verlieren (für unſeren Blick verlieren) in die Unendlichkeit, das Weltall, das Göttliche, oder wie man es benennen mag. Nur ſtammelnd und ungewiß ahnend können wir von den ſogenannten letzten Dingen reden, den weiteſten Ringen und Sphären. Ein Organismus aber, der hinausgreift über alle Organismen hienieden, iſt unſeren Sinnen nach wohl erreichbar. Das iſt der Organismus der Erde, als eines lebenden, einheitlichen Sterns. In ihm weben und ſind wir; ſeine Geſchichte, ſein Schickſal beſtimmt unſer aller Werden und Vergehen, nach ſeinem Bilde ſchuf er alles, was da wurde, und mit ſeinem Bilde muß ſich alles das auch ändern von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Wie nun denkt Spengler über dieſen höheren Organismus, in deſſen übergeordneter Geſchichte allein wir alles in der Zeit des Menſchen Geſchehene im tieferen Sinn begreifen können? Antwort darauf gibt die ſchon erwähnte, von Spengler mit dogmatiſcher Unerbittlichkeit verteidigte Vorausſetzung: es gebe keine Kultur, ſondern nur Kulturen. „Die Gruppe der hohen Kulturen iſt keine organiſche Einheit. Daß ſie in dieſer Zahl, an dieſen Orten und zu dieſer Zeit entſtanden, iſt für das menſchliche Auge ein Zufall ohne tieferen Sinn.“ Dieſem Maſchinengott des Zufalls opfert Spengler wahre Hekatomben geſchichtlicher Ereigniſſe; er iſt für ihn ein Urphänomen, eine Grundvorſtellung, über welche weiter nachzudenken ausſichtsloſe Spielerei ſein ſoll.

Mehr noch: blinder Zufall iſt für ihn auch das Entſtehen einer jeden Kultur, jeden Volkes, jeder Raſſe. Unabhängig von einander ſollen ſie entſtanden ſein, erweckt von der myſtiſchen Kraft einer immer aufs Neue einſetzenden Urzeugung. Dieſes merkwürdige Ding, die generatio aequivoca, früher auch für höhere Organismen angenommen, heute ſelbſt für die niederſten beſtritten, wird alſo hier wieder einmal aus der Verſenkung geholt, um mit ſeiner Hilfe die höchſten, allem menſchlichen Denken erreichbaren Organgebilde aus dem Nichts hervorzuzaubern. Spengler hat aus der Seele des nordiſchen Menſchen, den er den fauſtiſchen nennt, mit ſicherem Takt viel Feines im Einzelnen herausleſen. Etwas weniger Fauſtiſches, weniger Nordiſches aber als dieſe vermeintliche Geſchichte im Großen iſt kaum denkbar. Einen Kopernikus der Geſchichte nennt er ſich ſelbſt, und iſt nach ſeinen letzten Folgerungen doch höchſtens ein „Zeitgenoſſe“ des Ptolemäus. In Weltteilen und in Jahrtauſenden zu denken, hatten wir uns endlich gewöhnt: Spengler führt eine neue Art von Chiliasmus ein, den Glauben an Teufendjahrreiche; denn nur dieſe Spanne Zeit ſoll einer jeden Kultur von Schickſals wegen zubemeſſen ſein. Was jen- und diesſeits ſolcher tauſend Jahre liegt, das iſt für ihn — geſchichtslos.

Mit ſolchen Grundanſchauungen belaſtet, unternimmt es Spengler, die Kultur des Abendlandes rückſchauend und ausblickend zu ſichten, um danach als das Ergebnis ſeiner Beobachtung mit gelaſſener Hand das Menetekel „Untergang“ an die Wand zu malen. Im germaniſchen Mitteleuropa hat die abendländiſche Kultur ihren Schwerpunkt. Alle Welt war bisher der Anſicht, daß allein unſere geſchriebene Geſchichte zweitauſend Jahre umſpannt, und daß die Vorgeſchichtsforſchung, mit noch viel zuverläſſigeren Zeugniſſen arbeitend als nur ſchriftlichen („Steine ſind aufrichtig,“ ſagt Max Klinger), den beglaubigten zweien noch mindeſtens drei weitere Jahrtauſende rückwärts angliedern konnte. Iſt es denkbar, daß angeſichts ſolcher Tatſachen ein ernſthafter Kulturbetrachter darauf beſtehen kann, die Lebensdauer jedweder Kultur ſei abgelaufen mit eintauſend Jahren? Spengler beſteht darauf. Für ihn beginnt unſere Kultur erſt um die Hohenſtaufenzeit. Was vorher war, hier und da aufgehellt durch Entlehnungen, iſt geſchichtsloſes Bauerntum, was nachher kommt, ſo etwa um 2200, geſchichtsloſes Fellachentum. Pereat mundus, fiat doctrina!

Will man die ganze Schnellfertigkeit ermeſſen, mit der Spengler alle für ſeine Lehre unbequemen Erkenntniſſe aus dem Wege räumt, ſo leſe man im zweiten Bande nach, wie er kurzerhand die Jahrhundertarbeit der Sprach- und der Raſſenforſchung glaubt erledigen zu können. Eine rechte Sprachforſchung müßte nach ihm anfangen mit den Verſtändigungsverſuchen eines Hundes vor ſeinem Herrn; dieſe Hundeſprache allein ſcheint ihm ſchon wichtig genug, für ſie „alle gelehrten Wortunterſuchungen“ (es ſind Lebensarbeiten darunter wie die eines Bopp, eines Jakob Grimm) beiſeite zu laſſen. Raſſen ſollen ſchnell entwickelte Gebilde ſein, die bloßen Geſchöpfe, nicht aber die Schöpfer der großen Kulturen, die ſelbſt wieder urerzeugt ſeien. „Die berühmten prähiſtoriſchen Knochenfunde vom Neandertalſchädel bis zum homo Aurignacensis beweiſen für die Raſſe und die Raſſewanderungen des primitiven Menſchen nicht das geringſte.“ Man kann es wirklich den Männern vom Fach nicht übelnehmen, wenn auch die Vorurteilsloſen unter ihnen im Hinblick auf ſolche Liebhaberurteile nichts wiſſen mögen von einem Werk, das ihnen im übrigen doch manche Anregung geben könnte .

* * *

„Unſtillbarer Drang in die Ferne“ bezeichnet Spengler als einen Hauptzug im Weſen des Abendländers. Es iſt eine der tiefſten Eingebungen, deren er teilhaftig wurde. Schade nur, daß er beim Nachdenken über dieſe Eigenſchaft, bei der Erkundung ihrer Geſchichte ſelber einen ſo geringen Drang in die Ferne bewährt. Nur der von ihm zeitlich ganz eng umgrenzte ſogenannte gotiſche Menſch ſoll kraft jener Eigenſchaft geſchichtsbildend gewirkt haben, und die ſo gewordene Geſchichte umſpanne noch kein Jahrtauſend. In Wahrheit iſt bereits der nordiſche Menſch der jüngeren Steinzeit, der Sonnenwarten baute, und von deſſen über Weltteile hingreifenden Raſſenwanderungen die Megalithen Kunde geben, beſeelt von jenem unſtillbaren Drang ins Ferne. Lange ſchon, ehe es ein Aegypten oder Babylonien gab, hat er Geſchichte gemacht, ja die Geſchichte Aegyptens und Babyloniens ſelbſt iſt erſt durch ihn geworden, durch ſeine Raſſenüberlagerungen und die daraus hervorgehenden Staatengebilde, den Grundlagen aller höheren Kultur.

Und hier kommen wir auf den entscheidenden Fehler aller Spenglerschen Geschichtsphilosophie: seinen Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen Rassen und Kulturen ersten, und Rassen und Kulturen niederen Grades. Er prägt gelegentlich, um das Verhältnis von Japan zu China zu kennzeichnen, das hübsche Wort, Japan besitze nur eine „Mondscheinkultur" im Vergleich zur chinesischen, die aus eigener Kraft leuchte. Zahllose Verfeinerungen im einzelnen sichern der japanischen Kultur trotzdem eine gewisse Ueberlegenheit, einen Abstand von der chinesischen. Man denke sich solche Verfeinerungen entsprechend durchgearbeitet, und es ergibt sich der scheinbar unüberbrückbare Abstand zwischen allen Kulturen zweiten und niederen von denjenigen ersten Ranges. Ersten Ranges aber kann nur eine Kultur unmittelbarer Rasse sein. Mögen ihre Werke noch so unbeholfen, roh, „barbarisch" erscheinen im Vergleich zu den durchgearbeiteten der anderen: sie haben doch die Anregung gegeben, sie allein leuchten aus eigener Kraft, und alles andere ist Mondschein.

Mit Leidenschaft wendet sich Spengler gegen alle Versuche einer rassenmäßig aufgebauten Weltgeschichte. Seinen Widerspruch begründet er damit, daß noch kein Forscher klare Grenzen zu ziehen vermochte zwischen den einzelnen Rassen. Aber alles, was er vorbringt zur Widerlegung solcher Forschungen, läuft schließlich hinaus auf den wirklich nicht mehr neuen Sophistenschluß, es gebe keinen Unterschied zwischen kahlen und behaarten Köpfen; „denn beim wievielten Haar, das man sich eines Morgens zufällig auskämmt, fängt der Kahlkopf an?" Zwischen Rassen niederen Grades sind die Unterschiede freilich schwer, und schließlich gar nicht mehr zu bestimmen. Halten wir aber auf die Rassen ersten Grades, so ist nicht länger zu rütteln an der nun endlich wissenschaftlich, schier (seit Klaatsch) bis ins Zoologische hinein festgestellten Dreiteilung einer weißen, schwarzen und gelben Rasse. Die weiße Rasse aber, das ist der „faustische" oder „gotische" Mensch des Nordens. Von ihm und seiner Urheimat Europa ging alle Geschichte mittel- und unmittelbar aus.

„Das Wort Europa," verlangt Spengler, „sollte aus der Geschichte gestrichen werden." Nein, unterstrichen muß es werden, und wenn dies erst geschieht, was keine Tüftelei mehr hindern kann, dann haben wir auch eine wirklich „faustische" Geschichtsschreibung. Immer von neuem hat Europa, die Jahrtausende hindurch, Kulturanregungen ausgestrahlt, und nie hat die unvermischte, oder von entarteten Kulturen zweiten Ranges geleitete schwarze und gelbe Rasse diese Ausstrahlungen anders beantworten können, als mit stets neu angesetzten Einkreisungen. Ausstrahlungen erst, Einkreisungen dann: diese beiden Mächte, einander ablösend mit der Regelmäßigkeit kosmischer Flut- und Ebbebewegungen, gliedern die Geschichte Mitteleuropas im Engeren und unmittelbar, und mittelbar und im Weiteren die aller Kultur überhaupt. Von hier aus müssen wir Geschichte sehen lernen, um sie als Weltgeschichte zu begreifen.

In gewaltigen Lebensläufen sieht Spengler alles in der Zeit des Menschen Geschehene zusammengefaßt; Lebensläufe, „als deren Ich und Person schon der Sprachgebrauch unwillkürlich Individuen höherer Ordnung wie die Antike, die chinesische Kultur oder die moderne Zivilisation denkend und handelnd einführt". Das alles ist richtig, und hätte Spengler es vermocht oder mindestens versucht, diese gewaltigen Lebensläufe einzugliedern in den noch gewaltigeren Lebenslauf

der Erde, so hätte er sich in Wahrheit einer kopernikanischen oder faustischen Geschichtsbetrachtung rühmen dürfen. Indem er aber alles, was der geringeren Reichweite seines Blickes verschwommen und unklar erscheint, als verschwommen und unklar an sich erklärt, steuert er zwangsläufig jenem geistigen Nihilismus entgegen, der sich auf der letzten Seite seines Werkes äußert in den Worten: „Die Zeit ist es, deren unerbittlicher Gang den flüchtigen Zufall Kultur auf diesem Planeten in den Zufall Mensch einbettet, eine Form, in welcher der Zufall Leben eine Zeitlang dahinströmt.“ Noch niemals sind dem Fluchtwinkel aller Ruhebedürftigen, dem asylum ignorantiae, wie Spingza den Zufall nennt, weitere Grenzen gezogen worden als in diesem Buche, das unser aller Kultur ein Ragnarök ansagen möchte.

Untergang des Abendlandes — wie oft schon hat man den Menschen des Nordens damit bangen wollen! „Diese unsere Zeit, von der man meint, sie sei der Welt Untergang“, beginnt Grimmelshausen seinen Simplizissimus. Die zermalmende Walze des Dreißigjährigen Krieges war über Deutschland gegangen, und da fehlte es nicht an apokalyptischen Propheten. Ein Untergang der „Welt“, so weit der Europäer sie damals überschaute, wurde angesagt um 1500, um 1000, und dazwischen im Zwölfhundert, als das große Sterben kam (auch so ein Geschenk des lieben Morgenlandes). Er hätte auch angesagt werden können, als der Hunnenanprall das gewaltige Ostgotenreich, das hochkultivierte damalige Mitteleuropa, zerschmetterte und der greise Ermanarich verzweifelt aus dem Leben schied. Und immer wieder hätte ein Spengler jener Tage um tausend Jahre zurückrechnen und den erschreckten Zeitgenossen klarmachen können, daß und warum die Herrlichkeit zu Ende war. Ja mehr noch: gegen Ende der jüngeren Steinzeit, um 2000 vor unserer Zeitrechnung, läßt sich eine solche drohende Europadämmerung nachweisen in allen Einzelheiten. Wir haben sie überstanden wie alle anderen nachher. Wir werden sie auch diesmal überstehen, mag gekommen sein und mag noch kommen, was da wolle.

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

2.

Biblisches bei Schiller und in unserer Umgangssprache. — Die morgenländische Dichtung.

Wie Goethe, so stand auch Schiller unter dem Einflusse der Sprache Klopstocks und der Bibel. Besonders in den Jugendwerken zeigte es sich, welch großen Anteil beide Elemente an der Entwicklung seines Stils gehabt haben. Die zahlreich vorkommenden Wörter „Hölle, Teufel, Himmel“ u. a. und die Zusammensetzungen damit wie „Höllendrache, Höllenpfuhl, Höllenwachen usw.“ lassen nicht erkennen, welcher von beiden Quellen sie entflossen sind; aber biblisch z. B ist die Stelle im Gedicht „Die Worte des Glaubens“: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in

Einfalt ein kindlich Gemüt“ (1. Kor. 1, 19 und Matth. 11, 25); biblisch ist auch in „Wallensteins Lager“ die Frage: „Wes ist das Bild und Gepräg?“ nach Matth. 22, 20. Sehr reich an biblischen Anklängen sind die „Räuber“. Da klagt V, 2 der alte Moor mit dem verlorenen Sohne der biblischen Parabel: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor Dir. Ich bin nicht wert, daß Du mich Vater nennst;“ in demselben Akte klingen auch die Worte vom „Zähneklappen und Heulen“ V, 2 an Matth. 8, 12 und von der „Schale des Zornes Gottes“ V, 1 an Offenb. 16, 1 an: in der Stelle I, 2 heißt es: „bis Deine Haare wachsen wie Adlerfedern und Deine Nägel wie Vogelklauen werden“, was an Daniel 4, 30 erinnert und V, 2: „Das ist Gottes Finger“ nach 2. Mos. 8, 19; sodann V, 1: „leer kam ich hierher, leer ziehe ich wieder hin“ (Ruth 1, 21 und Hiob 1, 21). Auch die „Jungfrau von Orleans“ enthält zahlreiche biblische Wendungen. So z. B. im Prolog 2: „in der Wüste trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels“, ein Hinweis auf die Versuchungsgeschichte Jesu Matth. 4, 3; im Prolog 3: „Möge Gott sie einst wie jene stolze Isabel verderben“ nach 2. Kön. 9, 30. Die Jungfrau nennt sich Prolog 3 „wie Isais Sohn zur Streiterin ausersehen von dem, der einst zu Mosen auf des Horebs Höhen im feurigen Busch sich flammend niederließ, der ihm befahl, vor Pharo zu stehen“ (2. Mos. 3, 2) und ihr die Weisung gab „Du sollst auf Erden für mich zeugen!“ (Prolog 4, anklingend an Apostelgesch. 1, 8). Die bildliche Wendung Prolog 3: „Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen und seines Stolzes Saaten niedermähen“ finden wir Joel 3, 18 und Offenb. 14, 15; die Stelle von der „löwenherz'gen Jungfrau“, die „den Tigerwolf bezwang, das grimmig wilde Tier“ Prolog 3 gemahnt an 1. Sam. 16, 34 ff.: der Vergleich der „Kriegswolke von Völkern“ mit der „Heuschreckwolke“, die „aus geschwärzter Luft herunterfällt und meilenlang die Felder bedeckt in unabsehbarem Gewimmel“ beruht auf Richter 6, 5 und Judith 2, 11; die Worte Karls (I, 5): „Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter, / Mein Kind zerteilen lassen mit dem Schwert?“ erinnern an das bekannte salomonische Urteil 1. Kön. 3, 16, und die Stelle III, 4, an der Karl zu der Jungfrau sagt: „Selig preisen sollen Dich die späteren Geschlechter“ an die Lobpreisung der Maria Luk. 1, 48. Bei den Worten Johannes V, 4: „Ohne Götter fällt kein Haar / Vom Haupt des Menschen“, wobei der Plural „Götter“ im Munde der christlich frommen Jungfrau stört, denken wir an Mark. 5, 2. Auch in anderen Dramen Schillers sind biblische Erinnerungen nicht eben selten. So z. B. wiederholt sich das Bild von der Schlange des Paradieses als des Urbildes der Verführung aus 1. Mos. 3, 15 in den Räubern V, 2, Maria Stuart IV, 10 und Wallensteins Tod IV, 7. Wie gut Schiller die Bibelsprache kannte, zeigt auch die häufige Verwendung altertümlicher Wörter und Wortformen. Dahin gehört z. B. Räuber II, 3: „risch wie der Wind“ aus 1. Sam. 20, 38, Fiesko III, 2: „gleich so viel stampfenden Rossen“ aus Hiob 39,21, ferner der Gebrauch der Verbalformen „fleußt, verzeuch, gebeut, fleucht, was da fleucht und kreucht“, die — zuweilen falsch angewendeten — Zahlwörter „zween, zwo, zwei“, die Genitiv- und Dativformen des Singulars auf —en von weiblichen Hauptwörtern wie „in der Erden, aus seiner Tonnen, das Haupt der Medusen, Kinder unserer Sonnen“.

Aber wir haben die Einflüſſe der Bibelſprache nicht nur bei den Dichtern zu ſuchen, wir finden ſie in großer Fülle auch in der Sprache des alltäglichen Lebens. Wir fühlen nur im allgemeinen vieles davon gar nicht mehr als bibliſches Sprachgut. Ich nenne da von einzelnen Wörtern z. B. „himmelſchreiend", das auf 1. Moſ. 4, 10, 2. Moſ. 3, 7 und anderen Stellen beruht. Die alte Dogmatik hatte dafür den Begriff der peccata clamantia, der ſchreienden Sünden, geprägt und dieſe in den Verſen aufgezählt: „Clamitat ad caelum vox sanguinis et Sodomorum, / Vox oppressorum, viduae, pretium famulorum", d. h.: „Es ſchreit zum Himmel die Stimme des Bluts und die Sodoms, die Stimme der Unterdrückten, der Witwe, der Arbeier Lohn". Dann gebrauchen wir das Wort „Feuertaufe" nach Matth. 3, 11, allerdings ohne uns um den Sinn, den es an jener Stelle hat, zu bekümmern. Es heißt da: „Ich taufe euch mit Waſſer zur Buße; der aber, der nach mir kommt, . . . der wird euch mit dem heiligen Geiſt und mit Feuer taufen". Uneigentlich gebrauchen wir auch „Kainszeichen" nach 1. Moſ. 4, 15: „Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erſchlüge". Wir aber reden in dem fälſchlichen Sinn, als ſtünde geſchrieben, der Herr habe Kain ſichtbarlich zum Mörder geſtempelt. Mit dem Namen „Nimrod", der Noahs Enkel war, bezeichnen wir nach 1. Moſ. 10, 9 einen „gewaltigen Jäger vor dem Herrn". Der „Uriasbrief" iſt ein Brief, der dem Ueberbringer Unheil bringt. In der Stelle 2. Sam. 11, 14 und 15 wird erzählt, David habe an Joab den Uria mit einem Briefe geſchickt des Inhalts: „Stellet Uria an den Streit, da er am härteſten iſt, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erſchlagen werde und ſterbe!", was auch ſo geſchah. Der „Sündenbock" führt auf die Stelle 3. Moſ. 16, 21 und 22 zurück: „Da ſoll Aaron ſeine beiden Hände auf ſein Haupt legen und bekennen auf ihn alle Miſſetat der Kinder Iſrael und alle ihre Uebertretung in allen ihren Sünden; und ſoll ſie dem Bock auf das Haupt legen und ihn durch einen Mann, der vorhanden iſt, in die Wüſte laufen laſſen: daß alſo der Bock alle ihre Miſſetat auf ihm in eine Wildnis trage"; vergl. hierzu „Lamm Gottes" unter Joh. 1, 29. Die „Hiobspoſt" iſt eine unglückliche Botſchaft nach Hiob 1, 14—19. — Bibliſche Wortverbindungen in unſerer Umgangsſprache ſind z. B.: „Recht und Gerechtigkeit; Land und Leute; Hunger und Kummer; zittern und zagen; des Todes Bitterkeit (vergl. „bitterer Tod"; Gretchen im Kerker; Iphigenie 4, 2); lieb und wert; über die Maßen uſw. Bibliſch ſind auch Ausdrücke wie „Kind des Todes, des Lichts, Gottes, der Finſternis, der Welt," womit auch „Weltkind, weltklug, Weltklugheit" zuſammenzuſtellen ſind. Alle ſind herzuleiten aus Luk. 16, 8: „Die Kinder dieſer Welt ſind klüger, denn die Kinder des Lichts". So nannte P. Heyſe ſeinen erſten Roman 1873 „Die Kinder der Welt". Auch die Stelle bei Goethe (Dichtung und Wahrheit 14. Buch) „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" gehört hierher. Dort gedenkt Goethe ſeines Scherzgedichtes vom 19. Juli 1774 „Diner zu Coblenz". Er ſchildert ſich darin bei Tiſche zwiſchen Lavater und Baſedow ſitzend. Lavater belehrt einen Geiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung St. Johannis, Baſedow beweiſt einem Tanzmeiſter, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch ſei, Goethe widmet ſich unterdeſſen den Genüſſen der Tafel. Zu den angeführten Wörtern ſind zu ſtellen „Kind der Sorge" (Herder), „Sohn des Mais" (d. i. der Goldkäfer in Klopſtocks „Frühlingsfeier"), ferner bildliche Ausdrücke des fernen Oſtens wie die

chineſiſchen „Kind der Säule“ (= kleine Säule, Säulchen), „Sohn der Sonne“ (= Tag), „Sohn des Frührots“ (= Morgenſtern) und die malaiſchen „Kind des Bogens“ (= Pfeil), „Bergkind“ (= Hügel) und „Mutter der Wege“ (= Kreuzweg). — Ungemein zahlreich ſind die von uns gebrauchten bibliſchen Redensarten, als da ſind: „mit Blindheit geſchlagen ſein (1. Moſ. 19, 11), Gnade vor jemandes Augen finden (1. Moſ. 18, 3), zu jemandes Füßen ſitzen (d. h. ſein Schüler ſein; Apoſtelgeſch. 22, 3), ausgehen, um die Töchter des Landes zu beſehen (nach 1. Moſ. 34, 1, aber falſch angewendet), wie Sand am Meer (1. Moſ. 22, 17; 1. Moſ. 32, 12 und öfter), Dorn im Auge (4. Moſ. 33, 55), mit fremdem Kalbe pflügen (nach Simſons Vorgang, Richt. 14, 18), ſeine Hände in Unſchuld waſchen (5. Moſ. 21, 1—9 und Pſalm 26, 6; uns aber geläufig nach Matth. 27, 24), den Schlaf des Gerechten ſchlafen (Sprüch. Sal. 24. 15; auch 3. Moſ. 26,6 oder Pſalm 3, 6 und 7 uſw.), im Weinberg des Herrn arbeiten (Matth. 20, 1 ff.). Ferner: „Niemand kann zween Herren dienen; dem Reinen iſt alles rein; Ehre, dem Ehre gebührt; wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über; ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert; wer Pech angreift, beſudelt ſich; die Haare ſtanden mir zu Berge; den Staub von den Füßen ſchütteln; wie Schuppen von den Augen fallen; da wird kein Stein auf dem andern bleiben; die Axt an die Wurzel legen; wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler; nicht wert ſein, jemandem die Schuhriemen aufzulöſen; bleibe im Lande und nähre dich redlich; wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein; Arzt, hilf dir ſelber; dies ſoll man tun und jenes nicht laſſen; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; jeder Tag hat ſeine Plage; wes Geiſtes Kinder ſie ſind; nach ſeiner Pfeife tanzen; ſie ſind ein Herz und eine Seele; Herzen und Nieren prüfen; ſich in die Zeit (in die Welt) ſchicken; an etwas Schiffbruch leiden; das gute (beſſere) Teil erwählen; ein Ende mit Schrecken; ſein Herz ausſchütten; zuſchanden werden; in den Wind reden; herrlich und in Freuden leben; volle Kammern; von Stund an; gehab dich wohl uſw.“ Wir ſehen alſo, daß viele Wörter, Wortverbindungen und formelhafte Redensarten der Sprache des täglichen Lebens ihren Urſprung in der Lutherbibel haben.

Sehr feſſelnd iſt die Betrachtung der ſogenannten flektierten Wortwiederholung, in der das Wort zuerſt im casus rectus ſteht und dann im casus obliquus wiederholt wird. Solche Wendungen ſind z. B. „Zahn um Zahn“ (2. Moſ. 21, 24), „Auge um Auge“ u. a. m. Sie ſind von R. M. Meyer[5]) unterſucht worden. Nach ſeiner Darſtellung finden wir ſolche Wortwiederholungen allerdings ſchon in der altgermaniſchen, beſonders nordiſchen Dichtung. So ſtehen z. B. in dem Merſeburger Zauberſpruche zur Heilung des gebrochenen Gliedes „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede, als wenn ſie geleimt wären“. Aber ins Neuhochdeutſche ſind ſolche Wendungen als hebräiſches Sprachgut erſt durch Luthers Bibelüberſetzung gekommen. Sie ſind uraltes Gemeingut aller indogermaniſchen Sprachen, ja wohl aller Sprachen, deren grammatiſcher Bau ſie zuläßt. Ein altaſſyriſcher Zauberſpruch berührt ſich hierin mit dem angeführten Merſeburger[6]); mit dem berühmten Satze des moſaiſchen Geſetzes ſtimmt genau der altfrieſiſche Rechtsſpruch „morth môt ma mith

[5]) „Deutſche Stiliſtik“ S. 43 ff.
[6]) Vgl. Goedeke Grundriß § 10, 2. Anm.

morthe kâla". Die Wendungen dieſer Art beruhen auf der Vorſtellung einer Wage, in deren Schalen gleiche Gewichte nacheinander gelegt werden. In der Formel „Aug um Auge" iſt der Sinn, daß der Schädiger für das verletzte Auge des andern eins ſeiner eigenen Augen hergeben ſoll. Die ehrwürdige Formel reicht in Zeiten zurück, wo man die Stellung der Worte noch unmittelbar als ſymboliſchen Akt empfinden konnte. Eben dieſer Symbolik halber waren ſolche Formeln von vornherein „kanoniſch" und gehörten in die kanoniſchen Bücher z. B. der Inder ſo gut wie andere Muſterformeln, beſonders hatten ſie ihren Platz in Zauber- und Rechtsformeln. Durch die Vermittelung des Latein wurde dieſe Redefigur in alle neueren Sprachen getragen. Wenn der Medizinmann die Bruchſtellen des gebrochenen Knochens aneinanderlegte, ſo bildete er dieſe Handlung mit der ſchon indogermaniſchen, vielleicht noch älteren Heilformel „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede" nach. Und wenn Walter von der Vogelweide in dem bekannten Gedicht: „Ich ſaß auf einem Steine" Bein mit Beine deckt, ſo wird damit die zeremonielle, gleichſam hieratiſche Haltung des Nachdenkenden ausdrückt. Wir haben auch die Wendungen „Opfer für Opfer" und „wo ſich Herz zu Herzen findt".

Eine Wortwiederholung anderer Art iſt die, in der zu einem Worte der gen. plur. desſelben Wortes tritt. Auf dieſe Weiſe wird eine Steigerung erzielt. So haben wir z. B. „Herr der Herren", was ſich ſchon auf altaſſyriſchen Inſchriften findet, wie z. B. auf einem dem Gotte Nebo im Tempel zu Kelach gewidmeten Standbilde. Im Ariſchen findet ſich „somapah somapanam", d. h. der Somatrinker der Somatrinker, alſo der gewaltigſte Somatrinker, „sákha sákhinam", d. i. der beſte Freund, „asunam asus" = der ſchnellſte der Schnellen. Auf den perſiſchen Keilinſchriften heißt der König „ksayatiya ksayatiyâmâm", d. h. König der Könige, und eine perſiſche Inſchrift lautet nach Strabo XV, 730: „Hier liege ich, Kyros, der König der Könige." Noch heute nennt ſich der Beherrſcher der Perſer shâhinshâh, das dieſelbe Bedeutung hat. Bei den griechiſchen Tragikern finden wir die gleiche Form der Steigerung, ſo bei Aeſchylus Suppl. 508 anax anákton = Herrſcher der Herrſcher, ebenſo im Lateiniſchen, z. B. rex regum bei Plaut. Capt. 525, dux ducum bei Seneca Med. 233 und im Litauiſchen vagiu vagis = Dieb der Diebe, Erzdieb, bedu bedá = Not der Nöte, höchſte Not, im Altnordiſchen hlym hlymja = Ton der Töne, karl karla, Held der Helden, ſeltener im älteren Hochdeutſch, ſo bei Konrad v. Würzburg in der „Goldenen Schmiede" 255. maget aller magede und bei Mich. Behaim 182, 22 buben aller buben. Dieſe Art der Wortwiederholung wird im Neuhochdeutſchen unter dem Einfluſſe der Lutherbibel häufiger; ſie findet ſich ſchon oft in Luthers Schriften; ſo redet er in ſeinem Briefe den Kaiſer Karl V. an mit „Herr der Herren und König aller Könige". Bei unſeren klaſſiſchen Dichtern iſt ſie ein beliebtes Mittel der Steigerung. So ſagt Klopſtock „Chriſtus wird halten das Gericht der Gerichte", ferner „die Himmel der Himmel erzittern, Weſen der Weſen, Gott der Götter, Macht der Mächte, Tiefe der Tiefen". Auch Leſſing ſagt: „O aller Naſen Naſe!", Goethe: „Iſt es möglich, Stern der Sterne, drück' ich wieder dich ans Herz?" und Schiller in der „Klage der Ceres": „Stürzt mich in die Nacht der Nächte". Zuweilen, obwohl ſeltener, ſteht ſtatt des gen. plur. der des sing. So bei Leſſing Nathan I, 3: „ich Geck, ich eines Gecken Geck!", bei Schiller, Braut

von Meſſina II, 5: „ins Herz des Herzens hab' ich ihr geſchaut" und in Wallenſteins Tod III, 15: „im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen". Aehnliche Wendungen, die aber anders zu erklären ſind, liegen in „Kindeskind, Helfershelfer, Zinſeszins u. a." vor. Auch Wendungen wie „Du Licht vom Lichte, der Tode tödlichſter, der Geliebten Geliebteſte" uſw. weichen ab. Eine auffallende Erſcheinung bei der Art der Steigerung wie „König der Könige" iſt es einmal, daß das Subſtantiv darin faſt ſtets einſilbig iſt, wie in „Herr der Herren, Buch der Bücher, Gott der Götter" und zweitens, daß der gen. gewöhnlich nachfolgt und nur vereinzelt voranſteht, wie in dem Kirchenliede „Jeſu, meines Lebens Leben" oder bei Platen „meines Bildes Bild".

Eine andere Art der Verſtärkung, die der hebräiſchen Poeſie ebenſo eigentümlich iſt wie der babyloniſchen, aſſyriſchen und ägyptiſchen, findet man in der Gewohnheit, denſelben Gedanken doppelt auszudrücken. Das iſt der ſogenannte Parallelismus. So z. B. „Wie das Gras werden ſie abgehauen und wie das Kraut werden ſie verwelken", oder „Ich gab ihnen meine Gebote und lehrte ſie meine Rechte" uſw. Dieſen Parallelismus hat z. B. Schiller nachgeahmt. So ſagt er in den Räubern IV, 3: „Finſternis verlöſche ſie auf ewig und der Tod rühre ſie nicht auf" und IV, 5: „Höre mich, der da droben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen". Ganz beſonders aber iſt hier die durchaus bibliſch gefühlte Stelle im Prolog 3 der Jungfrau von Orleans heranzuziehen „Der den heiligen Pflug beſchützt und fruchtbar macht die Erde, der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt, der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung; es zittert der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte und ſcherzet mit den Löwen um den Thron" (nach 1. Kön. 10, 20).

Zuletzt möge noch kurz auf die Wirkungen aufmerkſam gemacht werden, die der noch ſehr unentwickelte Satzbau der Lutherbibel auf die Geſtaltung des deutſchen Satzbaues ausgeübt hat. Bei Luther iſt die Syntax des Satzes noch dürftig und unbeſtimmt und das Verhältnis der Satzglieder und ſelbſt die Wortfolge ſchwanken noch. Aber auch in ſyntaktiſchen Dingen folgt z. B. Goethe mit Vorliebe der älteren, zumal der bibliſchen Sprache. Wenn es in der Bibel z. B. heißt: „Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, ſo ſpinnen ſie nicht", ſo kann man dieſem loſen Satzgefüge die Stelle aus dem Fauſt (Tanz unter der Dorflinde) an die Seite ſtellen, worin es heißt: „Schon um die Linde war es voll, / Und alles tanzte ſchon wie toll, / So ging der Fiedelbogen." Und mit der Stelle 2. Sam. 14, 13 „Daß er ſeinen Verſtoßenen nicht wieder holen läſſet" möge man die ungewöhnliche Ausdrucksweiſe in Hermann und Dorothea vergleichen: „er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo." Solche und andere um die Regeln unbekümmerten Verbindungen ſind gerade das Gegenteil des damals in das lateiniſche Regelwerk eingeſchnürten Periodenſtils der Gelehrten; ſie ſind kindlich ſorglos, nachläſſig, aber friſchlebendig und tragen unleugbar dazu bei, den Reiz Goethiſcher Ausdrucksweiſe zu erhöhen.

Neben der Bibel haben indeſſen auch das perſiſche und indiſche Schrifttum Einfluß auf das unſrige gewonnen, wenn auch in beſcheidenem Maße. Hier ſind als Erſchließer der ganzen morgenländiſchen Poeſie vor allem die Namen der beiden Schlegel, Rückerts und Schacks zu

nennen. Aber auch in Goethes „Weſtöſtlichem Divan“ klingen ſchon die Töne aus der Dichterharfe des ferneren Oſtens an. So z. B., wenn er ſingt: „Morgendämmerung wandte ſich ins Helle, / Herz und Geiſt auf einmal wurden froh, / Als die Nacht, die ſchüchterne Gazelle, / Vor dem Dräun des Morgenlöwen floh“, und „Der goldene Falke (d. i. die Sonne) breiter Schwingen überſchwebet ſein azurnes Neſt“, oder wenn er das Köpfchen der Geliebten durch Zopf und Kamm geziert ſein läßt wie die Moſchee durch die Kuppel, oder wenn er ihren Gang mit dem der wandelnden Zypreſſe vergleicht, oder wenn er bildlich von dem „ſüßen Rubinenmunde“ und „dem Leibe von Honiggold“ ſpricht. Es iſt ja bekannt, daß der alte Dichter „dem Stern, der oſtenher wahrhaft erſchienen, auf allen Wegen war bereit zu dienen.“ — Von den beiden Romantikern, den Brüdern Schlegel, gab Auguſt Wilhelm eine „Indiſche Bibliothek“ heraus und Friedrich förderte durch ſeine Schrift „über die Sprache und Weisheit der Inder“ die indiſchen Studien in Deutſchland in hohem Maße. Auch Friedrich Rückert, der als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Erlangen und in Berlin wirkte, hat nicht nur durch ſeine eigenen, gedankenlyriſchen Dichtungen „Spruchartiges und Vierzeilen“ und „Weisheit des Brahmanen“ ſeine Gedanken über alle möglichen Verhältniſſe und Gebiete des Menſchenlebens in indiſchem Gewande niedergelegt, ſondern durch ſeine freie Um- und Nachdichtung des Epos „Roſtem und Suhrab“, eines perſiſchen Heldenmärchens, das dem „Schahnameh oder dem Königsbuche des Firduſi“ entnommen iſt, unſere Bekanntſchaft mit der epiſchen Dichtung der Perſer vermittelt. Vor allem aber verdanken wir ihm das herrliche Epos „Nal und Damajanti“, eine liebliche Epiſode des althindoſtaniſchen Heldengedichts „Mahabharata“, worin der ehelichen Treue ein unübertreffliches Denkmal geſetzt iſt. So hat Rückert, indem er den Gedanken zugrunde legte, daß Weltpoeſie Weltverſöhnung ſei, ähnlich wie Herder den Dichterſtimmen aller Völker und Zonen gelauſcht und die uns bisher verſchloſſenen, reichen Dichtergärten des Oſtens geöffnet. Seinem Vorbilde folgte ſpäter Friedrich Bodenſtedt, dem wir „Tauſend und eine Nacht im Orient“, „Die Lieder des Mirza-Schaffy“ und den „Sänger von Schiras“ verdanken. Der „Sänger von Schiras“ iſt eine Uebertragung der ſchönſten Lieder des Hafis. Adolf Friedrich v. Schack, der Dichter der „Weihgeſänge“, der „Nächte des Orients“, des „Heliodor“ ſchenkte uns eine Nachdichtung des oben genannten, großen, perſiſchen Epos „Schahnameh“ des Firduſi. Auch Auguſt Graf v. Platen iſt hier zu nennen, der Dichter des Epos „Die Abaſſiden“, deſſen Stoff er den Märchen von Tauſend und einer Nacht entnahm, und worin er die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raſchid behandelt. Er wandte auch die mit der orientaliſchen Poeſie zu uns gekommenen Versformen wie den Vierzeiler und die perſiſche Ghaſele mit der gleichen Meiſterſchaft an wie A. W. v. Schlegel und Friedrich Rückert, ſo daß er ſagen konnte: „Der Orient iſt abgetan, man ſieht die Form als unſre an.“ Unter orientaliſchem Einfluß ſtand auch Freiligrath, dem man allerdings und nicht mit Unrecht den Vorwurf des allzu häufigen Gebrauches fremdländiſcher Reimwörter gemacht hat. Auch bei Heinrich v. Kleiſt findet man orientaliſche Anklänge, ſo z. B. im „Prinzen v. Homburg“ I, 4, wo er von der Nacht ſpricht, die den Prinzen „ſo lieblich umfängt mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend, ach, wie den Bräutigam die Perſerbraut“.

Auch ſonſt finden ſich bei ihm orientaliſche Wendungen wie „eine Tat, die weiß den Dei von Algier brennt — mit Flügeln nach Art der Cherubine — ſilberglänzig — den Sardanapal ziert — das Leben nennt der Derwiſch eine Reiſe, u. a. (Schluß folgt.)

Elſaß-Lothringiſche Fragen.

Von einem Elſäſſer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22.)

4. Kriſis des Parteilebens.

Die bisherigen Artikel ließen bereits die tiefgehende Spaltung und Zerſetzung der elſäſſiſchen Parteipolitik hervortreten. Ich möchte dieſes Bild der Parteiverhältniſſe, unter gleizeitiger Berückſichtigung der parallelgehenden Preſſebeſtrebungen, zum Abſchluß bringen und des weiteren einer in der Zwiſchenzeit neu entſtandenen Partei kritiſch beizukommen ſuchen.

Durchgehend machen wir, bei tieferem Einblick in die innere Struktur des Parteiweſens, die Beobachtung, wie ſich das Fremde und das Eingeborene; der Anpaſſungswille an die neuen „Herren" und der Behauptungswille des Eigenſtändigen; das Beſtreben, am Bewährten in den Verfaſſungs- und Behördeneinrichtungen feſtzuhalten oder aber alles im öffentlichen und politiſchen Leben ſogleich über den innerfranzöſiſchen Kamm zu ſcheren, zerſetzend gegen einander auswirkten.

Da iſt zunächſt die ſtädtiſche Bourgeoiſie, die Nachkommenſchaft der Revolutionsgewinnler, die, ihren geſellſchaftlichen Urſprung verleugnend, den geſchworenen Feind aller ſozialen Regungen im Volkstum darſtellt — wie ja ſchon vor dem Krieg die abſolute Feindſchaft gegen unſere ſoziale Geſetzgebung dem Deutſchenhaß dieſer Notabeln zur Stütze wurde. Den Kriegsgewinnlern von dazumal geſellten ſich die Kriegsgewinnler von heute. Fanatiſcher Nationalismus verbindet ſich hier mit überlegener Geringſchätzung des Heimatlich-Stammhaften. Dieſe Kreiſe (deren Niederlage in den Generalratswahlen gedacht wurde) machen den rechten Flügel der Demokratie aus, ohne parteilich ſtreng organiſiert zu ſein. Der franzöſiſche Nationalblock, der die Kammerwahlen im Jahre 1919 ſiegreich überſtand, hat im Notabelntum zum Teil ſeine Wurzeln, in der Hauptſache aber im Zentrum. Im Elſaß hat der Block vor drei Jahren einen beängſtigend ausſchließlichen Sieg davongetragen und ſämtliche Kammerdeputierten geſtellt. So war es den Rechtsparteien, Demokratie und Zentrum, möglich, einerſeits ſich zum Regierungsblock zuſammenzuſchließen, andererſeits ſich den Luxus beſonderer Gruppierungen, auf dem Boden der Regierungspolitik, zu geſtatten. In Lothringen haben wir demgemäß die klerikale Chauviniſtengruppe um den „Meſſin", in Straßburg die bourgeoiſe, laikale Brüderſchaft, die ſich um das unentwegte „Journal d'Alſace et de Lorraine", dieſes Parvenüblatt kleinbürgerlichen Geiſtes und franzöſiſchen Kapitals, gruppiert. Beide Blätter ſind als die Hauptorgane der franzöſiſchſprachigen Tagesjournaliſtik zu kennzeichnen. Sie bilden, mit Preßpilzen jüngeren Datums zuſammen, den Vorſpann des franzöſiſchen Nationalismus und übertrumpfen darin

ſogar die offiziellen Blockorgane. Dieſe ſind in Straßburg die „Neue Zeitung“ des Apoſtaten Charles Frey, ein zu deutſcher Zeit linksliberales Blatt, jetzt rein kapitaliſtiſch orientiert mit ſtark ſemitiſchem Einſchlag, und das alte Zentrumsorgan „Der Elſäſſer“, in dem ſeit 1919 die bekannten zwei Seelen wohnen, die wir uns in einem früheren Artikel durch Herrn Dr. Pfleger vorführen ließen. Dabei haben wir nachzutragen, daß Herr Pfleger, nachdem und vielleicht auch weil zu viele Interna aus ſeiner Partei in die Oeffentlichkeit gedrungen ſind; nachdem insbeſondere „Der Elſäſſer“ ihn nicht genügend verteidigt hat, das Präſidium der Zentrumspartei niederlegte bzw. an Herrn Dr. Walther, einen reichlich ſelbſtbewußten Draufgänger, abgegeben hat. Bruderorgane des „Elſäſſer“ ſind in Metz die „Lothringer Volksſtimme“ des Abbé Hackſpill, in Colmar der „Elſäſſer Kurier“ des leidlich gemäßigten Dr. Haegy. In ſchroffer Gegnerſchaft zum Block ſtehen die Linksparteien, die am Gängelbande innerfranzöſiſcher Parteibonzen ſich bisher nicht frei entfalten konnten, obwohl gerade die eine von ihnen, die „radikal-ſozialiſtiſche Partei“ (entſprechend etwa der Deutſchen Demokratiſchen Partei), als berufene Oppoſitionspartei zur Führung der unzufriedenen, kritiſch geſtimmten einheimiſchen Bevölkerung günſtige Ausſichten im Lande hätte. Die Radikalſozialiſten verſcherzen ſich ihre Gunſt bei den Eingeborenen namentlich auf dem Lande, einerſeits durch überſteigerten Antiklerikalismus, andererſeits durch ſchroffen Departementalismus auf Koſten der deutſchen Verwaltungs- und Geſetzgebungsreſiduen ſowie durch charakterſchwache Anpaſſung an innerfranzöſiſche, obendrein altmodiſche Parteidoktrinen bzw. -doktrinäre, die, von Paris ſklaviſch abhängig, keinen Boden im elſaß-lothringiſchen Volke haben. Hauptorgane ſind in Straßburg die „Republique“ des Herrn C. Dahlet, des händelſüchtigen elſäſſiſchen Journaliſtentherſites, in Metz das „Freie Journal“. Den eigentlichen Sozilismus kennen wir bereits.

So ſind allenthalben Spannungen: die Notabelnſchaft hat keinen Fuß in der alemanniſchen Bevölkerung. Die Klerikalen ſind, obwohl ſtraff organiſiert, innerlich zerteilt, die Rechtsdemokraten und Semiten haben nicht den genügenden moraliſchen Halt in einer kritiſcher gewordenen Bevölkerung, die Radikalſozialiſten ſind als weltfremde Ideologen, die außerdem nicht über genügende materielle Mittel verfügen, dem geſunden Menſchenverſtand ein Aergernis, die Sozialiſten mit teilweiſe beſtochenen Führern und unſicheren Kantoniſten (Salontiroler!) verkaufen das Fell des Bären, den ſie noch nicht erlegt haben, die Kommuniſten berauſchen ſich an Ideen, für die der Durchſchnittsmenſch und -arbeiter kaum die erforderliche intellektuelle Einſicht aufbringen kann. Wie da Volksgefühl und Staatsgefühl im Lande aufkommen ſoll, iſt ein Rätſel, das uns die „elſäſſiſche Sphinx“ wohl aufgeben, ſchwerlich aber löſen kann.

Bei dieſer allgemeinen Ratloſigkeit erregte es bereits einiges Aufſehen, als gelegentlich der Generalratswahlen Freiherr Claus Zorn von Bulach, der Träger eines uralten elſäſſiſchen Namens und Sohn des gelegentlich des Zabernfalles zurückgetretenen Staatsſekretärs Zorn von Bulach, ſich als Vertreter der „beleidigten Elſäſſer“ gegen die offizielle Blockkandidatur aufſtellen ließ und, ohne gewählt zu werden, eine ſtattliche Anzahl Stimmen auf ſich vereinigte. Zorn von Bulach hat, ohne vorher politiſch hervorgetreten zu ſein, erſt unlängſt bei einem Rededuell mit franzöſiſchen Offizieren, die ihn als „Boche“ zu traktieren dachten, einige

„ſchlagende Beweiſe“ für ſeine treu-elſäſſiſche Geſinnung abgelegt. Hieraus mag der Schluß zuläſſig ſein, daß gekränktes Ehrgefühl und Verſtimmungen perſönlicher Art den Politiker in Bulach geweckt haben. Mindeſtens ſteht nun feſt, daß die Partei oder auch nur eine Partei gegründet iſt, die ſich die moraliſche und politiſche Verteidigung der Elſäſſer gegen franzöſiſche Machtan- und -übergriffe zur Aufgabe geſteckt hat, eine Partei, in der Claus von Bulach eine treibende Kraft iſt, ohne — wie er ſelbſt bekennt — im mindeſten Anſpruch darauf zu erheben, der Spiritus Rector der „Elſäſſer Partei“ (wie ſie ſich nennt) zu ſein oder zu heißen. Mehr als jeder andere Elſäſſer hat aber wohl Bulach heute darauf Anſpruch, der temperamentvolle, parteipolitiſch völlig unbeſchriebene Exponent der innerſten Gefühle weiteſter elſäſſiſcher Volkskreiſe genannt zu werden.

Die „Elſäſſer Partei“ hat ſich, laut ihres Programms, auf „nationalen Boden“ geſtellt. Doch konnte von Anfang an kein Zweifel darüber beſtehen, daß man den Kampf mit den beſonders geaichten Nationaliſten (wir haben ſie mehr oder weniger in allen bisherigen Parteien gefunden) von erſter Stunde an werde aufnehmen müſſen.

Das iſt bereits geſchehen. Und der erſte Kampf war in gewiſſer Hinſicht Sieg. Im großen Saal des Straßburger Sängerhauſes hatte die Partei am Samstag, den 8. Juli, eine Gründungsverſammlung einberufen, die in eine einzige Lärmſzene ausartete. Bulachs Anhänger machten, Straßburger Blättern zufolge, vier Fünftel der Anweſenden aus. Außer Bulach kam nur noch der Kommuniſtenführer Hornecker zum Wort, die übrigen Redner (ausnahmslos Gegner) wurden mit Lärm zugedeckt, ſo der Zentrumsführer Dr. Walther. Es kam zu Handgreiflichkeiten. Eine Reſolution konnte nicht gefaßt, die Verſammlung mußte vorzeitig — ob vom Vorſitzenden, ob vom Polizeikommiſſar, iſt ſtrittig — geſchloſſen werden. Ein polizeiliches Aufgebot traf erſt ein, als die Beſucher den Saal bereits geräumt hatten.

Wir erwähnen dieſe Dinge deshalb zuerſt, weil ſie — difficile est, satiram non scribere! — das Wichtigſte an der Sache ſind. Zum erſten Mal iſt der Kirchhofsfrieden im politiſchen Leben des Elſaſſes blühendem Leben gewichen, einem Leben, das ſich dadurch bemerkbar macht, daß es ſchreit! Es lohnt kaum, im einzelnen einen Bericht der Vorgänge zu geben, die natürlich von verſchiedenen Seiten verſchieden eingeſchätzt worden ſind. Zu denken gibt auf alle Fälle die Tatſache, daß keiner der verſchiedenen „unmittelbaren Franzoſen“ (ſämtlich Elſäſſer: alle Redner, auch Bulach, bedienten ſich des Dialekts) zum Wort gelangen konnte. Wenn eine Minderheit die „Marſeillaiſe“, eine andere die „Internationale“ in hochdeutſcher Sprache anſtimmte, ſo ſind das Vorgänge, die ins Bild gehören, ohne ihm — wie Pariſer Blätter meinen — den eigentlichen Charakter zu geben.

Bulachs Forderungen ſind im einzelnen auch ſchon von anderen Parteien aufgeſtellt worden: Schutz der Mutterſprache, politiſche und wirtſchaftliche Gleichberechtigung der Elſäſſer und Altfranzoſen und dergleichen mehr, alle ausgeſprochen elſäſſiſche Beſchwerden. Was aber bei den anderen lediglich theoretiſches und agitatoriſches Beiwerk iſt, ſtellt ſich hier als weſentliche und entſcheidende Aufgabe dar. So gewinnt man doch den Eindruck, daß hier „ein neu' Lied“ anhebt.

Die Unentwegten der Gegenseite arbeiten mit nichtssagenden Verdrehungen: die Mitglieder der neuen Partei, die sich — trotz des nichts weniger als parlamentarischen Verlaufs der ersten Tagung — sogleich zahlreich eingeschrieben haben sollen, seien Deutsche und naturalisierte Deutsche! Damit beschwört man in Paris die Gefahr, die in Straßburg droht. Bulach ist den früher im Lande wohnhaften Altdeutschen nichts weniger denn als deutschfreundlich bekannt. 1918 soll er im Empfangskomitee zur Bejubelung der Franzosen eifrig tätig gewesen sein. Aber trotz allem: was bei den anderen Parteien entsprechend ihrer parteitaktischen Bindungen nicht frei zum Austrag kommen konnte, hat Bulach vor 3000 Hörern frank und offen zum Ausdruck gebracht. Mögen seine Forderungen auch bunt zusammengetragene wilde Blumen sein, die sich zum Strauße fügen sollen — sie werden in der gegenwärtigen Enge des politischen Lebens Duft und Farbe nicht umsonst verschwendet haben!

Weltspiegel.

26. Juli.

Mit Spannung wartet die Welt auf irgend einen Fortschritt in der Reparationsfrage, die ja doch nun einmal dauernd im Mittelpunkt aller politischen Betrachtungen steht. Bisher immer noch vergebens, wie es nicht anders sein kann, solange Frankreich unter Nichtachtung aller wirtschaftlichen Wirklichkeiten die Befriedigung seiner politischen Machtgelüste an die erste Stelle stellt und augenscheinlich keinen Zweifel darüber lassen möchte, daß auch der Ruin Europas es nicht hindern würde, an den Rechten, auf die es als Sieger Anspruch zu haben glaubt, festzuhalten und nötigenfalls seine ganze politische und militärische Macht dafür einzusetzen.

Frankreich sah sich in seiner Taktik um so mehr bestärkt, als Englands Schätzung der französischen Macht sich stark mit Furcht zu mischen begann und man dort sehr bereit war, das Unbehagen, das man gegen den übermächtig gewordenen Bundesgenossen empfand, hinter einer doppelt eifrig zur Schau getragenen Freundschaft zu verstecken, die etwa aufsteigende Gegensätze vorsichtig und schnell in Entgegenkommen und Nachgiebigkeit erstickte. Die französische Politik wurde dadurch stark verwöhnt, und da sie während der ganzen Zeit mit einem Wechsel in der englischen Regierung kaum zu rechnen hatte, so konnte sie auch ihr Verhalten gegen England unbedenklich in besonderem Maße auf die persönlichen Eigentümlichkeiten, Auffassungen und Neigungen von Lloyd George einstellen. Der Ton, den Poincaré bei der Rechtfertigung seines Standpunktes gegenüber England anschlug, war unter diesen Umständen der einer scheinbar naiven, freundschaftlichen Schroffheit, die sich alles erlauben darf, wie es unter guten Freunden üblich ist, die sich nichts übelnehmen. So sollte es vor der Welt aussehen; im übrigen wußte ja Poincaré, daß Lloyd George im Hintergrunde des biederen Freundesblickes seines französischen Verbündeten sehr wohl den scharfen Strahl wahrnahm, der hart und unerbittlich auf die gepanzerte Faust wies. Die Art, wie der französische Ministerpräsident noch vor wenigen Tagen die Frage seines Besuches in London unter Be-

dingungen ſtellte, von denen er genau wußte, daß ſie England ſehr unbequem waren, iſt in dieſer Beziehung ſehr lehrreich.

Dies mußte vorausgeſchickt werden, um die Tatſache richtig würdigen zu können, daß in dieſen Tagen unerwartet ein Wendepunkt in der franzöſiſchen Politik eingetreten zu ſein ſcheint, der auf eine neue Taktik ſchließen läßt. Es braucht wohl hier nicht geſagt zu werden, daß dieſe Wendung keinesfalls darauf berechnet iſt, Deutſchland zugute zu kommen oder ſeine Lage Frankreich gegenüber zu verbeſſern, obwohl ſie von harmloſen Gemütern vielleicht dahin gedeutet werden könnte. Aber ein Umſtand, den wir trotz recht geringem Optimismus in der Beurteilung der politiſchen Lage immer erhofft und kommen geſehen haben, iſt wirklich eingetreten: der Druck der wirtſchaftlichen Not in der ganzen Welt fängt an zu bewirken, daß die öffentliche Meinung in faſt allen Ländern, namentlich auch ſolchen, die Frankreich nicht gleichgültig ſein können, den von Frankreich aufgeſtellten politiſchen Dogmen den Glauben verſagt. Wie es ein belgiſches Blatt kürzlich ausgedrückt hat, iſt überall die Ueberzeugung lebendig geworden, daß bei Fortſetzung der bisherigen Ententepolitik Deutſchland binnen kurzem zuſammenbrechen muß, daß aber ein deutſcher Bankerott notwendig die ganze europäiſche Wirtſchaft mit in den Abgrund hineinreißen muß, ohne daß Frankreich irgend ein Mittel hat, einer ſolchen Kataſtrophe entgegenzuwirken. Man müſſe Deutſchland helfen, wenn man nicht ſelbſt zugrunde gehen wolle. Auch in Frankreich wird allmählich die Torheit klar, die man begeht, wenn man Deutſchland wirtſchaftlich zerſtört, anſtatt es zu einer Geldquelle zu machen, die man in Frankreich trotz aller geſchwollenen Reden ſo nötig hat. Beſonders ſcheint es Frankreich um den Eindruck zu tun zu ſein, den es in Amerika hervorruft. Und von dort wird es wohl gewiſſe Warnungszeichen empfangen haben. Man hatte in der Welt gar nichts dagegen, daß Frankreich es übernahm, aus Deutſchland ſo viel Geld herauszuholen, wie nur irgend möglich war. Nachdem es aber für jeden vernünftigen Menſchen, der die wirkliche Lage kennt, vollkommen klar geworden iſt, daß die Zahlungsfähigkeit Deutſchlands an ihrer Grenze angelangt iſt, — das leugnet außerhalb Frankreichs kaum noch jemand, — fühlt man ſich nicht gerade angenehm berührt durch die Erkenntnis, daß die Summen, die Deutſchland abgepreßt werden, nicht wenigſtens vollſtändig der Entſchädigung der alliierten Mächte dienen, ſondern zu einem unverhältnismäßig großen Teil zum Unterhalt der franzöſiſchen Beſatzungsarmee verwendet werden, die in einer Stärke, die den anderen Alliierten gänzlich ungerechtfertigt und überflüſſig erſcheint, und unter Anſprüchen, deren übermäßige Höhe auch innerhalb der Entente verſtimmend wirkt, das militäriſche Uebergewicht der Franzoſen den eigenen Freunden gegenüber herausfordernd veranſchaulicht. Man will wohl Deutſchland ausplündern, aber man will wenigſtens einen angemeſſenen Teil des Raubes in die eigenen Taſchen ſtecken, anſtatt dieſen Anteil dadurch verkürzt zu ſehen, daß damit der franzöſiſche „Militarismus“ gefüttert und zur weiteren Ausdehnung ſeiner Beſetzung ermutigt wird.

Es iſt natürlich in dieſem Augenblick nicht zu überſehen, was ſich in dieſen Tagen hinter den Kuliſſen abgeſpielt hat, als das Garantiekomitee von ſeiner Unterſuchung der deutſchen Finanzlage nach Paris zurückkehrte. Man kann nur feſtſtellen, daß Poincaré, ohne den Bericht des Komitees abzuwarten, forfuhr, in der ſchroffſten Weiſe nicht nur England ſeine Be-

dingungen zu ſtellen und ſeine Reiſe nach London davon abhängig zu machen, ſondern auch auf die Reparationskommiſſion im Sinne ſeiner Politik einzuwirken. Dann aber kam plötzlich ein Innehalten auf dieſem Wege. Poincaré war bereit, in kürzeſter Friſt nach London zu reiſen; auch er will jetzt dabei mitwirken, daß Deutſchland eine internationale Anleihe erhält, ja er ſcheint ſogar die üblichen Drohungen mit Sanktionen vorübergehend nicht für opportun zu halten. Das ſteht wohl auch im Zuſammenhang damit, daß Frankreich durchaus Geld haben will und endlich einſieht, daß alles, was es auf dem Wege der Gewalt vorübergehend vielleicht mehr erhalten könnte, durch die erheblichen Mehrkoſten eben dieſer Gewaltmaßnahmen wieder verſchlungen werden würde.

So hält Poincaré es jetzt für politiſch klüger, äußerlich ein Ablaſſen von der ſchroffen, überall herausfordernd wirkenden Politik der Drohungen und unerbittlichen Forderungen zu markieren und die Bereitwilligkeit zur Anpaſſung an den engliſchen Standpunkt und zur Ermöglichung einer Anleihe für Deutſchland zu zeigen. Das geſchieht augenſcheinlich in der Vorausſetzung, daß dieſe plötzliche Nachgiebigkeit und Hilfsbereitſchaft ihm die Gelegenheit gibt, einige Bedingungen durchzudrücken, die Frankreich das Recht wahren, Deutſchland weiter zu knebeln und zu demütigen und den franzöſiſchen Gelüſten auf weiteren Raub deutſchen Gebiets und deutſchen Eigentums die Bahn offen zu halten. Es iſt jetzt noch nicht der Augenblick, die bisher noch nicht bekannt gewordenen Einzelheiten der neuen franzöſiſchen Taktik zu beſprechen.

In der vergangenen Woche iſt die Haager Konferenz endgültig geſchloſſen worden. Vom Standpunkt der Einberufer, die die in Genua ſtecken gebliebene ruſſiſche Frage einer gewiſſen Löſung entgegenführen wollten, iſt ſie ein vollſtändiger Mißerfolg geweſen. Nicht ſo für die Ruſſen, die dort Gelegenheit fanden, mit den einzelnen Mächten Verhandlungen anzuknüpfen, die ihnen Gewinn in ihrem Sinne verſprachen und ſie von der Gefahr befreiten, einer geſchloſſenen Phalanx mißgünſtiger und begehrlicher Intereſſenten gegenüberzuſtehen. Sie ſtellen ihre Wirtſchaftspolitik vorſichtig darauf ein, daß ſie eine Angliederung an das europäiſche Syſtem ermöglicht. Dieſes Syſtem ſelbſt aber iſt noch fern von Geſundung. Ueberall gibt es Gärung und Wirren. In Oeſterreich ſteigt die wirtſchaftliche Not zum Gipfel, in Polen herrſcht ſeit acht Wochen eine Staatskriſe, in Italien drohen mit dem Sturz des Kabinetts de Facta ſchwere Gefahren für den inneren Frieden, überall aber gibt es Finanzelend. Geklärt iſt die Lage nirgends. W. v. Maſſow.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendungen von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. — Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 5. August 1922

Nummer 29

Um Bismarck.

Zwanzig Briefe aus dem Weimarer Staatsarchiv.

Zum ersten Mal herausgegeben von Archivar Dr. Felix Pischel.

(Schluß.)

8. Carl Alexander an Bismarck.

Eure Durchlaucht werden vielleicht Sich wundern, heute schon einen Brief zu erhalten, der den Zweck hat, Ihnen zu Ihrem Geburtstage Glück zu wünschen, natürlich aber finden Sie es gewiß: daß ich strebe, vielleicht der erste Deutsche, in jedem Fall der erste deutsche Reichsfürst zu sein, der zu dieser Angelegenheit mit jenem Wunsch an Sie herantritt. Ich tue dies in vollem Recht, in ganzer Pflichterfüllung allerherzlichster Dankbarkeit für alles, was Sie für das Vaterland getan haben. Die Erinnerung leitet hierbei meinen Schritt, denn sie läßt mich des Kaisers, meines Schwagers, und der Kaiserin, meiner Schwester, gedenken, welche in den Bahnen, die unter Gottes Führung Sie eröffneten, in treuer Pflichterfüllung wirkten. So handle ich nur auch im Sinne beider, indem ich Ew. Durchlaucht Glück wünsche. Ich tue es aus tiefstem Herzensgrund auch im Namen der Großherzogin. Sie werden gern mir glauben, daß ich morgen, wo ich der Einweihung der für das Andenken meiner Schwester in Berlin gestifteten Erinnerungskirche beiwohne, inbrünstig Gott bitten werde: Er möge das große Werk erhalten und gedeihen lassen, wozu Er Sie berufen, und Sie erhalten und segnen.

In tiefster aufrichtiger Verehrung verbleibe ich

Ew. Durchlaucht dankbar ergebener Freund

Carl Alexander.

(Ohne Datum. Zum Geburtstag 1890?)

9. Bismarck an Carl Alexander.

Friedrichsruh, 20. April 1890.

Allerdurchlauchtigster Großherzog,
Gnädigster Herr!

Eurer Königlichen Hoheit sage ich meinen untertänigsten Dank für die gnädigen Wünsche, mit welchen Höchstdieselben mich zu meinem Geburtstage,

und für das huldreiche Vertrauen, mit welchem Eure Königliche Hoheit mich während meiner ganzen Dienstzeit im Reiche und in Preußen jederzeit beehrt haben. Bei meinem von mir selbst nicht erstrebten und nicht erwarteten Ausscheiden aus den amtlichen Beziehungen, in denen ich zu Eurer Königlichen Hoheit Regierung zu stehen die Ehre hatte, bitte ich, mir auch im Privatleben die huldreiche Gesinnung bewahren zu wollen, deren ich mich so viele Jahre hindurch ohne Wechsel zu erfreuen gehabt habe.

In tiefer Ehrerbietung verharre ich

Eurer Königlichen Hoheit untertänigster Diener
v. Bismarck.

II. Reise nach Jena.

10. Carl Alexander an Bismarck.

Ohne Zeitangabe.

Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Friedrichsruh.

Die großen Erinnerungen, die sich für ewig an diesen Tag heften, geleiten mich selbstverständlich zu Euer Durchlaucht, denn nächst Gott verdanken wir Deutsche Ihnen die Wiederherstellung unseres Reiches. Wie freudig und dankbar ich das empfinde, werden Sie am besten selbst beurteilen, da Sie mich so gut kennen und daher gern mir glauben, daß es mir ein wahres Herzensbedürfnis sein müßte, Ihnen dieses in treuer Erinnerung wie unauslöschlicher Dankbarkeit auszusprechen. Die Großherzogin und unser Sohn vereinigen sich mit mir in diesen Gesinnungen. Ich empfehle mich dem Andenken der Fürstin, Ihrer Gemahlin.

Carl Alexander.

11. Bismarck an Carl Alexander.

1. April 1892.

Telegramm aus Friedrichsruh: Königliche Hoheit Großherzog Weimar.

Eure Königliche Hoheit und Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin bitte ich für die huldreichen Geburtstagswünsche meinen unterthänigsten Dank und ehrfurchtsvollen Ausdruck meiner Freude entgegenzunehmen, daß Allerhöchstdieselben mir die gnädige Gesinnung, unabhängig vom Zeitwechsel stets bewahrt haben. v. Bismarck.

12. Staatsminister von Groß an Carl Alexander.

Weimar, 10. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Herr! Als Ew. Königliche Hoheit gestern gnädigst an mich schrieben, war die Deputation von Jena schon nach Kissingen unterwegs und jetzt Mittag 1 Uhr, wo ich die Ehre habe, zu berichten — wird sie schon vom Fürsten empfangen. Morgen oder übermorgen werden wir die Antwort erfahren.

Lehnt der Fürst das Kommen nach Jena ab, so ist die Sache erledigt. Würde er aber von Kissingen über Kronach, Saalfeld, Jena, Großheringen usw. den kleinen Umweg machen wollen und zwar in etwa 14 Tagen bei der Rückreise aus dem Bad, so würde dann für diesen Fall das Weitere zu erwägen und Ew. Königlichen Hoheit Vortrag darüber zu erstatten sein.

Führe er wirklich über Jena, ſo hätte es wenigſtens unterwegs das Gute, daß er nicht über Eiſenach (dann Bebra—Hannover uſw.) fahren würde oder über Dietendorf—Weimar—Halle uſw. Etwaige Unterlaſſungen von höchſter Stelle oder von Regierungswegen, wenn ſie bei einer Durchfahrt in Eiſenach (wo es ebenſo, wie in Jena, Enthuſiaſten gibt) oder in Weimar beobachtet würden, wären zur Beſprechung in den Zeitungen noch geeigneter, als in Jena, wo der Empfang bei Durchfahrt des Zugs vorausſichtlich einen lebhafteren, aber keineswegs offiziellen Charakter annehmen würde.

Uebrigens hat auch bisher die deputative Abſendung von Jena keinen offiziellen Charakter gehabt. In der Deputation ſind nicht die 4 Dekane, ſondern (vergl. den gutunterrichteten Artikel der für heute erſchienenen Nummer der Weimariſchen Zeitung) drei einzelne Profeſſoren (2 Philoſophen — Haeckel und Geltzer — und 1 Mediziner — Fürbringer), dazu kommen der Bürgermeiſter Singer und 2 einzelne Bürger.

Dafür, daß es die Sache von Einzelnen iſt, ſpricht auch der ſonſt wenig empfehlenswerte, aber über dieſen Punkt wohl unterrichtete beiliegende Artikel in dem (radikalen und zur Beobachtung von mir offiziell gehaltenen) Jenaer Volksblatt.

13. Ernſt Haeckel an Carl Alexander.

10. Juli 1892.

Telegramm aus Kiſſingen: Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Sachſen, Wilhelmsthal bei Eiſenach.

Eurer Königlichen Hoheit berichten Bürger und Profeſſoren von Jena untertänigſt über ihren Empfang beim Fürſten Bismarck. Der Fürſt gedachte dankbarſt der hohen Gnade und Stütze, welche er im Kriege und im Frieden alle Zeit bei Eurer Königlichen Hoheit gefunden habe, entwickelte mit warmen Worten die große Bedeutung von Weimar-Jena in der deutſchen Kulturentwicklung zumal in einer Zeit, wo Weimars Literatur das einzige Band nationaler Einigkeit für Deutſchland geweſen, und brachte einen begeiſterten, jubelnd aufgenommenen Toaſt auf Eure Königliche Hoheit aus.

Im Auftrage: Profeſſor Ernſt Haeckel.

14. Carl Alexander an Ernſt Haeckel.

10. Juli 1892.

Telegramm nach Kiſſingen: Ich habe mit Freuden die Meldung geleſen, die Sie mir aus Kiſſingen machen und aus derſelben die gute Erinnerung erkannt, die mir Fürſt Bismarck bewahrt und der ich immer mit der beſonderen und tiefen Dankbarkeit entſpreche, die von ſeiten des Vaterlands (ein Wort unleſbar) perſönlich ihm gebührt.

Carl Alexander.

15. Ernſt Haeckel an Carl Alexander.

Jena, 11. Juli 1892.

Durchlauchtigſter Großherzog! Dem Telegramme, welches ich geſtern von Kiſſingen aus an Ew. Königliche Hoheit im Auftrage des hieſigen Bismarck-Komité zu richten die Ehre hatte, erlaube ich mir heute zur Er-

läuterung einige kurze Mitteilungen ergebenſt folgen zu laſſen. In allen Kreiſen der hieſigen Bevölkerung — und vor allen der Univerſität Jena — war im Laufe der letzten Wochen der lebhafte Wunſch entſtanden, dem größten deutſchen Staatsmanne, dem wir im Vereine mit unſerm unvergeßlichen Heldenkaiſer Wilhelm I die Gründung des neuen Deutſchen Kaiſerreichs verdanken, unſern herzlichen Dank und unſere hohe Verehrung auszudrücken ;umſomehr, als Fürſt Bismarck gerade jetzt in empörender Weiſe geächtet und den frechen Angriffen einer ehrloſen Preſſe ausgeſetzt iſt.

Zu dieſem Zwecke wurde am 4. Juli in einer Verſammlung von angeſehenen Profeſſoren und Bürgern der Stadt Jena der Beſchluß gefaßt, den Fürſten Bismarck einzuladen, bei ſeiner Rückkehr von Bad Kiſſingen Jena zu berühren und den Ausdruck der Dankbarkeit und Verehrung entgegenzunehmen. Die Einladung wurde geſtern (— am 10. Juli, an welchem 1866 das Treffen bei Kiſſingen ſtattfand —) dem Fürſten in Kiſſingen durch eine Deputation überbracht, welche aus 5 Profeſſoren und 4 Bürgern beſtand, den Herren Fürbringer, Gelzer, Haeckel, Kluge und Stintzing, dem Bürgermeiſter Singer, Braumeiſter Köhler, Diakonus Dr. Kind und Schloſſermeiſter Walther, Vorſtand des hieſigen Kriegervereins. Nachdem der Bürgermeiſter Singer im Namen der Stadt Jena und ich ſelbſt im Namen der Univerſität die Einladung an den Fürſten gerichtet hatte, antwortete derſelbe in einer längeren Rede, in welcher er ſeiner hohen Verehrung für Sachſen-Weimar und ſeinem lebhaften Intereſſe für Jena einen uns allen höchſt erfreulichen Ausdruck gab; er hoffe der Einladung gegen Ende des Monats folgen zu können; jedoch könne er eine beſtimmte Zuſage nicht geben. Bei dem darauf folgenden Dejeuner erfreute uns Fürſt Bismarck durch einen herrlichen Toaſt auf Ew. Königliche Hoheit, unſern allgeliebten Landesvater und hochverehrten Rector Magnificentiſſimus. Der Fürſt hob hervor, wie er während ſeiner langjährigen Wirkſamkeit im Dienſte des Vaterlandes, im Kriege wie im Frieden, ſtets ſich der Gnade und Stütze Ew. Königlichen Hoheit erfreut habe, und wie er in hohem Maße durch Sie gefördert ſei; er betonte ferner die hohe nationale Bedeutung der klaſſiſchen Literatur-Blüte von Weimar, und wie deren Pflege — Goethe, Schiller, Herder — damals faſt allein das einigende Band zwiſchen den zerſplitterten Stämmen des Vaterlandes gebildet habe.

Da ich unter den anweſenden Vertretern von Jena der älteſte war und ſeit mehr als 30 Jahren mich des huldvollen Schutzes Ew. Königlichen Hoheit erfreue, glaubte ich mich verpflichtet, dem Fürſten auf ſeinen ausgezeichneten, uns alle tief bewegenden Toaſt antworten zu müſſen und im Sinne Ew. Königlichen Hoheit ein Lebehoch auf den Fürſten und ſeine Gemahlin auszubringen. Sie kennen ſelbſt den großartigen Zauber, welchen die gewaltige hiſtoriſche Perſönlichkeit des Fürſten Bismarck ausübt, und werden begreifen, daß die dreiſtündige Unterhaltung mit ihm, in der er uns alle durch ſeine geiſtige Friſche, geniale Gedankenblitze und ſeinen Humor überraſchte, zu unſern unvergeßlichſten Erinnerungen gehört. Zugleich bin ich überzeugt, daß Ew. Königliche Hoheit, der Sie ſelbſt an der glanzvollſten Periode deutſcher Geſchichte ſo erfolgreich mitgewirkt haben, mit Ihrem hohen Sinne und patriotiſchen Herzen unſerm Unternehmen Ihre gnädige Billigung nicht verſagen werden!

In bekannter aufrichtigſter Verehrung Ew. Königlichen Hoheit ganz ergebener

Ernſt Haeckel.

16. Carl Alexander an Haeckel.

Abschrift ohne Zeitangabe.

Telegramm nach Jena:

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren eben erhaltenen Brief. Ich wiederhole, was meine Antwort auf Ihr Anliegen aus Kissingen Ihnen gesagt hat, und kann mir lebhaft die Befriedigung denken, die Sie und die andern Mitglieder der Deputation von dort zurückgebracht haben.

Carl Alexander.

17. Staatsminister von Groß an Carl Alexander.

13. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit sende ich mit gehorsamstem Dank beifolgend den Brief von p. Haeckel und die Abschrift der Antwort zurück.

Ew. p. Ansicht, daß es jetzt untunlich sei, mit polizeilichen Verboten einer Einladung und einem Empfang überhaupt (innerhalb gewisser Grenzen) entgegen zu treten, teile ich vollkommen. Abgesehen davon, daß ein solches Eingreifen mit den Prinzipien, nach denen man heutzutage gegen patriotische Demonstrationen und Ansammlungen einschreiten kann und welche sich immer mehr den in England gehabten Grundsätzen nähern — nicht wohl in Einklang zu bringen wäre, und abgesehen davon, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf jegliches Einmischen in den Bismarck-Kampf in hohem Grade aufgeregt und empfindlich ist, so leiten mich bei meiner Sympathisierung mit der von Ew. Königlichen Hoheit ausgesprochenen Ansicht noch folgende Gesichtspunkte:

Einmal ist der jetzt Deutschland bewegende Streit in Jena jetzt besonders lebhaft und in eigentümlicher Form entbrannt. Gegen den Empfang sind Harmening und Genossen, also die radikalsten Demokraten, von denen ich Ew. Königlichen Hoheit charakteristische Stilproben sandte. Für den Empfang sind in Jena die National- und Gutgesinnten, mit denen sonst die Regierung übereinstimmt, mit Ausnahme ihrer nicht genügenden, wenn auch idealistisch gemeinten Würdigung des neuesten von Bismarck hervorgerufenen Streits oder der dadurch erst seit 14 Tagen eingetretenen Wendung. Wollte man diese so gerichteten Männer (die jedesmal am 1. April den bekannten Kommers zu Ehren Bismarcks halten) von Rgierungswegen maßregeln, so würden die Radikalen jubeln.

Zweitens aber würde ich von der etwa wirklich doch zustande kommenden Demonstration nichts Schlimmes erwarten. Viel Jubel und Gesang und Enthusiasmus unter besonderem Hervortreten der Studentenkorporationen würden die Signatur der Sache sein. Sollte aber wider Erwarten doch Exzesse vorkommen, so wäre für diesen Fall die Polizei jedenfalls am Platze.

Wäre ein längeres Halten in Jena immer noch harmloser, als in Eisenach, so glaube ich übrigens doch auch, daß Fürst Bismarck nirgends unterwegs halten und nur mit dem Blitzzug durch Weimar fliegen wird.

In tiefster Ehrfurcht verharrt

Ew. Königlichen Hoheit untertänigster von Groß.

Weimar, 13. Juli 1892.

18. Universitäts-Kurator Eggeling an Carl Alexander.

Durchlauchtigster Großherzog! Gnädigster Fürst und Herr! Ew. Königliche Hoheit wollen mir folgenden untertänigsten Vortrag gnädigst gestatten.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck, der ihm von einer sogenannten Deputation der Stadt und der Universität Jena überbrachten Einladung zu folgen und Jena am nächsten Dienstag und Mittwoch zu besuchen.

Die Anregung zu jener Einladung ist von einigen Professoren ausgegangen, welche zu der Vorberatung den Bürgermeister, den Vorsitzenden des Gemeinderates und mehrere Bürger zugezogen hatten; die hierbei gewählte Deputation, welcher sich nachträglich noch zwei Professoren anschlossen, kann daher nicht wohl eine Deputation der Stadt und der Universität Jena genannt werden. —

Ich hörte von dem Vorhaben erst am Tage vor der Abreise der Deputation nach Kissingen. Dem Professor Haeckel, welcher mir die Mitteilung machte, konnte ich nicht verhehlen, daß mir der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet erscheine, dem Fürsten Bismarck den Ausdruck der Verehrung und der Dankbarkeit darzubringen; diese Empfindungen leben in dem Herzen jedes guten Deutschen; wenn aber unmittelbar nach den scharfen Aeußerungen, welche Fürst Bismarck gegen unsere Reichsregierung in Wien getan habe, eine Ovation für ihn, welche man hier seit 20 Jahren hätte veranlassen können, provoziert und in Szene gesetzt werde, so müsse dieses unvermeidlich als eine Demonstration gegen die Reichsregierung aufgefaßt werden; sei schon aus allgemeinen politischen Rücksichten auch der Schein einer solchen Demonstration zu vermeiden, so liege auch die Befürchtung nahe, daß für die Universität Jena, wenn solcher Schein entstände, allerlei nachteilige Folgen damit verbunden sein könnten.

Von solchen Erwägungen ausgehend sprach ich mich entschieden gegen das Unternehmen aus, konnte aber weder Professor Haeckel von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen, noch auch daran denken, die von hochgehenden Wogen der Begeisterung getragene Bewegung zu hemmen.

Viele ruhig Denkenden stimmten, wie ich später erfuhr, in der Beurteilung der Sache mit mir überein; indes fast alle beabsichtigten, sich nunmehr an der bevorstehenden Feier schon aus Rücksicht auf die politischen Gegner, welche von jeher dem Fürsten Bismarck grollend gegenüberstanden und über die ihm zugedachte Ovation sehr erregt sind, zu beteiligen, um diese möglichst glänzend zu gestalten. Auch der Senat der Universität hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, den Fürsten Bismarck durch den Prorektor und die vier Dekane begrüßen zu lassen.

Ich glaube an meiner Ueberzeugung festhalten und von jeder Teilnahme absehen zu müssen, bitte aber um gnädigsten Befehl und Auftrag, sofern Eure Königliche Hoheit meine Auffassung nicht billigen und eine Begrüßung des Fürsten Bismarck durch den Universitätskurator für angezeigt erachten.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich Euer Königlichen Hoheit treu untertänigster

Jena, am 20. Juli 1892. Eggeling.

19. Carl Alexander an Staatsminister von Groß.

Wilhelmsthal, den 20. Juli 1892.

Ich eile, Ihnen den eben von mir erhaltenen Brief des Kurators Eggeling zuzustellen. Die Reise von Jenaer Professoren, einiger Bürger dieser Stadt und ihres Bürgermeisters nach Kissingen, um den Fürsten Bismarck zu begrüßen, ist eine Privatsache gewesen. Sie hat eine solche zu bleiben. Weder von Seiten der Stadt Jena, noch der Universität, noch ihrer Erhalter ist irgend jemand mit dem Charakter einer „Deputation" dorthin gesendet worden. Ebenso muß als „Privatsache" betrachtet und behandelt werden, wenn bei einem etwaigen Besuch des Fürsten in Jena dieser von jenen Reisenden oder Bürgern der Stadt oder ihrem Bürgermeister oder sonstigen Professoren begrüßt werden sollte. Offiziell könnte dieses Gebahren nur werden, wenn in meinem Auftrag der Senat, und der Kurator dann auch, den Fürsten begrüßen kämen. Diesen Auftrag aber gebe ich nicht. So hoch ich den Fürsten schätze, so wenig ich je Hehl hieraus gemacht habe noch machen werde, so wenig erscheint es mir passend, Partei und das in einem Moment zu ergreifen, wo die Reise des Fürsten nach Dresden, Wien und München, wo seine Reden wie Empfänge dem Ganzen einen Parteicharakter gegeben haben. Zudem ist der Kurator nicht blos mein Diener, er ist auch der der andern Erhalter der Universität. Nehme ich auch nur den Schein an, Partei zu ergreifen, so zöge ich auch die andern Miterhalter in diese meine scheinbare Meinung hinein, wozu ich gar nicht ein Recht habe. Bedeuten Sie also dem Kurator auf meinen Befehl fern zu bleiben von jeder Begrüßung des Kanzlers. Bedeuten Sie ihm ferner, daß, wenn Prorektor oder Senat begrüßen wollten, sie dies nicht in der ceremoniellen Kleidung, der Prorektor ohne Kette zu tun haben. Ich telegraphiere heute indes an Eggeling: „ich habe Ihren Brief erhalten, billige vollkommen Ihre Ansicht. Ich werde Ihnen Näheres schreiben lassen."

Ich bitte mir diesen meinen Brief wie den Eggelings an mich nächsten Freitag mir zurückzubringen.

20. von Groß an Carl Alexander.

Weimar, 23. Juli 1892.

Durchlauchtigster Großherzog, gnädigster Herr!

Die Bismarck-Angelegenheit gestaltet sich immer eigentümlicher.

Heute ist die Nachricht — wenn auch unverbürgt — nach Weimar gekommen, daß Fürst Bismarck den Umweg über Kronach und Saalfeld vermeiden und mit dem Blitzzug über Weimar nach Jena fahren werde. Da nach Ankunft des Blitzzuges (6 Uhr 31 Minuten) der Zug nach Jena erst nach 1½ Stunden von hier abgeht, sollte der Fürst solange in Weimar verweilen.

Es ist hierauf Folgendes geschehen: Die Direktion der Weimar-Geraer Bahn ist veranlaßt worden und hat sich bereit erklärt, einen Extrazug mit sofortigem Anschluß an den Blitzzug zu stellen und somit den längeren Aufenthalt vermeidlich zu machen. Der Gemeinderat von Weimar hat ferner mit allen gegen 4 Stimmen beschlossen, keinerlei Deputation nach dem Bahnhof zu senden und die Durchfahrt des Fürsten zu ignorieren.

Den Staatsbeamten ist neben einer selbstverständlichen Enthaltsamkeit das mot d'ordre aufgegeben worden: Die Fahrt über Weimar für unglaubhaft zu erklären und den Weg des Fürsten über Saalfeld als wahrscheinliche Annahme zu Grund zu legen. Das Alles für den Fall, daß die Nachricht sich bestätigt! Eine bestimmte Nachricht, daß der Fürst nach Jena komme, ist noch nicht einmal dorthin gelangt und wird dort erst morgen erwartet.

Herr von B. (Name unleserlich) wird über den Verlauf seiner Mission, die er heute in Jena erfüllte, Ew. Königlichen Hoheit unmittelbar berichten. Mir schien es, daß er der dort obwaltenden hochgradigen und enthusiastischen Bewegung gegenüber mit dem nötigen Takt aufgetreten sei, und ich glaube auch einen Erfolg dieses Auftretens als wahrscheinlich erwarten zu können.

Ich sprach heute den Preußischen Gesandten und setzte ihm auseinander, wie allen von der Regierung abhängenden Staatsbeamten eine gänzliche Enthaltsamkeit auferlegt worden sei. Sollten aber unabhängige Korporationen und die Bevölkerung eine andere als die wünschenswerte Haltung in Jena einnehmen, so sei die Regierung dafür nicht verantwortlich. Der Gesandte sprach seine Befriedigung über das Einverständnis beider hohen Regierungen (der seinen und der unsrigen) aus und erkannte an, daß nur dasjenige offiziell sei, was die Regierung anordnet oder ermutigt, nicht aber das freie Gebahren von andern Körperschaften und Personen.

Ich hoffe, am Dienstag schon hier abgereist zu sein.

In tiefster Ehrfurcht verharrt Ew. Königlichen Hoheit untertänigster

von Groß.

Vom Kulturkampf in den Künsten.

Paul Bekkers „Kritische Zeitbilder".

Von Alfred Schattmann.

Die wesentliche Uebereinstimmung der „futuristischen" und „expressionistischen Bewegung" in der Malerei, Musik, der Dicht- und bildenden Kunst ist, wenn man näher zusieht, sicher nicht allein auf Kräfte zurückzuführen, die, die Fesseln der Ueberlieferung sprengend, mehr und mehr das Menschentum an sich zum Ausdruck bringen wollen. Immerhin haben das ja die Künste auch manchmal schon früher vermocht. Wo aber bisherige Erfahrungen und Regeln, Form- und Gestaltungsgrundsätze im Einzelfalle als Hemmnis wirken mochten, da erweiterte der schöpferische Wille von jeher seine Ausdrucksmöglichkeiten in organischem Fortschreiten. Alle Großen der Kunst standen auf den Schultern ihrer Vorgänger. Der jüngsten Bewegung geht eine solche organische Fortentwicklung zu langsam. Sie reißt ein, wirbelt das Chaos durcheinander — und kann doch das Naturgesetz nicht umstoßen, daß der tanzende Stern Kristallisation, erneute Ordnung bedeutet. Im Grunde stimmt die jüngste Bewegung in allen Künsten darin überein: es wird nach neuen Methoden des Ausdrucks gesucht. Das Was rückt in den Hintergrund, das Wie gibt den Ausschlag.

Das Krampfhafte dieſes Suchens nach neuen Methoden iſt zu deutlich, als daß man an eine wirkliche innere Not in dieſem Ausmaße glauben könnte. Es iſt, wie ich an anderer Stelle einmal ausführte — von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, wo wirklich etwas ſeeliſch Gewichtiges auf neueſte Art geſagt wird —, weit mehr, als man ſelbſt eingeſtehen will, eine Tugend aus Not, wenn man ſich ſo „modern" gebärdet. Die ſchöpferiſch wirkſamen Gehirnzellen ſind leer, Subſtanzmangel wird durch eine Geſte erſetzt, die ſchon lange garnicht mehr verblüfft, weil ſie bereits in ſo kurzer Zeit zu allgemein geworden iſt.

Darin aber prägt ſich letzten Endes ein Kulturgegenſatz aus, den überſehen oder verdecken zu wollen, Kurzſichtigkeit oder Feigheit wäre. Deutſch oder undeutſch, das iſt die Frage. Nicht aus politiſchem, eng umgrenzten nationalen Geſichtskreiſe heraus, ſondern als eine Frage des Gefühls der Welt und den Dingen gegenüber. Das Wie, die Methode zu betonen, iſt nur ein Spiel mit dem Höchſten der Kunſt. Fühlt man nicht das Was, wie es aus innerſter Not, aus unentrinnbarem inneren Drange und Zwange zur Kunſttat wird, wie es ſich aus ſich heraus ſeinen Ausdruck, ſein Geſetz und ſeine Form ſchafft, dann fehlt jede Brücke zum Verſtehen unſerer Weſensart. Kulturgegenſätze tun ſich auf, die, das iſt ſicher, trotz aller Blutmiſchungen auch im Deutſchen, doch raſſenmäßig begründet ſind. Nenne man ihn „ariſch — nicht-ariſch" oder „germaniſch — nicht-germaniſch": der Gegenſatz iſt da, und um ihn geht im Augenblick in Deutſchland der Kampf in der Kunſt.

Selten habe ich ſolche Gedanken ſo deutlich empfunden, wie bei der Lektüre des Bekkerſchen Buches*), das zwar zunächſt nur mehr den Muſiker angeht, jedoch genug der allgemeinen Perſpektiven bietet, wenn man es genau lieſt. Es tut nichts zur Sache, daß der Verfaſſer im Augenblick ſeine Stellung an der „Frankfurter Zeitung", für die ſeine Aufſätze geſchrieben waren, aufgegeben hat. Man muß ſich mit dem Buche als ſolchem auseinanderſetzen, das vermöge des Namens ſeines Verfaſſers alle Möglichkeiten hat, in die Breite zu wirken. Selten habe ich etwas gleich Feſſelndes, Anregendes und gleich geſchickten Vortrag zu Geſicht bekommen. Der Stil iſt eine Quelle des Genuſſes und des Vergnügens an einer haarſcharfen, überaus gewandten Dialektik. Auch ſachlich kann man dem Verfaſſer in vielem durchaus zuſtimmen. So ſeinen Ausführungen über „Kritik und Perſönlichkeit", wenn ich auch der Anſicht bin, daß der produktive Kritiker als nicht auch künſtleriſch Schaffender, die Bedingungen und Vorausſetzungen des Schaffens alſo aus ſich heraus Kennender, wohl mehr eine Utopie iſt. Im weſentlichen trifft Bekker auch in ſeinen Ausführungen über Wagner, Richard Strauß und auch in vielen ſonſtigen Einzelheiten das Richtige. So wenn er eine Lanze dafür bricht, daß die Kunſt nicht nach Brot gehen dürfe, daß die Oper höchſter Ausdruck des ſchöpferiſchen Volksgeiſtes ſein ſolle. So in ſeinen Ausführungen über Affektcharakteriſtik in dem Aufſatze „Wohin treiben wir", in dem er ganz richtig zu dem Schluſſe kommt, daß allein die ſchöpferiſchen Geiſter die Richtung für die Zukunft angeben können, die Aeſthetik aber nur ſie erkennen und begreifen lehren könne. Ich greife hiermit nur einige we-

*) Paul Bekker: Kritiſche Zeitbilder. Verlag: Schuſter u. Löffler in Berlin.

ſentlichen Punkte heraus. Man trifft auf vieles in dem intereſſanten Buch, das deutlich zeigt, welch kluger und vieles Weſentliche — von unſerem Standpunkt aus — richtig fühlender Kunſtſchriftſteller Paul Bekker iſt.

Selten aber wird man ein Buch antreffen, das andererſeits mit einem ähnlichen Maße von Genauigkeit und Vorſicht geleſen werden muß. Es iſt unmöglich, auf alle Punkte, in denen Bekker Angreifbares ſagt, im einzelnen einzugehen, wenn man nicht ein gleich umfangreiches Buch ſchreiben will. Ich kann nur Weſentliches, mindeſtens beſonders Wichtiges herausgreifen. So aus dem Kapitel „Liſzt" die Ausführungen über Schaffen und Reproduzieren. Nach Bekker iſt „das Schaffen, genau betrachtet, auch nur ein Reproduzieren vielfältiger, zuweilen im Laufe von Jahren geſammelter Eindrücke, von Erfahrungen und Erlebniſſen, die ſich mittels irgend eines Ausdrucksmediums, ſei es das Wort, der Ton, die Farbe, zur künſtleriſchen Erſcheinung geſtalten". Mittels dieſes verblüffenden Satzes gelingt es Bekker, Liſzt, den Reproduzierenden, den Bearbeiter und Komponiſten in einen Topf zu werfen. Seine Stoffe, die er als Komponiſt geſtaltete, ſtammten nicht aus erſter Hand, ſagt Bekker. Das ſtimmt. Wenn er aber meint, die muſikaliſche Geſtaltung von Themen aus der Dichtkunſt oder der Malerei durch Liſzt ſei im Weſentlichen nur einer Art Transſkription gleichzuſetzen, ſo verkennt er den Unterſchied zwiſchen Anregung und muſikaliſcher Konzeption ſo von Grund aus, daß man nur den Kopf ſchütteln kann. Wohin ſich eine Theorie doch verſteigen kann, wenn einem das Weſentliche innerlich verſchloſſen bleibt!

Ich erwähne nur kurz einige andere Punkte, zu denen man bei der Lektüre innerlich Fragezeichen macht. So (Kapitel „Debuſſy"), daß das Bayreuther Kunſtideal aus der Verſchmelzung von romantiſcher und großer Oper, von deutſcher und franzöſiſcher Kunſt gewonnen ſein ſoll. Wenn Wagner das leſen könnte! Oder die Anſicht, Debuſſys Streben ſei darauf ausgegangen, durch Einbeziehung der Obertöne zu einer Bereicherung und neuartigen Erweiterung des harmoniſchen Ausdrucks zu gelangen. Ich glaube vielmehr, Debuſſy hat ſein Harmonieſyſtem der Ganztöne in intuitiver Inſpiration gefunden und nicht durch akuſtiſches Experiment. Auch würde ich Puccini nicht ſo ſchlecht abſchneiden laſſen und ſeiner Muſik die Wahrhaftigkeit ſchlechtweg abſprechen. Das geht entſchieden zu weit. Puccini trifft in der „Bohème" den lyriſchen, in der „Tosca" den dramatiſchen Ausdruck doch oft ſo haarſcharf und überzeugend, daß von einer Unwahrhaftigkeit dieſer Muſik (die nur manchmal nebenher läuft) meiner Anſicht nach keine Rede ſein kann. Ich glaube des ferneren auch nicht, daß „uns allen, Schaffenden und Nacherlebenden", in den letzten Jahrzehnten der Sinn für die ſymboliſche (will ſagen: tiefere ſeeliſche) Bedeutung der Klangwerte abhanden gekommen war, daß „wir immer nur das Materialiſtiſche des Klangbildes erfaßt" hätten. Das mag vielfach, zumal in der Gefolgſchaft von Strauß, der Fall geweſen ſein. Allgemein war es ſicher nicht der Fall. Ich rechne mich mit zu den Ausnahmen.

Noch eigentümlicher als dieſe Ergebniſſe Bekkerſcher Erkenntnis wirkt, was er von Regers Form ſagt. Ganz richtig erblickt er in Regers Motivbildung und Harmonik etwas „Atomiſierendes", und ebenſo richtig bezeichnet er Regers Anlehnung an alte Formen als notwendige Folge

dieſes ſtiliſtiſchen Auflöſungsprinzips. Wenn er in ein und demſelben Aufſatz Reger andererſeits das Streben zuerkennt, zu eigenen, neuen Formen zu gelangen, ſo ergibt ſich daraus ein Widerſpruch, den man nur dann verſteht, wenn man die Parallele in den Neutönern ſucht und findet. Man hat das Gefühl, als wolle Bekker zu dieſen, vielleicht unbewußt und rein inſtinktmäßig, aber ſicher aus innerer Liebe, von Reger aus eine Brücke ſchlagen. Er gibt allerdings zu, daß es Reger nicht gelungen iſt, „die neuen Formen wirklich zu erkennen und zu geſtalten", daß er ihn aber in ein und demſelben Aufſatz danach ſuchen und zwei Seiten vorher auf die „Nachahmung alter Formen beſchränkt bleiben" läßt, iſt ſehr eigentümlich.

Noch eigentümlicher iſt das Kapitel über „Schönberg". Hier führt offenbar Liebe und innere Weſensverwandtſchaft die Feder. Bekker ſtellt die Wirkung der letzten Schönbergſchen Muſik feſt (die bekanntlich von nicht allzu vielen verſpürt wird) und hat den ſchönen Mut zum eigenen Bekenntnis, daß dieſe Wirkung zum Aufſpüren ihrer Mittel, ihrer Geſetzlichkeit verpflichte. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satze: „Wo Leben ſich regt, muß auch Recht auf Leben ſein. Wo Recht auf Leben iſt, muß ein Geſetz ſein, das das Leben beſtimmt." Die Gefährlichkeit eines ſolchen Satzes liegt auf der Hand. Ganz augenſcheinlich ad hoc aufgeſtellt, verträgt er keine Verallgemeinerung. Lebensgeſetze aber ſind allgemeingültig. Und die Zukunft wird ja lehren, ob man in Schönberg nicht lediglich den Sucher und Finder neuer, ungewöhnlicher, heute jedoch bereits angewandter Methoden des Ausdrucks, ſondern, wie ſeine Anhänger gar zu gern möchten, wirklich den ſchöpferiſchen, die Menſchheit beglücken könnenden Muſiker erkennen wird. Einſtweilen glauben wir das erſtere.

Den Querſchnitt Bekkers zeigen ſeine äſthetiſchen Abhandlungen aufs deutlichſte. Manches Wahre und Richtige ſteht in den Aufſätzen „Wohin treiben wir?" und über „Pfitzners Paleſtrina". Sicher ſteht Bekker auch in ſeiner Ablehnung des Romantiſchen als einer verſinkenden Welt nicht allein da. Man kann ihm da immerhin vielfach beiſtimmen. Wenn er jedoch in der „Dramatiſchen Idee in Mozarts Texten" den Satz ausſpricht, die „romantiſche Wandlung zur individuellen Charakteriſtik und zur aus pſychologiſcher Motivierung ſich entwickelnden dramatiſchen Handlung dürfe nicht im mindeſten als Fortſchritt im Sinne einer künſtleriſchen Wertſteigerung aufgefaßt werden", ſo vermag ich ihm darin nicht zu folgen. Es iſt eine gefährliche Aeſthetik, die die Kunſt nur als „Nichts als ein Spiel" auffaßt, und es als einen Mangel anſieht, „Wahrheit und Erkenntniſſe in den Schraubſtock der dramatiſchen Idee einzuſpannen". Mozarts „Don Juan" weiſt ja bereits ſolche letzteren Wege, und unſerer Gefühlsrichtung entſpricht nun einmal mehr eine Kunſt, die *mehr* als Spiel iſt. Ich glaube doch, daß auch die „Zauberflöte" Wahrheit, Erkenntnis und ethiſche Idee in ſich vereinigt, ohne darum Mozarts naive, göttliche Leichtigkeit in der „Entführung", dem „Figaro" und „Coſi fan tutte" in ihrer Art weniger zu lieben. Es ſcheint mir ganz klar, daß Bekkers Aeſthetik einſeitig iſt. Sie erinnert ſehr an ein Prokruſtesbett. Mozart paßt da jedenfalls nicht hinein.

Ganz deutlich zeigen ſich nun aber weſentliche Verſchiedenheiten zwiſchen Bekkers und unſerem Empfinden in ſeiner Auseinanderſetzung mit Pfitzner im Rahmen ſeiner beiden Aufſätze „Erfinder und Geſtalter" und

„Impotenz oder Potenz?“ Es mag ſein, daß Pfitzner im Tone ſeiner „Neuen Aeſthetik der muſikaliſchen Impotenz“ ein wenig aus der Rolle gefallen iſt. Ein harter Kopf: ein hartes Wort. Sicher hat auch Bekker darin recht, daß Beethovens Form in ſehr vielen Fällen nicht ohne „poetiſche Idee“ entſtanden ſein kann. Lieſt man aber ſeine Ausführungen über Erfindung und Geſtaltung aufmerkſam, dann kann man ſich des Gefühls nicht erwehren, daß hier mit allen Mitteln feinſter Dialektik um eine Poſition gekämpft wird, die innerlich verloren iſt. Daß nicht nur der „muſikaliſche Einfall“ das ganze Werk gebiert, iſt jedem Wiſſenden geläufig. Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß die Idee, wenigſtens eine ungefähre Idee des Ganzen deutlich oder latent im Schaffenden vorhanden ſein muß. Und es iſt Verſchiedenes möglich: entweder werden von der Idee aus die Hauptthemen erfunden (ſiehe Nibelungenring), oder aus den Themen, oder auch aus einem Thema, das andere dann nach ſich zieht, ergibt ſich eine Idee des Ganzen. Wer zählt die Möglichkeiten ſchöpferiſcher Akte auf! Ganz ſelbſtverſtändlich aber iſt es von größter Wichtigkeit, daß die „Geſtaltung“, mag ſie intuitiver Inſpiration entfloſſen ſein oder ſich als Ergebnis mühevoller Arbeit darſtellen, nur dann höchſte Werte in ſich trägt, wenn das Material, aus dem ſie beſteht, wertvoll iſt. Es iſt müßig, nach Art von Bekker zwiſchen dem „Motiv, Thema, der Melodie, ſoweit ſie „Einfall“ ſind“, und ihrer „*Geſtaltung*“, „alſo wie das Rohmaterial des Einfalls vom Muſiker zum Motiv, zum Thema, zur Melodie verdichtet wird“, einen Unterſchied zu machen. Entweder der erſte Einfall oder aber ſeine Geſtaltung in dieſen Bekkerſchen Sinne muß eben perſönlich, ſtark oder doch wenigſtens ſo beſchaffen ſein, daß er ſeinen Schöpfer erkennen läßt — ſonſt bleibt das noch ſo bedeutend „geſtaltete“ ganze Werk unterhalb der Höhenlinie größter Kunſt. Perſönlichkeit der Geſtaltung wie der Einfälle müſſen *zuſammentreffen*, es iſt nun einmal nicht anders. Ein Beiſpiel wie das erſte Thema der „Eroica“ ändert an dieſer Grundvorausſetzung nicht das Geringſte. Denn einmal hat Beethoven, gleichgültig ob er das Thema bewußt oder unbewußt aus Mozarts „Baſtien und Baſtienne“-Ouvertüre übernommen hat, ganz anderes dabei empfunden als Mozart — es wird in der Regel lange nicht pathtiſch genug geſpielt —, und andererſeits iſt dieſes Thema ja nicht das Weſentliche an der „Eroica“, ſondern noch mancher andere Gedanke, den Beethoven gleichzeitig bei der Konzeption der erſten Idee in ſich getragen oder gefunden haben wird, gibt den Ausſchlag.

Wohin Bekker mit ſeiner Verteidigung der „Geſtaltung“ als des allein Wichtigen in der Kunſt ſteuert, wird ganz klar, wenn man den Satz lieſt: „Die gegen Mahler erhobenen Vorwürfe wegen der „Banalität“ ſeiner Themen hätten nie erhoben werden können, wären die Hörer nicht durch den Niedergang der ſinfoniſchen Produktion, wie ihn die „thematiſchen“ Sinfonie-Komponiſten herbeiführten, dazu gebracht worden, eine Sinfonie thematiſch anſtatt ſinfoniſch zu hören, den Blick oder das Ohr aufs Einzelne zu richten ſtatt aufs Ganze, nach Erfindung zu fragen ſtatt nach Geſtaltung“. Hier haben wir die Quinteſſenz der Bekkerſchen Richtung. Ich ſage nicht wie Pfitzner: Aeſthetik der Impotenz, denn nichts liegt mir ferner als Mahler impotent zu nennen. Wie ſein Ringen um das Höchſte zur Ehrfurcht und Bewunderung zwingt, ſo erblicke ich auch in ihm einen, dem vielfach eine Geſtaltung ins Große geglückt iſt, und gebe Bekker darin ganz recht, daß er in neuerer Zeit — nach Bruckner, füge ich hinzu — bisher der ein-

zige ist, der wirklich große Perspektiven sinfonischer Architektonik eröffnet hat. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ihm als Erfinder, abgesehen von mancher guten Einzelheit, der Höhenflug des Genies versagt blieb. Wenn Mahler gesagt hat „Ohrwascheln aufmachen, hören", dann ist gerade dies die Tragik seines Daseins. Unverbildete Menschen werden *im mer* auf den Einfall etwas geben. Und mag die heutige Bewegung der Jungen und Jüngsten, mögen die Anhänger Schönbergs, Schrekers, Busonis tausendmal das Wie über das Was stellen, sie werden nichts daran zu ändern vermögen, daß die Menschheit zu den wirklich Großen nur diejenigen zählen wird, die Gestalter *und* Erfinder sind. Daran ändern keine noch so spitzfindigen philologischen Erörterungen des Wortes „Schöpfer" (aus Vorhandenem — freilich: die ganze Welt ist vorhanden!) etwas. Das Gefühl allein entscheidet von jeher und wird auch in Zukunft entscheiden.

Ansichten wie diejenigen Bekkers aber sind sicher nur aus einem naturgegebenen Unterschiede der Veranlagung zu erklären. Spekulativer Betrachtungs- und Erkenntnisdrang statt des einen Elementaren: des Gefühls. Es handelt sich um einen Unterschied der Geistesrichtung, der nun einmal da ist. Töricht, ihn zu leugnen. Bekker polemisiert zwar gleich im Vorwort gegen die „Wahrheit der Partei", die stets zugleich politisch, rassenmäßig und künstlerisch bestimmt sei. Ist er selbst denn aber von jeder Parteilichkeit frei? Bestimmen ihn in seinem ganzen Denken und Fühlen bei allem — zugegeben — guten Willen zur Sachlichkeit nicht *auch* rassenmäßige, künstlerische Faktoren, die er in sich, in seiner Natur begründet zu finden hat? Das Politische halte ich dabei für untergeordneten Ranges. Es ist ein großer Fehler unserer heutigen Kampfhähne auf dem Gebiete der Kunst, die politischen Gesinnungen hineinzumengen, sie als ausschlaggebend in den Vordergrund zu schieben. Ich halte das für einen grundlegenden Irrtum. Die rein menschliche Disposition des Fühlens, die, allerdings rassenmäßig bedingt, sich künstlerisch oder kunstverständnismäßig auswirkt, *das* ist es, was uns, den einen wie den anderen, Paul Bekker wie seine Widersacher, innerlich bestimmt und regiert. Damit hat sich ein jeder abzufinden. Es heißt die Plattform verschieben, wenn man dem künstlerisch Andersdenkenden politische Voreingenommenheit vorwirft. Ziehen wir getrost den Vorhang vor letzten Dingen fort und sagen wir mutig und ehrlich: ja, rassenmäßige, gefühlsmäßige Unterschiede sind es, die die verschiedenartige Einstellung zur Kunst bedingen. Das ist für *keine* „Partei" ein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung einer Tatsache. Wer sich dadurch gekränkt fühlt, beweist nur die Schwäche seiner Position. Hat man aber letzte wesensmäßige Verschiedenheiten erkannt, dann hört jedes Beweisen auf. Es gibt auf der anderen Seite keine Brücken zum Verständnis unserer Art, freilich aber auf unserer Seite ein Recht, unsere Ansicht, unser Fühlen zu unterstreichen. Und so ergeben sich die Vorbehalte gegen Bekker, wie er aus seinen Aufsätzen spricht: nicht gegen den Menschen, nur gegen die Sache.

Eines aber bleibt, mag der Kampf um die letzten Grundlagen unserer künstlerischen Kultur auch noch so toben — etwas hat sich der „Expressionistentaumel" ja schon gelegt —, unveränderlich in seinen tiefsten, letzten Wurzeln: die Kunst selbst. Die Kunst ist ein Ergebnis der Not, aus Wonnen, Lust und Schmerzen geboren. Das andere — „Nur ein Spiel", nur ein „Wie", nicht ein „Wie" *aus* dem „Was" — wird zwar, so lange

Menſchen leben, wohl auch ſtets daneben in die Erſcheinung treten. Aber höchſte, letzte Kunſt wird es niemals ſein. Wer das nicht fühlt, wird es freilich nie verſtehen und empfinden können.

Die deutſchen Schulen in der Welt.

* Ein Gruß zur Kulmbacher Tagung.

Von Fritz Heinz Reimeſch.

Man ſollte annehmen, daß es jedem, nur halbwegs mit geſundem Menſchenverſtande begabten Reichsdeutſchen einleuchtet, daß das beſte Mittel zur Erhaltung deutſcher Art in bedrohtem Volkstumgebiet die Stärkung der deutſchen Schule iſt. Leider ſind ſolche Selbſtverſtändlichkeiten in Deutſchland noch wenig bekannt. Die Unterſuchung des Warum würde uns zu weit ab vom Thema führen und ſo muß ich mich mit der Feſtſtellung dieſer Tatſache begnügen. Daß ſie aber vorhanden iſt, daß ſie nicht nur Nörgelei iſt, zeigt uns die Arbeit des „Vereins für das Deutſchtum im Auslande (Allgemeiner deutſcher Schulverein) E. V." Berlin, der in dieſer Woche ſeine 41. Haupttagung in Kulmbach abhält und deſſen Geſchichte ein einziges Ringen mit der Intereſſeloſigkeit der breiten Maſſe des deutſchen Volkes vom Miniſter hinunter bis zum letzten Arbeiter in Sachen des Auslanddeutſchtums darſtellt. Ich will verſuchen, ein Bild über das deutſche Schulweſen außerhalb Deutſchlands und Deutſchöſterreichs zu entwerfen.

In allen Gebieten, in denen das Deutſchtum eine Minderheit iſt, herrſcht erbitterter Kampf um die deutſche Schule, die die Keimzelle deutſchen geiſtigen Lebens und ſomit deutſchen Lebens überhaupt iſt. Die deutſchen Grenzgebiete, die durch den Verſailler- und St. Germainer-Vertrag aus deutſcher Verwaltung herausgeriſſen wurden, ſtehen augenblicklich wohl im ſchärfſten Abwehrkampf gegen die Unterdrückungsmethoden der ſlawiſchen und romaniſchen Sieger. Erſt vor wenigen Wochen wurde von einem deutſchen Abgeordneten im Prager Parlament in die ganze Welt hinein die ungeheure Freveltat der tſchechiſchen Gewalthaber geſchrien, die den 3,8 Millionen Deutſchen, die gezwungen der Tſchechei angehören, in kurzen 3 Jahren mehr als 1200 Schulklaſſen unter nichtigen Vorwänden geraubt haben. Genau ſo verfahren mit ihren deutſchen Untertanen die Polen in Poſen, Weſtpreußen und dem neuen „Polniſch"-Oberſchleſien, die Franzoſen im Elſaß, die Italiener in Südtirol, die Südſlawen in Slowenien. All dieſe Sieger, die mit zyniſcher Gebärde die Welt mit ihren Phraſen über Kultur und Ziviliſation beglücken, handeln nach einem äußerſt raffiniert ausgeklügelten Prinzip und man muß feſtſtellen, daß ſie in der Verfolgung der deutſchen Schulen mit einer Energie vorgehen, die einer beſſeren Arbeit wert wäre. Dieſe Millionen Grenzdeutſcher müſſen ihre kulturelle Ueberlegenheit verlieren, denn dann erſt kann es unſeren Feinden gelingen, ſie in ihrem Volkstum zu unterwühlen. Der Staat, aber auch private Organiſationen arbeiten an dieſer Unterminierung des deutſchen Volkes und es iſt erſtaunlich, wie große Mittel zu dieſen Zwecken aufgewendet werden. Die Tſchechen ſind die Lehrmeiſter! Nur ein kleines Beiſpiel dafür, wie gearbeitet wird. Die großen Brauereien in Pilſen, deren Biere auch in Deutſch-

land ſo gerne getrunken werden, geben für jedes Liter Bier, das die Fabrik verläßt, dem tſchechiſchen Schulverein 4 Heller (heute etwa 40 Pfennige) ab. Was dies bei einer Jahresproduktion von vielen Hunderttauſend Hektolitern bedeutet, mag ſich jedermann ſelbſt ausrechnen. Dieſe Millionen werden dazu benutzt, um in deutſche Gemeinden der Grenzgebiete tſchechiſche Schulen zu ſetzen. Der tſchechiſche Lehrer mit Frau und großer Familie, ein ebenſolcher Schuldiener ziehen ein, ein tſchechiſcher Schuſter, Schneider und Friſeur folgt, und da Gendarme, Streckenwärter und ſonſtige Staatsbedienteſte ohnehin nicht allzu ferne ſind, ſo iſt ſchnell die Kinderzahl vorhanden. Man kann bei ſolchem Beginnen noch nicht eine Gefährdung des deutſchen Volkes erblicken. Bald aber wird das deutſche Schulgebäude den Deutſchen fortgenommen, weil doch ſelbſtverſtändlich zuerſt die Angehörigen der „Staatsnation" Anſpruch auf ein Schulhaus haben. Die deutſchen Kinder ſtehen auf der Straße und viele Eltern ſchicken die Kinder, um ſie nur überhaupt einem Unterricht zuzuführen, in die tſchechiſche Schule, da nur ſelten Gelegenheit iſt, ſofort ein geeignetes Gebäude für die deutſche Schule zu finden. So geſchehen in *hunderten* von Fällen. Was würde wohl einem deutſchen Mann geſchehen, wenn er an einen deutſchen Bierfabrikanten das gleiche Anſinnen ſtellte, 4 Pfennige pro Liter zur Unterſtützung der deutſchen Schulen im Grenzland abzugeben? Ich mag es mir nicht ausdenken!

Auf ganz ähnliche Weiſe arbeiten die anderen Sieger. Selbſtverſtändlich laſſen ſich die Millionen Grenzdeutſcher dieſe Vergewaltigung nicht ohne Weiteres gefallen, ſondern geben ſich ernſte Mühe, auf vereinsmäßiger Grundlage die deutſche Schule zu erhalten. Die ungeheueren Schwierigkeiten, die aber jeder ſolcher Arbeit von ſtaatswegen entgegengeſtellt werden, liegen dem klar auf der Hand, der nur einigermaßen Einblick in die politiſchen Verhältniſſe dieſer Staaten hat. Die Minderheitenſchutzverträge mit ihren Kautſchukparagraphen ſind Papierwiſche, die anſcheinend nur in der Wilhelmſtraße ernſt genommen werden. Nie hat ſich ein polniſcher, ſüdſlawiſcher oder tſchechiſcher Miniſter die Mühe genommen, zu retſuchen, ſie einzuhalten. Es waren Geſten, die man machte, um dem Weltgewiſſen Sand in ſeine ohnehin recht verſchlafenen, kurzſichtigen Augen zu ſtreuen.

Und doch, wie günſtig arbeiten die Organiſationen unſerer Volksgenoſſen in den Grenzgebieten; wie rütteln ſie die oft trägen Geiſter auf, wie ſorgen ſie dafür, daß deutſche Kinder deutſch erzogen werden, damit ſie nicht zu modernen Janitſcharen werden, die ſpäter am ſchärfſten ihr Volkstum bekämpfen. All zu langſam lernen wir den heimtückiſchen Willen unſerer Todfeinde kennen; ſie wollen die Grenzgebiete *entgermaniſieren*. Können ſie die deutſche Schule in den Grenzgebieten vernichten, dann ſtehen ſie mitten in unſerem Volke drin. Sie dann aber wieder hinauszutreiben, iſt ungeheuer ſchwer.

Zuſammenfaſſend das Bild der Lage betrachtet, müſſen wir feſtſtellen, daß der Staat, mag er Frankreich oder Tſchechei, Südſlawien oder Polen, Italien oder Dänemark heißen, mit denſelben Mitteln ſeiner brutalen Gewalt vorgeht und die Schule, wo er nur irgend kann, unterdrückt. Der Kampf iſt ungleich, aber die geſchloſſen ſiedelnde Maſſe des Grenzdeutſchtums iſt zum Glück ein ſehr zäher Teig, ſodaß der Feind nur langſam Fortſchritte machen kann. Erhält das Grenzdeutſchtum aber nicht materielle und moraliſche Hilfe aus dem Mutterlande, ſo wird es ſchrittweiſe immer weiter zurückgedrängt und verliert langſam eine Schulburg nach der andern.

Viel ſchwieriger und abwechslungsreicher iſt das Ringen der Auslanddeutſchen, die ferne vom Mutterland in großer räumlicher Getrenntheit leben, für ihre deutſche Schule. Bei der Schilderung dieſer Verhältniſſe muß ich auf Einzelheiten eingehen, die vielleicht dem Geſamtbilde Abbruch tun, jedoch das Streben und Kämpfen und die zu verteidigenden Stellungen, neue eroberte Poſten und verlorene Feſtungen beſſer zeigen.

*

Räumlich am nächſten liegt uns der Südoſten. Noch immer iſt Ungarn das Land, das trotz ſeiner 560 000 Deutſchen keine deutſche Schule hat. Zwar hat Miniſterpräſident Graf Bethlen vor wenigen Monaten abermals ein feierliches Verſprechen abgegeben, dafür Sorge zu tragen, daß die Deutſchen deutſche Schulen erhalten. Es iſt nichts, auch garnichts geſchehen. Was nutzen uns die gerade in letzter Zeit ſo oft gemachten Freundſchaftsbeteuerungen, wenn man keine realen Beweiſe ihres guten Willens ſieht. Die Freundſchaften, die ſich in den letzten Jahren zwiſchen den Kreiſen Deutſchlands, die ſich national nennen, mit Ungarn angeſponnen haben, haben noch keine einzige Frucht getragen, die dem ungarländiſchen Deutſchtum auch nur einen Schritt weiter zur Erreichung ſeiner mehr als beſcheidenen Wünſche geholfen hätten. Könnte da nicht manches anders werden? Schon aus kühler Ueberlegung ſollten die Magyaren Konzeſſionen machen, die ſchließlich doch auch ihren abgetrennten Brüdern zugute kämen.

Das 800 000 Seelen zählende Deutſchtum Großrumäniens hat einen großen Schritt nach vorwärts getan. Die Siebenbürger Sachſen, die bekanntlich über ein in jeder Weiſe muſtergültiges Volks- und Mittelſchulweſen verfügen, ſind Lehrmeiſter für die Deutſchen im Banat und Beſſarabien geworden. Wohl haben ſie einen ſchweren wirtſchaftlichen Kampf um die Erhaltung der Schulen auszufechten, da das alles andere, nur nicht demokratiſch aufgebaute Bodenreformgeſetz der deutſchen evangeliſch-lutheriſchen Kirche, die die Erhalterin der Schule iſt, die großen Kirchenländereien gegen ein Butterbrot abgenommen hat und der Staat die Verpflichtungen nicht einhält, die er eingegangen iſt. Die Siebenbürger Sachſen wachen aber ſorgſam auf ihren Augapfel und bringen durch eine hohe Selbſtbeſteuerung die vielen Millionen zuſammen, die notwendig ſind, um die mehrere hundert Volksſchulen, die ſieben Gymnaſien, die Real- und Handelsſchulen, die Lehrerbildungsanſtalten, Ackerbau- und Gewerbeſchulen und Kindergärten zu erhalten. In Hermannſtadt finden ſeit zwei Jahren ſogar regelmäßig im Auguſt Hochſchulkurſe ſtatt, die auch aus Deutſchland von der ſtudierenden Jugend eifrig beſucht werden.

Das Banat mit ſeinen 400 000 Deutſchen hatte 1918 keine einzige deutſche Schulanſtalt. Mit elementarer Gewalt aber brach beim Zuſammenbruch der nationale Gedanke hervor und in vielen, faſt hundert Gemeinden wurde die entnationaliſierende Staatsſchule hinweggefegt. Jetzt lehren deutſche Lehrer, die zum Teil auf der neuen katholiſchen deutſchen Lehrerbildungsanſtalt erzogen werden, deutſche Kinder ihre Mutterſprache. Es iſt ein erfreuliches Kapitel. Wenn man die Junglehrer, die in dieſem Jahre die Anſtalt verließen, auf ihrer Deutſchlandreiſe ſah, ſo konnte man die Gewißheit erlangen, daß die deutſch-ſchwäbiſche Jugend in gute Hände kommt.

Die deutſche Univerſität in Czernowitz iſt wohl dem Deutſchtum verloren gegangen, doch das Volks- und Mittelſchulweſen blieb im Buchenlande beſtehen, und in Beſſarabien, das unter ruſſiſcher Herrſchaft auch kaum deutſche

Schulen hatte, wurden in allen Gemeinden deutſche Schulen eingerichtet. Dieſer Unterbau wurde mit einem Gymnaſium in Tarutino und einer Lehrerbildungsanſtalt in Sarata gekrönt. Von hier und Siebenbürgen ſind deutſche Lehrer auch in die Dobrudſcha gekommen, um hier zwiſchen allen möglichen Völkerſchaften das deutſche Element erhalten zu helfen. Der Staat gibt kaum etwas für die deutſche Schule her, obwohl gern anerkannt ſein ſoll, daß die Rumänien ſehr tolerant und bemüht ſind, wenigſtens in der Schulfrage gerecht zu ſein. Zu viele der führenden Männer haben deutſche Bildung genoſſen und geben durch ihre weiſe Mäßigung in nationalen Fragen den Beweis, daß ſie deutſche Gelehrſamkeit richtig verſtanden haben. Wenn vom deutſchen Schulweſen Großrumäniens geſprochen wird, ſo darf man die deutſche Schule in Bukareſt nicht vergeſſen. Sie war ſeinerzeit die größte, vom Reiche erhaltene deutſche Auslandsſchule, ein Muſterbeiſpiel für gediegenen deutſchen Schulbetrieb und moderne Pädagogik. Oberrealſchule, Handelsſchule, Mädchenſchule und mehrere Volksſchulen gehörten zu dieſem Organismus. Schade nur, daß das Deutſche Reich ſo wenige ſolcher Schulen gehabt hat. Es hätte ungeheuer viel für deutſches Weſen geworben werden können, wenn man in friedlichen Zeiten für ſolche Zwecke tief in die Taſche gegriffen hätte. Das Auslanddeutſchtum hat gebeten, ja gefleht, aber das Reich hatte immer nur einen ganz kleinen Poſten im Budget für „Kulturpropaganda“ übrig. Unterlaſſungsſünden, die ſich ſchwer gerächt haben!

Südſlawien bietet ein geteiltes Bild. Die Unterſteiermark mit ihren vielen deutſchen Sprachinſeln iſt den Slowenen zum Opfer gefallen, die alle deutſchen Schulen rückſichtslos vernichtet haben. Die Serben gehen mit den Schwaben in Südungarn glimpflicher um und geben ihnen gewiſſe Freiheiten, ſodaß doch an 120 deutſche Volks- und einige Mittelſchulen eröffnet werden konnten.

Gehen wir weiter nach dem Oſten. In Galizien hat ſich das Schulweſen kaum von den Verluſten des Krieges erholen können. Die Baltenländer und ihre kernigen, wettererprobten Deutſchen haben chauviniſtiſche und bolſchewiſtiſche Fluten über ſich ergehen laſſen müſſen. Das weitverzweigte, früher von den Ruſſen arg drangſalierte Schulweſen hat neue Kämpfe zu beſtehen. Mit nimmer müdem Eifer ſammeln die der Heimat treugebliebenen Balten Millionen auf Millionen, um ſich ihr hochſtehendes Schulweſen, dem ſo viele bedeutende Männer der geſamtdeutſchen Wiſſenſchaft und Literatur entſproſſen ſind, zu erhalten.

Rußland, heute das Land des Hungers und des rotgeſternten Wahnſinns. Die deutſchen Koloniſtengebiete liegen alle im Bereich des Hungers. Heute dort viel von Volkserziehung zu reden, iſt unnötig. Die Menſchen müſſen zuerſt Brot haben. Er klingt faſt wie Hohn, aber man muß es als gerechter Betrachter feſtſtellen, daß die Bolſchewiki für die nationale Schule der Minderheiten mehr Verſtändnis haben, als die neuen „Kulturnationen“ der „Tſchechoſlowaken“, Polen und Südſlawen, von den Franzoſen garnicht zu reden. Die Bolſchewiki haben theoretiſch die deutſche Schule von der unterſten Stufe bis zur Hochſchule geſtattet und ſie kann arbeiten. Die ſeit 1892 begonnene Unterdrückung der deutſchen Schulen in Rußland, die mit der völligen Schließung derſelben im Jahre 1914 endigte, hat aufgehört. Wenn heute noch wenige praktiſche Erfolge zu verzeichnen ſind, ſo doch hauptſächlich wegen der unſagbar traurigen wirtſchaftlichen Verhältniſſe in den deutſchen Koloniſtengebieten. Um ſo ſchöner muß das Beginnen einiger wackerer Wolga-Deutſcher

gewertet werden, die in Saratow, dem geiſtigen Mittelpunkt der Wolgakolonien, in dieſen Hungerjahren eine deutſche Mittelſchule und ein deutſches pädagogiſches Inſtitut mit dem Range einer Hochſchule errichtet haben, die zum Teil aus ſtaatlichen Mitteln erhalten werden. Hier muß das Mutterland zu allererſt helfen, denn Rußland iſt Zukunftsland für Deutſchland. Selbſt im Kaukaſus und in Sibirien gibt es deutſche Schulen! Wer wußte von dieſen etwas im Mutterlande?

Nun noch einen Blick nach Ueberſee, nach Südamerika. Mit zähem Feſthalten an deutſcher Art ſchufen ſich die Farmer deutſche Schulen.

Es gibt hunderte einfacher Schulen im Buſchwald, zu denen die Kinder oft ſtundenlang reiten müſſen. Freundliche, lichte Schulhäuſer vermitteln deutſche Bildung in den Städtchen der braſilianiſchen Südſtaaten und groß angelegte Schulen in den Hauptſtädten Braſiliens und Argentiniens. Chile, dieſes ſo deutſch-freundliche Land, wetteifert mit ſeinem öſtlichen Nachbarn Argentinien in der Pflege der deutſchen Schule, und es iſt dieſer viel zu danken, daß die Länder während des Weltkrieges neutral blieben. In Venezuela und Guatemala, in Mexiko und Bolivien wirken ebenfalls deutſche Schulen. Nordamerika bietet ein eigenartiges Bild. Es würde zu weit führen, die deutſchen Schulverhältniſſe, die mannigfaltig, aber nicht gut ſind, näher zu erörtern. Daß in den Staatsſchulen die deutſche Sprache als Lehrgegenſtand wieder zugelaſſen wird, iſt ein erfreulicher Fortſchritt, und den großen deutſchen Organiſationen erwächſt eine große Arbeit gerade auf dieſem Gebiet.

Und dann in aller Welt, überall wo Deutſche verſtreut wohnen, gibt es Schulen. Die deutſchen Schulen in Holland und den Nordſtaaten, in Madrid und Barcelona, in Rom, Konſtantinopel, in China und Japan und ſonſt wo, ſie alle arbeiten, wenn auch oft unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, an der Wiedergewinnung des deutſchen Anſehens. Wohl liegt viel in Trümmern und manchen Menſchen fehlt der Mut, aus den großen Trümmerhaufen die verwendbaren Steine zum Neubau herauszuholen. Der ungeheuere Wert der deutſchen Schule beginnt aber langſam bekannt zu werden. Wie arm Deutſchland auch iſt, für dieſe Zwecke muß es Geld haben, es iſt einfach als Betriebskapital des Neuaufbaus notwendig.

In all dieſen Fragen iſt der „Verein für das Deutſchtum im Auslande“, Berlin W 62, bahnbrechend geweſen. Er hat im Laufe ſeiner 40 jährigen Tätigkeit mehr als 1500 Schulen errichtet, unterſtützt und unterhalten und hat Millionen Mark geſammelt, Zehntauſende deutſcher Bücher in die bedrohten Gebiete geſchickt. Er unterſtützt eine große Anzahl auslanddeutſcher Studierender durch Stipendien und unterhält ein auslanddeutſches Kinderheim. Seine vielen hundert Ortsgruppen im Deutſchen Reich und Oeſterreich, ſeine mehreren hunderttauſende Mitglieder, ſeine bei Reclam in Leipzig erſcheinende Halbmonatſchrift „Volk und Heimat“, ſie alle arbeiten daran, das Mutterland auf die Wichtigkeit der deutſchen Auslandſchule aufmerkſam zu machen. Männer, Frauen und Kinder aller Parteien und Konfeſſionen arbeiten zuſammen, denn das einzige tiefe, einigende Band, das ſich um alle Deutſche der Erde ſchlingt, iſt die traute Mutterſprache, die in der deutſchen Schule ihre Pflegerin hat. Jedes Deutſchen Pflicht muß es deshalb ſein, ſo er den Aufſtieg unſeres Volkes ernſtlich will, ſich der Frage der deutſchen Auslandſchulen nicht zu verſchließen, ſondern ſich helfend an die Seite des Vereins zu ſtellen!

Weltſpiegel.

2. Auguſt.

Vor einer Woche ſchien es ſo, als ob die drohende Wirtſchafts-kataſtrophe, in die Frankreich, wenn ſie eintritt, jedenfalls mit hineingeriſſen werden wird, ſelbſt einen Poincaré vorübergehend zur Vernunft gebracht hätte. Wer ſich aber dieſer Hoffnung hingegeben hat, iſt inzwiſchen bereits eines beſſeren belehrt worden. Sehr eigenartig mutet das diplomatiſche Spiel an, das in dieſen Tagen zwiſchen Frankreich und England betrieben wurde.

Wir berichteten bereits über die plötzliche Bereitwilligkeit des bis dahin eigenſinnig zaudernden und widerſtrebenden Poincaré, nach London zu kommen. Aber die Begleitumſtände dieſer Schwenkung machten die engliſchen Staatsleiter mißtrauiſch. In der Pariſer Preſſe war angekündigt worden, daß Poincaré mit neuen poſitiven Vorſchlägen und Bedingungen kommen würde, ſich alſo auf eine vertrauliche Ausſprache über die bereits bekannten beiderſeitigen Auffaſſungen nicht beſchränken wolle. Das verdarb nun wieder dem ſehr ehrenwerten Mr. Lloyd George das Konzept. Hatte er vorher auf den Beſuch von Poincaré gedrängt, ſo zögerte er nun, als er das Anerbieten des Verbündeten in Händen hatte, mit der Antwort. Eine Auseinanderſetzung über ſo heikle Fragen zwiſchen Frankreich und England allein, wobei das angenehme Gefühl, den ſchützenden Zaun der Entente um ſich zu haben, leicht einen Augenblick verloren gehen konnte, war nicht das, was Lloyd George herbeiführen wollte; gar zu leicht konnte hierbei die Machtfrage aufgeworfen werden, und das fürchtet er wie das hölliſche Feuer.

So zögerte er zunächſt mit der Antwort. Darob großes Befremden in Paris. Aber es geſchah, was Lloyd George von dem Verſtändnis der andern Ententegnoſſen erwarten konnten, falls er nicht etwa insgeheim dieſem Verſtändnis etwas nachgeholfen hatte. Aus den Andeutungen Poincarés und der franzöſiſchen Preſſe war ſoviel bekannt geworden, daß es ſich bei der geplanten Londoner Beſprechung um Dinge handelte, bei denen Italien und Belgien zweifellos mitzureden hatten. Nun regten ſich dieſe beiden Mächte und meldeten ihren Anſpruch an, in London mit von der Partie zu ſein. Das mußte anerkannt werden, aber dadurch wurde aus der Beſprechung, die in freundſchaftlicher Form die Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Frankreich und England ausgleichen ſollte, über Nacht in Wahrheit der Plan einer Sitzung des Oberſten Rats, d. h. eine Sache, die natürlich eine viel ſtärkere Verbindlichkeit in ſich ſchließt, aber eben deshalb ſich bei den franzöſiſchen Heißſpornen einer recht geringen Sympathie erfreut. Dagegen kam die Beteiligung von Italien und Belgien Lloyd George ſehr erwünſcht. Nur glaubte er, daß unter dieſem neuen Geſichtspunkt die Behandlung der Sache eine umfangreiche Vorbereitung erforderte, und das bedeutete einen erheblichen Aufſchub der Londoner Beſprechung. Dafür ſprach auch der Umſtand, daß der Bericht des ſoeben aus Deutſchland zurückgekehrten Garantiekomitees noch nicht ganz fertiggeſtellt, alſo eine wichtige Unterlage der zu faſſenden Beſchlüſſe noch nicht vorhanden war und nicht genügend durchſtudiert werden konnte. So wurde denn in England davon geſprochen, daß die Entſcheidung über die in London zu beſprechenden Fragen erſt im Oktober fallen könne.

Dieſem Beſtreben, den heikeln Entſchluß hinauszuzögern, kamen nun die Ereigniſſe in Italien anſcheinend zu Hilfe. Wie überall, hatte auch dort der Krieg in den Parteiverhältniſſen eine große Zerfahrenheit hervorgerufen. Soziale Mißſtände hatten ſchon vor dem Kriege in Italien eine größere Rolle geſpielt, als irgendwo anders. Der Krieg ſelbſt hatte in den Sozialiſten ſtarke Gegner gefunden, die davon eine ſtarke Verelendung des Volkes in wirtſchaftlicher Beziehung und größere Schwierigkeiten für die Verwirklichung ſozialer Reformen befürchteten. Sie hatten ſich als Patrioten der Notwendigkeit gefügt, waren aber nach dem Kriege innerlich um ſo ſtärker geworden, als ſie mit ihren Befürchtungen recht behalten hatten. Auf der andern Seite hatte der Krieg den Nationalismus geſtärkt, ihn mit größerer Leidenſchaft und Tatbereitſchaft erfüllt, wie das in der neuen Organiſation der „Faſciſten" hervortrat; die Gegenſätze zwiſchen Faſciſten und Sozialiſten waren ſchärfer und ſchärfer geworden, — ſo ſehr, daß blutige Zuſammenſtöße und Unruhen bereits keine Seltenheit mehr waren. Dazu kam nun die wachſende Macht der ſeit Jahren herangebildeten klerikalen Partei der Popolaren, die zwiſchen dieſen Gegenſätzen keineswegs vermitteln wollten, ſondern in dem natürlichen Machtbeſtreben einer aufſteigenden Partei auf die alten Mittelparteien eher zerſetzend und ſchwächend wirkten und die Schwierigkeiten der parlamentariſchen Geſamtlage vermehren halfen. Die alten Staatsmänner Italiens ſind zwar ebenſo wie der in ihren Spuren wandelnde Nachwuchs, erfahrene und geſchickte Leute, ſie ſind aber an die Methoden des alten politiſchen Parlamentarismus gewöhnt, und zu den Faſciſten, Popolaren und Sozialiſten, die einen ſo ganz andern Geiſt atmen und deren Anſchauungen noch ſo ſchwer in ihren Konſequenzen zu durchſchauen ſind, finden ſie ſchwer das rechte Verhältnis. Die Zeiten, in denen ein Kabinett mit Gleichmut zurücktreten konnte, weil das Syſtem es mit ſich brachte, daß die Gegenpartei in einer gewiſſen Zeit abgewirtſchaftet haben mußte, ſind vorüber. Jetzt tobt ein Kampf grundſtürzender, einander ausſchließender Prinzipien, die dem leitenden Staatsmann eine kaum zu tragende Laſt der Verantwortung für Sein oder Nichtſein des Staates auferlegen. So befindet ſich Italien ſchon ſeit vielen Monaten im Zuſtand einer innern Kriſe, die nicht leicht zu überwinden iſt, weil ſie durch wirtſchaftliche Not und finanzielle Zerrüttung verſchärft wird. Die Notwendigkeit, in Genua die Rolle des Gaſtgebers für die Vertreter aus aller Welt zu übernehmen, zwang damals zu einer ſchnellen Beilegung der akut gewordenen Kriſe. De Facta, ein gemäßigter und geſchickter Politiker, der perſönlich allgemeines Vertrauen und genügendes Anſehen genoß, übernahm die Miniſterpräſidentſchaft, aber es war vorauszuſehen, daß nicht lange Zeit nach Beendigung des Dramas von Genua die Lage wieder dieſelbe ſein würde, wie zuvor. De Facta erregte den Zorn der Faſciſten und fand aus dem Konflikt keinen anderen Ausweg als den Rücktritt. Es iſt aber bezeichnend für die Lage, daß bisher keiner der früher bewährten und jetzt noch zur Verfügung ſtehenden Staatsmänner — weder Orlando noch Bonomi, noch einer der von dem alten Gioletti empfohlenen Männer — ein Kabinett hat bilden können. So iſt man denn zu de Facta zurückgekehrt.

Dieſe Miniſterkriſe hat nun auch bei der Anſetzung der Londoner Beſprechungen eine Rolle geſpielt. Lloyd George wollte

abwarten, bis das neue italieniſche Kabinett gebildet worden ſei. Aber nun drängte Poincaré, in deſſen Pläne dieſe etwas allzu behäbige Behandlung der ſchwebenden Fragen nicht paßte, auf eine baldige Beſprechung. So hat man ſich denn doch auf den 7. Auguſt geeinigt, um wenigſtens die dringendſten Entſcheidungen zu treffen. Vorher aber hat Poincaré das Bedürfnis gefühlt, noch einmal zu zeigen, daß er der alte geblieben iſt. Die deutſche Regierung hatte in einer an die einzelnen Ententeregierungen gerichteten Note um Herabſetzung der regelmäßigen Zahlungsraten im Ausgleichsverfahren von 2 Millionen Pfund auf eine halbe Million gebeten und das eingehend mit der gänzlichen Erſchöpfung ihrer Zahlungsfähigkeit begründet. Frankreich hat dieſe Note, die nach dem Zuſammenhang der Dinge nur nach Beratung mit den anderen Ententemächten erledigt werden konnte, ſelbſtſtändig beantwortet, indem es das Geſuch in ungewöhnlich ſchroffer Form — um es möglichſt gelinde auszudrücken — ablehnt und dabei — was natürlich für Poincaré die Hauptſache war — mit „beſonderen Maßnahmen" und Sanktionen drohte. Unſere Reichsregierung hat glücklicherweiſe dieſes freche Ultimatum ruhig, aber feſt zurückgewieſen. Wie nun Frankreich ſein altes Spiel weiter treiben wird, werden wir bald ſehen; zunächſt iſt bezeichnend, daß ſogar Belgien in dieſem Falle gegen das franzöſiſche Vorgehen offenen Proteſt erhoben hat. W. v. Maſſow.

Bücherſchau.

Geſchichte.

Friedrich Schneider, Aus den Tagen Heinrichs XXII. ſouv. Fürſten Reuß ä. L. (1867—1902). Aktenſtücke, Aufzeichnungen und Briefe. Aus reußiſchen Archiven. Heft 1. Greiz i. V. und Leipzig, Kommiſſionsverlag H. Bredts Nachf. Ernſt Seyfert. 1921.

Die Geſtalt des fürſtlichen Sonderlings hat manche kleine Epiſode in der deutſchen inneren Staatsverwaltung unter und nach Bismarck hervorgerufen, die den Zeitgenoſſen noch in Erinnerung haftet. Der Jenenſer Privatdozent ermöglicht nun zum erſten Mal genauere Einblicke in Weſen und Regierungsart des Preußenfeindes.

Guſtav Roloff, Die Bilanz des Krieges. Urſprung, Kampf, Ergebnis. Königſtein i. T., K. R. Langewieſche, 1921. 12 M.

Der „Verlag der Blauen Bücher" darf dazu beglückwünſcht werden, daß er eine Geſchichte unſerer Zeit von ſo edlem Gehalt, echthiſtoriſcher Geſinnung und werbender vaterländiſcher Wärme im Volk verbreitet. Der Gießener Hiſtoriker hat den Stil gefunden, in welchem der Leſer das Selbſterlebte zur gemeinſamen nationalen Sache erhoben wiederfindet und indem er ſich den Zuſammenhang der Dinge aneignet, die deutſche Schickſalsgemeinſchaft ſtärker empfinden lernt. Dieſe verſöhnende und erhebende Art des Buches läßt auch für den Rezenſenten die Punkte, in denen er anders urteilt als der Verfaſſer, zurücktreten. Sichtlich iſt Roloff in der Auffaſſung der Vorgeſchichte wie des Verlaufs des Weltkrieges

von Hans Delbrück abhängig, und Bethmann Hollweg konnte ſich keinen hingebenderen Interpreten wünſchen. Es würde zu weit führen, die Stellen aufzuzählen, an welchen — angefangen mit der bekannten, heute faſt allgemein dogmatiſierten Verkennung des Chamberlainſchen Bündnisvorſchlags — Roloff die von Bethmann verbreiteten Legenden teilt. Wer es im allgemeinen ſo trefflich verſteht, das Trennende zurückzuſtellen, wer die gemeinſame deutſche Sache vor dem Ausland und dem deutſchen Leſer ſo überzeugend führt, kann — zumal in einem volkstümlichen, nicht gelehrten Buch — Nachſicht beanſpruchen, wenn er heute vorherrſchenden Legenden unterliegt. F. K.

General Buat, Die deutſche Armee im Weltkriege. Ihre Größe und ihr Verfall. Ihr Manöverieren auf der inneren Linie. Herausgegeben und überſetzt von Hans Krauſe, Hauptmann a. D. München, Wieland-Verlag.

Aus dem Buch des feindlichen Generalſtabschefs wird die gewaltige Leiſtung unſeres Volksheeres gegen die Uebermacht erſt ganz deutlich. Etwa ebenſo wie die Chancen, welche unſere Flotte bei kräftigerem Einſatz nach Tirpitz' Mahnungen beſeſſen hätte, erſt aus den engliſchen Veröffentlichungen dem deutſchen Laien klar geworden ſind. Mit dieſer Erkenntnis erfüllt Buats Buch alſo in deutſcher Sprache eine hohe Miſſion. Es reißt uns aus dem dumpf verzagenden Vergeſſen des Erfolgloſen empor auf die Höhen des Stolzes und der aus Erinnerungen größter Erhabenheit zu ſchöpfenden Hoffnung. Ein anderer Eindruck noch, den das Buch hinterläßt, wirkt nach. Buat glaubt, daß die deutſche Armee im November 1918 vor einer militäriſchen Kataſtrophe ſtand. Er glaubt, daß wir von mehr als doppelter Uebermacht völlig erdrückt worden wären, wenn der Waffenſtillſtand nicht dazwiſchen trat.

Eduard Bernſtein, Die deutſche Revolution. Geſchichte der Entſtehung und erſten Arbeitsperiode der deutſchen Republik. — Die deutſche Revolution, ihr Urſprung, ihr Verlauf und ihr Werk. Erſter Band. — Berlin-Fichtenau. Verlag Geſellſchaft und Erziehung G. m. b. H. Kart. 20 M. Geb. 26 M. — plus Teuerungszuſchlag.

Obwohl ſich der ſozialiſtiſche Standpunkt nirgends verleugnet, darf die vorliegende Tatſachendarſtellung als ein Bericht von wirklichem geſchichtlichen Wert angeſprochen werden. Der unvermeidliche glutrote Umſchlag mit der allegoriſchen Skizze tut dem trocken ſachlichen Inhalt förmlich Gewalt an. Etwas von dem grauen Jammer des deutſchen Zuſammenbruchs, für den erſt hinterher der unechte Name der Revolution hinzutheoretiſiert worden iſt, zieht ſich durch die Schilderung; ein ſo geiſtloſes Geſchehen, ein ſo unfähiger Wirrwarr könnte ja nur von einem Gegner, nicht von einem Anhänger mit wirklichem Geiſt, mit Ironie oder Zorn, geſchrieben werden.

Eduard Bernſtein, Wie eine Revolution zugrunde ging. Eine Schilderung und eine Nutzanwendung. Stuttgart 1921. J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 6 M.

Gegenſtand iſt nicht, wie man aus dem Titel vermuten ſollte, eine elegiſche Schilderung der Jahre 1918/21, ſondern es handelt ſich um die franzöſiſche Februarrevolution von 1848. Die Nutzanwendung, die der greiſe ſozialdemokratiſche Kampfſchriftſteller aus dieſen uns recht fernliegenden Vorgängen ziehen will, iſt die Notwendigkeit, die deutſche Republik dem Volk volkstümlich zu machen und gegen monarchiſtiſche Staatsſtreiche zu ſchützen.

Dr. Steuber, „Jildirim". Deutſche Streiter auf heiligem Bode.n Nach eigenen Tagebuchaufzeichnungen und unter Benutzung amtlicher Quellen des Reichsarchivs bearbeitet. Mit 4 Karten und 8 Tiefdrucktafeln. — Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarſtellungen bearbeitet und herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Heft 5. — Berlin 1922, Gerhard Stalling. Geh. 22 M. Geb. 26,50 M. und je 10 v. H. Teuerungszuſchlag.

Man darf das Reichsarchiv zu dieſem Denkmal begückwünſchen, welches eine der leitenden Perſönlichkeiten der deutſchen Aſienarmee, zugleich ein tiefblickender Mann und ein beredter Schriftſteller der Tragödie unſerer aſiatiſchen Kämpfe geſetzt hat. Das Deutſchtum in der Türkei hat ausgeſpielt; unheimlich berührt in der Müdigkeit unſerer jetzigen Tage die zeitliche Nähe der gewaltigen Anſtrengungen, Leidenſchaften, Hoffnungen und Ziele, die alle zerbrochen liegen. Dr. Steuber, der einſtige Gefährte Wißmanns in Oſtafrika, hat die Sorgen der Paläſtinafront in der verantwortlichen Stellung als Armeearzt mitgetragen; ſein Buch weiß Landſchaft und Leute, Geſchichte und Kultur des Orients mit der Schilderung des eigenen Erlebens und des Schickſals der Armee meiſterhaft zu verbinden.

Jacob Künzler, Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebniſſe in Meſopotamien während des Weltkrieges. Potsdam 1921, Tempel-Verlag. 15 M.

Dem („Grenzboten" 1922, Heft 1, angezeigten) Buch Otto Königs und dem vorſtehend erwähnten Paläſtinabuch des Reichsarchivs ſtellt der Deutſchſchweizer Künzler einen Bericht über die Ereigniſſe in Meſopotamien, gemeint ſind die Armenierverfolgungen, zur Seite. Ein dringendes Bedürfnis, über die tückiſchen Grauſamkeiten ſtets neue Bücher zu drucken, ſcheint uns kaum vorzuliegen; die Dinge ſind in ihrer Häßlichkeit ſchon bekannt und haben bekanntlich (was Künzler allerdings weniger beachtet), ihr Gegenſtück in den Armeniergräueln gegen Moslims.

Der Merker.

Neue Bücher.

Dr. Reinhard von Frank. Weſen und Tragweite der Neutralitätsgeſetze. Rede zum Antritt des Rektors der Univerſität München im Winterſemeſter 1920—21. München, J. Lindauerſche Univerſitätsbuchhandlung. 2,40 M.

Ernſt Pilch. Der Weg am Waſſer. Gedichte. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 12 M.

Dr. Hugo Preuß. Artikel 18 der Reichsverfaſſung. Seine Entſtehung und Bedeutung. Berlin W 8, Carl Heymann. 18 M.

Paul Steinmüller. Spielmannslieder. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 7 Mark.

A. Sonnenburg. Die Polenknute über Poſen. Berlin W 35, Gersbach u. Sohn. 1,50 M.

Syndikus Hermann Schöler. Das Görlitzer Programm der Sozialdemokratiſchen Partei Deutſchlands. (S. P. D.) Detmold, Meyerſche Hofbuchhandlung (Max Staercke).

A. Szana. Ungarn. Verlag F. A. Perthes A.-G., Gotha. 50 M.

Herbert Gerstner. Handschriftendeutung. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Prof. Dr. K. Weule. Chemische Technologie der Naturvölker. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Lorenzo Blanchi. Von der Droste bis Liliencron. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Dr. Karl Aldermann. Lebensziele. Grundlinien einer philosophischen Ethik. Karl Curtius Verlag, Berlin W. 35. 12 M.

Dr. Ernst Arndt. Das Bildungsziel des Gymnasiums. Vortrag G. D. Baedecker Verlagshandlung, Essen. 7,20 M.

W. Schulze-Sölde. Der Einzelne und sein Staat. B. G. Teubner, Leipzig. 50 M.

Eduard Spranger. Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 40 Mark.

Rudolf Wolff. Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 15 M.

Carl Brinkmann. Die Preußische Handelspolitik vor dem Zollverein und der Wiederaufbau vor hundert Jahren. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, W. de Gruyter u. Co., Berlin W. 10. 120 M.

Reinhold Breust. Ist ein Weltfrieden möglich? Julius Zwißlers Verlag, Inh. G. Kallmeyer, Wolfenbüttel.

Giulio Alliata. Das Wesen der Kraft und die Einheit des Weltbildes. Verlag O. Hillmann, Leipzig.

Die Tagung der Arbeitgeberverbände in Köln. März 1922. Verlag „Offene Worte", Charlottenburg 4, Dahlmannstr. 5.

W. Müller-Rüdersdorf. Schlesien. Ein Heimatbuch. Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig. Geb. 45 M.

Die gelb-roten Bücher. Band 9. **Walter Neter,** Longin. Die Geschichte des Simplex und Duplex. Band 10. **Adam Karrillon,** Am Stammtisch „Zum faulen Hobel". Konstanz i. B. Reuß u. Itta.

Wilhelm Poeck, Das Plattdeutsche und die akademischen Berufsstände. Göttingen, Turm-Verlag W. H. Lange. 5 M.

Dr. Sommer, Der babylonisch-biblische Schöpfungsbericht und die Wissenschaft. 14 M. **Kultusminister Konrad Haenisch,** Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk. Beide Berlin SW. 68. Buchhandlung Vorwärts.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 12. August 1922

Nummer 30

Das Werden einer neuen Welt.

Geschichtlich-politische Betrachtungen.

Von Oberstudienrat Dr. Becker (Cassel).

1.

Geschichtliche Leitlinien.

Geläufig ist uns leider die Klage, daß der Deutsche tieferer Einsicht in die Zusammenhänge und Bedingtheiten außenpolitischer Entwicklung entbehre. Verhängnisvoll aber kann es einem Volke werden, wenn maßgebende Männer in der politischen Leitung die notwendigsten Grundlagen für ein richtiges Urteil nicht besitzen: gründliche Kenntnis fremder Völker und der geschichtlichen Zusammenhänge, Verständnis für die wahren treibenden Kräfte des geschichtlichen Verlaufs, aus deren Richtung die Zukunft zum guten Teil erschlossen werden kann. Lassen „Politiker" sich leiten von Doktrinen, wie der pazifistischen, so erbauen sie in ihren Köpfen eine politische Welt, die nirgends in der Wirklichkeit besteht; huldigen sie dem Glauben, man könne die ganze Weltkrankheit mit einem Mittel, etwa dem wirtschaftlichen Rezept, kurieren, so verlieren sie die oft viel mächtigeren Antriebe und Wünsche politischen Charakters aus dem Auge, die ihnen zu ihrem Erstaunen die ganze Kur verderben.

Friedrich der Große und Bismarck sind nicht zum letzten Ende deshalb so große Politiker gewesen, weil sie die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung so genau kannten und in Rechnung stellten: die geographischen Bedingungen, die Charaktere der Völker, angeborene und anerzogene Eigenschaften, wirtschaftliche Notwendigkeiten, herkömmliche politische Ziele und Strebungen.

Wir vermögen das politische Gesicht auch unserer Tage nur zu verstehen, wir können im Dunkel der Zukunft die Umrisse neuer Gestaltungen nur richtig ahnen, wenn wir wissen, woher der Weg kommt, auf dem wir vorwärtsschreiten sollen. Deutlich sollte den Führern endlich geworden sein, daß seit Jahrzehnten schon die politische Weltlage das Kennzeichen zitternder Unruhe trägt, daß Weltkrieg und Revolutionen nur ein Ab-

ſchnitt der gewaltigen Kriſe ſind, daß Gewaltiges in der Zukunft bevorſteht, Erhebungen und Zuſammenbrüche.

Ich muß — in wenigen Worten — weit ausholen, um die jetzige Weltlage aus der Vergangenheit begreiflich zu machen. Uralt iſt das Streben europäiſcher Völker und ihrer Fürſten geweſen, ſich die Vorherrſchaft über alle anderen anzueignen, Weltmacht zu gewinnen. Der Gedanke iſt antikes Erbe. Von dem Augenblick an, da aſſyriſche Könige die Länder zwiſchen Mittelmeer und Perſiſchem Meerbuſen erobert hatten, bezeichnen ſie ſich als Beherrſcher der Welt. Die perſiſchen Machthaber betitelten ſich als „König der Könige". Als ihr geiſtiger Erbe griff Alexander nach der Weltherrſchaft, und das Staatsvolk der Römer einte in ſeinem Imperium die ganze mittelmeeriſche Welt. Von ihnen wandert die Idee zu den germaniſch-romaniſchen Völkern des Mittelalters. Ein Karl d. Gr. wollte in ſeiner Perſon die ſichtbare Spitze der Chriſtenheit darſtellen, und der Chriſtenheit ſollten alle Völker gewonnen werden. Von unſeren deutſchen Königen hat niemand bewußter um die politiſche Vereinheitlichung gerungen, als Heinrich VI. in ſeiner kurzen Laufbahn, der England in Lehnsuntertänigkeit zwang, von der Nordſee bis Sizilien gebot und nach der Balkanhalbinſel und dem Morgenlande griff. Nache dem Zuſammenbruch der deutſchen Kaiſermacht kann kurze Zeit Habsburg in der Perſon Karls V. die Führung übernehmen. Dann beginnen die zähen Verſuche Frankreichs mit ihren Höhepunkten in Ludwig XIV. und Napoleon I. Und bis zu welchem Grade der Verwirklichung ſelbſt im 19. Jahrhundert der Weltherrſchaftsgedanke durch England gediehen iſt, wird noch zu beleuchten ſein.

Aus dem Gegenſatz zu dieſen Machtbeſtrebungen wird ein großer Teil der europäiſchen Geſchichte klar: es iſt das Sichwehren gegen die uferloſe Ausdehnung der einen Partei, der Kampf um das Recht auf Selbſtbeſtimmung, aus dem in wechſelnder Anordnung der Zuſammenſchluß der bedrohten Nationen ſich ergibt. Hinzu aber kommen Gegnerſchaften anderer Herkunft, ſcharfe Auseinanderſetzungen benachbarter Staaten, die freilich oft in das Ringen um die Hegemonie verflochten ſind: von Fragen geringeren Grades abgeſehen, handelt es ſich um die Gegenſätze zwiſchen Frankreich und Rußland, Frankreich und Habsburg, zwiſchen der deutſchen Mitte des Erdteils und faſt allen angrenzenden Ländern, zwiſchen Frankreich und England. Deutſchland hat in dem jahrhundertelangen Kampfe wertvollſte Teile ſeiner Weſtmark eingebüßt, von Flandern bis zum Elſaß; es hat auch in den Zeiten ſeiner ſtaatlichen Zerriſſenheit im Norden, Oſten und Süden ſeine Söhne teils in ſelbſtändigen Reichen ſich abſondern oder ſie gar der Fremdherrſchaft anheimfallen laſſen müſſen. Aus dem Vorhandenſein einer politiſch ſchwachen Mitte Europas haben alle am Rande wohnenden Völker reiche Gelegenheit zum Beutemachen gewonnen. Das waren Ergebniſſe, die für die neueſte Zeit von richtunggebender Bedeutung geworden ſind und, jetzt noch mehr als vordem, der Zukunft ihre Aufgaben ſtellen. Ausgekämpft worden iſt dagegen die Nebenbuhlerſchaft Frankreichs und Habsburgs. Sie endete mit der Verdrängung Habsburgs aus allen weſtlichen Landen und ſchließlich auch aus Italien.

Der älteſte und am tiefſten eingefreſſene Gegenſatz aber iſt der engliſch-franzöſiſche, älter und weltpolitiſch wichtiger als die „Erbfeindſchaft" zwiſchen Deutſchland und Frankreich, die von unſerer Seite aus niemals

entfacht worden ist. Seit 1066 die romanisierten Normannen die britische Insel eroberten und 1154 in dem Geschlecht der Anjous der englische Thron abermals von Fremden eingenommen wurde, entbrannte nur durch kurze Pausen unterbrochenes Ringen. Die Hälfte des französischen Bodens gehorchte dem Inselherrscher, und Frankreich ganz zu einem Kolonialland Englands zu machen, war oft genug deutliches Ziel der Politik. Mit Notwendigkeit ergab sich daraus für Jahrhunderte der Inhalt französischen Strebens: Befreiung des nationalen Bodens. In diesem Streite haben Königtum, Vasallen und Volk sich gefunden, am Ende stand die geeinte und ihrer Einheit sich bewußte französische Nation. 1559 räumen die Engländer den letzten Posten auf dem Festlande: Calais.

Aber damit war nur der erste große Abschnitt der Auseinandersetzung beendet. Neue Voraussetzungen gebären neuen Kampf. Die seefahrenden Völker Europas zogen nunmehr aus, um in den neu entdeckten Ländern, vor allem in Amerika und Ostindien, Edelmetalle zu erbeuten und an Gewürzen und edlen Stoffen reiche Handelsgewinne zu machen. Da wurden auch Engländer und Franzosen feindliche Nachbarn an den Küsten Asiens, Afrikas und Amerikas und neidische Wettbewerber auf den neu erschlossenen Weltmeeren. Tödlich aber wurde die Feindschaft infolge des neuen Gegensatzes in Europa selbst — durch Frankreichs Schuld. Mit Ludwig XIV. beginnt es seine verhängnisvolle Eroberungspolitik, die das heutige Belgien und Holland zur französischen Provinz machen soll. Vor England wuchs die schreckliche Drohung auf, daß hier auf der ganzen ihm gegenüberliegenden Küste von den Pyrenäen bis zu den friesischen Inseln eine und dieselbe starke und eroberungsfreudige Macht sich breit zu machen anschickte, die im Besitz der belgischen Industrie und des holländischen Handels unüberwindlich werden mußte. In Notwehr brachte es Bündnis auf Bündnis zustande und hat in vier Kriegen endlich Frankreich zu Boden geworfen. Der Sieg über den viel volksreicheren und wirtschaftlich kräftigeren Gegner wurde ihm allerdings nur dadurch ermöglicht, daß Frankreich in derselben Zeit seine Expansionspolitik gegen den deutschen Rhein betrieb, sich damit neue Feinde auf den Hals zog und seine Kräfte zersplitterte und vergeudete. Seit Ludwig XIII. war die falsche Lehre aufgerichtet, daß Frankreich seine „natürliche" Grenze im Osten, den Rheinstrom, gewinnen, d. h. in Wahrheit beide Ufer des Flusses beherrschen müsse. In jener Zeit ist das neuzeitliche Schlagwort durchgedrungen von dem „Gleichgewicht der Mächte". Es sollte ein politisches System angestrebt werden, in dem nicht eine Macht allein maßgebenden Einfluß besaß, sondern mehrere einigermaßen gleich starke Staaten sich gegenseitig hemmten oder gar aufhoben. Nachdem Preußen im Siebenjährigen Kriege sich gegen halb Europa behauptet und Rußland die Türken, Schweden und Polen niedergerungen hatte, gab es mit Oesterreich ein „Konzert" von fünf Großmächten. Der englisch-französische Machtkampf aber war noch längst nicht ausgefochten. Gerade die Jahre von 1756 bis 1763 bedeuten in weltpolitischer Hinsicht viel mehr als die Befestigung der jungen preußischen Monarchie. Während Frankreich hier wieder zu einem guten Teil militärisch und finanziell gebunden war, fielen jenseits der Meere die großen Entscheidungen, die der neuesten Geschichte viel von ihrem Gepräge verliehen haben. In Indien war Frankreichs Stellung noch sehr aussichtsreich, und in Nordamerika umschlossen französische und spanische Besitzungen im großen Bogen

vom St. Lorenzſtrom über das Miſſiſſippibecken nach Florida die kleinen Neu-Englandſtaaten, die auf einen ſchmalen Streifen zwiſchen Ozean und Alleghanies beſchränkt waren. Indem abermals Frankreich verſäumte, ſeine ganze Kraft auf den ausſchlaggebenden See- und Kolonialkampf zuſammenzufaſſen, verſpielte es die große Rolle, zu der es berufen war. Ueberall geſchlagen, mußte es England die Kampfpreiſe überlaſſen: Indien wurde ſeitdem der Grundpfeiler engliſcher Weltmacht, in Nordamerika war es entſchieden, daß der Erdteil germaniſch und proteſtantiſch werden ſollte, nicht romaniſch und katholiſch.

Der letzte Akt ſtand aber noch aus. Wieder wurde England auf den Plan gerufen, als die franzöſiſchen Revolutionsheere 1792 in Belgien und dann in Holland einbrachen, wieder mußte das europäiſche Gleichgewicht verteidigt werden, als Napoleon das alte Staatengefüge zertrümmerte und auch England lebensgefährlich wurde. Frankreich lag zum dritten Male im Staub, und in dieſen mehr als zwanzigjährigen Kämpfen, die für ganz Europa das Ende der älteren Neuzeit und den Beginn des jüngſten Zeitalters bedeuten, geſchah das Ereignis, das den tiefſten Einſchnitt bedeutet: Trafalgar, der Seeſieg Nelſons über die letzte anſehnliche franzöſiſche Flotte, die noch auf dem Meere ſchwamm — die Begründung der engliſchen Seeherrſchaft, die endgültige Begründung der engliſchen Vormachtſtellung in der Welt überhaupt.

2.

Das Weltbild der Vorkriegszeit.

Dank der falſchſtrebigen Politik Frankreichs und der vielfachen Gegenſätze der übrigen Feſtlandsmächte untereinander war es England gelungen, ſeine zuſammengefaßten Kräfte auf wirklich große weltpolitiſche Ziele zu richten. Die zukunftsreichſten Teile der Erde, die wichtigſten Stützpunkte der Schiffahrt waren in ſeine Hand gefallen oder von nun ab mühelos zu erwerben, ſeine Handelsflotte war gewaltig angewachſen. Das 19. Jahrhundert brachte die reiche Ernte jahrhundertelanger Anſtrengungen.

Das kennzeichnendſte Merkmal aber dieſes ganzen Abſchnittes iſt die einzigartige Stellung Englands zur See. Bis 1805, bis Trafalgar, konnte keine Rede von einer Beherrſchung der Ozeane ſein. Napoleon war nach Aegypten gefahren, ohne daß Nelſon es hatte hindern können, und war glücklich zurückgekehrt. Später noch hatte eine franzöſiſche Flotte den Weg nach Weſtindien und wieder zurück ungeſchädigt vollenden können. Jetzt fanden Englands Kriegsſchiffe keinen Gegner mehr auf den Meeren. Die Hochſtraßen des Weltverkehrs unterſtanden ſeiner Aufſicht, jedes Küſtenland mußte ſeine Freundſchaft ſuchen, ohne Schwierigkeit vermochte es die entlegenſten Gebiete ſeines weitgeſpannten Reiches zu beherrſchen. Das nächſte halbe Jahrhundert iſt die Zeit der unbedingten Weltherrſchaft der Briten, wenn man darunter nicht verſtehen will die unmittelbare Regierung über alle Völker, wie es mittelalterlicher Auffaſſung entſprochen haben würde, ſondern den tatſächlichen Zuſtand, daß nirgendwo auf der Welt eine größere politiſche oder wirtſchaftliche Verſchiebung vor ſich gehen konnte, ohne daß England ausdrücklich oder ſtillſchweigend ſeine Genehmigung zu ihr gegeben hätte. An jedem Punkte der Erde hatte England wegen ſeiner kolonialen Beſitzungen oder wegen ſeines Handels Vorteile zu verteidigen. Seine Politik mußte wirklich „planetariſch“ eingeſtellt ſein — die einzige

unter den großen Völkern. Von dem Feſtlande Europas vertrieben durch die Lehre von dem notwendigen Gleichgewicht der Mächte, war der Gedanke der Weltherrſchaft auf das Meer gewandert und hier dank der Flottenmacht des Inſelvolkes ſeiner Verwirklichung näher geführt als je zuvor. Das Britiſche Reich bildete eine Klaſſe für ſich unter den Staaten.

Nach der Mitte des Jahrhunderts begann eine allmähliche Verſchiebung der Machtverhältniſſe. Die Mitte des Erdteils von Jütland bis hinunter nach Sizilien, die ſo lange bei der Neuverteilung der Welt nicht hatte gefragt werden müſſen, nahm wieder feſte politiſche Formen an: Italien und Deutſchland fanden den nationalen Staat und fingen an, macht- und wirtſchaftspolitiſch Einfluß zu gewinnen. Rußland hatte in langen Zeiträumen ſein aſiatiſches Reich begründet und drückte gegen die Türkei und gegen Indien vor. In kriegeriſcher und friedlicher Eroberung hatten die Vereinigten Staaten ihre Grenzen vom Atlantiſchen bis zum Großen Ozean gedehnt und ſahen europäiſchen Beſitz nur noch widerwillig in ihrer Nachbarſchaft. 1850 mußte England im Clayton-Bulwer-Vertrag ſchon vor ihnen zurückweichen. Selbſt in dem alten Frankreich regten ſich neue Kräfte. 1830 mit Algier beginnend, ſchuf es ſich abermals ein gewaltiges Kolonialreich in Nordafrika und auf der hinterindiſchen Halbinſel.

Und doch hielt England ſich in ſeiner unvergleichlichen Stellung. Es beſaß den 5. Teil der feſten Erdoberfläche, die überragende Induſtrie, die nicht einzuholende Handelsflotte, es war das kapitalkräftigſte Volk, das Pfund Sterling die Rechnungseinheit des Geldverkehrs. Mit größter Liebe wird die Kriegsflotte gepflegt, ihre Ueberlegenheit, die ſie niemals in einem Kampfe zu beweiſen brauchte, ſichergeſtellt durch den Grundſatz, daß ſie ſtets mindeſtens ſo groß ſein ſollte wie die beiden nächſtſtärkſten Flotten zuſammen. England in der Welt voran.

Aber nicht nur England. Das kleine Europa, dieſe Halbinſel an dem gewaltigen Rumpfe Euraſiens, gebot faſt über die ganze Menſchheit, regierte ſie unmittelbar oder hielt ſie in wirtſchaftlicher Abhängigkeit. Das bedarf keines Beweiſes. Nie in der Geſchichte hat es ſolche Vorzugsſtellung gegeben. Es ſchien, als ob der Macht des europäiſchen Menſchen keine Grenzen geſetzt wären. Man ſtritt ſich nur noch, zu weſſen „Intereſſenſphäre" einzelne Gebiete gehören ſollten — ohne die Bevölkerung ſelbſt zu befragen.

Schon in der Vorkriegszeit hat der Umſchwung eingeſetzt. Ich glaube, daß eine ſpätere Zeit rückſchauend die letzten Jahrzehnte vor 1914 in einen anderen, größeren Zuſammenhang einordnen wird, als wir es meiſtens taten. Wir pflegten die Geſchehniſſe in der Welt im Hinblick auf unſere europäiſchen Belange zu werten, betrachteten als Höhergeſtellte das Getriebe unter uns, während wir doch nur einen Teil, freilich den wichtigſten, in dem Weltorganismus bedeuteten. Das Hervortreten der Vereinigten Staaten mit ihrem Siege über Spanien, der Griff Japans nach dem aſiatiſchen Feſtlande 1894/95, ſein Triumph über Rußland 1904/05, die Boxerbewegung in China, Verſchwörungen und Geheimbünde in Indien, die Anfänge der äthiopiſchen Bewegung in Afrika — ſie erſcheinen uns als unerfreuliche, aber doch vereinzelte Tatſachen, die zum Vorteil der betroffenen europäiſchen Völker wieder beſeitigt oder unterdrückt werden konnten. So gewiß vielfach dieſe Bemühungen der außereuropäiſchen

Menschheit aus örtlichen Ursachen hervorgegangen sind, so gesondert diese Fäden meistens nebeneinander herlaufen, eine spätere Geschichtsschreibung wird sie auffassen als die frühesten Anzeichen *eines* gewaltigen geschichtlichen Vorganges, der Auflehnung der nichteuropäischen Völker gegen die geistige, politische und wirtschaftliche Vormachtstellung des alten Erdteils.

Jedenfalls traten schon damals in den Kreis der Mächte, die in der Welt ausschlaggebend waren, zu England, Deutschland, Rußland und Frankreich die Vertreter Amerikas und Asiens: die Vereinigten Staaten und Japan. Noch immer behielt unter allen England einen Vorsprung, ja, unter Ausnutzung ihrer besonderen Gegensätze gelang es ihm, einzelne, die unbequem wurden, in ihre Schranken zurückzuweisen. So mußte, als in wieder auflebender Feindschaft Engländer und Franzosen im mittleren Nilgebiet aufeinanderprallten, Frankreich die schwere Demütigung von Faschoda 1898 hinnehmen, weil es wie früher durch seine unversöhnliche Haltung gegen uns sich im Osten politisch festgelegt hatte. So wurde Rußland durch Englands Trabanten Japan zurückgeworfen und zeitweise lahmgelegt, nachdem es die heißersehnten Ziele seiner Politik, die warmen Meere, gerade erreicht hatte.

Noch immer führte Europa, noch immer stand England auf ragender Höhe. Einer Festigung dieser Stellung, einer Verlängerung seiner Vormacht sollte seine Beteiligung am Kriege gegen Deutschland dienen. Sonst wäre sie sinnlos gewesen. Hat England das Spiel gewonnen? Ist Europas Rolle in der Welt gewahrt worden? Von hier aus muß das Antlitz der politischen Welt durchforscht werden, wollen wir geschichtliche Erkenntnisse dem politischen Verständnis dienstbar machen.

3.

Die verwandelte Welt.

Gewohnheitsmäßig schon sprechen wir von der Zeit vor dem Kriege, als läge sie ein Jahrhundert zurück. So umwälzend hat er auf unser Sein gewirkt. Gründlich verwandelt ist das politische Gesicht der Welt. Nicht in dem Sinne, daß die augenblicklichen Züge schon Dauer versprächen. Wir haben einen besonders schlimmen Abschnitt der Entwicklung durchgemacht, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzte und in mehreren noch zu spielenden Akten das Drama zu seinem Abschlusse bringen wird, der natürlich auch nicht unbeschränkt bestehen bleiben wird.

England, das am meisten von Sieg oder Niederlage betroffen werden mußte, schien sein offenes und sein geheimes Ziel erreicht zu haben: Deutschland war zerschmettert, zerrissen, seiner Weltstellung, seiner Kriegsflotte, seines Handels beraubt; der Koloß Rußland hatte sich als Bundesgenosse im Kampf verblutet, Indien war von der alten Bedrohung gerettet, die Flankengefahr für Aegypten gebannt. So weit war die Rechnung richtig gewesen.

Aber der Triumph war nur Mitteln und Helfern zu danken, die nun eine böse Gegenrechnung aufmachten. Schon daß England gezwungen wurde, in unerhörtem Maße alle Kräfte seines Imperiums anzuspannen, verdarb ihm den Plan, während des Kampfes auf den Schlachtfeldern sich die Märkte, auf denen es unter deutschem und anderem Wettbewerb zu leiden gehabt habe, für seinen Handel ganz zu erobern. Und selbst seine gesammelte Macht genügte keineswegs, das Verderben abzuwenden.

Die amerikaniſche Tochternation mußte mit ihren Materiallieferungen vom erſten Jahre an die Fortführung des Krieges ermöglichen, ſie mußte ihn zum großen Teil finanzieren und ſchließlich durch ihren Millioneneinſatz von unverbrauchten Menſchen die Entente im letzten Augenblick von dem Abgrund zurückreißen. Ungeheuer hat Amerika verdient, aus einem Schuldnerſtaat iſt es zum Gläubiger der Europäer, auch Englands, geworden, der Dollar iſt an die Stelle des Pfundes Sterling getreten, die New Yorker Börſe iſt der Kraftmittelpunkt des Geldweſens, eine gewaltige Kauffahrteiflotte ward aus dem Nichts geſchaffen, die Kriegsmarine der engliſchen ebenbürtig. Keine wirtſchaftliche Geſundung der Welt iſt denkbar ohne den Willen der Vereinigten Staaten.

Man hätte glauben können, daß Japan ähnlichen Gewinn aus der Verſtrickung der alten Welt in gegenſeitigen Vernichtungskampf haben würde. Es war auch mächtig vorangekommen zur See, in Oſtſibirien, in China. Aber nach dem Kriege ſah es ſich dem verbündeten Angelſachſentum gegenüber und mußte die Folgerungen aus ſeiner nur z. T. richtigen Politik ziehen: ohne Rückhalt bei einer anderen Mächtegruppe wenigſtens vorläufig viele Löcher zurückzuſtecken.

Die erſtaunlichſte Figur unter den Gebietern der verwandelten Welt iſt Frankreich, das alte, oft für erledigt gehaltene, immer neu erſtandene Frankreich. In ungeheurer Anſpannung ſeiner nationalen Leidenſchaft hat es ſich mit an die Spitze der Welt geſetzt. In Europa iſt es unbeſtrittene Vormacht; England iſt eine zwiſchenkontinentale Macht, die ſchon lange ihr Geſicht von Europa abgewandt hat. Geſtützt auf das größte Landheer, auf Polen und eine ganze Schar von Trabanten, im Beſitz der langen, England zugekehrten Küſte mit den beſten U-Bootshäfen, den Rhein an beiden Ufern beherrſchend, die großen Kohlenvorkommen des Feſtlandes in ſeiner Hand, das letzte, das Ruhrgebiet, täglich bedrohend, knechtet Frankreich das zerriſſene Europa und treibt in Aſien und Afrika Weltpolitik großen Stils, immer und überall gegen England. So iſt die vielhundertjährige Feindſchaft wieder ausgebrochen, und an Stelle des vernichteten Deutſchen Reiches, mit dem ein Auskommen ſtets hätte gefunden werden können, ſieht England ſich gegenüber einen imperialiſtiſch denkenden und handelnden Gegner, der nach Volksart und politiſcher Einſtellung bei unmittelbarer Nähe als ſehr viel gefährlicher eingeſchätzt werden muß.

Und dieſes England iſt in ſich nicht mehr das alte. Alte Wunden an dem Körper ſeines Reiches brennen wieder, neue, ſchmerzhafte ſind hinzugefügt worden. Niemals würde das alte England den Iren ſo viel Freiheit zugeſtanden haben, wie es jetzt notgedrungen geſchah; niemals den Aegyptern faſt volle Selbſtverwaltung bewilligt haben. In Südafrika gibt es andere Schwierigkeiten bolſchewiſtiſcher Art, und die Bewegung: Afrika den Afrikanern iſt ſehr ſtark. Niemand wagt zu behaupten, daß Kanada und Auſtralien immer reichstreu bleiben werden; doch ſind dieſe Sorgen nicht akut. Unmittelbar bedrohlich aber iſt die Lage in Aſien gegenüber dem Islam, der ſich mit dem Bolſchewismus verbunden hat, und der Unabhängigkeitsbewegung in Indien. Was ſelbſt gute Kenner Indiens vor nicht langer Zeit für ausgeſchloſſen erklärt haben, iſt in vollem Gange: über religiöſe, nationale und Kaſtenſchranken hinweg Millionen von Indiern zuſammenzuſchweißen zum Widerſtand und Kampf gegen engliſche Ausbeutung. 1915 iſt in Bombay die erſte Verbindung zwiſchen der

Moslem-Liga und dem indiſchen Nationalkongreß hergeſtellt worden. Daß England ſchwere Mißerfolge erlitten hat, geht aus der Tatſache hervor, daß kürzlich nach der verfehlten Reiſe des engliſchen Thronfolgers der Vizekönig von Indien und der Staatsſekretär für Indien gleichzeitig zurücktreten mußten. Und wie vorſichtig das ſtolze England in dieſen Gegenden lavieren muß, mag man aus dem Auftreten des Emirs von Afghaniſtan bei der Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung ſeines von den Engländern ſo lange heißbegehrten Landes ſchließen. Er durfte wagen, dem anweſenden britiſchen Sondergeſandten Vorhaltungen zu machen über die falſche Islampolitik Englands und ſcharfe Drohungen auszuſtoßen für den Fall, daß es weitere Fehler begehen ſollte. Er ſprach von den Leiden des benachbarten indiſchen Volkes und verlangte für die verwandten Stämme gleiche Unabhängigkeit und Ruhe auf ihrem Wege zum Fortſchritt! Der engliſche Vertreter betonte den guten Willen ſeiner Regierung und erklärte, daß noch vor Ablauf von 10 Jahren die Inder ſich einer vollſtändigen Unabhängigkeit erfreuen würden! Was iſt aus Altengland geworden!

Abgerundet wird das Bild durch das Waſhingtoner Abkommen. Die dort geſchloſſenen Verträge bedeuten gewiß zunächſt einen Vorteil über Japan, das in den Fragen des Großen Ozeans nachgeben und auf ſein Flottenprogramm verzichten mußte. Die gelbe Gefahr iſt vorderhand eingedämmt. Aber ſtellen wir vor allem das Abkommen über die großen Kriegsſchiffe in den weltgeſchichtlichen Zuſammenhang, den wir hier aufgebaut haben, ſo ſpringt mit aller Deutlichkeit ſeine Bedeutung als umwälzender Vorgang heraus. Feſtgelegt iſt für die nächſten 10 Jahre, daß England und die Vereinigten Staaten gleich viel große Schiffe von beſtimmtem Tonnengehalt haben ſollen und daß die Kriegsflotten Japans, Frankreichs und Italiens 3/5 dieſer Stärke beſitzen dürfen. Erinnert man ſich, daß England bis 1914 an dem Zweimächteſtandard feſtgehalten hat und daß ſeine Ausnahmeſtellung in der Welt auf der Säule der meerbeherrſchenden Flotte ruhte, ſo iſt die Größe dieſes Verzichts gar nicht zu übertreiben. England hat mit ſeiner Unterſchrift den Schlußſtrich unter den ſtolzeſten Abſchnitt ſeiner Geſchichte geſetzt, der von Trafalgar ſeinen Ausgang nahm. Englands Flaggenlied iſt nicht mehr wahr. Der Gedanke der Hegemonie einer einzigen Macht iſt auch auf dem Meere zerſtört, und an ihrer Stelle erblicken wir nunmehr ein Syſtem erſtklaſſiger Mächte, die nach Herſtellung des Gleichgewichts ſtreben, wie es lange vordem auf dem europäiſchen Feſtlande ſich herausgebildet hatte: England, die Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich.

Daraus erſehen wir, wie das politiſche Schwergewicht ſchon zum guten Teil von Europa fortverlegt iſt. Wie ſehr außerdem Europas Anſehen bei allen farbigen Völkern gelitten hat, wie ihr Selbſtvertrauen geſteigert worden iſt, ſoll nur angedeutet werden. Zeiten werden kommen, in denen der weiße Mann nicht mehr um ſeinen Vorrang, ſondern um ſeine Gleichberechtigung zu kämpfen haben wird.

Die heutige Vierzahl der Weltmächte iſt nicht endgültig, Frankreichs Höhe vor allem künſtlich unterbaut und ungeſund. Die großen Völker der Deutſchen und der Ruſſen fehlen. Sie werden wieder den Rang gewinnen, der ihnen gebührt. Nötig iſt eine geſchickte Außenpolitik. Die Ruſſen meiſtern ſie. Wir, in ſchwierigerer Lage, müſſen ſie entwickeln. Aus unſeren Betrachtungen ergibt ſich, daß ihre Einſtellung auf die Gewinnung

franzöſiſcher Gunſt töricht iſt. Frankreich wird nicht aus gutem Willen auf eine der weſentlichen Vorausſetzungen ſeiner Macht, d. i. die Schwäche Deutſchlands, verzichten. Gegen Frankreich, mit England und Amerika müſſen wir uns emporarbeiten. Im Oſten liegen unſere großen Aufgaben. Nationale Einigung, Zuſammengehen mit Rußland und ſpäter Japan, das die Rückendeckung braucht, ſind die Forderungen der Zeit. Die Entente wankt dem Grabe zu. Mögen wir bald eine außenpolitiſche Leitung haben, die, wie erſtmalig in Rapallo, den richtigen Kurs ſteuert, weil ſie die Zeichen der Zeit erkennt.

Die ſeeliſchen Untergründe modernſter Kunſt.

Betrachtungen zu Abwehr und Verſtändigung.

Von Hans Schliepmann.

1.

Die Atmoſphäre des Haſſes, ſchon vor dem Kriege durch ſich verſtärkende ſoziale Gegenſätze und die fiebernden Theorien zu deren Beſeitigung geſchaffen, vergiftet heut die Welt mehr als in den Zeiten der Chriſtenverfolgungen, der Judenbrennen, der Bauernkriege und des pariſer Konvents. Die Unbeſiegbarkeit der allgemeinen Not ſchuf einen ebenſo allgemeinen Erregungszuſtand, der alle Gedanken über das Ziel ohne jede Selbſtkritik hinausſchießen läßt und in der Unbelehrbarkeit der Anderen mit wachſendem Ingrimm die Urſache aller Verſumpfung unſerer Zuſtände ſieht.

Es war von jeher ſo, daß die ſelber Unbelehrbarſten, die Fanatiker und Extremiſten, mit wildeſtem Geifer gegen die Andersgläubigen als die Unbelehrbaren losfuhren; ſie haben ſich immer das Denken ſehr leicht gemacht, indem ſie ihrem Hirn keinen weiteren Spielraum erlaubten als einem Eichhörnchen in ſeiner Springtrommel und glaubten, durch wilderes Jagen in dieſer Trommel zu höheren Zielen zu gelangen, während ſie doch nur einen und denſelben Gedanken ganz blind gegen alle Außenwelt abhetzten.

Es ſcheint mir nun unverkennbar, daß die Vorbedingungen für ſolche draufgängeriſche Einſeitigkeiten jetzt in höherem Maße gegeben ſind als früher. Einmal in der erwähnten Gereiztheit, die alle Willensantriebe „unter Druck ſtellt“ und darum höher ſpannt, das andere mal im letzten, weiteſten Aufſtieg des Individualismus. Wohl wächſt vielerorts ſchon wieder das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit der Menſchen zu einem Gemeinſchaftswillen, zur Volkheit; aber es bleibt mehr verſtandesmäßige Erkenntnis einer Notwendigkeit, als daß es die Seelen zum Aufgeben eines Teiles des Eigenwillens bereitgemacht hätte; gerade in den auf Maſſenziele und -bewegungen gerichteten Kreiſen treibt der brennendſte Egoismus heute noch ſeine Blüten.

Die mit den Encyclopädiſten einſetzende Befreiung des Ichs iſt eben längſt über die Gleichgewichtſtellung hinweggependelt; ein der großen lehrenden Natur und der Natürlichkeit entfremdetes „Stadtdenken“ ſchlug immer weiter bis zur Ichvergottung aus, da es unter Seinesgleichen

alle dauernden Maßstäbe verloren hatte und bei der Verknöcherung der Kirchlichkeit aller Gottbegriffe meinte spotten zu können; Nietzsche wurde noch für die Frechheit und zügellose Gier des Schiebers und Lebejünglings umgedeutet; so war man sich niemals so unerschütterlich, so zweifellos und schrankenlos selbst wichtig wie gegenwärtig. Und wieder konnte man diese Illusion des Stadtdenkens im Gewühle so zahlloser gleich Ueberzeugter, aber mit entgegengesetzten Wallungen Geladenen nur aufrechterhalten, wenn man sich selbst mit elektrisch höchstgespanntem Kampfwillen zur Selbstdurchsetzung lud. So reiben sich denn in der allzu verwickelt und zerklüftet gewordenen Welt mit ihrer vom Kriege noch unendlich gespannter gewordenen Atmosphäre des Geistes die entgegengesetzten, immer einseitiger zugespitzten Ansichten zur Gewitterschüle, die alle Nerven neurasthenisch macht.

Der Bürger mit seinen Zweiterhandbegriffen blickt ingrimmig auf jeden, aus der Bande ausbrechenden „überheblichen" Neuerer, und die Neuerer — *sind* meist überheblich, nicht sowohl in ihrem Haß gegen die Denkträgheit der Geregelten als in der Einschätzung ihres eigenen Wollens und Könnens. Jener will kein Sehnen der Zeit verstehen, da ihm die fetten Vorkriegsjahre in der Erinnerung immer idealer werden; dieser, ein *wenig* weitsichtiger, sieht auch in jenen Jahren schon die vielen Verfallskeime und übersteigert diese Erkenntnis zum Haß gegen alles Gewesene. Und da Umstürzen leichter ist als Aufbauen, so wird zunächst einmal mit allen alten Vorstellungen aufgeräumt. Im leeren Raum sind ja keine Widerstände und unter der Glasglocke der Luftpumpe schwillt noch die verschrumpfte Schweinsblase zu blanker Rundung auf. —

Der Künstler nun und auch der von Natur „künstlerisch konstruierte Mensch" — wie ich den nennen will, der mehr nach innen, in Gefühlen und Vorstellungen als im Drange nach Erkenntnissen, Erforschungen der Außenwelt und Unterwerfung dieser unter seinen herrschbegierigen Willen lebt — ist höchst selten zugleich, wie etwa Hebbel, ein scharfer realer Denker; sein Genie muß schon sehr groß sein, wenn es nicht durch stets wache Selbstkritik im Schaffen behindert werden soll. So treibt denn phantasiebeschwingte Eigenliebe den künstlerisch Konstruierten sehr leicht dazu, vor allem sich selbst zum Kunstwerk umzuträumen, sein Fühlen, Wollen, das bloße Gähren seiner Phantasie schon für Können und das alles für äußerst wichtig, wenn nicht schon für die Erlösung der Welt zu halten. Er *ist* schon das Wunder; er braucht es nicht erst herauszuarbeiten; jedes „Loslegen" aus „innerem Drange" — ganz gleich, ob in Worten, Tönen, Farben oder Plastilin — ist Teiloffenbarung dieses Wunders. Der Rausch der Ichvergottung fühlt es so.

Nun wird es freilich nie einen Künstler geben, der nicht im Innersten von sich und seiner „Mission" überzeugt wäre; er kann dabei dennoch sein wie Haydn und das Geniewirken in sich wie eine von außen kommende Gnade verehren. Aber das Göttliche hat ja gerade längst keinen Raum mehr im Stadtdenken; die Demut mag eine Tugend sein; in der Großstadt aber ist sie sicher ein Mühlstein am Halse. Und ist der Drang nach Selbstdurchsetzung auch individuell sehr verschieden, von Caspar Friedrich zu Pechstein, von Grillparzer zu Sternberg, so peitscht ihn der Wettbewerb der Großstadt jedenfalls auch noch aus dem ursprünglich Schüchterneren heraus. Natürlich treten denn auch fast nur diese unbeirrt Rührigen vor

den — Zeitungsleſern in Erſcheinung, und die Entrüſtung der Geregelten findet neue Nahrung in ſolcher Unbeſcheidenheit, obwohl eigentlich niemand anmaßender iſt als der Philiſter. Freilich, auch die „Anmaßung“ der nur künſtleriſch Konſtruierten iſt kaum auch nur humoriſtiſch zu genießen, iſt höchſtens beim Könner hinzunehmen, beim bloßen „Woller“ aber faſt ſchon nur — pathologiſch.

Man muß ſich nun aber, meine ich, wirklich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der ſeeliſche Untergrund bei Könner und Woller derſelbe iſt. Beide haben innere Geſichte und den Glauben, den Drang, ſie gebären zu müſſen. Eine neue Eigenſchaft muß hinzutreten, um den Künſtler vom Phantaſten zu unterſcheiden: das Geſtaltenkönnen der inneren Geſichte in verſtändlicher Form.

Verſtändlich! Da drängt ſich plötzlich zu Schöpfer und Werk noch ein Drittes! W e m verſtändlich? — Kein Zweifel: Das Kind verſteht durchaus ſein Gekritzel auf der Schiefertafel; der Dilettant fügt ſeiner Leiſtung aus der Phantaſie ſo viel hinzu, daß ſie ihn vollkommen dünkt; er verſteht alles an ihr. Viele neueſte Maler gleichen jenem Kinde. Aber wir hatten doch auch Künſtler, die erſt die Nachwelt verſtehen lernte. Und wir können ſicher ſein, daß es deren heut, wenn nicht m e h r, ſo leichter als je gibt, weil der Wille zum Verſtändnis in unſerer Atmoſphäre des Haſſes, wo jeder Geregelte ſich als ein Stück Dalai-Lama fühlt, geringer als jemals iſt. Was denn nun wieder die Künſtleriſchen auftrotzen läßt, jenen die Papſtmütze einzutreiben: Embêtez le bourgeois, nun gerade!

Nichts ſcheint mir daher nötiger, als eine reinere Atmoſphäre für künſtleriſche Anſchauungen und Betätigungen, den Willen zum Verſtändnis zu ſchaffen. Das kann aber nur durch Zerſtörung der Miasmen, nicht durch Beſchwörungen geſchehen. An letzteren fehlt es nicht eigentlich; Enthuſiaſten, Propheten und — Ausrufer der neueſten Kunſt verwenden beträchtlichſte Mengen von Druckerſchwärze, Atem und klatſchenden Handſächen. Sie bleiben leider mit all ihrem Zureden meiſt nur an der Oberfläche des G l a u b e n m ü ſ ſ e n s; das wirkliche tiefſte Mit- und Nacherleben des Kunſtwerkes bleibt oft durchaus anzweifelbar; ſie ſind nicht einmal alle von den künſtleriſch Konſtruierten, ſondern „Erregte“, ſtändig nach Neuem, Verlangende, in Klüngeln Mitplätſchernde, kaum noch Anempfinden, ſondern Nachſchwätzer; und die neueſte M o d e iſt dieſen Erregten gerade ſo heilig wie den Geregelten ihre überkommenen Regeln. Auch hier dringt die Trotzſtimmung ſogleich wieder zum Alles oder Nichts: „Die Kunſt kennt überhaupt keine Regeln, da ſie doch nur Offenbarung der nur einmaligen künſtleriſchen Perſönlichkeit iſt, die man nur entweder nach- und mitempfinden oder aus Unverſtändnis ablehnen kann; mit Logik iſt ihr nicht beizukommen.“ —

Hier ſind verworrene Fäden, die zunächſt einmal auseinandergeklaubt werden müſſen, um ein Verſtändnis anzubahnen.

Daß die Verſuche, einen abſoluten Schönheitsbegriff feſtzuſtellen, vergeblich ſind, können wir zugeſtehen, denn alle ſpezifiſch äſthetiſchen Empfindungen ſind mehr oder weniger individuell und bleiben im Unbewußten. Der eine hat Vorliebe für Rot, der andere für Grün; der alte Grell ließ nur den Klang der Menſchenſtimme als „vollkommen ſchön“ gelten; der Orientale liebt übermäßig volle weibliche Formen; wir finden

ſie eben „übermäßig“, und neuerdings ſcheint man „Buhlſchaft mit den Knochen“ trotz Heine für eine beſonders prickelnde Note zu halten. Das Natürliche iſt — auch bei ganz unverbildeten und robuſten Völkern — keineswegs immer das Anziehende; ſchwarze Spitzzähne, Naſenring, Plattſchädel, „Lilienfüße“ entſprechen ſo ziemlich unſeren Weſpentaillen, Stöckelſchuhen, Röhrenkragen und Dreadnaught-Herrenſtiefeln; wenn aber der eine für volles Haar, der zweite für hohe Geſtalt, der dritte für ſchmale langbenagelte Hände nun einmal beſonders „ſchwärmt“, ſo wird ſogar die Grenze zwiſchen krankhaftem Fetiſchismus und individuellem Geſchmack nicht ſicher — jedenfalls erſt aus beſtimmten Veränderungen der Willensfreiheit — zu ziehen ſein. Hierzu kommt nun noch der Einfluß aſſoziativer Vorſtellungen, die je nach dem Erleben, der Phantaſie und dem „Sehenkönnen“ durchaus verſchieden ſind; ein Einfluß, der heut nicht nur unterſchätzt wird, ſondern von den Neuerern womöglich gewaltſam unterdrückt werden ſoll, worauf noch zurückzukommen ſein wird. Es iſt geradezu unvermeidlich, daß man ſein Wiſſen, ſeine Erfahrungen, ſeine Neigungen und Abneigungen, ſeine freundlichen oder trüben Erinnerungen in ein Kunſtwerk hineinſieht. Der Marſchenbewohner wird eine Heimatlandſchaft durchaus unmittelbarer und darum eindringlicher, liebevoller in ſich aufnehmen als etwa eine ſchwäbiſche und umgekehrt, wie auch Heimatklänge, Kindheiteindrücke das Urteil der meiſten günſtig beeinfluſſen. Bauwerke, deren Formengebung gegen die gewohnte Charakteriſtik ihrer Gattung verſtößt, erregen unſer Mißfallen, mag auch deren Geſtaltung einheitlich, zweckdienlich und an ſich harmoniſch ſein; eine Kirche ſoll nicht wie ein Muſeum und umgekehrt, ein Theater nicht wie eine Burg ausſehen, obwohl ſich ſehr wohl denken ließe, daß bei anderem Ablauf der geſchichtlichen Entwickelung der Bauformen uns keine ſolchen aſſoziativen Vorſtellungen beirren würden. Wir können, mögen vielmehr den Schatz unſerer Erinnerungen nicht vergeſſen. Wer ferner einen ſolchen Schatz aus der Betrachtung des vollkommenen menſchlichen Körpers geſammelt hat, dem ſind deſſen Verhältniſſe, die zugleich von beſtimmten geiſtigen Funktionen zeugen, zu „heilig“ geworden, als daß er ſie zu bloßem ſpieleriſchen Ornament oder zu neuen „Ausdrucksmöglichkeiten“ weſentlich verzerrt ſehen möchte. Ich kann nicht vergeſſen, daß die modernen hinterkopfloſen Rübenköpfe auch geiſtig verzerrte Menſchen bedingen und — halte eine gewaltſame Ausſchaltung meines Wiſſens und Einſchaltung auf „Schönheitsbegriffe“ halbwilder Völkerſchaften nicht der Mühe wert, wenn mir auch die Feſtlegung beſtimmter Grenzen für ein „Corriger la nature“ nicht möglich ſcheint; Individuum und Zeit werden immer verſchiedenartig empfinden; die Moden zeigen es, bei denen ja überhaupt die aſſoziativen Vorſtellungen, namentlich in bezug auf ſinnliche Anregungen, eine Hauptrolle ſpielen, wobei denn freilich oft andere ſolche Vorſtellungen völlig außer acht gelaſſen werden.

Dies alles bewegt ſich aber auf der Ebene des Geſchmackes, der Urphänomene des perſönlichen Gefallens; rechte Kunſt aber ſchwebt auf einer höheren Ebene; hier bringt ſie die allgemein menſchlichen Empfindungen in Mitſchwingen; zunächſt die noch rein äſthetiſchen der Ordnung, der Harmonie, der Symmetrie, des Kontraſtes, der inneren und äußeren Geſchloſſenheit — äſthetiſche Anforderungen, die weſentlich nur der Wege-

bahnung zur offenbarungartig-ſchnellen Aufnahme des Kunſtwerkes dienen, weil ſie der Art unſerer Apperzeption entſprechen; dann aber die Regungen des Gemütes: Aufſchwung und Trauer, Mitleid und Abſcheu, Hoffnung und Furcht, Spannung und Löſung, Bewunderung und Abſcheu. Dieſe ſind nicht unerläßlich für ein Kunſtwerk; ein griechiſches Bildwerk, ein Stilleben, ein muſikaliſches Capriccio bleibt im Rein-Aeſthetiſchen, es ſei denn, daß man auch hier noch von der Bewunderung der ſchöpferiſchen Natur und vom Nachfühlen und Mitgenießen der Schöpferfreude und der Kunſtfertigkeit des Schaffenden ſprechen will. Jedenfalls aber bleibt die geiſtige Idee, die Gemütsgewalt, der Seeleninhalt eines Kunſtwerkes ein Plus, das ſogar oft genug reinäſthetiſche Mängel völlig überſehen läßt. Das Feldgeſchrei „Die Kunſt für die Kunſt“ konnte nur entſtehen, weil man dies Plus als nicht unmittelbar zum künſtleriſchen Bilden gehörig mehr oder weniger deutlich empfand. Dem fortwurſtelnden Nachtretertum und den Nichtkönnern gegenüber lag hier ein gewiſſes berechtigtes Pochen auf das Machenkönnen — allerdings die erſte, eigentlich ſelbſtverſtändliche Anforderung an den Künſtler — zugrunde. Aber wir wiſſen, daß dieſes Könnertum zur bloßen virtuoſenhaften Darſtellung des geiſtig völlig Belangloſen führte und daß wir eben wieder in eine Zeitbewegung eingetreten ſind, die wenigſtens die Sehnſucht nach dem ſeeliſchen Plus verrät. Die Lyrik redet in Zungen, das Drama ſucht das Symboliſche, die bildende Kunſt die „Expreſſion“; Weltabgewandtheit aus Ueberdruß und Entſetzen vor der Gegenwart.

(Fortſetzung folgt.)

Morgenländiſches in unſerer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

3. Jiddiſch. Das Feuilleton. Der ferne Oſten.

Jüdiſchen Urſprungs iſt in unſerer Sprache eine Menge von Wörtern wie „kapores, ſchachern uſw.“, die im Mittelalter in die Geheimſprache der Gauner, das ſogenannte Rotwelſch, übergingen und von da aus durch die Vermittelung der Soldaten-, Handwerker-, vor allem aber der Studentenſprache in den allgemeinen Sprachſchatz übergingen. Das Wort Rotwelſch iſt abzuleiten von mhd. rot = Bettler, wohl von mhd. rote aus mittellateiniſch rupta = Schar, Hauſe, und welſch-fremdländiſch, unverſtändlich. Derartige Wörter ſind z. B. „Bocher“ = Jüngling, Student, aus dem hebräiſchen bachur = Jüngling; „Gauner“ = liſtiger Betrüger; im 18. Jahrhundert auch „Fauner“; es ſtammt aus dem Rotwelſch des 15. und 16. Jahrhunderts, wo es joner = Spieler, Falſchſpieler, der im Lande umherzieht, iſt und iſt abzuleiten aus hebräiſch jana, bei den Juden jono geſprochen, das „Gewalttätigkeit üben, übervorteilen, betrügen, überliſten“ bedeutet. Weiterbildungen davon ſind „Gaunerei, gaunerиſch, gaunern, begaunern“. Ferner: Die „Kabruſche“, d. h. Kameraden, beſonders bei ſchlechten Handlungen; 1735 rotwelſch: Chabrusse; im Elſäſſer Judendeutſch: Kafruſe. „Kalle“ = Liebſte in verächtlichem Sinne, vom hebräiſchen Kallah = Braut, Geliebte; in der Umgangs-

ſprache erſt ſeit dem 19. Jahrhundert. Das Eigenſchaftswort „kapores“ = tot, entzwei, zugrundegerichtet, 1774 bei Bürger; jüdiſche Ausſprache des rabbiniſch-hebräiſchen Kapporeth f. = Verſöhnung, Sühnopfer, Deckel der Bundeslade. Die Entſtehung der heutigen Bedeutung iſt nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt. Das Eigenſchaftswort „koſcher“ in der Ausſprache der aſchkenaziſchen Juden „kauſcher“, bedeutet „recht, rein, echt, ſo wie es ſein ſoll“; es iſt das ſpäthebräiſche koscher = recht, tauglich. „Kaſſiber“ iſt ein heimliches Schreiben unter Gefangenen oder aus dem Gefängnis nach außen, jüdiſch Kesiwo, aus dem hebräiſchen Kethibah = Geſchriebenes, Brief; erſt neuerdings in die Umgangsſprache gedrungen. „Kümmelblättchen“ = gauneriſches Haſardſpiel mit drei Karten. „Kümmel-“ fälſchlich ſtatt „Kimmel-“ und dieſes aus „Gimmel-“, vom hebräiſchen gimel, dem Namen des dritten Buchſtabens im hebräiſchen Alphabeth = g und zugleich Zeichen für die Zahl drei. „Maſematten“, Pluralbildung = Geſchäfte, Diebſtahl und Einbruch. 1737 in der Gaunerſprache; aus hebräiſch missab und mittan = „nehmen und geben“, einer Redensart, die für „Geſchäft“ ſchon im Altbabyloniſchen vorkommt. „Mauſchel“, Spottwort für Jude, jüdiſcher Händler; gebildet nach dem hebräiſchen Eigennamen Mose (= Moses), in jüdiſcher Ausſprache Mausche, Mosche. Als Anrede für Handelsjuden einſt gebräuchlich. Davon das Verbum „mauſcheln“ = wie ein Schacherjude handeln und ſprechen. Das Eigenſchaftswort „meſchugge“ = verrückt; judendeutſch aus dem gleichbedeutenden hebräiſchen meschugga. „Mogeln“ heißt „beim Spiel betrügen“; ſtudentiſch aus der Gaunerſprache, wo „mohel ſein“ bedeutet: „beſchneiden“, alſo urſprünglich „die Karten durch Beſchneiden kennzeichnen“. Davon „Mogelei“, ſtudentiſch für 1813 und „Mogeler“, ſtudentiſch für 1795 bezeugt. „Moos“ = Geld; mundartlich weit verbreitet; ebenfalls rotwelſch, dann ſtudentiſch 1750; vom hebräiſchen maot, jüdiſch maos = kleine Münzen, Geld. „Pleite“ = bankerott; pleite gehen gleich flüchtig ſich fortmachen, eingedeutſcht: „flöten gehen“; pleite iſt das jüdiſche pleto Flucht, vom hebräiſchen palat = er iſt entwiſcht. „Schacher“ iſt Kleinhandelserwerb im Umherziehen; 1810 bei Campe; jüdiſch aus hebräiſch sachar = Erwerb, beſonders durch Handel vom Verbum sachar = umherziehen, beſonders zum Ein- und Verkauf. „Schächten“ = jüdiſch kunſtgerecht ſchlachten, vom hebräiſchen schachat = ſchlachten; ſchon 1650 bei Moſcherosch: Philander 14,24. „Schadchen“ = Heiratsvermittler bei den Juden; vom ſpäthebräiſchen schiddekh = kuppeln. „Schickſel“ gleich Mädchen. Im Munde der Chriſten ein Judenmädchen; gauneriſch 1724; aus hebräiſch schickzah = Chriſtenmädchen, vom hebräiſchen schekez = Abſcheu, Greuel. „Schmiere“ in „Schmiere ſtehen“; gauneriſch 1714; vom ſpäthebräiſchen semira = Beaufſichtigung, Bewachung. „Schmu“ = erdichtetes Gerede; auch Schmuh; durch Schlauheit erlangter Gewinn; 1780 bei Adelung; judendeutſch aus hebräiſch schemua f. = Nachricht, Gerücht, Gerede. Damit hängt zuſammen „Schmus“ = Gerede eines Unterhändlers zur Ueberredung, leeres Gerede. Schon mhd. gesmuse; Geld als Ueberredungslohn beim Handel, Profit beim Geſchäft; vom hebräiſchen schemuoth, das iſt Plural zu schemua. Weiterbildung iſt „ſchmuſen“ = reden, viele Worte machen, zur Uebervorteilung reden. Das Eigenſchaftswort „ſchofel“ bedeutet: geringhaltig, ſchlecht, armſelig, niederträchtig, erbärmlich; erſt ſeit 1750 in der Schriftſprache; von dem nicht

gerade üblichen sofel, dem Partizip des hebräiſchen schafel = niedrig gemacht oder gedemütigt werden, ſinken; auch ſubſtantiviſch der „Schofel" = armſelige Sache. „Treife", ebenfalls Adjektiv; bayriſch: trefe = unrein Die eigentliche Bedeutung iſt: beim Schächten Geriſſenes, nicht ſcharf durchgeſchnittenes; vom hebräiſchen tereka oder terefah = von wilden Tieren Zerriſſenes; von tara = zerfleiſchen. Schon mhd. 1376 trefant.

Ferner muß hier auch des Umſtandes gedacht werden, daß der eigenartige Stil des Feuilletons in Deutſchland ein Erzeugnis ſemitiſcher Geiſtesart iſt. Das Wort Feuilleton findet ſich ſchon bei Campe 1813; es iſt eine Weiterbildung des franzöſiſchen feuille, alſo „Blättchen", und bedeutet den zur Unterhaltung beſtimmten Teil der Zeitung. Die gleiche Bedeutung hat auch rez-de-chaussée, eigentlich „Erdgeſchoß", weil dieſer Teil der Zeitung durch einen Strich von dem darüber ſtehenden Hauptteil getrennt iſt, der politiſche Dinge behandelt. Während der politiſche Hauptteil im weſentlichen nur berichtet, hat der Schreiber „unter dem Strich" die Aufgabe, den zu behandelnden, unpolitiſchen und nicht mehr durch ſeine Neuheit wirkenden Stoff in einer durchaus ſubjektiven Weiſe, alſo ſo, wie er ſich in ſeiner Perſönlichkeit widerſpiegelt, in einer Weiſe darzuſtellen, die den Leſer feſſelt. Dieſe beſondere Art der Darſtellung iſt das weſentliche Kennzeichen des Feuilletons. Um 1830 kam dieſer Teil der Zeitung, der mit Recht als der eigentlich journaliſtiſche gilt, in Frankreich auf, der erſte Feuilletoniſt von Bedeutung war Jules Janin 1804/74. Von Frankreich aus verbreitete ſich das Feuilleton nach den andern Ländern Europas. In Deutſchland richtete der „Nürnberger Korreſpondent" unter Lewalds Leitung ein regelmäßig erſcheinendes Feuilleton ein. Der Jude Heinrich Heine war es, der die feuilletoniſtiſche Behandlungsweiſe in die deutſche Literatur einführte, und hervorragende Glieder des „Jungen Deutſchlands", vor allen der begabte, ebenfalls jüdiſche Ludwig Börne, ſchloſſen ſich ihm mit Eifer an. Gerade die Mittel der feuilletoniſtiſchen Darſtellungsweiſe, alſo ſcharfer Witz, überraſchende Vergleichungen, originelle Umſchreibungen und zugeſpitzte Pointen ſagten der jüdiſchen Geiſtesart zu. So erklärt ſich der Umſtand, daß es gerade Juden waren, die das Feuilleton bei uns einführten. Weniger freilich lag ihnen die lyriſch-ſentimentale Art der Behandlung, deren ſich der Feuilletoniſt ebenfalls bedienen kann, wie überhaupt jeder anderen Art, die wir gerade an dem behandelten Stoffe ſonſt nicht gewohnt ſind. Seitdem hat ſich das Feuilleton immer mehr entwickelt, zumal in Berlin und Wien, und kann eine Reihe glänzend begabter Vertreter aufweiſen[7]). O. Weiſe erkennt[8]) das Hauptkennzeichen des Feuilletons darin, „daß man in pikanter Art über alles mögliche ſchreibt, ohne tiefere Kenntnis davon zu haben, und den Leſer nötigt, in angenehmer Gedankenloſigkeit über den Gegenſtand hinwegzueilen, über den er ſich eigentlich unterrichten wollte." Er zieht an dieſer Stelle Treitſchkes Urteil[9]) an, das lautet: „Heine beſaß die geſchickte Mache, die aus niedlichen riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, vor allem jenen von Goethe ſo oft verurteilten unfruchtbaren esprit, der mit den Dingen ſpielt,

[7]) Vgl. E. Eckſtein: „Beiträge zur Geſchichte des Feuilletons" und beſſer Tony Kellen: „Aus der Geſchichte des Feuilletons". Eſſen 1909.

[8]) In ſeiner „Aeſthetik der deutſchen Sprache" S. 257.

[9]) In ſeiner „Deutſchen Geſchichte im 19. Jahrhundert IV." S. 419.

ohne ſie zu beherrſchen. Das alles war undeutſch von Grund aus. Geboren in den Kämpfen des Gewiſſens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimutes und des wahrhaftigen Gemüts geblieben. Sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies ſich wieder einmal als Herzenskündiger ſeines Volkes, da er ſagte: „Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt“. O. Weiſe fährt dann fort: „Aber gerade, weil die Deutſchen fühlten, daß ſie in den Künſten des Pikanten und Charmanten mit dem gewandten Juden nie wetteifern konnten, ließen ſie ſich von ihm blenden; ſie hielten für künſtleriſchen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war. Es währte lange, bis ſie ſich eingeſtanden, daß deutſchen Herzen bei Heines Witze nie recht wohl wurde. Auch andere deutſche Männer wie Viktor Hehn verurteilten das „judaiſtiſche und heiniſierende Deutſch“ und verabſcheuten das geiſtreichelnde, geſuchte, affektierte Witzeln, ohne es ganz aus der Welt ſchaffen zu können.“

In neueſter Zeit hat auch die nähere Bekanntſchaft mit dem fernen Oſten einige neue Anregungen literariſcher Art gegeben, die möglicherweiſe noch zahlreicher und fruchtbarer werden können. Die uns bekannten Proben des chineſiſchen und japaniſchen Schrifttums muten uns in ihrer Ueberladung mit Bildern ganz ſonderbar an und laſſen uns erkennen, daß wir es hier mit Erzeugniſſen von Menſchen zu tun haben, die in ihrem Denken und Empfinden unſerm Weſen völlig fremd ſind. Zum Schluſſe mögen ein paar von O. Weiſe a. a. O. S. 249 und 250 mitgeteilte Proben hier folgen. Zunächſt das Glückwunſchſchreiben, das Yuan Shi Kai, der Gouverneur von Schantung, zur Hochzeit des deutſchen Gouverneurs Jäſchke nach Kiautſchou ſchickte. Es iſt vom 10. April 1900 und lautet: „Es iſt Ihnen gelungen, ſich des ſingenden Phönixweibchens zu bemächtigen, mit dem vereint Sie die freudenreiche Reiſe in die Gefilde der Seligen angetreten haben. Ihre Schritte haben Sie nach den Ufern des Perlſtroms gelenkt, um ſich dort in heiterer Luſt und Freude zu ergehen, wo in bildergeſchmückter Halle die mondesgleichen Gewänder der Gemahlin dahinfluten und wo die Scheibe des Mondes von nun an ein vereintes Doppelbild trifft. Vermehrter Glanz iſt auf Ihre Standarte gefallen durch Vereinigung mit dem ſeidengeſtickten Vorhange an der bräutlichen Sänfte, und im harmoniſchen Gleichklang ertönt die Leier aus Edelſtein zu der Gitarre aus Jade. Das Volk drängt ſich glückwünſchend zum dunkelverhängten Hochzeitszimmer, und auch in meinem Herzen hat aus dieſem Anlaß die Freude Einkehr gehalten. Ich gehöre zu der Art derjenigen, die ſo viel Wert haben wie ein aufgehängter leerer Kürbis, und mein Inneres birgt nicht Koſtbareres als eitles Gras. Nachdem aber der Ton der Hochzeitsflöten in meine Ohren gedrungen iſt, will ich den Pinſel in die Finger nehmen und das Feſt durch ein Bild feiern, und während Sie jetzt den duftenden Schlaf friedlicher Schwalben ſchlafen, nehme ich dieſen armſeligen Papierſtreifen als Mittel, um Ihnen meine Glückwünſche zu dem freudigen Ereigniſſe zukommen zu laſſen.“ Es folge das Heiratsgeſuch einer Japanerin von Yokohama 1903: „Ich bin eine ſehr hübſche Frau mit dichten Haaren, die wie Wolken wogen; mein Geſicht hat den Seidenglanz der Blumen, mein Wuchs iſt biegſam wie die Weide, und meine Augenbrauen haben die Krümmung des wechſelnden Halbmondes. Ich habe genug Vermögen, um mit dem Geliebten durch das Leben zu

ſchlendern, in dem ich am Tage die Blumen betrachte und des Nachts den Mond. Wenn e seinen netten, feinen Herrn gibt, der gebildet, klug, geſchickt, hübſch und von gutem Geſchmack iſt, ſo will ich mich mit ihm für dieſes Leben vereinigen und mit ihm das Vergnügen teilen, ſpäter in einem Grabe von roſenrotem Marmor beerdigt zu werden."

*

Hauptſächlich benutzte Literatur: Viktor Hahn: „Goethe und die Sprache der Bibel" im Goethejahrbuch VIII. 1887. — O. Weiſe: „Aeſthetik der deutſchen Sprache." 4. Aufl. — R. M. Meyer: „Deutſche Stiliſtik" und „Die altgermaniſche Poeſie" von demſelben. — G. Büchmann: „Geflügelte Worte." 25. Auflage. Neu bearbeitet von Bogdan Krieger.

Elſaß-Lothringiſche Fragen.

Von einem Elſäſſer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22, 28.)

5. Elſäſſiſche Parteifehden.

Vor einigen Wochen berichteten wir über eine Elſäſſerpartei des Herrn Zorn von Bulach, deren Gründungsverſammlung im Straßburger Sängerhaus zu ſcharfen Auseinanderſetzungen und, in der Folge hiervon, zu lebhaften Radauſzenen geführt hat. Zu den ausgeziſchten Rednern gehörte der vorausſichtliche Zentrumsführer — die Partei hat ſich nach dem Rücktritt Dr. Pflegers offiziell noch kein neues Haupt erkoren — Dr. Walter. Député Walter blieb es vorbehalten, in der Pariſer Preſſe den Fall Bulach an die große Glocke zu hängen. So geſchehen in einem größeren Artikel des „Journal des Débats". Dieſer Artikel lief auf eine Verächtlichmachung Bulachs hinaus — der kurzweg als „politiſcher Narr" bezeichnet wird — ſowie auf eine ſehr abſichtliche Verdächtigung der radikalen Parteien, die ſich in der Verſammlung nicht genügend zur Wehr geſetzt hätten. In taktiſcher Uebereinſtimmung miteinander haben ſich nun die beiden führenden Organe der „radikalſozialiſtiſchen Partei", nämlich die „République de Strasbourg" und das „Metzer Freie Journal", mit dem in den Beweggründen nicht ganz durchſichtigen Angriff des Herrn Dr. Walter auseinandergeſetzt. Von einem Diskuſſionsredner der Radikalen ſei in der Verſammlung der Wunſch geäußert worden, die Gründung einer neuen Partei zu unterlaſſen. „Wir müſſen uns", habe er ausgeführt, „den großen franzöſiſchen Parteien anſchließen und dürfen keine kleine regionale Partei gründen. Iſt das mit der neuen Partei gemeinſame Sache machen?"

Die „République" ihrerſeits glaubt in dem Walterſchen Artikel eine behördliche Beeinfluſſung wittern zu dürfen und ſpielt dabei auf die Straßburger Regierungsbehörde, das Commiſſariat général an. Pſychologiſch erkläre ſich ein ſolches Vorgehen durch den notoriſchen Ehrgeiz der Zentrumsführer ... Damit ſtimmt ſehr wohl zuſammen, daß gerade die offizielle Zentrumspreſſe den neulichen Vorgängen am entſchiedenſten und nachdrücklichſten von allen Blättern

entgegengetreten ist. Noch ein anderes Moment hebt das „Metzer Journal“ hervor, wenn es schreibt: „Fast nur Deutsche und Naturalisierte saßen im Saal, schrieb eine gewisse Presse. Dem war nicht so. Mögen auch ein paar von ihnen die Ideengänge v. Bulachs beklatscht und bejubelt haben, die meisten der Besucher waren doch einheimische Elemente. Die spendeten nun nicht etwa dem Programm des Neo-Politikers Beifall — Politiker und Programm waren nicht dazu angetan —, sondern lediglich der von ihm geübten Kritik, die nicht zuletzt die des Nationalblocks war„ jener Partei, die zur Zeit die herrschende ist und es nicht vermochte, die Schaffung von Beleidigten zu verhindern, ja diese Schaffung z. T. begünstigte. Das wollen natürlich die Nationalblockler nicht wahr haben, daher die faulen Ausreden.“

Wir sehen hier Gegensätze sich auswirken, die bereits bei den letzten Generalratswahlen akut waren. Damals haben, wie bekannt wird, über 60 v. H. der stimmberechtigten Wähler sich der Wahl enthalten, weil ihnen keine der vorhandenen Parteien offenbar Genüge tat. Eine „Partei der Parteilosen“ war demgemäß nur eine Frage der Zeit und wurde überdies begünstigt durch die allgemeine moralische Depression, die in der gesamten Bevölkerung — und nicht zuletzt im Zentrum — seit Monaten platzgegriffen hat. Damit erklärt sich die moralische Genesis der neuen Bewegung — uns Deutsche interessiert in erster Linie diese Seite der Frage! — sehr leicht. Und nicht entscheidend ist natürlich die an sich berechtigte Kritik, daß die Parteileitung der „Elsässer-Partei“ sich ihrer organisatorischen und taktischen Aufgabe in keiner Weise gewachsen zeigte.

Parturiunt montes! — Wie zu erwarten, schoß die innerfranzösische Preßpolitik der Rechtsblätter in ihrem Verdammungsurteil den „Abtrünnigen“ gegenüber weit über ihr Ziel hinaus. Das „Journal des Débats grault sich schon vor dem Emporkommen einer Protestlerbewegung. Um eine solche hintanzuhalten, wird begreiflicherweise nicht der einzig richtige und sachliche Weg der Abstellung berechtigter Beschwerden ergriffen, vielmehr nach Sündenböcken gesucht, wie sie jeder Regierung und jeder herrschenden Partei in jedem Lande zur Verfügung stehen.

Wir berühren hier, wie gesagt, nur die moralischen Gesichtspunkte unseres Parteiproblems. Die innerpolitische Frage ist damit nicht erschöpft. In welcher Weise parteitaktisch die Altelsässer — und nur um diese kann es sich selbstredend handeln! — zu einer solchen heute schon in mythisches Halbdunkel getauchten Parteigründung sich haben verstehen können, ist eine innerpolitische Angelegenheit, die uns hier nicht und heute nicht beschäftigen kann. Daß es der französischen Regierungspolitik darauf ankommen mußte, durch eine „mise en demeure“ die neuen Männer vor eine nationale, besser: nationalistische Entscheidungsfrage zu stellen, ist bei der Sinnesart der heutigen Franzosen selbstverständlich. Daß dies — wenn wir den Vermutungen der „République“ folgen dürfen — auf dem Preßwege geschehen würde, stand zu erwarten. Die ersten Pfeile aus dem nationalistischen Köcher zu verschießen, war Herr Walter seiner ganzen temperamentvollen Art nach der rechte Mann.

Bei den Generalratswahlen hat die Blockpartei im Elsaß wie in ganz Frankreich eine merkliche Einbuße erlitten. Dementsprechend sind die Herren der Rechten in einer gereizteren Stimmung, als für eine erfolgreiche Fortsetzung ihres bisherigen Kurses und Festigung ihres Programms dienlich wäre. „Vaterlandslose Gesellen“ — die elsässische Linkspresse hat es des öfteren hervorgehoben — müssen dem gekränkten Ehrgeiz der führenden Blockmänner zur

Parade ſtehn. Und nun erſcheint, als Deus ex machina, eine ganze Partei, die ſich dem Machtwillen der Herrenmenſchen, des Herrenvolkes entgegenſtemmt! Keine kleine Verſuchung für die Anhänger des Herrn Poincaré! Wie, wenn die „Beleidigten“ ſich mit den Oppoſitionsparteien zuſammenſchließen und mit ihrem Gift Altfrankreich affizieren würden! Den Anfang dazu hat Herr Walter mit ſeiner unvorſichtigen Aufbauſchung der Sängerhausſache bereits gemacht. Und es bleibt zu überlegen, ob nicht auch im Lager der Radikalen perſönlicher Ehrgeiz mit dem ſeinen in ernſthafte Konflikte geraten mag.

Weltſpiegel.

9. Auguſt.

Seit zwei Tagen ſind in London die Beſprechungen im Gang, die für das Schickſal Europas, vor allem aber unſeres Vaterlandes von höchſter Bedeutung werden können. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede neue Konferenz, die als Folge des heilloſen Verſailler Friedens einberufen werden muß, um einen Ausweg aus tauſend Schäden zu ſuchen, — mag ſie ſelbſt auch ſcheinbar ergebnislos enden, — doch allmählich immer näher an die Erkenntnis der wahren Urſachen des Verderbens heranführt. Freilich läßt ſich noch durchaus nicht mit Sicherheit vorausſehen, wieviel ſolche Schritte noch notwendig ſein werden, ehe der entſcheidende Augenblick der Erkenntnis kommt, der eine entſprechende Tat reifen läßt. Vielleicht haben wir dann unſern Leidenskelch ſchon ſo weit geleert, daß uns kaum noch geholfen werden kann, aber der Glaube an die Lebenskraft des deutſchen Volkes darf uns ſelbſt auf dieſem Tiefpunkt nicht verlaſſen.

Im Vergleich mit früheren Konferenzen hat ſich am 7. Auguſt, dem erſten Tage der Londoner Zuſammenkunft, eine ſcheinbar einfache und klare Lage ergeben. Poincaré hat die Vertreter der drei anderen alliierten Hauptmächte — Lloyd George, den Italiener Schanzer und den Belgier Theunis —, denen ſich diesmal auch der Japaner Hayaſhi anſchloß, nur ſo weit gegen ſich, als dieſe andern Mächte ſich durch die Maßloſigkeit und Vernunftwidrigkeit der franzöſiſchen Politik in ihren eigenſten Intereſſen unmittelbar gehemmt und geſchädigt ſehen. Die natürliche Folge dieſer unbeſtreitbaren Tatſache war gleich am erſten Konferenztag ein ziemlich heftiger Zuſammenſtoß zwiſchen Poincaré und Lloyd George, da letzterer, ſeinem Temperament gemäß, ſeinen Widerſpruch gegen die Ausführungen des Franzoſen in ziemlich ſchroffer Form zu erkennen gab. Poincaré ſelbſt war klug genug, ſich durch die der engliſchen Auffaſſung naheſtehenden Ausführungen Schanzers und Theunis' warnen zu laſſen und nachträglich manches aus ſeiner erſten Rede abzuſchwächen.

Man muß ſich hier noch einmal an das erinnern, was in der vergangenen Woche vorangegangen war. Erwähnt wurde ſchon in unſerer letzten Betrachtung an dieſer Stelle die ſchroffe, in der Form eines Ultimatums gehaltene Ablehnung des deutſchen Geſuchs auf Herabſetzung der

monatlichen Zahlungen im Ausgleichsverfahren. Dieſer Ablehnung folgte eine würdig und feſt lautende deutſche Antwortnote, die unter ruhigem Hinweis auf das Unberechtigte der franzöſiſchen Forderung und auf die Unmöglichkeit der Zahlungen in der geforderten Höhe ihre Stellung behauptete. Darauf antwortete Poincaré mit wiederholter und verſchärfter Forderung und Drohung, der auch noch die Anmaßung hinzugefügt war, daß er zugleich im Intereſſe der verbündeten Regierungen handle. Dabei hatten dieſe Regierungen auf das gleiche deutſche Geſuch ganz anders geantwortet und den richtigen Standpunkt eingenommen, daß dieſe Angelegenheit im Sinne der bereits geltenden Abmachungen nur durch die Gemeinſchaft der alliierten Regierungen beraten und geordnet werden könne. Poincarés Vorgehen ſtellte ſich alſo nicht nur als ein ſchnöder Rechtsbruch und ein willkürlicher Gewaltakt gegenüber Deutſchland dar, ſondern auch als ein Uebergriff, eine Rechtsverletzung und Anmaßung gegenüber ſeinen Verbündeten. Vielleicht glaubte er durch dieſen dreiſten Verſuch, ſie vor eine vollendete Tatſache zu ſtellen, eine beſonders günſtige Stellung in London für ſich erzwingen zu können. So trug er kein Bedenken, die Drohung, daß er im Fall einer Nichterfüllung ſeiner Forderungen durch Deutſchland bis zum 5. Auguſt, 12 Uhr mittags, ſogenannte „Retorſionsmaßnahmen" ergreifen werde, ſofort wahr zu machen. Dieſe Retorſionen ſind, abgeſehen davon, daß ſie ohne zureichenden Grund verfügt wurden, — denn Deutſchland war ja erſt am 15. Auguſt zu zahlen verpflichtet, und dieſer Termin hätte mindeſtens abgewartet werden müſſen, — auch inhaltlich weiter nichts als eine Reihe von ſchamloſen Verletzungen vertraglich feſtgelegter deutſcher Rechte und von einfachen Räubereien. Am meiſten aber mußte ſich durch Poincarés Eigenmächtigkeit Frankreichs ſonſt getreueſter Mitläufer, Belgien, vor den Kopf geſtoßen fühlen, da die Folgen dieſes Vorgehens, namentlich dann, wenn ſie doch vielleicht die nachträgliche Anerkennung Englands und Italiens fanden, die Prioritätsrechte Belgiens gefährdeten, die ihm in der Reparationsfrage ausdrücklich zugeſichert worden waren. Poincaré ſah nicht, daß er ſich durch ſeinen übermütigen Gewaltakt, ſo ſehr er auch in Frankreich von der nationalen Eitelkeit bejubelt wurde, auf der Londoner Konferenz zunächſt iſolierte.

Zugleich erhielt Frankreich durch einen Akt Englands, der jedenfalls einwandfrei und berechtigt war, einen kräftigen Naſenſtüber. Wenigſtens empfand es ihn als ſolchen. Das war die von Lord Balfour unterzeichnete Note an die Schuldnerſtaaten Englands, worin die britiſche Regierung die prinzipiellen Grundlagen ihrer Stellung zu dem internationalen Schuldenproblem darlegte. Die Note ließ unter Feſtlegung der unbezweifelbaren Rechte und auch Verpflichtungen Englands — letzterer vor allem gegenüber Amerika — alle möglichen Wege zur Löſung des Problems offen, durchkreuzte aber entſchieden die Hoffnung der Franzoſen, als Gegenleiſtung für ihre Bereitwilligkeit zur Herabſetzung der Reparationszahlungen einfach die Streichung ihrer Schulden an England fordern zu können. Daher hat auch die ſogenannte Balfour-Note dazu beigetragen, den engliſch-franzöſiſchen Gegenſatz zu verſchärfen.

So könnte man vielleicht in allen dieſen Vorgängen eine gewiſſe Aufmunterung erblicken, ſich endlich einmal wieder optimiſtiſchen Regungen

hinzugeben. Leider aber muß man in dieſem Optimismus ein ſehr beſcheidenes Maß innehalten. Denn man muß immer bedenken, daß die Verſtimmungen der Ententemächte gegen Poincaré ihre Urſache darin haben, daß ſeine Politik in ihrer Maßloſigkeit und dabei ihrer Abhängigkeit von einer zur Unvernunft aufgeſtachelten und ſeit Jahren durch ſyſtematiſches Belügen irregeführten öffentlichen Meinung ihre eigenen Kreiſe ſtört; keineswegs aber haben ſie auch nur das geringſte Bedürfnis, für Deutſchland mehr zu tun, als ihren eigenen Zwecken entſpricht. Dazu kommt die Perſönlichkeit Lloyd Georges, der mehr ſeinem Temperament und ſeinem politiſchen Inſtinkt folgt als irgendwelchen Grundſätzen, der jedes Mittel ergreift, um wie ein geſchickter Advokat ſeinen nächſten Zweck zu erreichen oder irgend einen Eindruck zu erzielen, niemals aber eine feſt gezogene ſtaatsmänniſche Linie in ſeinem Handeln erkennen läßt. Daher müſſen wir wenigſtens darauf gefaßt ſein, daß die Sache wieder mit einer Verſtändigung auf Deutſchlands Koſten endet.

Dieſe Befürchtung iſt um ſo begründeter, als gerade in dieſer Zeit einer geſteigerten Spannung zwiſchen Frankreich und England in der Reparations- und Schuldenfrage wiederum ein Konflikt im nahen Orient ſein Haupt erhebt. Der Streit zwiſchen Griechenland und jener türkiſchen Macht, die unter Kemal Paſcha in Angora in ſtolzer Unabhängigkeit und unbekümmert um Konſtantinopel und den längſt nicht mehr freien Sultan die nationalen Rechte des türkiſchen Volkes auf Anatolien aufrecht erhält, iſt einmal wieder aufgelebt. Die Erfahrung, daß dies jedesmal geſchieht, wenn Frankreich ſich in ſeinen Plänen gegen Deutſchland durch England gehemmt ſieht, in Verbindung mit der Tatſache, daß Frankreich der Protektor der Kemaliſten iſt(wegen ſeiner Pläne in Syrien), während England ſeinen Einfluß im Orient durch Begünſtigung der griechiſchen Anſprüche zu wahren ſucht, gibt zu denken. Bis jetzt hat England Frankreich jedesmal nachgegeben, wenn ihm Frankreich Gelegenheit gab, den Schein zu retten, als beſäße es noch das alte Preſtige im nahen Orient. Es kann nun freilich auch einmal anders kommen. Diesmal ſcheint es, als ob die Griechen mit ihrem Verſuch, ſich Konſtantinopels zu bemächtigen und Smyrna für ſich endgültig zu retten, den Kürzeren ziehen. Wir werden auf dieſe Fragen ein ander Mal in größerem Zuſammenhange zurückkommen.

W. v. Maſſow.

Literariſcher Wegweiſer.

Vom lebendigen Kriege.

Zwei Bücher einer neuen Verkündung.

Von Alex von Frankenberg.

„Wichtig nehmen alle das Sterben, aber noch iſt der Tod kein Feſt. Noch erlernten die Menſchen nicht, wie man die ſchönſten Feſte weiht. — Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinſager, wenn es nicht Zeit mehr iſt zum Ja: alſo verſteht er ſich auf Leben und Tod. — In eurem Sterben ſoll noch euer Geiſt und eure Tugend glühen, gleich einem Abendrot um die Erde: oder aber das Sterben iſt euch ſchlecht geraten". Nietzſche: „Alſo ſprach Zarathuſtra."

Nahezu vier Jahre ſind ſeit jenem Tag vergangen, an dem die Stahlgewitter auf Schlachtfeldern für unſer Volk eingetauſcht wurden gegen Fron-

dienſt und Knechtſchaft bedingungsloſer Sklaverei. Nahezu vier Jahre alſo trennen uns bereits von dem vorläufigen Abſchluß eines Vorganges, dem wir den Namen „Welt"krieg beilegten, weil das äußere Format dieſes Naturgeſchehens den Umfang früherer blutiger Austräge in der Menſchheitsgeſchichte um ein Weſentliches übertraf. Das gigantiſche Ausmaß allein der Tatſachen hat bisher über dieſe Zeitſpanne hinweg wenigſtens das Bewußtſein einer geſchichtlichen Leiſtung wach erhalten. Wo faſt zwei Millionen deutſcher Soldaten eine fremde Erde deckt, wo das „Vorſterben" ihres Offiziercorps einſtmals die Bewunderung einer Welt ausgelöſt hat — wer könnte auch da behaupten, uns ſei „das Sterben ſchlecht geraten"? Aber immerhin: es blieb bei der äußeren Leiſtung. Schlachten und Gefechte, Taktik und Strategie traten in den Brennpunkt der Erörterung, die Hiſtorie fand ihre erſten Forſcher, der Ablauf der Ereigniſſe ward feſtgelegt. Auch die Erinnerung des Einzelnen und der ehemaligen Verbände klammerte ſich an das Greifbare äußerer Tat und hält ſo bis auf den heutigen Tag das Gedenken an vier Jahre wach, die in ihrer Eingliederung in den allgemeinen Daſeinsprozeß zunächſt nur an der Oberfläche des Bewußtſeins leben.

Dieſer Zuſtand, dieſe ſcheinbare Erſtarrung einer als abgeſchloſſen betrachteten Epoche, iſt als erſte Folgeerſcheinung des Krieges faſt naturnotwendig bedingt. Sie mußte eintreten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Kriegsſchänder in der Heimat auch den Kirchhof ſpäter zum Jahrmarkt erheben würden (was zur Genüge geſchah). Sie diente aber eine Zeit zu überbrücken, die notwendig war, um die inneren Werte des Krieges, die raſenden Kräfte der Erſchütterung, die höchſten Gipfel menſchlichen Erlebens, die da zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen dem Ich und ſeinem Volke liegen, aus tiefſten Tiefen, aus den ſcheintoten Gräbern gewaltigſter Hingabe an die Bewußtſeinsſphäre des Menſchen treten zu laſſen. Im Gießbecken äußerer Ereigniſſe iſt nach dem Schmelzungsprozeß zunächſt nur die Schlacke ſichtbar; neidiſch umſpannt ſie das edle Metall, bis ſich dieſes ſelbſt befreit und in ſtrahlendem Glanze offenbar wird. Wir, die wir im Kriege zwiſchen Leben und Tod ſtanden, Tag um Tag, Stunde um Stunde, Jahr um Jahr: wir wußten, daß der Tag kommen mußte, an dem zuerſt einer aufſteht, die Schleier unſerer verborgenſten, aber auch unſer unheimlichſten Kräfte zu heben; einer zuerſt, dann ein zweiter, dann noch andere — bis die neue Verkündung ſich Bahn brechen würde für das ganze Volk.

*

Der Tag iſt gekommen. Einer und noch einer ſind aufgeſtanden und haben, der eine ſeine Seele, der andere ſein Wiſſen niederlegt in zwei Büchern. Für ſich und für ihr Volk. Der eine iſt Ernſt Jünger mit ſeiner Schrift: „Der Kampf als inneres Erlebnis", der andere iſt Kurt Heſſe, und ſein Werk heißt: „Der Feldherr Pſychologos"(1). Es ſind Bücher, auf die ich wartete; Bücher, die da kommen mußten. Weil ſie vom Tode handeln, ſind es Bücher flammenden Lebens. Noch Anfang zwar, noch ein Taſten, noch nicht in allen Bezirken ein Aufſchrei der Seele, ein Erwecken des Letzten. Aber doch ein Trieb zu neuem Sehen, zu neuem Leben, zu neuem Geſchlecht: ſo ergreifend, ſo aufgewühlt, ſo ſtahlhart, ſo wahr, daß man die Hände falten könnte in dem Glück des Sichwiederfindens; ja, daß man den

(1) Beide Bücher in dem verdienſtvollen Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

Alltag im Bewußtſein höchſter Seelenwerte ſo vergißt, als ſtünde man in Feindesland und das Leben wäre nur noch eine Opferbereitſchaft für die Heimat, ein Treuſchwur an die Fahne, Stern am Himmel, klopfendes Herz und ſtahlharte Fauſt.

Fürwahr: ſich dieſer ſchlummernden Kräfte bewußt werden — und es fallen die Schranken zu der Erkenntnis, daß der Krieg lebendig iſt für alle Ewigkeiten; daß er uns zeugt und wir ihn; daß wir Gehämmerte und Gemeißelte ſind, aber auch ſolche, die den Hammer ſchwingen und den Meißel führen, Einzige, Heilige und in letzter Vernunft; ja, daß die Höhepunkte inneren Erlebens in der geſamten Menſchheitsgeſchichte allein in der uralten Entſcheidung des Krieges liegen, weil hier Freiheit und Geſetz, die ewig polaren Gegenſätze der Erde, in der denkbar höchſtgeſteigerten, zweckmäßigen und alle Welträtſel löſenden Bindung vereinigt ſind.

*

Dem Kriege (ſo zeigt Heſſe), der ſich uns für gewöhnlich als ein militäriſcher, politiſcher und wirtſchaftlicher Vorgang darzuſtellen pflegt, unterliegt in allen ſeinen Erſcheinungen eigentlich nur ein letzter Begriff: die menſchliche Pſyche. Und fürwahr: das Tatſächliche iſt nichts gegen die unheimliche Kraft, die es bewegt. Dieſe Kraft aber, dieſe Entzifferung des Ausdrucks aller hiſtoriſchen Züge, dieſe bloßgelegte Struktur des Krieges iſt das Geſetz des Blutes, das Geſetz der Natur. So von Ewigkeit her und zu Ewigkeit, als Urverhältnis der Weſen zueinander. Das Werden iſt der Sinn der Welt, der Kampf ſeine natürliche Form. In einer Spanne von 3357 Jahren wurden 3130 Kriege geführt: blieben in nahezu vier Jahrtauſenden nur an die zweihundert kriegsloſe Jahre. Iſt das nicht genug Uebereinſtimmung der Menſchenhandlung mit dem Naturgeſchehen? Vor dieſem motoriſchen Rhythmus müſſen alle Denkprozeſſe wie Seifenblaſen zergehen. „Es iſt nicht gut, daß ſich die Menſchen töten," ſagen die Pazifiſten und meinen doch nur: „Es iſt nicht gut, getötet zu werden". Wohl wird die erſchöpfte Fauſt zuweilen ſinken, wohl wird dieſer oder jener Krieg durch einen Frieden beendet, wohl wird man manchmal ſagen: dies ſei der letzte Krieg geweſen.

Aber der Krieg iſt nicht tot, wenn keine Dörfer und Städte mehr brennen; er lebt wie das Schickſal, dem er neue Dimenſionen ſchuf. Wie nun Jünger dieſes Schickſal aus dem Erlebnis werden läßt, in ſeinen zwölf Kapiteln: Blut, Grauen, Der Graben, Eros, Mut, Landsknechte, Kontraſt, Feuer, Untereinander, Angſt, Vom Feinde Vorm Kampf — ja wie er überdies als Künſtler einer ſprachlich-dynamiſchen Form neue Schwerpunkte ſchafft und die Wertgewinne des Krieges eiſern herausmeißelt, das entzieht ſich dem Verſuch auch zur beſten Wiedergabe. Ein Höchſtes an ſeeliſcher Aktivität bringt er heraus; und wenn er allein einzigſtes Beiſpiel wäre: der Krieg hat Männer gezüchtet, die ihrer Stunde gewachſen waren. Gibt es denn im Einzelleben oder im Daſein der Völker gewaltigere Höhepunkte, ſchärfer geſtellte letzte Entſcheidungen, als, vorbereitet oder unvorbereitet, Ebenbürtige, ja Meiſter des Schickſals zu ſein? — als das Leben in der höchſten Potenz zu fühlen angeſichts der Wahl, entweder zugrunde zu gehen oder ſich durchzuſetzen? — als unlöslich verkettet in wahrſter Blutgemeinſchaft mit ſeinen Volksgenoſſen ſchimmerndes Denkmal menſchlichen Mutes über allen Zeiten zu ſein? Gibt es Höheres, als ein königliches Sterben, bedingt durch inneren Adel und unbeugſamen Stolz? Gibt es ſittlicheres als Pflicht und Ehre — als mit Unbekannten durch Kampf eine neue Form der Erde zu ſchaffen,ſ ür die Idee eines Volkes einzuſtehen mit

allen Mitteln des Geiſtes und der Gewalt bis zum Flammenwurf und zum Gasangriff?

Das iſt der ewig lebendige Krieg, der das Urphänomen eines Glaubens vor uns aufleuchten läßt durch Berührung mit göttlichen Schickſalsgewalten. Das iſt der ewig lebendige Krieg, der die Luft mit überſtrömender Männlichkeit lädt; der das Leben in Katarakten, unwiderruflich und ohne Kompromiſſe erfüllt; der keine Wachspuppenhelden für den Teetiſch gebiert; der ein Wettrennen iſt zu großer Verheißung, ein Vollſtrecker heiliger Sendung; eine Opferung ohne Untergang.

*

Ich habe die Schriften von Jünger und Heſſe zwei Bücher der neuen Verkündung genannt; denn ſie ſind Anfang zu neuer ſeheriſcher Möglichkeit; ſie ſind des Aufſchreckens voll vor den Dingen, die bisher nur als tiefe Ahnungen in uns gelebt haben, kaum überdacht, oft mit Abſicht, wie mit der Scheu vor göttlich höchſten und unnahbaren Faſſungen, zugedeckt, in bewußtem Schlummer gehütet. Aber nun heißt es, unſerer eigenen Größe ins Auge zu ſehen. Was iſt Schickſal in des Friedens Alltag? Ein Lärm, ein Gepläukel der Hüllen, ein Gleichſein des heroiſchen und des feigen Menſchen durch die Lüge des Wortes, Tat in höchſtem Falle auf der Straße. Aber das Schickſal auf Schlachtfeldern iſt die Nacktheit des menſchlichen Schickſals überhaupt. Hier iſt Ebenbürtigkeit zu den Sternen. Hier wird die Ahnung greifbar von des Menſchen ungeheuren Daſeinsmöglichkeiten. Die es an ſich erlebt haben, werden durch dieſe neue Verkündung wieder erſtarken, werden bewußt die rieſenhafte Verſchwendung ihrer Willen im All zu greifbarem Leben erwecken, für den Tag, der morgen kommt; und ſie werden die Wertmeſſer ſein für das Maß an Menſchentum, das in kleinſten embryonalen Formaten, aber mit der Aufgeblaſenheit des Truthahns das geiſtige und körperliche Leben von heute beherrſcht. Blutleere und blutſcheue Menſchlein, die einer umgewerteten Gegenwart mit Symbol und Schrei, mit feiger Anklage und gehirnlicher Bruderliebe, mit frechem, nicht erkämpften Eros und mit einer nur den lieben eigenen Leib ſchützenwollenden Friedensliebe den Stempel ihres unmännlichen Weſens aufzudrücken verſuchen, werden in dieſer bald zur Gültigkeit gelangenden Wertmeſſung wie ein Häuflein abgeſtoßener Fäulnis erſcheinen. Männliche Menſchlichkeit wird die Auferſtehung feiern, mit dem Willen des Beſtehens und des Beſtandes; der Abendländer wird kommen mit ſeines Weſens Beſtimmung: dem planetariſchen Weltgefühl, dem Greifen nach Sternen; und der Deutſche wird ſieghaft erſcheinen: mit der Staatsauffaſſung ſeines Großen Friedrich und dem Kantſchen Imperativ in heißglühendem Herzen.

Und ſo die Vorbereitung zu dem einzig endgültigen Menſchen, von dem uns noch kein Dichter ſprach: dem Menſchen in der Einheit von Geſetz und Freiheit. Er wird den Meißel an das neue Geſicht der Erde legen. Morgen und Uebermorgen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 26. August 1922

Nummer 31/32

Däniſche Poincarés.

Von Gryphius.

1. Michel ſchläft.

Von Sorgen ringsum und daheim bedrängt, glaubt mancher Deutſcher die Nordmark vergeſſen zu dürfen. Das raſſe- und kulturverwandte däniſche Volk kann von ihm aus ewigen Grenzfrieden genießen. Nirgendwo ſcheint es leichter möglich, ſich mit dem Gegebenen abzufinden.

Dieſe Deutſchen mögen einmal zu uns in die Nordmark kommen. Nicht etwa in die abgetretene, ſondern in die deutſchgebliebenen Teile. Da werden ſie ſich erſtaunt die Augen ausreiben!

In Flensburg, der Seele der Nordmark, ſind ſeit Kriegsende ſchon drei däniſche Schulen gegründet worden, und binnen kurzem wird ſich auf dem Platz der alten däniſchen Zwingburg über dem Hafen von Flensburg die vierte Dänenſchule erheben, als ein überragendes Wahrzeichen däniſcher Zukunftshoffnungen, Eroberungsluſt und valutageſtützten Seelenfangs. Wo kommen die Schüler dieſer Propagandaſchulen her? Kinder däniſcher Eltern würden ja kaum eine kleine Privatſchule bevölkern können. Es ſind Kinder deutſcher Eltern, die nicht wohlhabend genug, um aus eigener Kraft eine höhere Schulbildung zu erwerben, dieſe Proſelytenſchulen aufſuchen, in denen ihnen der ganze Unterricht einſchließlich Straßenbahnfahrgeldes, däniſcher Ferienaufenthalte und werbender Umſchmeichelung gratis zu teil wird. Daß dieſe Kinder im deutſchen Flensburg dadurch perfekte Dänen der Sprache uſw. nach werden, iſt freilich ausgeſchloſſen. Aber darauf kommt es auch nicht an. Ueberläufergeſinnung, nicht endgültiges Dänentum ſoll gezüchtet werden. Im deutſchgebliebenen Schleswig erſcheint ſeit Kriegsende eine däniſche Zeitung in deutſcher Sprache, welche ebenfalls keine perfekten Dänen, wohl aber Verleugner ihres deutſchen Volkstums erziehen will. Weit unter dem Preis den Abonnenten zugeſtellt und von Kopenhagener Boulevardjournaliſten geſchickt aufgemacht, hat es dieſe Renegatenzeitung in ihren drei Ausgaben in Flensburg, Schleswig und Friesland ſchon auf ſechstauſend Abonnenten gebracht. Sie lebt von einem künſtlich aufgeſtachelten Preußenhaß und gibt ſich als leidenſchaftliche Separatiſtin. Sie will das

Heimatgefühl einfangen und umfälſchen. „Schleswiger Verein“ heißt die Schar ihrer Anhänger, welche von den echten Schleswig-Holſteinern verachtet wird. Ueberall auf dem Lande ſucht ſie einzelne Bauern zu ködern. Hat ſich irgendein Querkopf oder gewinnſüchtiger Eigenbrödler da und dort im Dorfe verfangen, ſo wird er häufig von den eleganten Touriſten aus Kopenhagen mit Auto und Kodak beſucht, aufgemuntert, in Größenwahn verſetzt, eingeladen; kurz, er iſt eine Keimzelle der „unerlöſten Brüder“. Die Eiderdänen ſind wieder aufgewacht. Ihre Kronen ſind tätig bis hinab nach Tönning und „Rendsborg“, wie unſere Kanalmetropole auf dem amtlichen Eiſenbahnplan der däniſchen Staatsbahn heißt. Erſt kürzlich hat die däniſche Regierung wieder fünfzig Millionen Mark für die Wühlarbeit ſüdlich der Grenze geſpendet. Das Land ſoll reif gemacht werden, damit es dereinſt nach dem § 18 unſerer Reichsverfaſſung, ähnlich wie man dies vom Rheinland und von Hannover hofft, ſich von Preußen löſe und einen eigenen Bundesſtaat als vorläufigen Uebergang zur Einverleibung in Dänemark bilde.

Wer im inneren Deutſchland ahnt dieſe Tatſache? Wer nimmt ſich die Mühe, unſer Flensburg mit ſeinem blühenden deutſchen Leben zu beſuchen? Zeitungen und Schulen ſind die nationaliſtiſchen Werkzeuge der Gegenwart. Wo einſt Burgen, da bekränzen jetzt Schulen beherrſchend die Höhen. Das ſchlechte Gewiſſen, welches die Dänen nicht ohne Grund beherrſcht, ſeit ſie ohne Schwertſtreich als Kriegsgewinnler ihren Fuß bis vor die Tore Flensburgs geſetzt haben, treibt ſie weiter und weiter. Polniſche Militärmiſſionen ſitzen in Kopenhagen, franzöſiſche Eroberungsmethoden werden in intimſter Zuſammenarbeit mit den franzöſiſchen Chauviniſten ſtudiert und angewandt; man ſpricht nicht ohne Grund von einem däniſchen Geheimvertrag mit Frankreich, der den Dänen den Beſitz ganz Schleswigs in Ausſicht ſtellt. Wie das Rheinland, ſo ſoll Schleswig erſt einmal autonom werden, um ſich dann zum Erbfeind hinüber zu entwickeln. Deutſchland muß ſchwach und zerrüttet bleiben, damit der gemeinſame Plan gelinge. Der Tag wird kommen, ſo hofft man, an welchem die däniſche Armee ohne Gefahr in einem neuen „Krieg“ gegen das entwaffnete und gefeſſelte Deutſchland den Danebrog am Kaiſer-Wilhelm-Kanal aufpflanzen wird.

Michel ſchläft. Er glaubte durch Selbſtentäußerung dauernden Frieden zu gewinnen. Er ahnte nicht, daß vor der Schwäche niemand Halt macht und daß gefahrlos erobernder Chauvinismus weiter und weiter frißt.

2. Schleswig-Holſtein wacht.

Schwer in Bewegung zu ſetzen, aber zäh im Beharren hält der Schleswig-Holſteiner, der ſich in ſeinem Grenzkampf vom großen Vaterland nicht genügend geſtützt fühlt, auf dem gefährdeten Poſten die Wache. Er behandelt die Dänen nicht als Sieger. Er denkt ſich über die „Speckdänen“, d. h. die Deutſchen, die ſich durch däniſchen Speck ködern laſſen, das Seine und glaubt, daß Deutſchland nicht ewig in Schwäche verharren wird und daß ſich die franzöſiſchen Vaſallenſtaaten auf die Länge verrechnen. Gewiß zürnt er, daß das Deutſche Reich alle die däniſchen Grenzchikanen ohne Gegenmaßregel erduldet. Aber er weiß, daß auf die Länge doch Dänemark mit Deutſchland wieder vernünftig wird reden müſſen. Denn wir können Dänemark entbehren, aber nicht Dänemark

das Deutſche Reich. Drei Monate, nachdem einmal England ſeinen eigenen Kolonien Vorzugszölle eingeräumt haben wird, iſt ganz Dänemark mit Ausnahme einiger getreidebauender Großgrundbeſitzer bankerott. Ein künftiges Deutſchland wird den Dänen ſeine Bedingungen ſtellen, bevor es dann die für Dänemark einſetzende Lebensnotwendigkeit der Ausfuhr däniſcher Butter uſw. nach Deutſchland befriedigt. Und wie ſollen ſich die Abkömmlinge der Idſtedtkämpfer jemals darüber täuſchen laſſen, daß ihr ſo ſtarkes ſchleswigholſteiniſches Stammesgefühl nur im Rahmen des deutſchen Mutterlandes, aber niemals in Dänemark befriedigt werden kann!

Nachdem Dänemark die nördliche Hälfte Schleswigs verſchluckt hat, muß es auch Südſchleswig begehren; das iſt der Fluch der böſen Tat. Bubenhände hatten vor einiger Zeit das Schleswig-Holſteiner Denkmal in Hadersleben geſchändet. Die deutſche und ſozialdemokratiſche Mehrheit im Haderslebener Stadtparlament hat kürzlich die Wiederaufſtellung des Denkmals beſchloſſen. Aber die däniſche Regierung hat verboten, daß Schleswig-Holſtein auf dieſem Denkmal ſtehe. Es muß „Schleswig und Holſtein" heißen. Der Bindeſtrich tut den däniſchen Poincarés ſo weh, wie die deutſche Sprache im Elſaß ihren Pariſer Vorbildern. Aber der Schleswig-Holſteiner, up ewig ungedeelt, läßt ſich ſein Stammesgefühl nicht umfälſchen.

3. Nordſchleswig trauert.

Auf weißem Roß hat der Dänenkönig ſeinen Einzug gehalten und die Gedenkſteine bezeichnen den Ort an welchem er die alte Grenze überſchritt, aber nicht den Ort, an welchem er vom Schimmel fiel. Moraliſche Eroberungen hat die däniſche Verwaltung in den drei Jahren ihres Beſtehens nicht zu machen vermocht. Sie hat eines erreicht: eine geradezu rührende Ehrenrettung der einſt ſo viel geſchmähten Preußen. Bismarck hat vom Preußentum geſagt, es gleiche einer Wolljacke, die zuerſt kratze, dann aber warm halte. Nordſchleswig hat wie das Elſaß bis 1918 über die Wolljacke oft geklagt, jetzt fröſtelt es nach hier zurück; man kann es aus dem Mund der däniſch ſprechenden Nordſchleswiger täglich dutzendmal hören, daß eine Abſtimmung heute andere Ergebniſſe zeitigen würde, als damals, da man ein ſpartakiſtiſches, zerfallendes Deutſchland mit einem blühenden Kleinſtaat zu vertauſchen hoffte. Die ſaumſelige, unordentliche, koſtſpielige däniſche Verwaltung, die vielfach ſehr zweifelhaften Charaktereigenſchaften des neuen ins Land geſtrömten Beamtenheeres, die wirtſchaftliche Depreſſion des agrariſchen Nordſchleswigs im rein agrariſchen Dänemark, alles dies hat eine Mißſtimmung erzeugt, wiederum vergleichbar dem Elſaß, welche den Deutſchen mit wehmütigem Stolz erfüllen darf, weil der unausgeſetzte Vergleich mit der Vergangenheit deutſches Weſen und deutſche Staatlichkeit im hellſten Licht erſtrahlen läßt. Das ſind Keime der Zukunft.

Man laſſe ſich, kommt man heute durch Tondern, Apenrade, Sonderburg oder Hadersleben, nicht durch die äußerliche Daniſierung des Stadtbildes täuſchen. Unter der Oberfläche iſt die deutſche Geſinnung lebendiger als je. Und zwar macht die Sprache hier keinen Unterſchied. So wie immer dort oben plattdäniſch, plattdeutſch und hochdeutſch durcheinander gingen, ſo iſt es auch heute, und die Träger aller drei Sprachen ſind durch gemeinſame Abneigung gegen das landfremde Reichsdänentum geeint. Auf der Straße hört man freilich viel Schriftdäniſch. Denn die

ſinnlos vielen Beamten und die luſtigen Touriſten bevölkern die Straße, während der Nordſchleswiger in den Häuſern arbeitet. Drei deutſche Zeitungen und eine wackere Zeitſchrift, deutſche Schulen, die der Not der Zeit zum Trotz erhalten werden, geſunde Jugendbünde, in denen deutſche Kultur ohne jede aggreſſive Spitze gegen die verwandte ſkandinaviſche Kultur gepflegt wird, vermitteln den Zuſammenhalt unter den Heimdeutſchen. Freilich iſt leider viel deutſche Intelligenz abgewandert, hinausgedrängt und weggeekelt durch die däniſche Verwaltung. Und die politiſche Polizei überwacht die Grenze eiferſüchtig, damit keine unabhängigen Männer aus Deutſchland zuziehen, um die Nordſchleswiger in ihrem ſtillen Abwehrkampf zu ſtärken. Trotz alledem erlebt Nordſchleswig ein Zeitalter der Germaniſation — — — durch die däniſchen Beamten ſelbſt! Auch das däniſche Militär in ſeiner ſchlappen Haltung macht nur Propaganda für die paar Schupoleute in Flensburg und das Reſtchen deutſcher Marine in Mürwick. Und wenn Dänemark ſchönen Wieſengrund in Apenrade zerſtört, um eine völlig überflüſſige Hafenerweiterung vorzunehmen, ſo fragt ſich der Nordſchleswiger angeſichts ſolch leeren Größenwahnes, ob er dafür ſeine übermäßig harten Steuern zahle, oder für die tagediebenden Beamten, oder für das Heer der Arbeitsloſen, die im kleinen Dänemark doppelt ſo zahlreich ſind, wie im ganzen großen Deutſchland. [1])

Die Führer des Dänentums in Nordſchleswig kennen dies Unbehagen der Bevölkerung; es iſt ihnen darum auch nicht recht wohl bei dem offenſiven Vorgehen der däniſchen Annexioniſten in Südſchleswig, und wenn auch die Alliance française ſelbſt in der guten alten Stadt Schleswig eine Filiale gründet, ſo werden alle ſolche Mätzchen die ſtille Wirkung nicht aufheben, welche das Gedeihen des ganzen Landes Schleswig in deutſcher Hand noch nachhaltig ausübt.

Auch die däniſche Kirche iſt ein Werkzeug der Daniſierung. Sie hat in Flensburg ſchon zwei däniſche Paſtoren und einen Miſſionar. Umgekehrt werden die Heimdeutſchen in Nordſchleswig zur Gründung deutſcher Freigemeinden ſchreiten müſſen, wo ihnen das Vertrauen zu den eingewanderten reichsländiſchen Pfarrern fehlt.

Allverbreitet iſt nördlich der heutigen Grenze der Glaube, daß eine Reviſion der unnatürlichen und betrügeriſchen Grenzziehung kommen müſſe und daß Deutſchland und Dänemark zuſammen einmal vernünftig reden würden, ſobald Deutſchland wieder Kraft hat. Es iſt nicht nötig, daß jeder Bauernhof wieder deutſch werde, der einmal deutſch geweſen iſt; aber eine neue Abſtimmung tut not, die Verwirklichung der Selbſtbeſtimmung des nordſchleswigſchen Volkes iſt nötig. Der rührende Glaube vieler däniſch ſprechender Nordſchleswiger muß in Erfüllung gehen, daß ſie dem Staat dereinſt wieder angehören dürfen, zu welchem ihr Gefühl ſie zieht.

Sollte aber Dänemark die Zeit deutſcher Schwäche benützen, um ſeine offenſiven Pläne durchzuführen, denen das Deutſchtum in unaggreſſiver Abwehr gegenüberſteht, dann wird ſich Dänemark ſelbſt ſein Grab graben. Es möge aus der Geſchichte lernen und ſich nicht an der Gegenwart berauſchen!

---

[1]) Anmerkung: Wir werden im nächſten Heft die launige Satire eines frieſiſchen Landmannes auf die däniſche Verwaltung bringen, die wir der obenerwähnten Zeitſchrift Nordſchleswigs entnehmen dürfen.

Ihr Deutſche aber, vergeßt die Nordmark nicht! Die Ruhe, den Frieden, den der Verzicht euch bringen ſollte, hat er nicht gebracht. Die heutige Grenze iſt kein Deich gegen die däniſche Begehrlichkeit; ſie überflutet das Vorland ſüdlich der Grenze, und ſo liegt auch unſere Abwehr nicht in Flensburg ſelbſt, ſondern nördlich in den Herzen der Nordſchleswiger. Es iſt den Franzoſen gelungen, den Zankapfel zwiſchen Deutſche und Dänen zu werfen, indem es den Dänen zuviel gab, durch die Zuteilung deutſchgeſinnter Gebiete, und doch auch wieder zu wenig, weil die Grenze bei Flensburg unhaltbar iſt. Es wird deutſcher Kraft und Mäßigung, verbunden mit nordſchleswiger Treue und Zähigkeit vorbehalten ſein, dereinſt den Dänen einen wahren Frieden anzubieten. Wahren Frieden erzielt man nicht durch Verzichte.

Die Deutſchen Nordſchleswigs verſammeln ſich auch heute noch auf dem Knivsberg. Den Bismarck haben ſie von dort weggeführt und in Deutſchland geborgen, weil ſie ihn nicht mit dem Danebrog in der Hand ſehen wollten. Jetzt laſſen ſich täglich däniſche Automobiliſten auf dem Knivsberg photographieren, indem ſie ſich ſtolz in die leere Bismarckniſche ſtellen. Aber an manchen Tagen verſammeln ſich die Nordſchleswiger an der leeren Niſche zu einem ergreifenden Feſt. Das deutſche Volk wird hart und feſt, indem es durch die Zeiten der Bedrückung geht.

Der drohende Zuſammenbruch unſerer Wirtſchaft.

Von Prof. Dr. H. G. Holle (Bremen-Vegeſack).

Ueber die wahren Urſachen der Geldentwertung und die aus deren Erkenntnis von ſelber ſich ergebenden Möglichkeiten, ſie aufzuhalten, haben wir in früheren Aufſätzen geſprochen[1]). Inzwiſchen iſt im Hochſommer dieſes Jahres eine weſentliche Beſchleunigung der Geldentwertung oder, was dasſelbe iſt, der Verteuerung unſerer Lebenshaltung eingetreten, die in den äußeren Verhältniſſen des Reiches, auf die der Blick immer gern abgelenkt wird, keine zutreffende Begründung findet.

Es iſt ja keine Frage, daß die Welt-Geldmächte es in der Hand haben, die Welt-Geltung der Mark durch Börſenmanöver in Wellenbewegungen nach aufwärts oder abwärts zu beeinfluſſen, an denen die Kundigen ſo oder ſo verdienen. Aber von dieſen Wellenbewegungen iſt völlig unabhängig die allgemein abwärts gerichtete Bewegung dieſer Geltung, die in den früher dargelegten Urſachen ihren ſozuſagen naturgeſetzlichen Grund hat und durch keine finanzpolitiſchen Maßnahmen rückläufig gemacht oder auch nur dauernd aufgehalten werden kann.

Bei der Wertbemeſſung der Mark iſt deren Weltgeltung und die innerdeutſche Bewertung wohl zu unterſcheiden. Da der Wert, das heißt die Kaufkraft des Geldes, wie wir erkannt haben, weſentlich bedingt iſt durch

---

[1]) „Geldentwertung“ in Nr. 11 und „Das Verhängnis des Geldwahns“ in Nr. 22

die Menge der zur Verfügung ſtehenden Werte einerſeits und die gegenüberſtehende Menge des Ware heiſchenden Geldes anderſeits, wenn wir unter „Geld“ immer nur die anerkannten Anſprüche an Wert, nicht die umlaufenden Geldzeichen verſtehen, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß der äußere Wert unſerer Mark im allgemeinen geringer ſein muß als der innere, aus dem einfachen Grunde, weil die Verwirklichung der vom Ausland geltend gemachten Anſprüche an Wert, trotz aller dem Ausland gewährten Gleichberechtigung und trotz aller Bemühungen einen allgemeinen Weltmarkt zu erzielen, immer noch mit größeren Schwierigkeiten verknüpft iſt als bei dem vom Inlande ausgehenden.

Dieſe Schwierigkeiten liegen vor allem in dem Mißtrauen des Auslandes in die Haltbarkeit unſerer politiſchen Zuſtände, die die Verwirklichung der auf dem Markt geltend gemachten Anſprüche an Wert gewährleiſten müſſen. Wenn im Innern dies Vertrauen auch oft ebenſo gering iſt, ſo ſind wir dafür im Reiche auf Gedeih und Verderb aufeinander angewieſen und können die Wirtſchaft nur aufrecht halten, wenn wir handeln, als hätten wir dies Vertrauen.

Das wird uns ſchwer gemacht, wenn auf der einen Seite von radikalen Arbeiterkreiſen immer höhere Lohnforderungen aufgeſtellt und mittels Streiks durchgeſetzt werden, die gleichzeitig durch Zerſtörung und durch Mindererzeugung eine Verringerung der dem vermehrten Gelde gegenüber ſtehenden Warenmenge herbeiführen, oder gar die Alleinherrſchaft über die Wirtſchaft angſtrebt wird, und wenn auf der anderen Seite das in der Induſtrie wie auch in der Landwirtſchaft ſchon ſeit lange hervorgetretene Beſtreben verfolgt wird, den „Weltmarktpreis“ auch im Innern zu erreichen und inne zu halten. Dies Beſtreben iſt um ſo verhängnisvoller für die Allgemeinheit, als es ſein Ziel nie erreichen kann, das es ſelber immer höher ſchiebt. Denn je mehr einzelne Erzeugniſſe der Induſtrie oder der Landwirtſchaft verteuert werden, deſto mehr ſteigen auch die anderen im Preiſe, deren Erzeuger Abnehmer der erſteren ſind. Deſto mehr will auch der Zwiſchenhandel an aller Ware verdienen, und um ſo höher ſteigen auch notgedrungen die Löhne und Gehälter, allgemein alſo die Menge des Geldes.

Das eben iſt das „Verhängnis des Geldwahns“, daß man meint, einſeitig durch Vermehrung des Geldes die erſtrebte Lebenshaltung verwirklichen zu können, ohne daß eine entſprechende Vermehrung der Ware eingetreten iſt.

Damit ſinkt ſelbſtverſtändlich auch die Kaufkraft der Mark im Auslande, und in noch höherem Maße, weil wir gezwungen ſind, den nominellen Betrag der Anſprüche an Wert zu erhöhen, die der von den Siegerſtaaten uns auferlegte „Friedensvertrag“ ihnen zuerkannt hat.

Es iſt alſo eine Verkehrung der Tatſachen, wenn uns vorgeredet wird, daß die Entwertung der Mark im Auslande ſie auch im Inlande wertloſer macht. Die primäre Urſache liegt bei uns, wenn auch ſelbſtverſtändlich die unerfüllbare Höhe der feindlichen Forderungen die Möglichkeit herabſetzt oder aufhebt, die wirkſamen Mittel dagegen anzuwenden oder zur vollen Geltung zu bringen.

Ein Haupthindernis iſt der von außen uns auferlegte, allzu willig erfüllte Zwang, gerade die für die Geſamtwirtſchaft grundlegende Erzeugung Kohle- oder überhaupt Kraftерzeugung und Verkehr zu verteuern,

deren „unwirtſchaftlicher" Mindererlös durch Erleichterung und damit Verbilligung der Geſamterzeugung ſich mehr als ausgleichen würde.

Dieſe ſchon länger wirkſamen Umſtände könnten die neuerdings eingetretene ſprunghafte Erhöhung der Teuerung nicht erklären; es kommt ein erſt jetzt zur Geltung gekommener Umſtand hinzu, der umſo wirkſamer iſt, als er den Zwiſchenhandel betrifft, der ja überhaupt noch mehr als die unmittelbare Erzeugung auf die Verteuerung hinwirkt. Die herrſchend gewordene Auffaſſung nämlich, die ſogar von Gerichten ſchon als berechtigt anerkannt iſt, daß der Kaufmann berechtigt ſein ſoll, in den Preiſen der jetzt verkauften Waren die Möglichkeit einzukalkulieren, für den Erlös die gleiche Warenmenge neu zu beſchaffen. Damit wird der ſelbſtverſtändliche Grundſatz alles ſoliden Handels aufgehoben, daß der Erlös einer Ware die Anſchaffungskoſten nur um einen den berechtigten Lebensunterhalt ermöglichenden Betrag überſteigen darf, wenn er nicht als Wucher betrachtet werden ſoll. Danach bedeuten heute die auf den Wiederanſchaffungspreis hin erhöhten Warenpreiſe ohne Frage allergrößten Wucher.

Von den in Frage kommenden Kaufleuten wird geltend gemacht, daß ſie mit ihrem Betriebskapital ohne dies Verfahren überhaupt nicht imſtande wären, ihr Lager zu „ergänzen". — Hier kommt eben der gerügte „Geldwahn" wieder zur Wirkſamkeit, der die Meinung vertritt, durch allgemeine Vermehrung des Geldes könnten alle Anſprüche an Wert wie bisher befriedigt werden, auch wenn gleichzeitig die gegenüber ſtehende neu erzeugte Menge der Ware nicht nur gleich bleibt ſondern ſogar abnimmt. Das Warenlager läßt ſich bei der heutigen Mindererzeugung eben nicht allgemein auf der gleichen Höhe halten. Der Verſuch läßt die Notwendigkeit äußerſter Einſchränkung den Kunden nicht zum Bewußtſein kommen und muß notwendig zu einer ungeheuerlichen Anſchwellung der Teuerung führen, die deren bisherige „lawinenartige" Erhöhung ſoweit hinter ſich läßt, daß keine bildliche Anſchauung mehr zur Verfügung ſteht und der Zuſammenbruch unſerer Wirtſchaft unvermeidlich iſt. — Es iſt möglich, daß, wenn der gedachte falſche Geſchäftsgrundſatz nicht anerkannt wird, manches kleinere Geſchäft ſich nicht mehr halten läßt und der Untergang des Inhabers unvermeidlich wird; aber die Berechtigung des Verfahrens daraus abzuleiten wäre geradeſo „unbiologiſch" gedacht, wie wenn man den Untergang des Kleinrentners dadurch aufhalten wollte, daß man alle früher ausgeliehenen Kapitalien, einſchließlich der Staatsſchulden, zum „Goldwert", alſo heute ſchon etwa verhundertfacht rechnet.

Die Einheitlichkeit der Gedankenwelt Nietzſches

Zum Erſcheinen der neuen Nietzſche-Ausgabe.

Von Max Oehler, Archivar des Nietzſche-Archivs.

Die neue, große, auf 22 Bände berechnete Muſarion-Ausgabe von Nietzſches Werken (Muſarion-Verlag, München), von der bereits 6 Bände fertig vorliegen, hat mancherlei Vorzüge: Sie erſcheint in einer Ausſtattung, die auch den verwöhnteſten Geſchmack befriedigen wird und erfüllt damit einen ſeit langem gehegten Wunſch der Nietzſchefreunde. Sie

wird die vollſtändigſte aller bisheriger Ausgaben ſein, da ſie eine große Zahl der bisher noch nicht veröffentlichten Jugendſchriften und der autobiographiſchen Aufzeichnungen Nietzſches enthalten wird. Sie bringt endlich die vom Verfaſſer ſelbſt veröffentlichten Schriften und den geſamten Nachlaß in zeitlicher Reihenfolge; alles, auch Bruchſtücke, Entwürfe, erſte Aufzeichnungen, Pläne, iſt da eingeordnet, wohin es der Zeit nach gehört, auch der weitaus größte Teil der in der früheren Geſamtausgabe am Schluß für ſich ſtehenden philologiſchen Schriften. Natürlich ließ ſich dieſer Grundſatz nicht mit voller Strenge durchführen; Werke, Vorarbeiten, Vorleſungen greifen vielfach ineinander über; die Entſtehung einer Schrift zieht ſich mitunter über Jahre hin, während deren andere Arbeiten in Angriff genommen wurden. Auch mußte aus Gründen der Förderung des Verſtändniſſes und aus Geſchmacksrückſichten jeder Band zu einer möglichſt geſchloſſenen Einheit geſtaltet werden.

Die Muſarion-Ausgabe wird es alſo ermöglichen, den Entwicklungsgang Nietzſches vom Schüler der Landesſchule Pforta zum klaſſiſchen Philologen, zum Kämpfer gegen die Kultur ſeiner Zeit, zum moraliſtiſchen Kritiker, zum neuſchaffenden Denker, zum Umwerter aller Werte, zum Dichterphiloſophen und glänzenden Stiliſten Schritt für Schritt in allen Einzelheiten zu verfolgen. Wir haben zunächſt in Abhandlungen, Studien, Entwürfen, Vorträgen, Schulaufſätzen und Gedichten den jugendlichen Nietzſche vor uns mit der ganzen Fülle ſeiner Verſuche nach den verſchiedenſten Richtungen hin, mit dem ſchon damals ihn kennzeichnenden Zuſammenklang von Wiſſenſchaft, Muſik und Dichtkunſt in ſeiner Seele. Denn die Jugendſchriften haben keineswegs nur biographiſchen Wert. Man wird erſtaunt ſein, zu erfahren, wie früh ſpätere Hauptgedanken ſchon keimartig zu Tage treten und ſich der Nietzscheworte erinnern: „Die originalen Anſichten, die unſer ganzes ſpäteres Leben ausführen, mit Beiſpielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen ſoll, werden in den zwanziger Jahren geboren.“ — „Die Erfahrung aller großen Genien zeigt, daß die Jahre von 20—30 alle Keime ihrer eigenſten Größe bereits tragen, meiſtens in ſtrotzendem Daſeinsdrange, roh, unvollkommen, aber unendlich reich.“ — Auf die ſo bezeichnende Vorliebe ſchon des Schülers Nietzſche für Hölderlin mit ſeinem Haß gegen den deutſchen Philiſter und ſeiner glühenden Begeiſterung für das alte Griechenland, für Theognis von Megara, den ausgeſprochenen Ariſtokraten unter den griechiſchen Dichtern, für den Byron'ſchen Manfred und „die furchtbare Erhabenheit dieſes geiſterbeherrſchenden Uebermenſchen“ habe ich bereits früher hingewieſen (vergl. Nr. 15 der Zeitſtimmen); desgleichen auf wichtige, ſchon in Schülerarbeiten auftauchende Gedanken, die ſpäter in den Werken weiter ausgebaut worden ſind.

Die zeitliche Einordnung der philologiſchen Schriften wird dieſen endlich die Würdigung verſchaffen, die ſie verdienen. Nietzſche, der Philologe, hat bisher zweifellos zu wenig Beachtung gefunden: er wurde durch den ſpäteren Nietzſche, der noch dazu gelegentlich recht verächtlich von ſeiner Philologen-Exiſtenz ſprach, in den Schatten geſtellt. Und doch iſt Nietzſche als Geſamterſcheinung ohne Vertiefung in ſeine fachwiſſenſchaftliche Betätigung nicht zu erfaſſen: ſein viel- und weiträumiges Gedankengebäude ruht mit den Fundamenten in den wiſſenſchaftlichen Fachſtudien. Wer ſich nicht nur an den Faſſaden des Gebäudes erfreuen, ſondern in die

Geheimniſſe ſeiner geſetzmäßigen Konſtruktion und ſeiner Baugeſchichte eindringen will, muß ſich mit den philologiſchen Schriften eingehend beſchäftigen; er wird ſich ſehr raſch von der Einheitlichkeit der Struktur des ganzen Baues überzeugen. Philologie war für Nietzſche niemals Selbſtzweck. Immer ſtand die Frage im Vordergrund: was kann das klaſſiſche Altertum unſerer Zeit ſein, wie kann man aus der Beſchäftigung mit ihm Werte für uns gewinnen? Aufs heftigſte beunruhigt über die Zukunft unſerer Kultur, aber nicht gewillt, zu reſignieren, immer auf der Suche nach friſchen, kräftigen Nährſtoffen, die man unſerem kranken Kulturkörper zuleiten könne, führt ihn beiſpielsweiſe die eingehende Beſchäftigung mit den großen Philoſophenperſönlichkeiten der vorplatoniſchen Zeit zu beglückenden Entdeckungen und mitten „in ein höchſt praktiſches Kulturproblem“. Wie in der „Geburt der Tragödie“ aus der griechiſchen Kunſt, ſo will er alsbald in einem großen Griechenwerk aus der Philoſophie der Hellenen kulturfördernde Bildungs- und Erziehungselemente für unſere Zeit gewinnen. Das Werk iſt nie zuſtande gekommen, über Pläne, Gedankenſammlungen, Ausführung einzelner Teile nicht hinausgekommen; aber für Nietzſches eigene innere Entfaltung war es nicht mehr von Belang, ob das geplante Buch fertig wurde oder nicht: bis in die letzte Schaffenszeit ſind die nachhaltigen Eindrücke, die er aus dieſen Studien empfangen hat, bemerkbar; unmittelbar fruchtbar geworden ſind die in den Unzeitgemäßen Betrachtungen, in die ganze Gedankengänge aus den Univerſitäts-Vorleſungen und den damit eng zuſammenhängenden Entwurfnotizen übernommen worden ſind.

Dies eine Beiſpiel für viele für die Art Nietzſches, aus den philologiſchen Fachſtudien für ſich und ſein Werk Werte zu gewinnen — jene beſondere Art, die die Beſchäftigung mit den philologiſchen Schriften auch für den Nichtphilologen ſo reizvoll und ſo fruchtbar macht. Kurz ſei nur noch daran erinnert, daß ihn auch die Grundprobleme ſeiner erſten, aus den philologiſchen Fachſtudien erwachſenen, über deren Grenzen aber weit hinausſtrebende Schrift, der „Geburt der Tragödie“, bis zuletzt nicht losgelaſſen haben: immer wieder kommt er in eingehenden Ausführungen auf das Dionyſiſche, den Peſſimismus der Griechen, Sokrates, die griechiſche Tragödie, die „Moral unter der Optik des Lebens“, kurz auf das „ganze Bündel ſchwerer Fragen, mit denen ſich dieſes Buch belaſtet hat“, zurück.

Seine Grundrichtung ins Allgemeine, die in den philologiſchen Schriften überall zu Tage tritt, trieb Nietzſche bald ganz über den Bannkreis ſeiner Wiſſenſchaft hinaus. In 13, zeitweiſe 24, „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ will er den Kampf gegen ſeine Zeit aufnehmen. „Vorwärts mit ſtrengem Fechten“ iſt damals ſein Wahlſpruch. „Hier gehts mutig zu, wir hauen um uns herum“, ſchreibt er an einen Freund. Die von den verſchiedenſten Ausgangspunkten zuſtrömenden Gedanken zeitigen eine Fülle von Plänen; ſo verſchieden ſie ſind, ſo werden ſie doch alle aus einer Quelle genährt, der Sorge um die Zukunft der deutſchen Kultur. Deutlicher bereits, wenn auch immer noch in einer Art Verpuppung, treten in den Unzeitgemäßen Betrachtungen — den 4 ausgeführten wie den nicht über Vorarbeiten hinausgekommenen — Anſchauungen hervor, deren Keime ſich bereits in den philologiſchen Schriften allenthalben beobachten laſſen: Grundanſchauungen des reifen Nietzſche. Was in dieſer erſten großen Schaffensperiode noch ſcheinbar — beſonders wenn man

nur die von Nietzsche veröffentlichten Schriften in Betracht zieht — zurücktritt, ist das später so stark in den Vordergrund rückende Problem der Moral. Scheinbar! denn tatsächlich hat sich Nietzsche auch mit diesem Problem schon in jener Zeit ernsthaft beschäftigt: zwischen der 1. und 2. Unzeitgemäßen verfaßte er ein „geheim gehaltenes Schriftstück", ein nur für ihn selbst niedergeschriebenes „Promemoria": „Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne" und noch früher eine Art Vorläufer davon, die in dieser Ausgabe zum ersten Mal veröffentlichte kurze Abhandlung „Ueber den Pathos der Wahrheit". Ein Beispiel dafür, wie notwendig es ist, den gesamten Nachlaß zu berücksichtigen, will man bei der psychologischen Analyse des Autors nicht zu so falschen Schlüssen kommen, wie den von der „sprunghaften Entwicklung" und der Einteilung seines Schaffens in drei scharf abgegrenzte Abschnitte, von denen der 2. und 3. eine starke Wandlung der Gesamtanschauungen gegenüber dem jedesmal vorherrschenden darstellen soll. Es ist zu hoffen, daß die in der Musarion-Ausgabe eingehaltene zeitliche Einordnung des gesamten Nachlasses diesen Legenden, die in der Nietzscheliteratur noch immer ihr Unwesen treiben, ein Ende machen wird, nicht zuletzt auch betr. Schopenhauers und Wagners — die scheinbar so plötzliche Abkehr von Wagner hat den Nietzsche-Ausdeutern besonders viel zu schaffen gemacht und zu den abenteuerlichsten Vermutungen geführt. Der Nachlaß belehrt darüber, daß im stillen die kritische Prüfung der angebeteten Ideale neben der Verehrung herging, daß die Kritik des Erziehungs- und Wissenschaftsbetriebs, Schopenhauers und Wagners weit zurückliegt, also viel früher als man ehemals annahm, d. h. noch in der heißesten Verehrungszeit, einsetzte. Schopenhauer und Wagner, ebenso wie Griechentum und Philologie waren in Nietzsches Entwicklung lediglich in führenden Händen, die der Suchende mit dem stürmischen Verehrungsbedürfnis der Jugend ergriff. Aber der Tag konnte nicht ausbleiben, an dem er sie wieder losließ, ja von sich stieß — und das um so heftiger, je zärtlicher er diese Hände geliebt hatte. Auf dem harten Wege zu sich selbst wurden sie gerade um seiner Liebe willen zu einer Gefahr.

Als einen besonders scharfen Einschnitt, ja einen Bruch in Nietzsches Entwicklung hat man vielfach „Menschliches, Allzumenschliches" empfunden trotz der späteren Kennzeichnung dieses Buches durch Nietzsche selbst als „einer geistigen Kur, nämlich der antiromantischen Selbstbehandlung" oder — in der schärferen Sprache des Ecce homo — als eines „Denkmals einer rigorosen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel", „Idealismus", „schönen Gefühl" und anderen Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete." Es ist eine bestimmte, sehr starke Seite in Nietzsches Natur, die kritische, skeptische, das immer wache Mißtrauen gegen alle herkömmlichen, öffentlich als maßgebend abgestempelten Meinungen. die er hier vor allem zum Zwecke der eigenen Selbstbefreiung zur vollen Auswirkung kommen läßt. „Ein Buch für freie Geister" war der Untertitel des Buches. „In keinem anderen Sinne will das Wort „freier Geist" hier verstanden werden: ein freigewordener Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat." (Ecce homo.) Vorbereitet durch die philologischen Schriften — auch aus diesen sind wesentliche Gedankengänge in leichter Umgestaltung in „Menschliches, Allzumenschliches" und die späteren Schriften übernommen worden — und die zahlreichen Aufzeich-

nungen und Gedankenſammlungen des Nachlaſſes, wird man den Uebergang von der ſogenannten erſten zur zweiten Periode Nietzſches viel weniger jäh finden, als wenn man ſich etwa ſogleich nach dem Leſen der „Geburt der Tragödie“ und der vierten von Nietzſche veröffentlichten Unzeitgemäßen Betrachtungen in die Eisregion nüchterner Prüfung unſerer herkömmlichen Wertſchätzungen führen läßt. Iſt doch ſelbſt äußerlich betrachtet „Menſchliches, Allzumenſchliches“ die unmittelbare Fortſetzung der in den Unzeitgemäßen Betrachtungen geplanten öffentlichen Kundgebungen Nietzſches: die beiden letzten Pläne zu den Unzeitgemäßen weiſen mit einigen Buchtiteln, wie Religion, Der Künſtler, Befreiung, Freigeiſt, Geſelligkeit, Staat. Weib und Kind, ſchon deutlich auf die „Hauptſtücke“ von „Menſchliches, Allzumenſchliches“ hin; und die erſten Niederſchriften zu der im Herbſt 1876 von Nietzſche als fertig bezeichneten fünften Unzeitgemäßen Betrachtung mit dem Titel „Der Freigeiſt“ ſind in „Menſchliches, Allzumenſchliches“ aufgegangen. —

Nachdem er ſich mit dieſem Buch und ſeinen Fortſetzungen „vom Unzugehörigen in ſeiner Natur frei gemacht“ und bald darauf auch die Feſſel ſeines Amtes abgeſtreift hatte, ſtürmt Nietzſche raſch und unaufhaltſam zu ſeiner Höhe empor. Mit der „Unerſchrockenheit, ja Zuneigung zu harten und böſen Konſequenzen“, die bereits der Student an ſich beobachtet hatte, wird die geſamte Menſchheitsgeſchichte kritiſch durchforſcht nach lebenssteigernden und lebensfeindlichen Elementen, unerbittlich wird den letzteren der Krieg erklärt, ſchonungslos werden die bisherigen moraliſchen Wertſchätzungen der Kulturmenſchheit, die platoniſche, die buddhiſtiſche, die chriſtliche ſamt allen ihren Ausläufern im Bereich der Geſellſchafts- und Staaten-Entwicklung, der Kunſt und der Wiſſenſchaft ihrer lebensſchwächenden Tendenzen wegen zur Rechenſchaft gezogen, woraus das gründlichſte aller Mißverſtändniſſe der Lehren Nietzſches — und es gibt deren viele — die Gleichſetzung ſeines von ihm ſelbſt ſo genannten „Immoralismus“ mit Unmoral (im landläufigen Sinne) entſtanden iſt. Nur wenige ſchöpferiſche Geiſter der Vergangenheit waren von einer gleich ſtarken Glut ethiſcher Leidenſchaft beſeelt; Einreißen und Forträumen alter, morſch gewordener Kulturbauten iſt nur die Vorbereitung zum Aufführen eines neuen gewaltigen Zentralbaues zukünftiger Menſchheitskultur. Große Kulturbewegungen werden vorausgeſehen und kühn geſchildert, neue Ideale werden als leuchtende Ziele gewieſen, neue Lebensanſchauungen, die eine Steigerung tatkräftiger Bejahung des Daſeins bedeuten, werden — als Wege zu den hohen Zielen der Zukunft — mit glühender Begeiſterung dargeſtellt.

Dieſen Gedankenſchöpfungen eine geſchloſſene, von der zerſtörenden Kritik der bisherigen Wertſchätzungen zum Aufbau des Neuen folgerichtig fortſchreitende Darſtellung zu geben, war Nietzſche nicht mehr vergönnt: mitten in der Arbeit an dieſer Darſtellung, die den Titel tragen ſollte: „Der Wille zur Macht. Ein Verſuch der Umwertung aller Werte“, brach ſeine Geſundheit zuſammen. An der Hand der noch von ihm vorgenommenen eingehenden Gliederung des Stoffes und ſeiner Einordnung des größten Teils des überreichen Gedankenmaterials in dieſe Gliederung, ließ ſich dieſes Fragment gebliebene Hauptwerk jedenfalls in ſeinen Hauptlinien im Sinne des Verfaſſers herausgeben. Was hier als ſcharf umriſſene Lehre in klar gegliedertem Aufbau daſteht, hat ſeine Vorbildung

in den früheren Schriften — der Zarathustra steht seiner dichterischen Einkleidung wegen ganz für sich — und nicht zuletzt in den zunächst nur für den Verfasser selbst bestimmten kurzen Aufzeichnungen und größeren Ausarbeitungen. Die Entwicklungslinien der einzelnen Schaffenstendenzen und Problemstellungen von ihrem ersten Auftauchen an, über ihre prüfende Betrachtung von den verschiedensten Seiten her, bis zu der ganz bestimmten und klar formulierten Stellungnahme des seiner selbst sicher gewordenen Genies zu verfolgen, wird durch die in der neuen Ausgabe eingehaltene zeitliche Einordnung und ihre Reichhaltigkeit außerordentlich erleichtert. Die jedem Band beigegebenen ausführlichen Nachberichte, die alles biographisch Wichtige über die Entstehung der Werke, sowie das Wesentliche über ihre Bedeutung im Gesamtschaffen Nietzsches und ihre zeitgenössische Wirkung enthalten, ziehen das so wichtige und aufschlußreiche, noch viel zu wenig beachtete Briefmaterial im weitesten Umfang heran.

„Alles war Eins und wollte Eins" in Nietzsches Werk (wie er es selbst einmal in einem Brief an Peter Gast aus der letzten Schaffenszeit ausspricht), von der Stunde, da der Genius die Schwingen zu regen begann, bis zu dem unvermittelten Sturz aus kaum vorstellbarer Höhe und Vereinsamung. Zeitweise treten bestimmte Seiten seiner vielfältigen Natur in besonders scharfer Prägung hervor; es hat „Gesamt-Abirrungen des Instinktes" gegeben auf seinem Wege, mit einzelnen „Fehlgriffen", wie er es in „Ecce homo" mit Bezug auf seine Philologen-Existenz und Wagner beschreibt, aber niemals eine Umkehr. Die Entwicklungslinie seines Schaffens zeigt Schwankungen und Ausbuchtungen, aber nirgends einen Bruch. —

Ueber das Gesamtwerk verteilt und oft eingestreut in das Allgemeine stehen zahlreiche Zeugnisse Nietzsches über sich selbst. Von frühester Jugend an hatte er sich daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit halt zu machen in um- und rückschauenden Selbstbetrachtungen und Selbstbeschreibungen. Sie werden — vermehrt durch bisher nicht veröffentlichte Zeugnisse und eine Reihe Briefstellen — in einem besonderen Bande der neuen Ausgabe vereinigt werden. Besonders in späterer Zeit sich über den Zufallscharakter persönlicher Besonderheiten weit erhebend, lassen diese typischen Erlebnisse des schaffenden Menschen, diese Zeugnisse des sich seiner selbst bewußt werdenden Schöpfergeistes Blicke von einer bis dahin beispiellosen Tiefe in die Werkstatt des Genius tun. Mit den Beschreibungen „Wie man wird, was man ist" rundet Nietzsche sein Werk zur völlig geschlossenen Einheit.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

2.

In der bereits geschilderten Stimmung der Zeit, der sich ja noch kein neues großes Ideal entrungen hat, die auf jedem Gebiete nur herumtastet oder fortwurstelt, steigert sich nun Weltabgewandtheit bei den

Erregten zwar nicht zur Daſeinsverneinung — dazu iſt die Neigung zur Selbſtvergottung bei ihnen zu groß! —, aber doch bis zur Kulturverneinung: „Zerbrecht die Muſeen, auf den Schutt alle alte „überwundene“ Kunſt! Wir müſſen ganz von vorn anfangen, ganz neu werden, harmlos, naiv, primitiv!“

In dieſem Feldgeſchrei liegt unendlich viel mehr Symptom der Verworrenheit als nutzbare Wahrheit. Schon die gewollte Einſtellung auf Primitivität zeugt davon. Man möchte es für einen ganz ſchlechten Witz halten; mir hat es aber ein moderner Architekt höchſt überzeugt verſichert, er habe ſich eben bei dem und dem Hauſe, beſonders bei deſſen Ornament (halb Maoriſchnitzwerk, halb kindliche Bäckereikneterei) primitiv einzuſtellen geſucht. Künſtliche Naivität des dummpfiffigen, blaſierten Eindrucksjägers, ſo widerwärtig wie die im Weſen von gefallſüchtigen ältlichen Mädchen! Echtes „Stadtdenken“, denn nur der von der Kultur — ſagen wir ruhig einmal: von der leidigen Kultur — noch nie Beleckte kann wirklich vielleicht einmal ein Genie ſein, dem aus völlig jungfräulichen Boden ganz Neues entſprießt. Wir anderen werden die erworbenen aſſoziativen Vorſtellungen nicht über Bord werfen können, werden alle Entlohnungen aus dem Anſchauungskreiſe der oſtaſiatiſchen Halbkultur wiedererkennen und — in der neuen Anleihekunſt nur Epigonentum auf Umwegen, willkürlichſtes Herausgreifen aus dem Orbis pictus, „Große Medizin“ der Ratloſen erblicken können.

Und wir dürfen noch weiter ſchließen: ein Teil des Haſſes gegen die alte Kunſt beruht darauf, daß ſie ſchwer iſt! Ihr gleichzukommen, nur im Techniſchen (das Seeliſche kann hier beiſeite bleiben), erforderte Arbeit, Studium und nochmal Arbeit! Zu der aber verſtehen ſich die neuen Erregten nicht; ihr gottähnliches Daſein iſt ja bereits Kunſt, alſo auch jede „Emanation“ dieſes Daſeins! Und das Unvermögen gerade ergibt ja die erſehnte Primitivität. Wir hatten nicht umſonſt das „Jahrhundert des Kindes“! Es hat uns faſt zur Proſkyneſe vor der Schiefertafel des Sechsjährigen geführt: Nur keine geraden Linien, keine Senkrechten, aber dicke Striche! Kindlichkeit und Kindiſchkeit ſind nicht mehr zu trennen. Die Propheten der neuen „Einſtellung“ aber verkünden, daß jetzt der Maler mit ſeinen ungezügelten Strichen eben „die Bewegung zu malen vermag“. Als ob jemals die feſten Linien und Farben eines Bildes etwas anderes als einen Moment der Bewegung zu faſſen vermöchten! Und wiederum: als ob wir nicht aus früheren Darſtellungen des Wildbewegten, etwa einer Brandung, den bezeichnendſten Augenblick herausgeleſen und das fernere Ablaufen dieſer Bewegung ohne weiteres gern aus Gedächtnis und Phantaſie ergänzt hätten.

Es zeigt den Geiſteszuſtand der Erregten, daß ſie den Beſitz von Vorſtellungen aus der alten Kunſt für nichts erachten, aber auf das neue Schlagwort von der Darſtellung der Bewegung durch die bildende Kunſt hineinfallen wie die Leute im weiſeſten von Anderſens Märchen auf „des Königs neue Kleider“. Sie hatten gar keinen inneren Beſitz an Kunſtvorſtellungen, ſie beſchwätzten ſie mit den jeweils zeitgemäßen Schlagworten, hatten nirgend Zeit zur Vertiefung und jagten nach Neuem. Und da ſchien nun wieder eine Grenze durchbrochen; das iſt heuer für ſie an ſich ſchon eine Wonne. Höchſtes Glück der Erdenkinder iſt — die Ungebundenheit; ſie iſt die Freiheit von heute!

Es ist nun aber freilich nicht zu vergessen, daß Erweiterung der Darstellungsmöglichkeiten in jeder Kunst gerade von den bedeutendsten Künstlern angestrebt worden ist. Schon das Flachrelief ist ein Hinübergreifen der Plastik in die Malerei, und die Fortsetzung von Architekturen in Malerei (Sixtinische Kapelle, das ganze Barock) ist als solche Grenzerweiterung zu betrachten. Die Programmusik sucht bestimmte Bilder und Vorgänge durch Tonfolgen darzustellen; mit der szenischen Bewältigung des Götz und Faust quälen sich immer wieder die Theater ab; die Naturbeschreibung durch Worte hat sich seit Adalbert Stifter literarisches Bürgerrecht errungen, obwohl Goethes „Zueignung" das Höchste gegeben hat, was eigentlich in solcher Darstellung zu leisten ist, nämlich die Auflösung in Vorgänge statt einer Nebeneinanderstellung von Bildlichkeiten, die denn doch immer die Phantasie aus ihrem Vorrat von Vorstellungen ergänzen muß. Fehlt dieser, so kann der Lehrer nicht nachschöpfen; er bleibt in einem gewissen „Wuseln" von Gefühlen und unklaren Vorstellungen. Es wäre ergötzlich, wenn jeder nach solchen — Angaben sehr talentvoll nachzeichnen könnte, etwa die Indienbeschreibungen von Bonsels; dieser würde staunen, wie ihn die Leute verstanden haben!

Die paar Beispiele zeigen, daß in der Tat die Grenzen der Darstellungsmöglichkeit für die einzelnen Künste nicht ganz unverrückbar sind; selbst Lessing ist an solchen Grenzfestsetzungen im Laokoon gescheitert. Man darf sogar sagen, daß fast jedes Wollen des Unmöglichen zwar an seinem eigenen Gegenstande verunglückte, immerhin aber doch neue Möglichkeiten eröffnete. „Wen Liebe nie zu weit getrieben, den trieb sie auch nie weit genug" läßt sich auch hier anwenden. Der konsequente Naturalismus in der Literatur, der „Jugendstil", der Pointillismus und Impressionismus, in sich nichts Vollkommenes, zum Teil sogar Vertracktes, haben doch wichtigste Bausteine für kommende Kunst geliefert. Die Tatsache aber, daß diese und ähnliche Ismen schließlich doch einige dauerhaltende Kunstwerke hervorgebracht haben, so arg sie seiner Zeit auch von den Geregelten mit Schimpf und Hohn beworfen wurden, hat die vielen im Gewässer von Kunstbetrachtungen Mitschwimmenden scheu gemacht, irgend eine eigene feste Meinung zu haben, zu neuesten Kunstversuchen „Stellung zu nehmen", wie man heut so wundervoll anschauungslos ballettbildlich sagt. — „Man kann nicht wissen, was daraus wird!" — Gut. Es wird immer solche Fälle geben, wo der Offensinnige und von Regeln nicht Beschwerte nur sagen wird: „Das geht *mir* nicht ein, das verstehe *ich* nicht." Das ist jedenfalls tausendmal besser und — weiser, als ein schnelles Absprechen aus fertigem Papstbewußtsein. Aber das wirklich *gut* künstlerisch Konstruierte (*nicht* der Künstler in der unvermeidlichen Einseitigkeit seiner Anschauungen!) wird das non liquet doch nur dann für Pflicht halten, wenn er eine wirkliche *Kraft* hinter dem Unverstandenen dunkel und doch deutlich fühlt; das nur äußerlich Gemachte, das um jeden Preis der geistigen Verrenkung Neue wird er ohne Zögern herausfühlen und ablehnen. Was in aller Welt können für Zukunftswerte aus Gestammel entstehen, ob Geschriebenem oder Gemaltem? Jeder ausländische Deutschradebrecher wird unsere Sprache lustiger „erneuern" als die neuesten artikellosen Ausrufdichter; jedes Kaleidoskop oder geschickt mit Brokatstoffkaskaden geschmückte Schaufenster gibt uns harmonischere, reifere, „gekonntere" Formen- und Farbenspiele wie die Spielzeugschachtel-Sammel-

ſurien der Kubiſten und ihrer Verwandten. Troſtlos iſt das Delirieren dieſer armen Schächer; troſtloſer aber, daß weite Kreiſe dabei die Brauen heben und in der Gottverlaſſenheit ihrer hinter Phraſen verborgenen Kunſtblindheit eine Erleuchtung der Zukunft aus dem Irrenhauſe erhoffen, daß keiner das Kind beim rechten Namen zu nennen wagt, weil er fürchtet, ſich bloßzuſtellen. Denn man kann nicht wiſſen . . . die Entwickelung . . . die Zukunft . . .

Ach, man kann zuweilen doch wohl wiſſen, wenn man nämlich mancherlei überhaupt nur ſicher weiß. Dazu aber hats niemals ausgelangt, weder an Perſönlichkeit noch an Zeit. Den Millionen Abgehetzten oder mit Phraſen Genudelten war die Kultur nur „angewiſcht“; ſo unbekümmerter wurde ſie ſchleunigſt wieder abgewiſcht, als der Rückſchlag auf alle äußerliche Ueberfeinerung erfolgte und der ſo bequeme Nihilismus einſetzte, die Nährmutter der idealloſeſten aller Revolutionen. Was ich einmal von einem Zielbewußten hörte: „Es muß nur mal erſt alles kaputtgeſchlagen werden; das Neue kommt dann notwendigerweiſe ganz von ſelbſt“, das iſt doch auch im Grunde der Glauben der meiſten Modernſten unter den Künſtlern. Auch die beſſeren fühlen gelegentlich mit Geibels Bildhauer des Hadrian:

„Der Kreis der Formen iſt beſchloſſen,
Die einſt der Griechen Geiſt beſeelt;
Umſonſt durchtaſten wir verdroſſen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt.“—

Wir ſind ja nicht nur äußerlich arm geworden; ſchon vor dem Kriege hätte der größte Teil der ſogenannten Gebildeten Konkurs an ſchöpferiſchen Ideen und Empfindungen anmelden können; jetzt, da die Wertobjekte der Vergangenheit beim Umſturz der Hohlkultur mit in den Schutt geriſſen ſind, da die Fäulnis auf die Entfeſſelung aller Trieblichkeiten gefolgt iſt, „wie die Trän' auf den herben Zwiebel“ und die Bedeutenden mit Recht mehr Sorge auf Wiederherſtellung von ſittlichen als von künſtleriſchen Grundlagen zu ſinnen haben, leben die meiſten, je nach der Naturanlage „wurſtig“, trunken, verärgert oder abgeſtumpft im Chaos.

Aus der Leere aber ſchreit der Hunger nach Inhalt. Die alten Nährworte werden abgelehnt, ſie ſind den Gehetzten, Aufgeregten, Oberflächlichen unverdaulich; neue, dieſen ſchmackhafte wirkliche Nährwerte für Geiſt und Genuß ſind nicht vorhanden; bleibt nur „Erſatz“. Man zehrt von den minderen ſeeliſchen Trieben: von der Bewunderung und Verzärtelung des eigenen Ichs, von der ſchrankenloſen Betätigung des Willkürwollens, namentlich aber von der Erotik. Das untere Stockwerk der Menſchen iſt hell lebendig; Schlemmerhäuſer und Theater bereiten ihm die Koſt von einem Hautgout, der zu keiner Zeit mehr zum Himmel ſtank. Ich bin der letzte, der — gar erſt im Zuſammenhange mit Kunſt, die ſtets in größtem Umfange das Triebliche behandelt und in eine höhere Sphäre gehoben hat! — nun etwa nach Art eines Geſchorenen oder Glattgeſcheitelten gegen den „Teufel der Sinnlichkeit“ predigen möchte. Nur der Verſchrobene kann ihre Macht und ihre Luſt leugnen, nur der ſie ausrotten wollen, der ihr einmal krankhaft unterlegen iſt. Aber ſchon phyſiſch ſpüren wir, wenn auch im Ausmaß individuell ſehr verſchieden, daß der Trieb nicht das ganze Leben beherrſchen kann. Ermattung folgt der Entſpannung. Der Geſunde

kehrt dann zu anderer Ichbetätigung zurück; auch *da* Freude und Bestätigung der eigenen wirkenden Kräfte! Erst wo dieſe fehlen, greift man zur künſtlichen Aufpeitſchung der Sinnlichkeit; ach, wir haben ja gelernt, noch das Rein-Triebliche vom Geiſt abhängig zu machen, zum Edelſten in der Gattenliebe, zum Niedrigſten in den Verwirrungen der Ueberreiztheit!

Und *leicht* iſt der Zug in die Tiefe bei den Erregten! Auch wenn ſie ſich nicht völlig in Lüſten verlieren, ſo ſuchen ſie doch die ſtändige Reizung der Nerven in Moden, Sitten und hauptſächlich in *der* „Kunſt", die längſt Freudenmädchen der Goldenen Internationale geworden, in der üppig florierenden Bühne! Sichere letzte Folge? — Verblödung! Vor ihr aber ſteht bis jetzt noch die Ueberreiztheit, die faſt allgemeingewordene Neuraſthenie, die durch das Fieber unſerer ſchweren Zeit noch geſteigert wird und mit der Haßſtimmung — beide zugleich Urſache und Wirkung — einen ſchädlichen Zirkel bildet, in dem wir jetzt faſt alle umgetrieben werden. So ſehr iſt Ueberreiztheit die Krankheit unſerer Tage, daß ſie bereits zu einem Vorzug umgelogen wird: ſie gilt als das „neue Tempo", die „höhere Intenſität des Lebens", der Sieg des Nervenmenſchen über den plumpen Grundſatz- und Pflichtmenſchen, als die „Einſtellung" auf die Forderungen einer noch fiebernderen, zermahlenderen Zukunft. Schon ſolche Umdeutung iſt bezeichnend für die Krankheit. In Kropfdorf halten ſie den Kropfloſen für eine Mißgeburt! Die unbewußte Angſt vor Berührung der offenliegenden Nerven ſucht dieſe in den Schutzpanzer der Selbſtbewunderung zu hüllen. Das nervöſe kranke Ich iſt ſich von je wichtiger geweſen als es das geſunde ſich iſt. So bläht es denn auch alle ſeine Belange phantaſtiſch auf. Macht dieſes Ueberreizte in Kunſt, ſo ſieht er in jedem Einfall — denn ihm fällt nur etwas ein, er ſinnt nicht! — eine einzigartige Offenbarung und redet das jedem Begegnenden ſo lange eifrig vor, bis er's nicht nur mit *ſchlechtem* Gewiſſen glauben zu dürfen meint. Die verhüllte Furcht vor Verletzung des Selbſtgenügens aber bleibt: *darum* ein ſtetes unruhevolles Haſchen nach neuen, immer neuen, *nur* neuen Einfällen als Befähigungsnachweis; *groß* können ſie nicht ſein, da die Ruhe des Sinnierens, das Ausreifenlaſſen, das kritiſche Werten, ja, faſt alle reifen Kenntniſſe fehlen; und ſo treibt Unraſt in ſeichten Niederungen umher.

Für dieſe Ueberreiztheit, die zuſammenhangloſen Nervenzuckungen iſt nichts bezeichnender als das gegenwärtige Ornament in ſeiner Auflöſung jeder Linienführung, jedes klaren Flächenrhythmus. Ein Salat von Erinnerungsſchnitzeln, bald groß, bald klein, bald unförmig, bald zappelig dünn, aber kein neues Gericht. Und nicht umſonſt iſt der *Zickzack* allerorten das Lieblingsmotiv; er iſt geradezu ſymboliſche Verkörperung des überreizten Kunſtwollens. Er ſpukt auf den Ladenſchildern und -umrahmungen, beſonders der Luxuscafés, Bars uſw., auf den Anſchlagſäulen, ja, noch in den Grundriſſen der fortgeſchrittenſten Architekten, deren Entwürfe — es bleibt Gott Lob vor der Hand alles nur Plan, denn das Bauen zu lernen iſt ſpätere Sorge, und Sorgen macht ſich der zuverſichtliche Phantaſt überhaupt nicht! — immer wieder an kindliche Modellierbogenarbeit erinnern, wenn nicht die andere, völlig irrſinnige „Richtung" blindlings einen Klumpen Ton hier eindrückt, dort herauswölbt, mit Anhängſeln verſieht, bald Ohren, bald Hörner, bald Pilze, bald Henkel, und das blaſige Zufallsgeknete durch das einzig verſtändliche, die

Unterſchrift, einen wirklichen Zweck zu „weihen“ vorgiebt. Die große Gebärde iſt eben eine Hauptſache; ſie ſoll aber nicht nur das Publikum, ſondern auch ihr eigenes Selbſtgefühl bluffen.

(Schluß folgt.)

Elſaß-Lothringiſche Fragen.

Von einem Elſäſſer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22, 28, 30.)

6. Nationaliſten.

Was bedeutet das oft gebrauchte Wort „elſäſſiſcher Nationalismus?“ Der Begriff wird uns am klarſten, wenn wir parteigeſchichtlich analyſieren und dabei vom elſaß-lothringiſchen Zentrum ausgehen.

Das elſaß-lothringiſche Zentrum iſt hervorgegangen aus der alten Proteſtpartei, die nach 1870 mit der polniſchen Spitze gegen das Deutſche Reich entſtand und aus der gewiſſe Führer (z. B. der Abbé Winterer) entnommen wurden. Die elſäſſiſchen Katholiken, die ſich in der neuen Partei zuſammenfanden, beſaßen, als Nachkommen ihrer durch die Revolution von 1789 in ihren Vorrechten ſtark betroffenen Väter, zum Teil große Abneigungen gegen den Staat und das Staatsleben als ſolches. Als dann der Kulturkampf einſetzte, bewirkte dieſe in ihren norddeutſchen und proteſtantiſchen Formen ſich äußernde Bewegung bei den an und für ſich ſchon antideutſch gerichteten Parteigängern des Zentrums hohes Mißtrauen gegenüber der Landesregierung. Dazu kam, daß in den erſten Jahrzehnten nach 1870 der Einfluß der Altdeutſchen Beamten im Vergleich zum proteſtantiſchen Bevölkerungsteil ſehr gering war, da die einwandernden Deutſchen größtenteils evangeliſch waren. Weiter iſt zu beachten, daß, — wieder im Unterſchied zu den Proteſtanten — der katholiſche Klerus faſt durchweg elſäſſiſcher Abſtammung war und daß mit aus dieſem Grunde der Anſchluß an das deutſche Zentrum Jahrzehnte auf ſich warten ließ. Berückſichtigt man vollends, daß der katholiſchen Kirche im Elſaß durch Ludwig XIV. eine Reihe der wichtigſten Privilegien beſchert worden waren, ſo daß im Volke die Vorſtellung vom „katholiſchen Frankreich“ als der geiſtigen und geiſtlichen ſammenhaben, die einem ſchnellen und gedeihlichen Anſchluß der Katholiken an Mutter gang und gäbe war, ſo wird man wohl die wichtigſten Momente zu- die deutſche Kultur und Politik im Wege ſtanden.

Unter dem nationalen Geſichtspunkt betrachtet, vollzog ſich die Entwicklung ſo, daß aus dem Proteſtlertum eine Mehrheit national indifferenter, rein elſäſſiſch gerichteter Politiker innerhalb der Zentrumsfraktion ſich ablöſte, die ihren deutſchen Flügel hatte (in Straßburg: Dr. Burguburu, M. Spahn, Eug. Müller, in Metz: Dr. Ernſt und Remont); daß die organiſierte chriſtliche Arbeiterſchaft in Mülhauſen Anſchluß an verwandte Beſtrebungen in Köln ſuchte und fand; daß die Mehrheit der politiſch tätigen Katholiken durch den Volksverein und die Katholikentage zur Vereinigung mit dem deutſchen Zentrum hingeleitet wurde.

Franzöſiſch geſinnt war der Flügel um Preiß*) und Wetterle. Um das Jahr 1906 war der Einfluß beider Politiker bei dem damaligen Staatsſekretär v. Köller derart, daß Preiß in Berückſichtigung ſeiner der Regierung geleiſteten Dienſte ſich bereits mit einer Miniſtertoga bekleidet ſah und daß Wetterle allen Ernſtes Wilhelm II. als Souverän in dem zu begründenden Bundesſtaat Elſaß-Lothringen begrüßen zu dürfen hoffte (Wilhelm, nicht Wetterle als Souverän!). Indeſſen, Preiß verſah ſich in ſeinen Aſpekten, und da auch Wetterles Wunſch nicht der Erfüllung entgegenreiſte, ſo war es um die Regierungsfreundlichkeit beider Herren getan, und ſie ſahen ſich nach neuen Helfern um. Bei den Gemeinderatswahlen in Colmar (Blumenthal gegen Dieſenbach) verbanden ſich Wetterle und Blumenthal gegen die altdeutſche Grupe um Juſtizrat Ruland und verhalfen Blumenthals Kandidatur zum Sieg. Es war die Geburtsſtunde des elſäſſiſchen Nationalismus, der zwar 1911 bei den Landtagswahlen erlag, freilich lange genug unter der Marke oder Maske eines rein elſäſſiſchen Partikularismus gewirkt hatte, um dem Anſchluß an Frankreich vorarbeiten zu können. Während ſo die Grupe Wetterle-Blumenthal das Miniſterium Bulach-Mandel bekämpfte, vollzog ein Teil des Zentrums, ſo die Herren Vonderſcheer, Will, Hauß, Höhn, den Anſchluß an das deutſche Zentrum, dem ein anderer Teil nur „zugeſchrieben" war.

Wir ſehen: es ſind perſönliche, nicht ſachliche Motive geweſen, die den Prieſter und den Levit (Blumenthal iſt polniſcher Jude) einander zugetrieben; dem Nationalismus im Elſaß eine Heimſtätte bereitet haben. Mit der Eroberung des Landes durch Frankreich war die Miſſion dieſer Geheimpartei erfüllt, der Nationalismus ſchien fürs erſte berufen, auf ſeinen Lorbeern auszuſchlafen und ſein Amt an die franzöſiſche Regierungspolitik abzugeben. Doch dies ſchien nur ſo. Denn ſogleich nach dem Waffenſtillſtand ſetzte die Hetzkampagne der „Commiſſion de Triage"-bewegung ein, mit der Tendenz, alle irgendwie unzuverläſſigen Elemente des Landes zu verweiſen. Denunziationen und Gewaltkuren gegenüber Unbeliebten waren an der Tagesordnung. Verletzte Eitelkeit, Rachſucht, nationaliſtiſcher Servilismus (wir brauchen mit Abſicht Fremdworte) forderten ungezählte Opfer. Der Geiſt Blumenthals und Wetterles hatte ſich vertauſendfältigt und ſteckte weite Kreiſe ſuggeſtiv an. Körperliche Züchtigungen auf der Straße waren in der erſten Franzoſenzeit nichts Ungewöhnliches — alles unter dem Deckmantel einer nationalen Politik. Daß auch einmal umgekehrt Hiebe — nicht nur moraliſch, ſondern „materiell" empfangen ſtatt ausgeteilt wurden, bekam eines Tages der Senator Abbé Delſor zu ſpüren, ein alter Kleriker und Renommierfranzoſe.

In der Hochſaiſon des Commiſſion de Triage-Regimes war es der Abgeordnete Dr. Pfleger und — wir brauchen einen Ausdruck der Straßburger „République" — ſein „politiſcher Milchbruder" Charles Frey, bekannt als Chefredakteur der nationaliſtiſchen „Neuen Zeitung" und „Neutraliſtentöter", die ſich als Richter, Ankläger und Geſetzgeber in der elſäſſiſchen Politik gleichzeitig aufſpielten. Wie wir einem Artikel der „République" (20. Mai 1922) entnehmen, beabſichtigte Pfleger nichts weniger, als Leute, die ihm rein politiſch unbequem waren, durch ein „geregeltes Gerichtsverfahren" unſchädlich zu machen, gleichviel, ob es ſich um Eingewanderte (Deutſche) oder Einheimiſche handeln würde. Frey hatte gar ſchon einen Geſetzentwurf ausgearbeitet und veröffentlicht, deſſen Artikel 2 lautete:

*) Preiß war Proteſtant!

„Falls der in den ſranzöſiſchen Staatsverband aufzunehmende Elſaß-Lothringer ſich unwürdig zeigt, wird es dem Präfekten oder Regierungskommiſſar ſeines Wohnſitzes anheimgeſtellt, einen Rechtsſpruch zu verlangen, durch welchen dem Betreffenden auf Grund eines Erlaſſes die Vorteile des Artikels 1 (Réintégration de plein droit) abgeſprochen werden kann."

„L'Etat c'est moi!" Es iſt Verſtiegenheitspolitik, die dieſe Herren treiben. Nun berichten die elſäſſiſchen Blätter, daß auf dem Delegiertentag der „Republikaniſch-nationalen Volkspartei" vom 11. Juni Herr Pfleger ſeine Demiſſion als Parteivorſitzender eingereicht habe. Die radikale „République" vermutet, daß die innere Spaltung der Partei und der Umſtand, daß zuviele Interna der Oeffentlichkeit bekannt geworden ſeien, den Schritt des Parteipräſidenten beſtimmt hätten. Richtig mag daran ſoviel ſein, daß Herr Pfleger allerdings den gegenwärtigen Parteiapparat nicht mehr für das geeignete Werkzeug zur Durchſetzung und Befriedigung ſeiner perſönlichen Wünſche und Ambitionen hält. Die Nationaliſtenſeele in ihm fühlt ſich, auch jetzt noch, vereinſamt. Es iſt anzunehmen, daß man ſich bei ihm, wie bei allen Nationaliſten, auf Extratouren gefaßt machen kann.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Nationaliſten vor und nach dem Krieg inſofern vorhanden, als jene ein realpolitiſches Ziel von erheblicher Bedeutung vor Augen hatten, das des Schweißes jener Edlen wert ſein mochte. Die heutigen Nationaliſten à la Pfleger und Frey haben nur perſönliche Intereſſen. Dort winkte die Miniſtertoga, bevor man Nationaliſt wurde. Hier mag ſie winken, nachdem man eine Zeitlang die Fahne der Unentwegten hinausgehängt hat.

Weltſpiegel.

23. Auguſt.

Bis zum letzten Augenblick beſtand auf der Londoner Konferenz, die am 14. d. M. mit dem Abbruch der Beſprechungen endete, noch die Hoffnung, daß ſich ein Weg zur Einigung finden werde. Aber diesmal gab es keine Brücke zwiſchen den klaffenden Gegenſätzen, — ein Zeichen, wie ernſt die Lage geworden war. Die Gegenſätze ſelbſt beſtanden ja ſchon längſt, aber ſie hatten einen intimeren Charakter und waren Sache der leitenden Staatsmänner ſelbſt. Ihre Zuſammenkünfte hatten, wie ein witziger Kopf bemerkt hat, etwas von dem Charakter einer Pokerpartie an ſich, wobei bekanntlich derjenige am weiteſten kommt, der am beſten zu „bluffen" verſteht. Nun aber waren die Streitfragen, über die die Staatsmänner und Diplomaten gern hinter verſchloſſenen Türen verhandelt hätten, in einen weiteren Kreis gedrungen. Die öffentliche Meinung hatte ſich dieſer Fragen bemächtigt; ſie war ein Richter, den ſowohl Poincaré als Lloyd George zu fürchten hatten und vor dem ſie ſich in Willfährigkeit beugten. Deshalb durfte keiner von ihnen die Schwelle überſchreiten, die zur Verſtändigung führte, und man gab das Spiel auf, obgleich der belgiſche und der italieniſche Vertreter, Theunis und Schanzer, ſich angeſtrengt bemühten, eine Vermittlung herzuſtellen. Hierbei war Schanzer, der der engliſchen Auffaſſung zuneigte, beſtrebt, vor allem Poincaré von ſeiner überſchroffen Haltung abzubringen,

während Theunis immer wieder versuchte, eine Formel zu finden, in der der Kern der französischen Vorschläge den Engländern so weit schmackhaft gemacht werden konnte, daß Lloyd George nachgeben konnte. In voller Uebereinstimmung mit Poincaré befand sich auch Theunis nicht, obwohl Belgien sich in den Fragen der Durchführung des Versailler Vertrages in der Regel als getreuer Sekundant Frankreichs fühlte. Aber Poincaré hatte bei der starren, rücksichtslos auf das Ziel marschierenden Wahrnehmung seiner Forderungen auch vor den anerkannten Rechten des belgischen Freundes nicht Halt gemacht, und so war doch eine gewisse Isolierung Frankreichs zu bemerken gewesen.

Wie schon erwähnt wurde, hatte in der Hauptfrage, der Behandlung Deutschlands, die öffentliche Meinung Frankreichs und Englands entschiedener als früher Stellung genommen. Für Frankreich bedeutete das in der Sache keine Aenderung gegen früher. Lloyd George aber durfte nicht mehr wagen, Zugeständnisse an die französische Politik in dem Umfange zu machen, wie man sie ihm bis dahin aus mancherlei Gründen verziehen hatte. Diese bestimmtere Orientierung der englischen Politik gegen Frankreich hatte freilich nicht das geringste mit irgendeinem Wohlwollen für Deutschland zu tun. Im Gegenteil, es stand auch bei den Engländern fest, daß Deutschland, da es den Krieg, dessen Folgeerscheinungen man schwer empfand, verloren hatte, nun auch zahlen müsse, und zwar so ausgiebig, daß es sich nicht so bald wieder zu der Höhe und Blüte erheben könne wie vor dem Kriege. Aber gerade weil England diese Zahlungen wollte, erkannte es die Notwendigkeit, die wirtschaftliche Gesundheit Deutschland so weit wiederherzustellen, daß es wieder zahlungsfähig wurde. Von diesem Standpunkt aus lag natürlich auch kein Grund vor, die Augen zu verschließen gegen die Tatsache, daß Deutschland jetzt seine Zahlungsverpflichtungen nicht erfüllen kann, wenn es seine Volkswirtschaft lebensfähig erhalten und nicht einen großen Teil seiner Bevölkerung dem Hunger und Elend preisgeben will.

Eben diese Tatsache aber will Frankreich unter keinen Umständen gelten lassen, da seine ganze Politik sich auf die unbedingte Geltung der Voraussetzung stützt, daß es nur schlechter Wille Deutschland ist, wenn es nicht zahlt. Nur so kann Frankreich es begründen, daß es sich selbst die Freiheit beilegt, jederzeit zu Gewalttaten, die es unter dem Namen der Sanktionen, Retorsionen usw. verbirgt, zu schreiten.

Das ist natürlich auch den Engländern klar, die darin eine Durchkreuzung ihrer eigenen Interessen in Deutschland sehen. Und so gesellt sich in England zu dem Aerger über Frankreichs Auftreten auch noch das Mißtrauen und die Furcht, weil sie voraussehen, was ein bis an die Zähne gerüstetes Frankreich, das seinen östlichen Nachbar nicht mehr zu fürchten hat, sondern ihn an der Sklavenkette hält, für England bedeutet. Darum mußte diesmal bei der schroffen Unnachgiebigkeit Frankreichs in London jeder Einigungsversuch scheitern.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als die Sache an die Reparationskommission zurückzuverweisen, die selbstverständlich noch größere Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn sie eine Entscheidung treffen soll, die den Regierungen selbst soeben mißglückt war. Auf Einstimmigkeit in der Kommission war keinesfalls zu rechnen; das wahrscheinlichste war, daß die Stimmen Englands und Italiens gegen die

Frankreichs und Belgiens ſtanden. Selbſt wenn Frankreich ſeine Anſicht durchſetzte, daß im Fall der Stimmengleichheit die Stimme des Vorſitzenden, d. h. Frankreichs, den Ausſchlag geben müſſe, blieb die Lage peinlich und mußte Verſtimmungen hinterlaſſen. Eine ſolche Entſcheidung konnte nicht die nötige Autorität haben. Es war aber nicht einmal ausgeſchloſſen, daß auch Belgien ſich von Frankreich trennte. Dann war Frankreich überſtimmt und iſoliert, und auch das fürchtete man in England. Denn Frankreich leitete aus dem Verſailler Vertrag auf Grund einer ſeiner willkürlichen Auslegungen das Recht her, in ſolchem Falle allein ohne ſeine Verbündeten vorzugehen und durch beſondere Maßnahmen ſein Recht zu erzwingen. Gleich nach dem Auseinandergehen der Londoner Konferenz hatte die franzöſiſche Preſſe frohlockend hervorgehoben, daß Frankreich nun ſeine Handlungsfreiheit wiedergewonnen habe, und war dabei dem ſtärkſten Mißvergnügen der engliſchen Kollegen begegnet.

Unter dem Druck der Verantwortung, die ſich aus der verwickelten und verfahrenen Lage ergibt, hat die Reparationskommiſſion zwei ihrer Mitglieder, den erſten engliſchen Delegierten, Sir John Bradbury, und einen franzöſiſchen Vertreter, Herrn Mauclère, nach Berlin geſendet, um ſich über die Lage in Deutſchland zu informieren und die Möglichkeit der von Frankreich geforderten „produktiven Pfänder" zu erörtern, d. h. der nationalen Werte und Hilfsquellen, durch deren Auslieferung an Frankreich Abſchlagszahlungen an die franzöſiſche Raubgier geleiſtet werden ſollen. Poincaré nennt ſie „Pfänder", weil er ſicher weiß, daß ſie nie eingelöſt werden können; denn die Forderungen, die dadurch garantiert werden ſollen, ſind ſo hoch, daß ihre Erfüllung unmöglich iſt. Auch wenn es anders wäre, würde Frankreich die Pfänder nicht zurückgeben; es würde einen Vorwand finden, ſein Wort zu brechen. Das geht ſchon daraus hervor, daß es die ruchloſe Maßregel der Austreibung von 500 harmloſen Deutſchen aus dem Elſaß — worüber ſich ſogar Franzoſen entrüſten — nicht zurückgenommen hat, obwohl die Alliierten gemeinſchaftlich Deutſchland inzwiſchen mitgeteilt haben, daß ſie die eigentlich am 15. Auguſt fällig geweſenen Ausgleichszahlungen erſt am 15. September erwarten. Damit fiel für Frankreich jeder Grund für die „Retorſionen" weg; dennoch wurden ſie nicht zurückgenommen. Poincaré ſelbſt aber hielt es für angemeſſen, daß er die Zeit des Suchens nach einer Verſtändigung damit ausfüllte, daß er in Thiaucourt und in Bar-le-Duc neue Hetz- und Brandreden gegen Deutſchland hielt.

Wie ſich die Verhältniſſe mehr und mehr dadurch verwickeln, daß auch Oeſterreich in ſeiner verzweifelten Lage ſich zu außergewöhnlichen Schritten genötigt ſieht, werden wir ſpäter im Zuſammenhange zu erörtern haben, wenn ſich die Ergebniſſe der Reiſe nach Prag, Berlin und Rom, auf der der Bundeskanzler Seipel gegenwärtig begriffen iſt — er weilt in dem Augenblick, wo dieſe Zeilen geſchrieben werden, in Berlin —, einigermaßen überſehen laſſen. W. v. Maſſow.

Literarischer Wegweiser.*)

Urgeschichte und Völkerkunde.

Die völkerkundlichen Studien hatten vor dem Krieg in Deutschland einen großen Aufschwung genommen und auch das weiteste Interesse gefunden, seit Deutschland selbst eine große Kolonialmacht geworden war. Heute hat die deutsche Wissenschaft, fast gänzlich abgeschnitten von dem überseeischen Verkehr und angewiesen auf die in Zeiten des Reichtums und der Freiheit angesammelten Schätze unsrer vorbildlichen Museen, wieder gegen einen gewaltigen Vorsprung der englischen, amerikanischen und französischen Forscher anzukämpfen. Es ist erfreulich festzustellen, daß deutsche Wissenschaft auch hier trotz der Ungunst der Verhältnisse ihren Rang behauptet. Insbesondere sind es die Fragen, welche die Ur- und Entwicklungsgeschichte der Menschheit in Verbindung setzen mit dem Studium der heute noch lebenden frühzeitlichen Völker, welche die Forschung und zugleich das allgemeine Interesse beschäftigen. Denn die Jahre vor dem Krieg wie die Kriegsjahre selbst haben eine ungewöhnlich reiche, in mancher Hinsicht sogar entscheidende Fülle von Entdeckungen gebracht, die über die Urgeschichte der europäischen Rassen und Kulturen Licht verbreiten, freilich auch noch vieles zu fragen übrig lassen.

Nachdem der geniale, zu früh verstorbene Hermann Klaatsch, dessen nachgelassener „Werdegang der Menschheit", Berlin, Bong und Co., für diese gegenseitige Befruchtung von Völkerkunde und Prähistorie immer vorbildlich bleiben wird, die entscheidenden Erkenntnisse über die älteste bekannte europäische Steinzeitrasse, die sogenannten Neandertaler, gewonnen hatte, meldet sich jetzt in einem für weiteste Kreise berechneten Schriftchen O. Hauser zu diesem Thema: Urmensch und Wilder. Eine Parallele aus Urwelttagen und Gegenwart. Berlin 1921, Ullstein und Co. O. Hauser ist der erfolgreichste Ausgraber unsrer Tage, an Wagemut und Glück mit Schliemann vergleichbar; mit ihm zusammen, dessen unvergänglicher Ruhm auf dem Gebiet der Praxis, nicht der Theorie liegt, hat Klaatsch seinerzeit die wichtigsten Funde gehoben. Wer sich noch kürzer und anschaulicher über das so farbenreich gewordene Bild der Vorgeschichte des europäischen Menschen unterrichten will, dem kann man unbedenklich die beiden Schriftchen W. Bölsches „Der Mensch der Vorzeit, Tertiärzeit und Diluvium" und „Der Mensch der Pfahlbauzeit", beide Stuttgart, Kosmos, Francksche Verlagsbuchhandlung, in die Hand geben, denn Bölsche hat sich in den neusten Auflagen dieser Darstellungen nicht nur der bekannten Vorzüge seines flüssigen Stils bedient, sondern auch gewissenhaft die neuesten Funde und deren Auswertung durch die Forschung verarbeitet. Von geradezu klassischem Wert sind daneben die (ebenfalls bei Kosmos, Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart erschienenen) Schriften Karl Weules, der als Leiter des Leipziger Museums für Völkerkunde an der Spitze aller Bestrebungen zur Popularisierung dieser Wissenschaft steht und in der Anordnung und Erläuterung seiner Museumsschätze wie in seinen Schriften, von denen hier nur die

---

*) In der Bücherschau der „Grenzboten" ist stets Wert auf möglichst genaue Angabe des Ladenpreises der besprochenen Bücher gelegt worden. Die sich überschlagende Währungskatastrophe macht zurzeit aber zuverlässige Angaben unmöglich. Es muß dieserhalb an den Buchhändler verwiesen werden. Wie bisher schon, so scheinen die Preise der Bücher auch diesmal hinter der Teuerung der meisten sonstigen Gegenstände zurückzubleiben.

beiden letzten („Die Anfänge der Naturbeherrschung, 1. Frühformen der Mechanik" und „Chemische Technologie der Naturvölker") genannt seien, die Kunst versteht, jedermann das Interesse zum Bewußtsein zu bringen, das die Entwicklungsgeschichte der Menschheit für jeden einzelnen besitzt. Welche Fortschritte die Völkerkunde im letzten Jahrzehnt gemacht hat, kann man auch aus dem zusammenfassenden Handbuch erkennen, dessen erster Band von Fachgelehrten unter der Leitung von Georg Buschan soeben in 2. Auflage neu erschienen ist. (Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden, 1922, Stuttgart, Strecker und Schröder.) Dies Werk eignet sich bei seiner preiswerten Darbietung für jede Bücherei, in der auf eine übersichtliche Sammlung des gesamten Tatsachenstoffes der Ethnologie Wert gelegt wird. Einzelne Gegenstände behandeln Jaap Kool, „Tänze der Naturvölker, ein Deutungsversuch", Berlin W., Ad. Fürstner, und das durch prachtvolles Bildmaterial ausgezeichnete Werk des durch seine in zahlreichen Auflagen verbreiteten anthropologischen Bücher, die soeben neu erschienen, „Die Körperpflege der Frau", „Physiologische und ästhetische Diätetik für das weibliche Geschlecht" und „Die Schönheit des weiblichen Körpers" bekannten Professor Dr. C. H. Stratz „Die Rassenschönheit des Weibes", Stuttgart, Ferdinand Enke, welches Werk besonders deutlich erkennen läßt, daß die Rassenmerkmale am reinsten beim weiblichen Geschlecht zu studieren sind.

Das Tübinger urgeschichtliche Forschungsinstitut, das 1919 bis 1921 einzigartige Ausgrabungen von Steinzeitdörfern veranstaltet hat, eröffnet eine Reihe volkstümlicher Schriften mit Reinerth, „Pfahlbauten am Bodensee", Verlag von Dr. Benno Filser, Augsburg-Stuttgart, und verbindet heimatkundlichen Sinn mit dem Interesse an frühzeitlicher Kultur. Während alle vorgenannten Bücher Tatsachen und Anschauungsmaterial als solche bieten, führt die soeben in 2. Auflage erschienene kritische Abhandlung des deutsch-amerikanischen Ethnologen Franz Boas, „Kultur und Rasse", Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter und Co., in den Methodenstreit der Ethnologie ein. Es ist ja zurzeit Mode, die „Gesetze" oder „Abläufe" der Kulturgeschichte dogmatisch festzulegen. Dieser Strömung gegenüber warnt Boas vor zuviel Schema und Verallgemeinerung und zeigt, daß aus materiellen Erscheinungen geistige Entwicklungsgesetze nur mit größter Vorsicht gefolgert werden dürfen.

Eine geradezu entgegengesetzte Natur ist der bekannte Afrikaforscher Leo Frobenius. Seine phantasievolle, mutige und zu den höchsten Zielen strebende Ergründung der afrikanischen Psyche hat in Eugen Diederichs den kongenialen Verleger gefunden, und so ist die mit den „Volksmärchen der Kabylen" eröffnete, auf eine große Anzahl berechnete Sammlung (Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Jena, Eugen Diederichs) ein buchhändlerisches Ereignis großen Ranges. Die Forschung verhält sich den Frobeniusschen Aufstellungen gegenüber freilich zurückhaltend, solange Frobenius nicht sein Material in einer der Kritik zugänglichen Form vorlegt. Aber wenn auch gerade die Kabylenmärchen inhaltlich dem, der vielleicht ästhetisch besonders anziehende afrikanische Geistesdenkmäler erwartet, eine leise Enttäuschung bereiten, so darf man nicht vergessen, daß die Geistesgeschichte des dunklen Erdteils noch ungefähr auf dem Stand beharrt, den die Kenntnis Asiens zur Zeit Goethes und Schlegels einnahm, und wird bei aller kritischen Vorsicht dem mutigen Pionier Dank wissen. Mit Ritter v. Wilm zusammen gibt Frobenius auch einen Atlas Africanus heraus (Belege zur Morphologie der afrikanischen Kulturen. München, Oskar Beck), der die Wissenschaft beschäftigen wird.

Die erste Lieferung dieses Kulturatlasses behandelt die Geographie der Tracht, des Hauses, der Religionen und Kultureigenheiten. Ein Forscherwerk ersten Ranges und trotz der Beschränkung auf einen einzelnen kolumbischen Indianerstamm von großer allgemeiner Tragweite sind die „Textaufnahmen und Beobachtungen", die der bekannte Religionsforscher K. Th. Preuß veröffentlicht (Religion und Mythologie der Uitoto, erster Band, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht). Zum erstenmal erhalten wir damit die vollständigen Religionsurkunden eines amerikanischen Stammes von sehr primitiver Art; auch in die Sprachlogik der Primitiven gibt die Art der Uebersetzung dem Laien wertvolle Einblicke. Weniger primitiv und weniger kritisch in der Art der Darbietung, dafür aber durch inhaltliche Reize fesselnd tritt die Märchenausbeute des Eskmoforschers Knud Rasmussen vor ein größeres Publikum (Grönlandsagen, Gyldendalscher Verlag, Berlin 1922), illustriert durch Eskimozeichnungen, welche die Fabelgestalten Ostgrönlands so festhalten, wie sie heute in der noch heidnischen Phantasie des Völkchens leben.

Wir beschließen diese Uebersicht, die aus dem reichen Weben der Primitivenforschung nur einen besonders wertvollen Ausschnitt zeigen konnte, mit dem Hinweis auf ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges. Der Professor an der Sorbonne, Levy-Brühl, aus der elsässisch-französischen Soziologenschule entstammend, hat vor dem Krieg ein grundlegendes Werk über die gesamte geistige Struktur der Primitiven veröffentlicht, das jetzt durch den inzwischen eines tragischen Todes gestorbenen Wiener W. Jerusalem ins Deutsche übersetzt wurde (Das Denken der Naturvölker, Wien und Leipzig, W. Braumüller 1921). Levy-Brühl hat die Kultur der Frühzeit, die in Sprache, Denken, Religion und allen sozialen Beziehungen beherrscht wird durch die Magie und nicht durch die Logik, so scharf und plastisch erfaßt, wie niemand vor ihm. Er hat den animistischen Theorien der englischen Völkerkundler (Tylor, Frazer) ein Ende gemacht und ein geschlossenes Bild jener fremdartigen und doch in so vielen Resten auch in den Unterschichten unserer eigenen Kultur nachwirkenden Zauberkultur entworfen. Seine Ansichten sind nicht unbestritten, aber ihr Eindruck ist unauslöschlich und sie sind ernsthaft nicht widerlegt.

Der Merker.

Neue Bücher.

Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich Preen 1864—1893. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 80 M.

Aus Natur- und Geisteswelt Band 734. **H. Preller,** Weltgeschichtliche Entwicklungslinien in Kultur und Politik. Band 346. **Th. Bitterauf,** Geschichte der französischen Revolution. Beide im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 18 M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 9. September 1922

Nummer 33/34

Parteiloſe Beſinnungen über den Staat.

Von Emil Engelhardt (Elgersburg).

Die vom Schickſal uns heute geſtellte Aufgabe heißt: das deutſche Volk muß ſich ſelbſt das Volkstum als Lebensquelle wieder entdecken und den Staat als eine Form ſeiner Aeußerung bejahen. Bei den Erſchütterungen von außen und innen brauchen wir vor allem Staatsgeſinnung, die deutſch iſt. Das hat zunächſt garnichts damit zu tun, ob dieſer Staat in der Form einer Monarchie oder Republik ſein ſoll. Es gibt immer noch Deutſche, die das nicht einſehen können.

Unſere Front richtet ſich alſo gegen den Wahnwitz der Gegner des letzten Krieges, vor allem die Franzoſen, die unſeren Staat zerſchlagen und die Kräfte unſeres Volkstums verſchütten wollen. Abwehr dagegen hat mit Chauvinismus und Haß gar nichts zu tun. Es iſt einfach der Drang nach Selbſterhaltung. Verſailles, das Saargebiet, Rheinland, Oberſchleſien, die Politik der Mainlinie, die farbige Beſatzung, die Kulturpropaganda, die Revue-Rhenane, der Verſuch, durch ein rheiniſches Späherkorps die Jugend zu fangen, ſind Angriffe auf den Beſtand des deutſchen Staates. Wie E. M. Arndt wehren wir jede Einmiſchung des Auslandes in die deutſchen Angelegenheiten unter dem Vorwand der Befreiung und Beglückung ab, wie ſie einſt die Vertreter der Ideen von 1789 verſuchten.

Weiter wehren wir uns gegen den Wahnwitz von Oſten, im Linksbolſchewismus. Diktatur des Proletariats, Putſch, Aufhetzung der Maſſe und Beunruhigung der Oeffentlichkeit bei jeder Gelegenheit ſind ebenſo Angriffe auf den Beſtand des Staates überhaupt wie die Untergrabung ſeiner Autorität durch Bekämpfung der Regierung ohne Wahl der Mittel, Verhöhnung des Parlamentarismus, den man doch benützt, um ihn zu vernichten, durch Radauſzenen im Reichstag und Landtag, durch Korruption wie in Braunſchweig.

Und wir wehren uns gegen den Rechtsbolſchewismus, der zwar Bildung beanſprucht, aber das augenblickliche Oberhaupt des deutſchen Reiches bei ſeiner Ankunft in München mit roten Badehoſen begrüßt und anpöbelt; der in Verkennung aller Sittlichkeitsbegriffe den Mord für erlaubt anſieht, in der Preſſe manchmal Tonarten anſchlägt, die dem Wohl

des Ganzen keinesfalls nützen und tut, als ob die jetzt Regierenden alles aus Dummheit und Böswilligkeit verdorben hätten. Die Entweihung der ſchwarz-weiß-roten Fahne und des Deutſchland-Liedes, die uns als Erinnerungen einer großen Vergangenheit viel zu heilig ſind, zu Partei- und Radauzwecken, die Anpöbelung der ſchwarz-rot-goldenen Fahne, die doch eigentlich das Symbol des großdeutſchen Gedankens iſt, ohne den ein denkender Deutſcher nicht mehr ſollte leben können und dergl. mehr ſind Angriffe auf den Beſtand des Staates.

Das iſt alles noch aus dem Nein. Was iſt unſer Ja?

Staat muß ſein. Es gibt freilich Träumer und Schwätzer, die auch heute noch glauben, Staat ſei Nebenſache. Wenn man nur Kultur habe. Fichte hat doch unwiderlegbar gezeigt, daß auf die Dauer Volkskultur ohne ſelbſtändigen Staat nicht lebendig bleiben kann. — Andere wollen keinen Staat, weil er ihnen unbequem iſt. Sie ſehen nicht, daß jeder Abſchluß in der geſchichtlichen Entwicklung unſeres Volkes der Anfang neuer Aufgaben iſt. Wir kommen nur aus der Verbitterung und Verhetzung heraus, wenn wir 1918 ſo anſehen. Wir Deutſche müſſen ſcheinbar immer erſt unter Fremdherrſchaft erfahren, was Staat bedeutet. Leichtfertiger Optimismus ſpricht: ſo ſchlimm wird es nicht werden; und dumme Faulheit klagt: wir ſind unterlegen, haben alſo kein Recht mehr auf Staat. Kann auch der Einzelne ſeinem Leben ein Ende ſetzen, ein Volk ſtirbt nicht von heute auf morgen. Es hat uns Deutſchen immer an der ſittlichen Einſtellung zum Staat gefehlt. Die engliſchen Arbeiter bewieſen von jeher mehr Staatsgeſinnung als der durchſchnittliche deutſche Bürger. Wir Deutſche waren immer das Volk, das zugleich Heimat und Welt ſuchte. Aber Heimat finden und behalten wir nur, wenn wir Staat um uns haben. Und die Welt ertragen wir nur, ohne uns zu verlieren, wenn wir Staat im Rücken haben. Es hat keinen Zweck, praktiſch den Staat zu verneinen, und theoretiſch einen Zukunftsſtaat zu träumen. So lange man ein Vaterland hat, das man nicht willkürlich ablegen kann, muß man Staat wollen, damit Kinderland ſein kann. Unſere Großväter wußten das aus der Not. 1848 wurde geboren aus der Sehnſucht nach einem ſtarken deutſchen Reich. Als wir es hatten, ging uns die Staatsgeſinnung verloren. Aber man muß heute doch fragen, ob es wirklich ein ſo großes Glück war, daß Bismarck dem deutſchen Volk das Geſchenk des einigen Kaiſerreiches von oben her gab. Iſt es nicht auch daran zerbrochen? Die große Maſſe lehnte den Bismarck-Staat ab oder war gleichgültig gegen ihn. Darum zerbrach er, als die Laſten des Krieges auf ihn fielen. Nur Verfaſſungen, die man ſich errungen hat, nicht geſchenkte, haben Lebenskräfte in ſich. Nehmen wir uns die Verfaſſung, welche unſerem Volk am beſten paßt. Das iſt nicht einfach die alte. Auch die Zeit iſt endgültig vorbei, wo die Untertanen der Regierung und den Beamten das Denken und Regieren überließen und ſich aufs Gehorchen und Zahlen beſchränkten.

Unſere Aufgabe, von unten auf ein Reich aus den Trümmern wachſen zu laſſen, verlangt von uns Zucht, Beſcheidenheit, opfern, dienen, gehorchen, ſich einordnen und ſchweigen können, und von den Regierenden Gerechtigkeit, Sachlichkeit, Mäßigung, Selbſtändigkeit. Der neue deutſche Staat wird ein bitter erkämpftes Gut ſein, um das wir leiden, lieben und leben müſſen. Arndts Wort „Tut die große Notwendigkeit" heißt heute ein ſtarker, deutſcher Staat. Ihn wollen iſt nicht Selbſtſucht oder eigenwillige

Abſonderlichkeit. Es beſteht eine enge Wechſelwirkung zwiſchen Deutſchlands Neugeſtaltung und den Schickſalen der europäiſchen Kulturwelt im Ganzen. Schon Arndt erkannte das als ein politiſches Geſetz allererſter Ordnung. Es wurde viel vom Ausland, aber auch von uns ſelbſt dagegen geſündigt. Wir brauchen einen ſtarken deutſchen Staat, damit Europa geneſe.

Staat kann man nicht künſtlich machen. Volkstum iſt gleich dem Körper eines Krebſes, der nur in einem feſten Panzer leben und ſich bewegen kann. Seine Art wird beſtimmt von der Art des Körpers. So wächſt die Geſtaltung der Staatsform aus dem Weſen des Volkstums. Weil Staat nicht wie im Weſten aus Berechnung der Vernunft entſteht, ſondern aus der ſchöpferiſchen Kraft lebendigen Volkstums, der ſtärkſten formenden Kraft im Volksleben, kann unſer Staat nicht eine formale, rationaliſtiſche beſtimmte „Demokratie“ ſein. Das wäre eine Vergewaltigung unſerer Volksart und Geſchichte, ein Unglaube gegenüber unſerem Volkstum als beſtimmender Weſensart und uns geſtellter Aufgabe. Wir ſehen heute die Gefahr, daß man uns zwar formal eine politiſche „Freiheit“ ſchenkte, aber ſachlich die ſchöpferiſche Freiheit uns zu nehmen im Begriff iſt. Wir müſſen unſerem Staatsleben die Selbſtändigkeit eigengeſetzlicher Formung und Entfaltung laſſen. Wir dürfen ja nicht eine „Normal-Demokratie“ auf dem Papier entwerfen (wenn auch die Weimarer Verfaſſung nicht ſo ſchlimm iſt, wie ſo oft hingeſtellt wird), und dann mit der Macht der Parteien, der Straße, der Regierungsmehrheiten und der Druckerſchwärze den lebendigen Volkskörper zwingen wollen. Wir brauchen vor allem Raum und Stetigkeit der ſtaatlichen Formentwicklung. Darum müſſen zunächſt einmal die augenblicklich beſtehenden Zuſtände getragen, gewollt, gepflegt, unterſtützt, geſchont und entwickelt werden. Das hat mit irgend einem feigen, faulen oder ſtumpfſinnigen Kompromiß nichts zu tun, es iſt Achtung vor der Formkraft in der Staatswerdung, Ehrfurcht vor der Neuſchöpfung, die auch da geſchehen will. Wir wiſſen doch, daß entſcheidend immer die Befehle ſind, welche eine ſtolze Seele ſich ſelbſt gab, nicht der Zwang irgend einer äußeren Macht. Hier ſcheint unſer Beitrag zur Staatswerdung zu liegen. Freiwillige Bereitſchaft, den Staat zu wollen und ihn ſo werden zu laſſen, wie er aus den Lebensmächten unſeres Volkstums werden muß. Dieſe Erwägungen gelten beſonders in dieſen erregten Zeiten. Das Wort Staat fordert von uns eine *Erkenntnis*, was Volk und Staat iſt, und ein *Wollen*: dem Volk ſeinen Staat zu bauen, in dem und durch den es leben kann. Manche Parteien ſehen noch nicht, daß man durch Maßregeln und Maßnahmen Beſchlüſſe und Aenderungen keinen Staat machen kann. *Man kann nur ſo leben und handeln, daß Staat werden kann.* Man muß aus Volkstum leben, dann iſt man innerlich der Staatwerdung aus den ihm einwohenden Formgeſetzen verbunden. Es gibt keinen Normalſtaat für alle Länder, Völker und Zeiten. Denn Staat iſt ein Organismus, der erkrankt, wenn die wertvollen und reifen Staatsbürger ihn nicht bejahen, und ihm aus ihrem wechſelſeitigen Leben keine Kräfte zuſtrömen. Wir Deutſche waren immer gewaltige Krieger, große Staatsmänner faſt nie. Aber nüchtern ſollten wir ſein und die Bedingungen ſich formenden Lebens erkennen. Alſo trägt auch die Weimarer Verfaſſung noch Entwicklungsmöglichkeiten in ſich. Mangelnde Einſicht in dieſe

Wachstumsgeſetze macht es vielen „Bürgerlichen und nicht Linkspartei-Leuten“ ſchwer, den neuwerdenden deutſchen Volksſtaat zu bejahen. Sachliche Treue gegen die Staatswerdung aus ſeinem Volkstum überzeugt allein.

Staat lebt nur aus freiem Willen ſeiner Bürger. Dieſer freie Wille wird durch Drohungen, Ausnahmebehandlung, unnötige Verbote, Eingriffe in das perſönliche und gemeinſchaftliche Leben, Herunterreißen und Beſchimpfen deſſen, was anderen teuer und heilig iſt, von keiner Seite her beflügelt. Wir aber wollen Staat, der ſo gut wie möglich iſt ohne Parteiklüngel, ohne Klaſſenintereſſen, ohne perſönlichen Futterkrippenehrgeiz und dergl. Wir Deutſche haben beſondere Schwierigkeiten der Staatsgeſinnung daher, daß wir nicht, wie man ſo ſeicht ſchwatzt, „das Volk der Organiſation“ ſind, ſondern „der Regeln Zwang ſpotten“.

Wir können keinen radikalen Unitarismus, d. h. Aufhebung der Eigentümlichkeit des Stammesbewußtſein begrüßen, weil er gegen das Wachstumsgeſetz des Volkstums und ſeiner reichen, wertvollen Spielarten wirkt. Wir glauben, daß die Kraft eines deutſchen Staates in der ſorgſamen Pflege aller Eigenart von Stamm und Land in Kultur, Sitte und Verwaltung beſteht. Weil der Staat nur die Form iſt, in der ſich das Leben des Volkstums entfaltet, darf man ſeine Macht nach dieſer Seite nicht überſteigern; da er nicht ſelbſt Leben wecken kann, ſondern nur Vorhandenes pflegen und ſchützen, gilt das für Wirtſchaftliches und Soziales, vor allem aber für geiſtiges Leben. Man kann ſich des Eindrucks nicht immer erwehren, daß unſer alter Staat *zerſchlagen* wurde, nicht aus Klarheit über einen neuen Zuſtand, der an Stelle des alten kommen müſſe, ſondern aus einem dunklen Inſtinkt, triebhaft aus Maſſengeſinnung und Maſſenſpekulation, nicht aber aus ſchöpferiſcher Freiheit einer höheren Lebensgeſtaltung, die reifere Form und tieferen Sinn geben wollte. So dürfen wir aber auch nicht Staat *bauen* wollen aus einem dunklen Inſtinkt (wieviel Monarchismus und Republikanismus iſt nicht mehr als das!), ſondern aus Klarheit über die Bedingungen und Aufgaben. Man laſſe doch ab von der ewigen Berufung auf die Schweiz oder Amerika. Das hat ſchon der Kreis um Arndt gewußt, daß die geſchichtlichen Vorausſetzungen dort ganz anders geartet ſind als bei uns.

Was müſſen wir heute wollen? Wille zum Staat heißt uns unabläſſiges Ringen um die innere und äußere Freiheit und die höchſten Güter eines natonalen Volksſtaates, bis ſie im Herzen eines jeden einzelnen Bürgers ganz verwurzelt ſind. Das iſt uns das politiſche Leben im eigentlichen Sinn. So erſt wird Verfaſſung etwas Lebendiges in der Bruſt des Einzelnen, etwas aus ſeinem Blut und Willen Gewachſenes, aus innerer Notwendigkeit Formgewordenes. Es war immer Eigentümlichkeit des deutſchen Geiſtes, daß die politiſche Freiheit erſt aus der menſchlich-ſittlichen Freihet erwachſen iſt. Das bedeutet keine Geringſchätzung des Politiſchen, ſondern überhaupt erſt ſeine rechte Wertſchätzung. Verfaſſung muß immer aus dem Heimiſchen und Vaterländiſchen gewachſen ſein (Arndt). Nötig iſt heute wieder beſonders, wie zu Fichtes und Arndts Zeiten die Erziehung des Volkes zu ſich ſelbſt und durch den Staat für den Staat zu Bürgern. Gerade weil der Regierungs- und Volkswille immer wieder auseinander zu ſtreben droht, muß daran gearbeitet werden, die ſittlich vorwärts treibende Einheit eines ſtarken Staatslebens immer

wieder neu herzuſtellen. Staat aber kann nur werden, wenn wir Deutſche ein Gemeingefühl und ein Selbſtgefühl wieder finden.

Deutſchland iſt „Europas heilige Mitte“ (Arndt). Darum heißt es nicht Süddeutſchland gegen Norddeutſchland, ſondern beide gemeinſam, aber auch nicht Hetze gegen Bayern. Mehr Verantwortungsbewußtſein brauchen wir. Nicht parteitaktiſches Ausnützen ſcheinbarer Möglichkeiten. Mehr große, verbindende Ideen. Napoleon unterſchätzte durchaus die Macht der Ideen, darum unterlag er. Sollte das nicht heute wieder für die Gegner des deutſchen Staates von außen und innen gelten? Aber freilich — haben wir ſtarke, lebenſchaffende Ideen, haben uns ſtarke, lebendige Ideale? Das iſt die entſcheidende Schickſalsfrage des deutſchen Staates. Wir ſind noch ein junges Volk, weil wir noch Aufgaben zu löſen haben. Jedes Volk hat Zukunft, ſoweit es ſeine Rätſel zu löſen vermag. Staat wird nur, wo Selbſtachtung ſtark iſt, des Einzelnen und des Volkes. Seine Kraft hängt von ihrer Stärke ab. Es iſt Staatsnot, daß wir ſo wenig Achtung vor uns ſelbſt und vor dem Nächſten haben. Wollen wir den inneren Kampf ſo lange fortſetzen bis „der Andere“ vernichtet iſt oder wollen wir eine Vereinigung in ein höheres Drittes? Das iſt das Organiſche. Alles andere iſt Links- oder Rechtsbolſchewismus. Wir dürfen doch unſere Stellung zum Staat nicht nach der falſchen Behauptung richten, bisher habe das Bürgertum geherrſcht, jetzt werde es geduldet. Alſo — ziehe es ſich von dieſem miſerablen Staat zurück. Einmal hat jedes Bürgertum den Staat, den es verdient. Außerdem hat es nie geherrſcht. Aber es hatte einſt eine große Zeit unter der ſchwarz-rot-goldenen Fahne. Heute hat das Bürgertum erſt recht die Gelegenheit, zu beweiſen, was für Kräfte es hat. Es gehört ſcheinbar Mut dazu, in der Republik ſich die Freiheit zu erobern, die man verdient und erträgt. Wir ſind eben nun einmal nicht mehr Untertanen einer Obrigkeit, ſondern Träger und verantwortliche Mitſchöpfer eines lebendigen Staates, der genau ſo viel taugt wie wir ſelbſt. Zweifellos iſt der Staat in Gefahr. Alſo müſſen wir ihn an ſich ſtützen, d. h. beſonnene Ruhe, Gerechtigkeit und Sachlichkeit, gerade von „bürgerlicher Seite“ und geſteigerte Leiſtungsfähigkeit. Damit überhaupt Staat beſtehen kann, braucht man nicht in erſter Linie ſtreiten um die Staatsform. Da durch die Ereigniſſe und Kraftloſigkeit der Nichtrepublikaner die Republik kam, heißt es für einen logiſch denkenden Menſchen, die Republik ſtützen, daß ſie einem deutſchen Volksſtaat das Leben ermöglicht. Darum müſſen wir den Flaggenſtreit zunächſt beſeitigen. Die ſchwarz-rot-goldene Flagge als großdeutſche Fahne iſt etwas Heiliges und Großes für den, der nicht nur Parteimenſch iſt. Man ſollte nicht ſo geſchmacklos ſein, den großen Gedanken der Verantwortlichkeit des Staatsbürgers und der Vereinigung aller deutſchen Grenzländer mit dem Reich durch das Schimpfwort „Judenfahne“ zu beſudeln. Wer geſchichtlich denkt, wendet ſich von dieſer üblen Hetzrede angewidert ab. Auch wenn ihm die ſchwarz-weiß-rote Fahne, unter der das Auslanddeutſchtum heute noch lebt, als Fahne des kleineren Deutſchlands aus ſeiner großen Zeit und tiefen Not teuer iſt.

(Schluß folgt.)

Koloniſation und Romantik.

Von Dr. E. Schultz-Ewerth,
Gouverneur von Samoa z. D.

Die neueſte literaturgeſchichtliche Forſchung hat einen Zuſammenhang zwiſchen Koloniſation und Romantik feſtgeſtellt. Joſef Nadler beanſprucht in einem geiſtvoll geſchriebenen Buche die deutſche Romantik des neunzehnten Jahrhunderts als eine ſpäte Frucht der mittelalterlichen Koloniſationsbewegung, durch die der Oſten Deutſchlands regermaniſiert wurde.*) Er ſieht innerhalb des deutſch-mitteleuropäiſchen Kulturkreiſes noch heute die römiſch-germaniſche und die deutſch-ſlawiſche Lebenseinheit, aus denen beiden das deutſche Volk gewachſen iſt. Die „ungeheure Tatſache dieſer Doppeltheit" macht ſich, ſo vernehmen wir, trotz vielfach gemeinſamer Schickſale, trotz aller ſozialen, politiſchen und kulturellen Bindungen bis in die Gegenwart hinein fühlbar. Nur im „Oſtraum", im Kolonialſande Oſtelbien, habe die deutſche Romantik zur Reife gelangen können, weil dort die klaſſiſche Ueberlieferung fehle.

Wie ſich aus jenem großen Siedelungswerk eine Kultur zu entwickeln vermochte, die der mutterländiſchen parallel, aber eben doch auf eigenen Wegen ging, m. a. W. wie aus dem räumlichen Abſtand ein geiſtiger werden konnte, das nachzuweiſen iſt wohl in der Tat eine Aufgabe, an die ſich nur eine umfaſſende tiefgründige Kenntnis der geſamten nationalen Gedankenwelt heranwagen darf. Die beſonderen Merkmale des kolonialen Charakterbildes habe ich in einem Aufſatz „Kolonialpſychologie" („Grenzboten", 21/4, 29/4 und 6/5 1922) zu ſkizzieren verſucht. Im allgemeinen lehrt die Kolonialgeſchichte, daß eine Kolonie mit ſteigender Eigenkultur ſich den geiſtigen Bahnen des Mutterlandes nähert. Ob ein beſtimmtes Kulturphänomen ſeiner Entſtehung nach mehr hierhin oder dorthin gehört, wird oft zweifelhaft und zum großen Teil Sache individuell motivierter Auffaſſung ſein. Die Muſen und Grazien ſind auch in der Mark vielſeitig. Die Aufklärung, die doch das Gegenſtück der Romantik war, hatte Berlin keineswegs verſchont, und das Geſetz der Entwicklung in Gegenſätzen gilt in der ganzen Welt. Karl Scheffler findet in Chodowieckis Schöpfungen ſowohl eine „ziemlich ſubalterne Abhängigkeit von den Stilkonventionen der Zeit", als einen kraftvollen „profanen Wirklichkeitsſinn" und urteilt, daß beides echt „märkiſch" ſei. Seiner Meinung nach iſt in dem traditionsarmen preußiſchen Kolonialmilieu der bürgerliche Naturalismus gediehen.**)

Rein rezeptiv bieten ſolche Streitfragen wenig Intereſſe. Hoffen wir, daß unſere weſt- und ſüddeutſchen Brüder ſich nach wie vor an den Werken der romantiſchen Kunſt erfreuen, ohne in ihr ein nord- oder oſtdeutſches Reſervatrecht zu erblicken und ohne darauf zu pochen, daß die Beſiedelung des Oſtens (am Rande bemerkt: eine der größten Taten des deutſchen Volkes) mitſamt ihren Folgen ihren Urſprung weſtlich der Elbe-Saale-Linie gehabt hat. Iſt es heute, wo wir mehr denn je auf einander an-

*) Die Berliner Romantik 1800—1814, Berlin, Erich Reiß Verlag.

**) Deutſche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert, Inſelverlag 1911, S. 156.

gewieſen ſind, von ſonderlichem Nutzen, noch mehr Linien und Anſchauungen aufzuſuchen, die uns trennen?

Vom *kolonialen* Standpunkt aus iſt es gegeben, den urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen Koloniſation und Romantik *umgekehrt* zu nehmen und feſtzuſtellen, daß die Denkart, die man die romantiſche nennt, jedem kolonialen Unternehmen große Dienſte geleiſtet hat. Sie lebt mit allen Regungen der Volksſeele gewiſſermaßen in Vielehe. Sie hat aber unleugbare Vorlieben verraten, und unter dieſen ſollten neben der *Geſchichtswiſſenſchaft* auch einmal die *Koloniſation* genannt werden. Die Keimzellen der Romantik ruhen im menſchlichen Gemüt und treiben Schößlinge, wo und wann die Umſtände wachstumfördernd wirken. Ihr erſtes bewußtes Hervortreten vor hundert Jahren, ihr erſter kursgebender Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft hat ihr den Namen eingebracht, den ſie nun trägt. Doch gab es ſchon lange Romantiker, ehe es Romanen, Romane und Romanzen gab. Seitdem der Menſch in der Welt ſteht, war er mit ihr unzufrieden. Man darf vermuten, daß das diluviale Bewußtſein von der Ahnung eines verlorenen Paradieſes beruhigt und beunruhigt wurde. Denn alles Geſchehen, was aus dem Konflikt zwiſchen Individuum und Welt entſpringt, beginnt mit der Ausmalung einer idealen Forderung von wechſelnder Art und Stärke. *Zeit* und *Raum* öffnen ſich der bedrängten Seele zur Flucht. Die Vorſtellung einer beſſern Vergangenheit, mit dem Nebengedanken der Wiederkehr, kam der Geſchichtsforſchung zu gute, und der Drang ins Weite, in fremde unbekannte Länder, der Zug gen Oſten, Süden oder Weſten, mit dem Reize des Neuen, Geheimnisvollen, Abenteuerlichen, förderte die Auswanderung, die extenſive Kultur. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die erſtere Richtung bei uns einen großen Vorſprung erhielt. Sie hatte keine Hinderniſſe zu überwinden. Vom Raum waren wir ſeit dem Dreißigjährigen Kriege durch eine ſich faſt ſtets ſelbſttätig zuſammenſchließende Koalition der Seemächte politiſch abgeſperrt. Gleichwohl iſt bereits in den Farben der Eichendorffſchen Wanderpoeſie eine koloniale Schattierung zu erkennen. Allerdings vertieft ſich Eichendorff ausgeſprochen nur in das ſpaniſche Milieu des Entdeckungszeitalters; er war Katholik und Spanien ſchon als Schauplatz der Kämpfe mit den mauriſchen Koloniſten das „alte romantiſche Land".

Dem Schickſal, vom Materialismus in Beſchlag genommen zu werden, entgeht auch die koloniale Romantik nicht. Wenn das unvermeidlich iſt, darf man ſogar ſagen, daß ihr Vorzug darin beſteht, eine gangbare Brücke zu den wirtſchaftlichen Intereſſen des Einzelnen und der Geſamtheit zu bilden. Zugleich muß ſie dann aber gegen die Schlagwortſeuche in Schutz genommen werden. In dem Magazin der Phraſen iſt die Marke „Romantiker" im Sinne eines weltfremden verſtiegenen Toren und Träumers zu haben. Zur Zeit Napoleons hatten noch keine Ueberſpanntheiten dieſe Begriffsſtreckung eingeleitet; er pflegte daher ſeinen Bedarf noch mit dem Worte „Ideologe" zu decken. Aber knapp ein halbes Jahrhundert ſpäter wankte ein Thron, weil ein Romantiker darauf ſaß. Dagegen wird Bismarck als „Realpolitiker" gefeiert. Solche Bedeutungsabwandelungen liegen teils in dem Verlauf der normalen Begriffsentwickelung, teils erfolgen ſie gewerbsmäßig zu Zwecken perſönlicher Polemik. Verdunkelt wird in dieſem Falle die längſt gewonnene Erkenntnis, daß große Leiſtungen auf allen Gebieten nicht aus kalter logiſcher Reflexion,

ſondern aus empfindungsſtarken intuitivem Schauen hervorgehen, wie ſehr auch häufig der äußere Anſchein dagegen ſprechen mag. Daß eine phantaſtiſche Beleuchtung auf Irr- und Abwege führen kann, iſt Altweiberweisheit. An ſchaffender Gewalt iſt die Phantaſie eine Rieſin, der bloße Verſtand ein Zwerg. Nicht die Realiſten ſind es, die für das Gemeinwohl etwas errungen haben, ſondern die Realiſatoren, und zu ihnen gehört denn auch der ſo oft „mißverſtandene" Staatsmann, deſſen einziger Fehler darin beſtand, daß er niemals hätte gehen oder niemals kommen ſollen.

Aus der Zeit, als die deutſche Kolonialpolitik noch mit grundſätzlicher Oppoſiition zu kämpfen hatte, entſinne ich mich, wie im Reichstage einſt Bebel ſich über die koloniale Begeiſterung luſtig machte und ſie quintanerhaft nannte. Gegen ihn verteidigte der Abgeordnete Georg v. Siemens mit Wärme den koloniale Quintaner. In der Sache hatte er Recht, dialiktiſch aber einen ſchweren Stand, und in der Hitze des Gefechts vergaß man allerſeits, ſich ſelbſt und einander darüber klar zu werden, daß die Kolonialpolitik nicht minder mit dem heterogenen Vorwurf der merkantiliſtiſchen Ausbeutung wilder Völker belaſtet war. Phantaſie und Begeiſterung ſind die Schweſtern der Romantik und die Gefährtinnen der Jugend. Ein junger Menſch, der in die Kolonien zog, um die brühmte blaue Blume dort zu ſuchen, iſt nicht zu tadeln, wenn er ſtatt ihrer ein Rittergut fand. Er kann doch nichts dafür, daß es von der Entente konfisziert wurde.

Das Friedensdokument von Verſailles hat die Grundlagen zu einer neuen Romantik gelegt. Was daraus werden wird, hängt freilich noch von dem nur bis zu einem gewiſſen Grade berechenbaren menſchlichen Faktor ab. Wenn der Geiſt ſich erſt von den Ausdünſtungen der neueſten Zynik, von den Schöpfungen des entriegelten höheren Blödſinns gründlich angewidert fühlen wird, dürfte die Abkehr von der Wirklichkeit vollzogen, der kritiſche Punkt erreicht ſein. Mit ſchonender Hand wäre die neue Bewegung ſo zu führen, daß ſie nicht in dem breiten ſandigen Delta unfruchtbarer Entſagung zerrinnt. Die „malaise" iſt allgemein. Gern tröſten wir uns zuweilen damit, daß die Siegervölker ebenfalls leiden, und unbeſtreitbar laſſen ſich die Gefühlstöne von hüben und drüben in ein gemeinſames äſthetiſches Syſtem bringen. Aber ſie ſind qualitativ verſchieden. Der Wirklichkeitsüberdruß iſt ein anderer bei dem Reichen, der an Verdauungsbeſchwerden leidet, als bei dem Bettler, in deſſen Eingeweiden der Hunger wühlt, und dazu kommen noch die feſten Unterſchiede der Nationalcharaktere. Will der deutſche Gegenwartsdichter nicht ausſchließlich ſeiner Kunſt, ſondern auch ſeiner Nation dienen, ſo möge er das Seinige dazu beitragen, daß wir unſer unvergängliches Anrecht auf die Erde nicht vergeſſen. Die Ausſicht ins Freie durch vergitterte Fenſter iſt ſchmerzlich, aber erzieheriſch, inſofern als ſie die Menſchen, die in dem vom Block des Abendlandes gebauten Zwinger leben, davon abhält, wie die wilden Tiere über einander herzufallen oder in ſtumpfer Gleichgültigkeit dahinzudämmern. Dann dürfte die von Kolonialkennern ſo oft verkündete lapidare Tatſache, daß z. B. ſchon der Beſitz e i n e r afrikaniſchen Kolonie der Unterernährung und dem Rohſtoffmangel weſentlich abhelfen würde, ein anſchaulicheres Verſtändnis finden, und die deutſche Intelligenz würde ſich vielleicht bequemen, den kolonialen Gedanken nicht mehr als Luxus oder Spielerei, beſtenfalls als eine jener ſogenannten Ideen zu betrachten, die ihre Zeit haben und dann auf den Müllhaufen geworfen werden, ſondern als den

konkreten Ausdruck einer bleibenden, ſtets dringlicher werdenden Lebensnotwendigkeit. Wir halten die Hoffnung auf Wiederherſtellung deſſen, was da draußen einſt unſer war, nicht für ein Luftſchloß. An Ermutigung hat es in der öffentlichen Meinung Englands und ſelbſt Frankreichs nicht gefehlt. Die Herren der Welt ſind mit überſeeiſchen Wirtſchaftsgebieten förmlich überlaſtet. Uns lächelt die Sonne der engliſchen Gunſt; Lord Northcliffe iſt nicht mehr. Die Anteilnahme an einer Beſſerung unſerer Valuta iſt laut und großenteils aufrichtig. Unſchwer wäre es, unſere Wünſche ſo zu formulieren, daß ſie ſich den durch die Lage der Dinge gebotenen Rückſichten anpaſſen. Wer aus dieſen Elementen etwas zu ſchaffen oder auch nur vorzubereiten verſtünde, wäre wahrlich ein Realiſator. Eine Kolonie iſt mehr wert als ein Moratorium.

Die ſeeliſchen Untergründe modernſter Kunſt.

Betrachtungen zu Abwehr und Verſtändigung.

Von Hans Schliepmann.

3. (Schluß.)

Man könnte alle hier geſchilderten Unzulänglichkeiten und Verbohrtheiten ſchweigend übergehen, wenn ſie ſich nicht ſo überheblich und aufdringlich in Szene zu ſetzen und unter den Man-weiß-doch-noch-nicht-Erregten Gläubige zu fangen unternähmen. Ein wundervoll ausgeſtattetes Organ: „Frühlicht, eine Folge (!) für die Verwirklichung des (!) neuen Baugedankens“, herausgegeben von einem wirklich nicht vielverſprechenden, jetzt zum geiſtig bolſchewiſtiſchen Stadtbaurat vorgeſchrittenen jüngeren Architekten, muß man zu leſen verſucht haben, um das kauderwelſche bombaſtiſche Phraſengewand zu ermeſſen, in dem dieſe von allem Zweckdenken Losgelöſten, alle Vergangenheit Verachtenden prieſterlich einherſchreiten. So ein Organ iſt freilich auch heute noch für den Wiſſenden ſchließlich nur — Spekulation und Geldſache. Aber in zahlreichen Kunſtzeitſchriften wird auch ſonſt von verſtiegenen oder honorarbedürftigen Evangeliſten neuer herumtaſtender Kunſt vor enem überzeugungsloſen und darum glaubenshungrigen Publikum jede modiſche Mücke mit ſchnitzelkräuſelnder Geiſtreichigkeit zum Elefanten emporgelobt. Geht man auch darüber noch mit einem Achſelzucken: „Papier, Papier!“ hinweg, ſo bleibt doch ganz bedenklich, daß auch in der ſtaatlichen Kunſtpflege aus berechtigter Kampfſtellung gegen wilhelminiſche Hohlkultur und aus doch ebenſo unkritiſchem Mitſchwimmen mit der Zeitſtimmung ſchon unterſchiedliche kuruliſche Seſſel den noch ganz in der Gärung Begriffenen zufielen. Gewiß: Pflege jedes blütenverſprechenden Keimes, ſelbſt einmal ein Experiment, obwohl wir dafür jetzt eigentlich nicht die Mittel haben! Und gewiß kein Alexandrinertum — obwohl es verſteckt noch genug unter den Neugläubigen ſpukt, ſolange das intellektuelle Deuteln über Kunſt noch einen viel breiteren Raum einnimmt als Kunſtſchaffen und Kunſtgenießen! Aber eine Erziehung zum Schaffen durch eckigſte, wenn auch meinethalben begabte, jedenfalls aber ſelbſt noch in der Entwicklung begriffene Köpfe iſt ein Unding; und noch bedenklicher mutet es an, wenn der Herr Reichskunſtwart aus-

geſprochenermaßen an eine Erziehung zur Geſchmacksempfindung durch das Geſchäft denkt, indem er ganz beſonders auf künſtleriſche Geſtaltung der Reklame hinwirken möchte. Wenn er dabei in einem offiziellen, nur zufällig in die Hände gekommenen Gutachten von dem Chaos des Geſchäftsſtraßenbildes als von einem „Rhythmus“ ſpricht, ſo drängen meine aſſoziativen Vorſtellungen mehr nach der Seite des Streumuſter- und Zickzackempfindens als nach einer Erziehung zum „Zuſammenſehen“, der Verarbeitung und Einordnung vieler Einzelheiten zu einem Geſamteindruck, und ich kann mich der Furcht nicht entſchlagen, daß einſt ein noch Fortgeſchrittener die Kunſterziehung bei einer Rhythmiſierung der Rummelplatzmuſik anheben wird.

Nun ſcheint der Herr Reichskunſtwart allerdings von der Anſicht auszugehen, daß die Allgemeinheit ſo kunſtblind geworden iſt, daß ſie zunächſt erſt einer Art Elementarunterrichtes bedarf; ſie muß erſt die einfachſten äſthetiſchen Eindrücke wieder *fühlen* lernen. Und darin hat er recht! Von Erörterung der hiernach nötigen Erziehungsmethode muß ich hier jedoch abſehen, weil das zu weit führen würde, und mich mit der Feſtſtellung begnügen, daß im Grunde auch unſere neueſte Kunſt eigentlich nur ein Verſuch zur Wiedergewinnung der äſthetiſchen Gefühlswerte iſt, die in der veräußerlichten und nur verſtandesmäßigen vorletzten Kunſt verloren gegangen und von den Umſtürzlern auch in der zu ſchweren Vorzeitkunſt nicht mehr „zuſammengeſehen“ werden konnten, was dann in der Zeitſtimmung des ſchnellen Haſſens zu einem „Ecrasez l'infame“ führte. Revolution ſtatt Evolution war aber unter den eingangs dargelegten Seelenſpannungen doch das naturnotwendige. So muß man denn ſchließlich doch anerkennen, daß es keinen anderen Weg gab, zu einer Kunſt zu kommen, die nicht länger nur im leeren Raum, ohne mitlebendes Volk, ſtrebt und ſchafft, als von vorn anzufangen, zu *lernen*. Man hätte es ſchmerzloſer, billiger durch Evolution haben können, durch andachtvolles und doch unbefangenes, der Zeitunterſchiede bewußtbleibendes Sichverſenken in beſte Vorzeitkunſt. Dazu fehlten aber in zu weiten Kreiſen die Vorausſetzungen: Zeit, Willigkeit, Beſcheidenheit, Begeiſterungsfähigkeit und innere Kultur. Wir waren geiſtig längſt ſo verarmt, wie wir es heut auch äußerlich ſind, und haben nun auch nur eine ärmliche neue Kunſt. Aber es iſt doch „Schwellenkunſt“, wie es Manfred Kyber in einem guten Aufſatz der „Grenzboten“ nannte. Wir müſſen mit dem Elementaren wieder anfangen, nun wir einmal die Brücken aus der Vrgangenheit abbrachen. So ergibt ſich alſo doch eine „primitive Kunſt“, aber nicht in dem weiter oben abgefertigten Sinne einer neu erhaſchten Mode, ſondern aus neuem *Fühlenwollen*.

Hier nämlich liegt die Hoffnung; und es war nötig, zunächſt reine Luft zu ſchaffen, die Scharlatane vom Markte zu jagen, die hohlen Töpfe zu zerſchmeißen, bis wir den unfruchtbaren Aſphalt ſehen, auf dem wir lärmend uns zerſtreuen, um das Ausmaß dieſer Hoffnung richtig werten zu können. Ueberwuchert noch vielfach von Betrieb, Mache, Senſation und Bluff, lebt doch, ſichtbarlich dem ſuchenden und willigen Auge, eine neue ſtarke Sehnſucht, ein wahres Hingenommenſein von der Idee, eine Inbrunſt des Gefühls in vielen modernſten Künſtlern. Mag man in kindlich naiver Ueberſchätzung ſchon vor Jahren die Ausdrucksmöglichkeiten der Linie im „Jugendſtil“ entdeckt haben, mag man ſich mit vereinfachten Farbenproblemen herumſchlagen, die freilich die Tizian Grünewald,

Turner, ſogar Makart ſchon viel mannigfacher und geiſtvoller behandelt haben, mag man den Ausdruck in Gebärden und Abwandlungen der Körperverhältniſſe in der mittelalterlichen Bildhauerei minder gewaltſam und mindeſtens ebenſo ausdrucksvoll finden können als bei unſeren Neutönern: es iſt doch wieder tiefer Ernſt, gläubiges Ringen um ſeeliſche Werte und ehrliche „Arbeit“ in vielen ihrer Werke. Die Virtuoſität der Macher weicht langſam dem Streben, neben, ja, vor den ſpezifiſch äſthetiſchen Werten, auch das auszugeſtalten, was in der Kunſt das oben erwähnte P l u s gibt: die Idee, die mehr noch ethiſchen als äſthetiſchen Werte. Sie ſind gerade heut nötiger als rein formale, bedeuten ſie doch ein Freiwerdenwollen aus der Atmoſphäre des Haſſes. Und darum iſt — ſobald wir erſt einmal ſehend geworden gegen Blender und Fexe — Geduld, Anteil, Pflege und Ermunterung dieſer „Schwellenkünſtler“ durchaus Pflicht der wahrhaft fühlenden und entſchloſſenen, vorurteilfürchtenden Mitlebenden. Sie bauen an der Zukunft!

Unſere Haſt will überall ſogleich Ergebniſſe ſehen, während wir doch an einer Weltwende ſtehen, die lange Jahrzehnte bis zur völligen Klärung brauchen wird. Wir müſſen uns darein finden, unſelig zu früh oder zu ſpät geboren zu ſein, mitten in die Gährung hinein, aus der erſt Enkel den Wein ſchlürfen werden. Von unſerer Zeit — —: was iſt von ihr zu erwarten? Aus zerſtampftem Boden, in der Luft von Haß und Not und Gier wachſen keine Blumen. Darum die Flucht aus ihr in die Phantaſtik!

Auch hier aber iſt doch wieder ein günſtiges Moment feſtzuſtellen: In der vorkrieglichen plattrealiſtiſchen Ausmünzerei war die Phantaſie überheblich in die Kinderſtube verwieſen worden. Die Kunſt durfte die duftigſten Gärten nicht mehr betreten. Jetzt führt man ſie mit faſt bacchiſchem Ueberſchwang aus der Verbannung zurück; Goethes Göttin, „die immer neue ſeltſame Tochter Jovis“ iſt auch die unſere geworden, ſo weit wir nicht zum Mammon beten. Oft iſt es noch ſeltſamer Götzendienſt, Taumeln mehr als Fliegen, und es fehlt an der Einſicht, daß Phantaſtik nur e i n Geſetz, aber doch auch noch ein G e ſ e t z hat: nur keine Illuſion zerſtören, keine Schranken erkennen laſſen, an denen der flatternde Schmetterling ſich den Staub von den Flügeln ſtreifen müßte! Darum iſt Können, vollendetſtes Darſtellenkönnen des Innerlichgeſchauten, die Vorbedingung für phantaſtiſche Kunſt, ſoll ſie nicht zur Stümperei oder zum Irrſinn werden. Sonſt aber — das ſollten ſich die Geregelten ſagen laſſen; — iſt der Phantaſtik alles erlaubt — — theoretiſch. Die Menſchen aber werden ſie ſtets verſchiedenartig aufnehmen, je nach dem Vorwiegen dieſer oder jener Grundanſchauungen und aſſoziativen Vorſtellungen. Wem das Naturgemäße über alles geht, wird im ganzen Rokoko nur die letzte giftige Blüte einer in Ueberfeinerung verkommenden Kultur ſehen; wem gekonnte, graziöſe Willkür die Macht zur ſpielenden Erſchaffung einer Märchenwelt zeigt, mag an das Gift ſo wenig denken wie bei der Herbſtzeitloſe, ſondern des Anblicks heiter genießen.

Es gehört alſo Willfährigkeit zum Mitgehen in des Künſtlers Phantaſusgärten dazu, ihn zu genießen. Und das iſt nun überhaupt die erſte Forderung, die an die Zeitgenoſſen zu ſtellen wäre, um die Kunſt wieder in das allgemeine Seelenleben des Volkes einzuordnen. Suchen ſollen wir die Seele des Künſtlers und nicht verlangen, daß ſie der unſeren gleiche, denn wie könnte ſie uns dann bereichern? Das klingt nun ſehr

merkwürdig, nachdem ich eingehend nachzuweiſen ſuchte, daß unſere Kunſtübung ſo ziemlich alles andere als vollkommen und ehrfurchtgebietend iſt. Aber es erklärt ſich doch, gerade weil wir nur eine Anfängerkunſt in ärmlichem Garten haben, wo Gutes nur gedeihen kann, wenn Unkraut, ja, alles Ueberflüſſige, ſorgfältig gerodet wird, alles Blüteverſprechende aber treue Pflege findet. So müſſen wir denn zuerſt unterſcheiden können, zumal der Marktſchreier übergenug ſind, die mit geilen Unkrautſtecklingen ihre Geſchäftchen bei den Torenſcharen machen möchten. Zur Förderung der Willfährigkeit muß alſo ergänzend die des Lernens kommen. Geübte, verfeinerte Sinne, ein Schatz von Vorſtellungen, gewonnen aus eindringlich liebevoller Betrachtung der Natur, des Seelenlebens und der Vorzeitkunſt, die ja mit nichten nur noch Herbariumkunſt iſt, muß uns urteilfähig gemacht haben. Dann aber — die dritte Forderung! — müſſen wir auch zu einer Ueberzeugung herangereift ſein, die nicht mehr durch die Schaumſchläger modiſchen Machertums zu blenden iſt und — die den Mut hat, ſich auszuſprechen, nicht überheblich, nicht überpäpſtlich, aber aus dem ruhigen Gefühl eines Lebensgewinſtes unerſchrocken und klar, dabei aber doch der Fehlſamkeit alles menſchlichen Urteilens bewußt und darum allzeit bereit, neue Geſichtspunkte aus anderer Urteil innerlich zu verarbeiten.

Mögen auch den T a g Schlagworte und Modenmeinungen beſtimmen; der Z e i t geben nur geſichtete Urteile das Gepräge — obſchon die Urteile ſich mit der Zeit zugleich ändern. Es wird immer ein Kampf der Urteile beſtehen bleiben; aber nur die ehrlichen, mannhaften haben Waffen.

So iſt es denn auch kein Unglück, wenn, ſelbſt bei gewachſener Willfährigkeit und Urteilfähigkeit, die Anſichten über ein einzelnes neues Kunſtwerk, einen neuen Künſtler noch auseinandergehen. Vielſtrahlig kann und ſoll eine lebendige Kunſt ſein; ſie hält ſelbſt Konventikel aus. Liegt auch bei denen, denen „ihre“ Kunſt allumfaſſende Herzensſache iſt, das fanatiſche „Hie Welf, hie Waiblingen“ immer viel näher als das ruhige „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen“: der Lebende kann ſeinen Kreis finden, die Zeit aber ſchafft den Ausgleich, wie ſie ihn z. B. zwiſchen den Wagner- und Brahms-Einſeitigen gefunden hat. —

Zweifellos: wir ſind noch recht weit davon, aus der Erfüllung jener drei Forderungen eine Atmoſphäre hervorgerufen zu ſehen, in der ſich eine geſunde, vom Volksempfinden getragene Kunſt entwickeln kann. Noch haben unter Schmerzen und Verkennung die wirklichen Künſtler daran zu ſchaffen, die beſtehende Atmoſphäre des Haſſes aufzuhellen. Aber gerade die Erwähnung jener beiden Meiſter — Wagner und Brahms — gibt uns eine Hoffnung: Ein Leipziger und ein Hamburger, in Zeiten verkümmernder Kunſt und in nüchternen Städten geboren, bewieſen erneut das ewige Wunder des Genies. Es ſteht außerhalb aller Entwicklung bei ſeinem Erſcheinen; dann aber wächſt es aus geheimnisvollen Untergründen und wird beſtimmend für weitere Entwicklung. So gilt denn alles Geſagte nur für die Kunſt, die Ausdruck der Zeit iſt; die wir nicht entbehren können, ohne in Barbarei zu verfallen; die jedes Jahr ihren Frühling aus Naturdrang heraus hat und auch aus dürrem Boden wachſen muß, bis zur Kunſt der ſtarken Talente, die aber dann auch damit den Boden ſchafft, aus dem das Genie Kräfte zu ſchnellerem Wachstum ſaugen kann; die ſeinem überzeitlichen Wirken die Wege bereitet. — Nur die ahnend Erwartenden ſehen ſolchen Stern über der armen Krippe aufgehen und

pilgern ihm glaubend entgegen. Doch nach mehr als drei Jahrzehnten noch ſchreit die Menge, die von keinem Sterne weiß, noch wiſſen will, ihr „Kreuzige, Kreuzige!“ Uns aber laſſet hoffen, „bis die Zeit erfüllet ward,“ und inzwiſchen — arbeiten, die Seelen bereitzumachen, den Unechten den Rücken kehren, um deſto unbefangener, liebegewillter den Lauteren und bahnbrechend Strebenden das Herz zu öffnen.

Bis dahin aber gilt es, Geduld und Ruhe bewahren, auf daß wir nicht auf jeden neu ausposaunten Meſſias hineinfallen. Wir haben ſchließlich kein Recht, ihn zu erwarten, ehe nicht die Gemüter ſich auf Edleres eingeſtellt haben. Für den Tagesbedarf aber an Kunſt ſcheint es mir immer noch erfreulicher und — erziehlicher, ſich eindringlich den Sachwerten hinzugeben, ſtatt übereilten Perſonenkultus zu treiben und ſich mangels neuer „Ewigkeitswerke“ lieber mit guten Epigonenwerken zu begnügen, ſtatt ſich gewaltſam und haſtig „nurmodern“ betrüglich wie betrüblich zu erſättigen. Ich wenigſtens bin dankbarer dem, der mir Gedichte vorlegen ſollte, die man für goethiſche halten könnte, als dem, der mich zwingen will, ſinnarmes, aufwändiges Geſtammel für zukunftsträchtig zu halten.

Preußiſche und däniſche Beamte.

Der neuen in Tondern, Carſtensſtraße 7, erſcheinenden Zeitſchrift „Nordſchleswig, Beiträge zum volklichen Aufbau“, dürfen wir folgende Beleuchtung der Stimmung in der Nordmark entnehmen. Sie diene als Ergänzung des in der letzten Nummer veröffentlichten Artikels „Däniſche Poincarés“.
Die Schriftleitung.

Hat man auf dem Amtsgericht in Tondern zu tun, ſo kommt es aus verſchiedenen Gründen leicht, daß man dort vergleiche anſtellt zwiſchen dem Einſt und Jetzt.

Sie waren oft etwas barſch in ihrem Ton und Auftreten, unſre alten preußiſchen Beamten, ſowohl die akademiſch gebildeten wie auch die, welche von der Pike auf im Heer oder auf der Schreibſtube gedient hatten. Nicht immer lag „Knigges Umgang mit Menſchen“ zur Hand. Der vielgeſchmähte Militarismus war nicht allein der Grund zu dem etwas ſchroffen Weſen der Beamten; es war das Selbſtbewußtſein des Einzelnen: „Ich beherrſche das Amt, welches ich verwalte, und kenne mich darin aus.“

Bekam man dann und wann beim Eintritt in das Bureau einen gelinden „Anhaucher“, ohne Umſchweife wurde dann aber auf die Sache losgegangen. Man bekam kurzen, bündigen Beſcheid und verließ darauf das Gerichtsgebäude mit dem Bewußtſein: „Deine Sache wird prompt erledigt!“

Einfach und ſparſam war der ganze Geſchäftsgang bei den Preußen. Ein Amtsrichter mit 3500 Mark Beſoldung konnte ſich keine großen Extravaganzen erlauben, ebenſowenig der Gerichtsſchreiber mit 1500 bis 2000 Mark Gehalt.

Die Sorge für Ruhe und Ordnung im Dienſt lag allein dem allbekannten Gerichtsdiener ob. Vielſeitig in ſeiner Tätigkeit, ſorgte der Allein-Uniformierte

noch mit Umſicht, daß ein vor Gericht Geladener, der ſich ſchwer von Fräulein Kranzens Portwein trennen konnte, doch pünktlich zum Termin erſchien.

So war es einſt.

*

Kommſt Du jetzt mit einem Anliegen auf das Gericht, meiſtens empfängt Dich der dienſttuende Beamte zuvorkommend und freundlich. Alles, was recht iſt.!

Freundlich und wohlwollend läßt er ſich Deine Angelegenheit vortragen. Er verſpricht in nächſter Zeit Deine Sache zu ordnen und Dir Nachricht zukommen zu laſſen.

Befriedigt verläßt Du das Bureau und denkſt draußen: „Einerlei, die däniſchen Beamten ſind entſchieden freundliche, zuvorkommende Menſchen, nicht dieſer Unteroffizierston wie früher zuweilen!“ —

Es vergehen einige Wochen; der Beſcheid, den der freundliche Beamte Dir ſenden wollte, iſt ausgeblieben. Du kommſt gelegentlich zur Stadt und erkundigſt Dich gleichzeitig nach dem Stand Deiner Sache.

Der Beamte drückt Dir die Hand, weiſt auf einen großen Haufen Akten hin, welche alle der Abfertigung harren, und entläßt Dich mit der Zuſicherung baldiger Erledigung Deiner Angelegenheit.

Ein klein wenig enttäuſcht verläßt Du das Gerichtsgebäude. —

Die Zeit ſchreitet weiter; es geſchieht nichts in Deiner Sache. Du wirſt etwas ungeduldig.

Bei Deiner nächſten Anfrage auf dem Gericht erhältſt Du den Beſcheid, daß der Erledigung Deiner Angelegenheit Schwierigkeiten aller Art entgegenſtehn. Der Beamte hat Bedenken, von denen Du nichts geahnt, gerade weil Du in deutſcher Zeit ähnliche Sachen durchgeführt haſt. In gemütlicher Weiſe vertröſtet Dich nochmals der Beamte auf die Zukunft.

Mehr oder weniger verſtimmt gelangſt Du auf die Straße und denkſt ſo unwillkürlich: Der däniſche Beamte mag vielleicht im Umgang mit dem Publikum freundlicher als der preußiſche ſein; der Geſchäftsgang der Gerichtsbarkeit bei den Preußen hatte aber entſchieden mehr Schwung. Da gab es kein unſelbſtändiges Taſten und Bedenken.

In Deinem Gedankengang fragſt Du weiter: „Sind die däniſchen Beamten mit Arbeit überhäuft, iſt die Zahl der angeſtellten Beamten zu gering, oder werden dieſe von der allſeitig in Anſpruch genommenen Milchkuh ‚Staten“ ſo ſchlecht beſoldet, daß es verzeihlich iſt, wenn der Geſchäftsgang ein ſo langſamer iſt?

Ich kann die Fragen nicht beantworten; die Steuerzahler behaupten entſchieden das Gegenteil.

Eins iſt ſelbſt dem Laienauge erſichtlich, nämlich die Zunahme der Uniformierten gegen früher. Ein Uneingeweihter könnte glauben, im Gerichtsgebäude befände ſich die Wachtſtube einer ſtarken Polizeitruppe.

*

Ich habe abſolut nichts gegen den einzelnen Beamten und gönne jedem ſein Brot. Wir leben jedoch in einer Zeit der raſch abſteigenden Konjunktur. Wohl jeder Stand, ob Landmann, Handwerker, Arbeiter oder Kaufmann, ſeufzt unter der ſo ſchwer aufzubringenden Steuer. Wir Steuerzahler, die wir zuſammen die Staatskaſſe bilden, fordern daher, daß der Staat überall in der Verwaltung und Polizei, im Eiſenbahn- und Poſtweſen nur ſo viele Beamte

anſtellt, wie dies unbedingt notwendig iſt für einen geregelten Betrieb. Wir verlangen, daß die Beſoldung der hohen wie auch der unteren Beamten den Preiſen für den Lebensunterhalt in der jetzigen Zeit angemeſſen wird.

D. Dethleffen, Landmann, Goth.

* * *

Die ernſten Schlußfolgerungen aus der launig-anſchaulichen Eingangsplauderei obiger Zuſchrift kommen noch mißverſtändlicher zum Ausdruck in folgender weiteren Einſendung:

Wie viele haben nicht geglaubt, ſich mit dem Stimmzettel von einem zuſammengebrochenen, in den Händen der Entente und der Spartakiſten befindlichen Staate loslöſen zu können, um Untertanen eines geordneten Staates zu werden, deſſen Finanzen ſich, wie man annahm und auch annehmen durfte, während des Krieges bedeutend verbeſſert hatten durch Lieferung an den in Not befindlichen Nachbarn. Aber dieſer Traum iſt zu Ende, der Steuerzettel und die ganze Verwaltung des Staates hat auch denen die Augen geöffnet, die nicht früher ſehen wollten.

Einen auskömmlichen Verdienſt hat in Dänemark nur der Beamte, für die Erwerbsſtände, mögen ſie nun Landwirte, Kaufleute, Handwerker oder Arbeiter ſein, ſieht es traurig aus, und die Zukunft ſcheint mir auch nicht roſiger. Wie kann ein ſo kleines, armes Land ein ſolches Beamtenheer mit ſolchen Löhnen unterhalten, und wie kann es auf die Dauer 90 000 Arbeitsloſe unterhalten? Nur durch unerhört hohe Steuern und Aufnahme von Anleihen oder Verkauf von Inſeln (wir könnten ja noch Grönland, Färöer und Seeland abgeben und vielleicht auch Nordſchleswig?)

Wenn Dänemark nicht ganz verelenden ſoll, dann iſt es Zeit, an „Sparen und Arbeiten" zu denken, und zwar ſoll von oben, von den Miniſterien angefangen werden. Die Gehälter müſſen revidiert werden und jeder überflüſſige Mann muß raus, die übrigen müſſen in der Arbeitszeit auch wirklich arbeiten und nicht rauchen; das Rauchen kann nach Feierabend geſchehen. Alle nicht notwendigen Ausgaben müſſen zurückgeſtellt werden. Nur ſo können die Finanzverhältniſſe wieder geſunden.

Es ſcheint ja, daß Dänemark ſich an Nordſchleswig den Magen verdorben hat. Wie wäre der Zuſtand erſt geworden, wenn es noch die 2. und 3. Zone mitgeſchluckt hätte?! Da wären die Magenbeſchwerden wohl unerträglich geworden.

Wäre es vielleicht nicht beſſer für Dänemark, den alten Zuſtand mit der Grenze an der Königsau wiederherzuſtellen? Ein Leſer.

* * *

Die bittere Ironie, die an mehreren Stellen dieſer Zuſchrift durchbricht, beleuchtet wohl grell genug den grauſamen Fehlſchlag der Berechnungen Dänemarks — desſelben Dänemarks, das früher mit Vorliebe gerade in bezug auf Nordſchleswig das Wort von „Preußens Unfähigkeit zu moraliſchen Eroberungen" wiederholte („preußiſch" war und iſt den Dänen ja alles Deutſche in Schleswig-Holſtein, und ob es noch ſo bodenſtändig gewachſen iſt). Wo ſind Dänemarks „moraliſche Eroberungen" in „Südjütland"?

Kleinbilder am Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

1. Der Glücksbauer.

Früher dachte ich mir die Sache so: Ein Bäuerlein pflügt seinen Acker an der Ruhr Immer an derselben Stelle bleibt die Pflugschar hängen, und der Ochs muß die Peitsche spüren. Einmal aber reißt die Pflugschar einen Brocken los, der fliegt schwarz herüber auf die Schollen. Aha! denkt der Bauer, läßt den Ochsen halten, holt die Hacke und . . . soweit er hackt, ist das Feld steinig und schwarz, also voller Kohlen! Schlau, wie er ist, gräbt er an verschiedenen Stellen seines Feldes und findet ein riesiges Lager. In der Nacht forscht er auf den Feldern seines Nachbars und kauft am nächsten Tag alle Aecker heimlich zusammen. Nun beginnt er, den Schatz zu heben, schafft Gäule an und einen Wagenpark, und die ganze Provinz bezieht von ihm den Winterbrand! Er kann nicht Gäule genug kaufen, nicht Fuhrknechte genug halten! Er baut sich schon ein Schlößchen, er kann sich das leisten! Am Ende des einen Feldes schlängelt sich faul und verträumt zwischen Blumen und unter Weidenkätzchen die Ruhr, und ihre Forellen schwingen sich aus Uebermut zappelnd in der Luft und schlagen richtiggehende Purzelbäume! Der Schloßherr läßt Schleppkähne anfahren, beladen, abfahren! Bis nach Mainz hinauf müssen sie! Ueberall im deutschen Vaterland rauchen Schornsteine, Eisenbahnen qualmen Rauch von der Ruhr: warum sollen nicht Schiffe von demselben Rauch qualmen? Sie qualmen schon! Die klaren Wellen mit den Forellen werden toll gepeitscht, und allen Fischen wachsen die Augen. „Eisen herbei!“ ruft der Schloßherr, „ich baue mir Bahn und Schiff selber.“ Das Eisen fließt, ergießt sich, erstarrt und stampft am Fluß hin und im Fluß hin.

Das Feld senkt sich von dem Abbau. Messungen, von den ersten Ingenieuren ausgeführt, ergeben, daß der Abbau „über Tag“ sich erschöpft: da wird der erste Schacht geschlagen, und auf dem „Arschleder“, das jetzt nur noch an der Galgenform der Bergleute zu sehen ist, rutschen hunderte von schwarzen Männern „unter Tag“. Aus meiner Heimat fließt Grubenholz nach der Ruhr; ich weiß erst jetzt richtig, was das ist. Bergknappen blasen in den Gassen und verkaufen Heftchen vom großen Grubenunglück des letzten Jahres. Ha, wie ich das jetzt alles so genau weiß! Die große Zeit kam rasch; sie ist dort unten, wahrlich, nicht kleiner geworden. Ich bin der festen Hoffnung, daß von dort aus die Not zerstampft werden wird, denn unsere Väter und Großväter waren noch Bauern!

2. Hochöfen.

Fünf Hochöfen nebeneinander gebaut, das sieht man selten! Die gleichmäßige Wiederholung all der gigantischen Linien und Formen löst gleich gotischen Ficlen eine entzückende künstlerische Wirkung aus, die, ins Riesenhafte gestaltet, urweltlich klingt. Aus dem schwarzen Gestänge rattert sich eine Förderkatze empor und steigt rasch und doch von ungeheurer Last gewaltsam verzögert, den steilen Schienenweg hinan, und der Lastkorb senkt sich. Im gleich verhaltenen Tempo kommt eine zweite von oben herunter und schleppt den belasteten Korb, der an fünfhundert Zentner wiegt, aus dem schwarzen Gestänge hinan und senkt sich gemächlich wieder ins schwarze Gestänge. Am dritten Ofen gleitet, von unten gesehen, kaum sieben Meter entfernt, eine gleiche Katze nieder und hinten hebt sich der Korb an seinem wuchtig gekrümmten

Haken. Wie das ſo ſachte rattert! Wie das ſo voller Pferdekräfte ſteigt und ſinkt! Da weiß ich irgendwo einen Mann ſitzen, der drückt auf ein Hebelchen, und drückt bald auf das erſte, bald aufs zweite, bald aufs dritte, dann aufs vierte und aufs fünfte Hebelchen, und die fünf Förderkatzen folgen geduldig und exakt. Hei, wie hinter und über dem Geſtäng und weit über dem Geſtäng und über den Seilen und Rädern und maſſigen Kettenzügen die ungeheuren Leiber der Oefen ſich dehnen! Der erſte iſt ſchon an zwanzig Jahre alt, iſt dick und plump wie ein ſchwangeres Elefantenweib, und er qualmt nicht, und die Förderkatze hat ſich irgendwohin verkrochen, und die Auspuffrohre der Winderhitzer ſind ohne Dampf. Dieſe Winderhitzer ſtoßen heiße Luft in den Ofen, daß die Maſſe beſſer brodelt, und ſie umſtehen die Oefen wie Hofkamarillen, die ihre Wünſche durchſetzen wollen! Wie das pufft und ſchottert; fünf an jedem Ofen, von fünf Seiten her peitſchen ſie die überhitzte Luft in die Feuerſpeiſe des Rachens. Da unten im Geſtänge ſchiebt ſich die Eiſenbahn Wagen um Wagen vor, und die Katze erwiſcht Wagen um Wagen! Ich ſehe dann, daß Ofen „eins“ leergebrannt, ausgebrannt iſt, daß er abgebaut wird. Er iſt noch ganz in Backſtein aufgeführt: eine mittelalterliche Burg, ein Raubritterneſt, ein Rachen, wie ihn Dante nicht erſchaut hat. Ganz leer ſteht er da neben den jüngeren Brüdern und kann nicht mehr ſchaffen und bricht in ſich zuſammen. Eiſenſchienen ragen zerbogen in ſeinen klaffenden Bauch. Ueber ihn hinweg konſtruiert ſich ſchon wieder eine neue Anlage, wie Eltern, die ins Altenteil des Hauſes ſich zurückgezogen haben, von wachſenden Wänden umbaut werden. Alter, ausgedienter Veteran: könnte man dich aufs Alleeplätzchen ſtellen, gäbſt du ein ſtattliches Hochhaus ab, und draußen vor der Stadt könnte die halbe Vorſtadt dich ſich zu Wohnungen umbauen! Faſt keine Menſchen ſieht man; eben ſpringen etliche hin und her, treiben eine Stange von vier Metern in das Pförtchen des zweiten Ofens ein. Ich entferne mich, die flüſſige Glut wird angebohrt wie daheim ein Weinfaß, und die Hammerſchläge dröhnen zwiſchen den eiſernen Trägern. Waſſerſtrahlen umziſchen die kleine Pforte, die Männer ſetzen farbige Gläſer vor die Augen. Mit heftigem Schlag bricht die Pforte auf, weißglühend ſchießt das Eiſen hervor, ſpritzt, ergießt ſich in die Sandrinne und fließt zahm einher wie ein Wieſenbächlein. Kleine Schlacken tanzen auf dem durch die Unebenheiten des Sandes bedingten Faltenſpiel, das pfeilſchnell voraneilt. Die Luft zittert etwas heftiger als die des Sommers über den Straßen, unzählige Funken, Schlackenteilchen und verſprühte Eiſenmoleküle tanzen überm Fluß entlang wie muntere Marienkäferchen im Mai. Weislich wird der Strom verteilt wie das Frühlingswaſſer auf einem Rieſelfeld, und über der nun rot und dunkel und ſchwarz gewordenen Plantage ſchwirren die verirrten Funken wie Schmetterlinge über den Blumen. Ich halte die Hände vor die Augen, Hitze und Leuchten abzuwehren. Ein Krahn lieſt im anderen Feld die Eiſenklumpen zuſammen, ein rieſiger Magnet hilft ihm, und ein Eiſenbahnzug füllt ſich gemächlich und rollt ab. Ofen „drei“ und „fünf“ werden angeſtochen, drüben, jenſeits des Bauches fließt in dünnem Faden flüſſige Schlacke in einen Transportwagen. Ich muß heute Nacht noch einmal kommen!

3. Walzwerk.

Am Eingang zum Walzwerk brodelt dasſelbe Eiſen in den ſieben Beſſemer Birnen. Ich werfe eine Pelerine aus Wachstuch über Hut und Mantel und ſchiebe eine dunkle Brille vor die Augen und trete hinzu. Wenn heiße Luft einſpeit, iſt der Hexentanz genialiſch: ſo wirbelte mein heimiſches Ackerfeld, auf

dem ich nunmehr meinen Kohl baue, ſo wirbelte ich ſelber, denn ich bin leider aus Erde gemacht, in dem Geſtröm der Urwelt, und meine Atome ſchoſſen zur Sonne auf, von der ich genommen bin. Daß doch erſt in dieſem unſerem Erſtarrungsprozeß die Seele ſich zeigen wollte! Nun bändigen wir die Knochen der alten Mutter Erde und machen Eiſen und Stahl. Schmeißt eine Sklavenſchaft hinein in dieſe Birnen und macht einen Menſchen daraus; ſchmeißt eine Menſchheit hinein und macht einen Gott aus ihr! Wirf dich ſelber hinein, Sklave, Menſch, und komme als Menſch, als Gott wieder hervor aus dieſem Höllenbad! Was muß ſie ſo zärtlich mit den Verdammten umgehen, die Hölle, wenn wir den Alten glauben dürfen! Und wem ſollten wir glauben, da wir glauben wollen! Iſt dies nicht Vernichtung, iſt dies nicht Hölle? Iſt dies das Leben der Sonne, unſerer Sonne? Das Ewig-Zeugende? Kalk fliegt ſchippenweiſe hinein und verſprüht in die vulkaniſchen Wände, prall gefüllt mit einem Teil des Geheimniſſes. Leichthin dreht ſich die ungetüme Birne in ihren Achſen, die weiße Flut ſchwabbelt hin und her, Funken ſtoßen über ihr glühend grüne Dämpfe empor, garbenweiſe bis an den Himmel, eine einzige Garbe ſchießt empor bis an den Himmel. Wir alle flüchten aus dem Feuerregen und nahen nur zaghaft wieder. Hinter mir rattert der Krahn mit neuer Ladung: ein Ruck mit etlichen Stangen, die Birne kippt um wie ein Schnepptarren, die flutige Glut ergießt ſich in die Tiefe wie die Mama Milch eingießt, füllen ſich die ſchweren Tröge, und Krahne führen ſie in ihre Betten hinter Schloß und Riegel. Dämpfe quirlen gebändigt an Schloß und Riegel. Der Krahn kommt geknarrt: Köpfe weg! Ich werfe mich platt auf die Erde, hahaha!! Er ſtößt eine Tür ein, ſieht, daß das Weißglühende rotglüht, greift hinein, zieht den Trog herfür, ſtülpt ihn um, ſo daß der feſte Block aufrecht daſteht: zwei Meter hoch, einen halben Meter im Geviert. Ein Zängelchen packt ihn wie mit zwei Fingern, zuckt, als probiere es erſt einmal, und weiß doch genau, wies beſtellt iſt, und raſt mit dieſem roten Block durch den Raum. Wohin nur? Da hinten ſchwebt noch einer, ein dritter hebt ſich, ich möchte fliehen! Legt ihn unter den Dampfhammer! Der ſetzt ſich drauf und ſtößt dran herum, und der Block gibt nach wie wenn er aus friſchem Ton wäre. Da er ſo leicht ſich hämmern ließ, ſchmeißt ihn eine Zange von oben herab aufrecht und ſchleudert ihn auf die Walzen. Die fangen voller Wolluſt an zu rollen und ſtoßen ihn durch das Gatter, da wird er ſchlank und lang gewalzt, hin und her, hin und her. Ein T-Träger beginnt, ſich anzudeuten. Immer enger wird das Gatter, immer dünner wird der Koloß, immer länger. Vom Gatter ſenkt er ſich, wie wenn er aus Teig wäre, gemütlich auf ſeine Walzen, die aber haben kein Erbarmen. Der Feuerwurm wird hin und her geſchleudert, und da der T-Träger fertig iſt, läuft er mir davon, noch ehe ichs bedacht! Da drüben wirbelt eine ganz lange Schlange auf und ab, die Männer packen ſie und ſtecken ſie in immer dünnere Gatter, und dann, da ſie ſchier unüberſehbar lang iſt (ſie ſtammt auch aus einem Trog) ſpringt ſie an eine Spule und rollt ſich auf und fliegt ſeitab in die an Ketten herabhängenden Zangen der Lehrbuben.

4. Fünf Drähte.

Einmal ſchlief ich im Hinterſtübchen. Das Fenſter über meinem Haupt war nicht verhängt, und die Deichſel des Großen Bären pendelte in die Scheibe. Als ich morgens erwachte, ſchoſſen gelbgrüne Wolken über mir einher und trugen Gott weiß welche Giftſtoffe in ſich, Gott weiß welche Heilſtoffe. Fern

pufften die Ausſtoßroße der Winderhitzer, und ich ſah im Geiſt ihre Dampfballen, die oft wie die Ringel eines verträumten Rauchers aus dem Klubſeſſel aufwirbelten, und gedachte der Rieſenkraft, die mit ihnen verloren ging. Da ſah ich hinter der Scheibe vor den grüngelben Wolken fünf Drähte gleichgezeilt einhergehen; ſie ſchnitten diagonal durch mein helles Geſichtsfeld. Und da meine arme Seele ſo müde war all der ungeheuerlichen Wucht und diesſeitigen Größe, all der Reflektionen — wie der Menſchengeiſt die verſteckteſte Materie birgt und bändigt wie ein wildes Tierchen, — ſo ſprang ſie auf einmal mit beiden Füßen (wenn man ſo ſagen darf) zwiſchen dieſe fünf ſchwarzen Drähte, die ihre fünf Notenlinien waren, und ſummte und ſang und jubelte in ihren älteſten Weiſen und erging ſich gleich den großen Hirtenknaben der Weltgeſchichte, gleich David, gleich Johanna, gleich Hans Thoma, gleich den großen rheiniſchen Hirtenknaben Beethoven und Rembrandt und Grünewald, und ſie ward gar nicht müde, gar nicht müde, aus den bewährten Tagen der Jugend immer neue Lieder zu ſingen, und ſie ließ mich Lerchen hören und Schmetterlinge ſehen und ein barfüßiges Mädchen küſſen!

Sollte ich an dieſem Tag „einfahren"? Ich fuhr ein.

(Fortſetzung folgt.)

Weltſpiegel.

6. September.

In den Tagen, als die Abgeſandten der Reparationskommiſſion, Sir John Bradbury und Mauclère, in Berlin verhandelten, laſtete über ganz Europa das Gefühl einer herannahenden Kataſtrophe. Der die ſchlimmſten Befürchtungen noch hinter ſich laſſende Sturz der deutſchen Mark, der nahezu ihrer völligen Entwertung gleichkam, in Verbindung mit der Haltung Poincarés, die — gleichſam eine Verhöhnung der ganzen Welt — nicht im geringſten erkennen ließ, daß von den unſinnigen Forderungen Frankreichs auch nur eine einzige geſtrichen werden ſollte, ließ kaum noch eine Hoffnung aufkommen, daß der wirtſchaftliche Zuſammenbruch Europas ſich werde vermeiden laſſen. In allen wirtſchaftlich bedrohten Ländern hielt ernſte, bange Sorge ihren Einzug. Der Gegenſatz zwiſchen England und Frankreich erreichte eine Schärfe wie nie zuvor. Während aber England angeſichts dieſer Lage aufrichtigen Aerger und unverhüllte Beſorgniſſe verriet, machte Frankreich gar keinen Hehl daraus, daß es den Konflikt mit England gar nicht fürchte, im Gegenteil dann um ſo lieber allein vorgehen werde, um ſein Recht zu erzwingen.

Aber die in Berlin erhaltenen Eindrücke und Informationen Bradburys und Mauclères waren doch nicht ohne Wirkung geblieben. Es ergab ſich daraus die Unmöglichkeit, daß die Reparationskommiſſion als ein Ganzes diesmal den Willen Frankreichs tat. Die engliſche Delegation in der Kommiſſion war entſchloſſen, für die bedingungsloſe Gewährung eines Moratoriums an Deutſchland zu ſtimmen; Frankreich blieb dabei, daß höchſtens ein ganz kurzfriſtiges Moratorium bewilligt werden könne, und auch dieſes

nur dann, wenn von Deutschland eine Sicherheit durch „produktive Pfänder“ gegeben würde. So hing denn alles von der Haltung Italiens und Belgiens ab. Es versteht sich von selbst, daß Belgien, so gerne es um seiner eigenen Ansprüche und seiner politischen Lage willen mit Frankreich Hand in Hand ging, ein dringendes Interesse daran hatte, ein offenes Auseinanderfallen der Entente und Gewaltmaßnahmen Frankreichs im Rheinlande und im Ruhrgebiet zu verhüten. Daher mußte es alles aufbieten, einen Vermittlungsvorschlag zu finden, auf den Frankreich eingehen konnte und der zugleich Europa noch im letzten Augenblick vor dem Sturz in den Abgrund einer Wirtschaftskatastrophe zurückriß, während er Englands politische Besorgnisse beseitigte. Italien endlich stand zwar, was seine Meinung in der Reparationsfrage betraf, auf der Seite Englands, aber es mußte auch daran denken, daß eine Uebereinstimmung Frankreichs in der Reparationskommission zu einem offenen Konflikt zwischen Frankreich und England führen konnte, der nicht in Italiens Interesse lag. Denn um der Orientfrage willen durfte Italien es mit Frankreich nicht ganz verderben. Daher hielt es sich zurück und überließ in der Reparationskommission Belgien die Mühe, einen Ausweg zu finden.

Und wirklich wurde ein Ausweg aus der unmittelbaren Gefahr gefunden — ein Ausweg, wenn auch freilich keine Lösung der eigentlich gestellten Aufgabe. Aber es war eine Entspannung und Entlastung für den Augenblick und insofern eine Wohltat für die wieder aufatmende Welt. Frankreich, das die Lage durch seinen Starrsinn so gründlich verfahren hatte, hatte die Genugtuung, daß seiner Forderung gemäß das Moratorium formell abgelehnt wurde. Auf Grund dieses äußerlichen Triumphes konnte nun sogar Poincaré nachgeben, indem er dem belgischen Vorschlag beitrat. Er konnte nun nicht anders, denn seine einseitig militärisch-politische Starrheit in der Verfolgung seiner imperialistischen Ziele setzte ihn nachgerade einem starken Druck der weltwirtschaftlichen Großfinanz aus, der ihm gefährlich werden konnte.

Der belgische Vorschlag, der nach Ablehnung des Moratoriums — wobei Frankreich und Belgien gegen England stimmten unter Stimmenthaltung Italiens — einstimmig angenommen wurde, ging von der Tatsache aus, daß die in der nächsten Zeit von Deutschland verlangten Reparationszahlungen nach dem Verteilungsplan der Entente nur Belgien zugute kommen sollten. Wenn Belgien nun erklärte, daß es sich statt der verlangten Zahlungen mit deutschen Schatzbonds, deren Frist auf sechs Monate laufen sollte, zufrieden geben wolle, so konnte sogar Frankreich nichts dagegen haben, und Deutschland erhielt tatsächlich ein Moratorium von sechs Monaten, nur daß es nicht so genannt werden durfte. Aber einen Haken hatte die Sache. Belgien wollte die deutschen Schatzwechsel diskontieren können und sollte zu diesem Zweck nach dem Beschluß der Reparationskommission mit Deutschland über die nötigen Sicherheiten verhandeln. Das sind die Verhandlungen, die heute in Berlin stattfinden. Aber welche Garantien kann Deutschland, dessen Zahlungs- und Kreditunfähigkeit jetzt offiziell von der Reparationskommission bescheinigt worden ist, Belgien geben? Verfügte es über geeignete Werte dieser Art, so würde es auch zahlen können. Die Reichsregierung verfügt über keine Goldreserve mehr. Das Gold der Reichsbank ist, seit auf Verlangen der Reparationskommission die Autonomie dieser Bank erklärt worden ist, Privateigentum und staatlichen Eingriffen entzogen. Hier liegen also noch Schwierigkeiten im Wege, für deren Ueberwindung in diesem Augenblick noch kein Mittel bekannt ist. Unsere Lage ist nach wie vor kritisch.

Noch schlimmer als uns geht es jedoch der deutschösterreichischen Republik, die durch die Bestimmungen des Friedensvertrages von St. Germain in eine Lage gebracht worden ist, in der sie nicht leben und nicht sterben kann. Wir haben vor einem Vierteljahr an dieser Stelle diese Lage gekennzeichnet. Durch Errichtung einer Nationalbank hat Oesterreich neben einer Zwangsanleihe eine Linderung seiner Nöte zu schaffen und die Wiederherstellung seiner Kreditfähigkeit sowie die Grundlegung eines wirtschaftlichen Aufbaues vorzubereiten gesucht. Aber die von der Entente versprochene finanzielle Hilfe ist ausgeblieben. Der Bundeskanzler Seipel entschloß sich darauf kurz, eine rückhaltlose Darlegung der dem Zusammenbruch nahen Lage Oesterreichs an die Ententemächte zu richten, zugleich aber persönlich Besprechungen mit den leitenden Staatsmännern der Nachbarstaaten einzuleiten, um kein Mittel zur Rettung des sinkenden Staatsschiffs unversucht und unbeachtet zu lassen. So reiste er denn nach Prag, von dort nach Berlin und zuletzt nach Italien, wo ihm der Beauftragte der italienischen Regierung entgegenreiste, so daß die Besprechung in Verona stattfinden konnte. Ein unmittelbare Hilfe konnte sich der Bundeskanzler freilich als Ergebnis dieser Aussprachen nicht versprechen; dennoch sind sie als ein Moment der Klärung nicht ohne Nutzen geblieben und haben bei den Oesterreich übelwollenden Mächten einen heilsamen Schrecken und die Besorgnis erregt, daß Oesterreich nicht in geduldigem Gehorsam widerstandslos hinsterben, sondern gegebenenfalls handeln könnte. Die Ententemächte haben nun Oesterreichs Sache der Entscheidung des Völkerbundsrats übergeben, d. h. sie haben die Sache vor ein Tribunal gebracht, von dem sie wissen, daß es ihren Willen tut, ohne daß die Verantwortung auf die Entente fällt. Vor diesem Genfer Tribunal führt Bundeskanzler Seipel seine Sache selbst; die Entscheidung ist noch nicht ergangen.

Die alles ruinierende Pfuscherarbeit der sogenannten Friedensschlüsse tritt auch darin hervor, daß im nahen Orient der Krieg zwischen Griechenland und den durch die Regierung von Angora vertretenen Türken aufs neue entbrannt ist. Die Türken haben die Offensive ergriffen und sind — besonders nach einer entscheidenden Schlacht bei Afium-Karahissar — Sieger. Die griechische Front ist auseinandergerissen, Smyrna in Gefahr, Bussa ist gefallen. Nun wollen die Griechen Kleinasien räumen und haben um einen Waffenstillstand gebeten. Eine innere Krisis in Griechenland scheint sich vorzubereiten. Das wird wohl das Zustandekommen der von den Ententemächten geplanten Orientkonferenz in Venedig beschleunigen. Die englische Politik, die Griechenland stützte, hat eine Einbuße erlitten. Daher auch die vorsichtige Haltung Italiens, das ja in der Levante stark interessiert ist, gegenüber Frankreich. Die Lösung des Konfliktes steht auch hier noch aus.

W. v. Massow.

Literariſcher Wegweiſer.

Karl Henckells „Geſammelte Werke“*).

Anfangs der neunziger Jahre erſchien eine Sammlung von Gedichten Henckells „Aus meinem Liederbuch“ (München, Verlag von Dr. Albert u. Co.), die ich noch heute für die eigenartigſte des Dichters halte. Sie zeigt ihn in ſelbſtändiger Friſche und Unmittelbarkeit des Empfindens und Geſtaltens. Ich erinnere mich oft gern der erhebenden Freude, mit der ich damals dieſe zumeiſt echt lyriſchen Gedichte geleſen habe, und ich ſtehe noch heute unter dieſen Eindrücken. Vorher hatte Henckell ſchon eine Reihe von Gedichtbüchern herausgegeben, die ſeinen Ruf als ſozialen Lyriker begründeten. Dieſe Gedichte entſprachen ganz dem Geiſte der Zeit und der damaligen Kampflyrik, auch in ihrem formalen Weſen. Aus dieſer Zeit heraus muß man den Dichter verſtehen, mag die Kunſt jener Jahre heute auch im allgemeinen, der Form und ihrem Weſen nach, wenig künſtleriſch anmuten. Ihr temperamentvollſtes Zeugnis — auch dichteriſch von eigenlebendigem, individuellſtem Gehalt — bleibt Arno Holz „Buch der Zeit“. Auch Henckell war einer der geborenen Repräſentanten ſeiner Zeit. Sein ganzes Dichten iſt mehr dem Menſchen und ſeiner Zeit zugewandt, dem Erleben in der Zeit als einem von aller Zeit abgelöſten Empfinden und reinem künſtleriſchen Geſtalten. Leben, Politik, ſoziale Verhältniſſe, perſönliche Stellungnahme zu den ethiſchen und ſozialen Ideen der Zeit, zu den Programmen der Partei, zu den Taten der Regierung, zum geſellſchaftlichen Treiben — alles dies ſpiegelt ſich immer wieder in Henckells Lyrik.

Der Dichter hat ſich, wie er in einem biographiſchen Ueberblick im erſten Bande der jetzt erſchienenen vierbändigen Geſamtausgabe „Geſammelte Werke“ erzählt, ſein freiheitliches Empfinden und auch ſein deutſches, im beſten Sinne ſoziales und nationales Empfinden trotz Krieg und Revolution bewahrt. Er ſagt hierüber ſelbſt: „Die weſentlichen Elemente einer in Gefühl und Erkenntnis wurzelnden Sinnesart, wie ſie längſt vor Ausbruch des Krieges mir eigen war, hielten ſchließlich doch dem wahnſinnigen Wirrwarr des allgemeinen Zuſammenbruchs ſtand und ſammelten ſich allmählich mit verdoppelter Kraft der Selbſtbejahung. Das Ideal der Freiheit, wie es ſo manchen meiner Kampfgeſänge leidenſchaftlich durchdringt, hat nicht Schiffbruch gelitten, das Geſtade von Neuland taucht wieder im Nebel auf. Wir wollen wie das Heimchen ſein, das an Bord des Columbus auch der irregewordenen Bemannung in tiefſter Verzagtheit die Nähe der geſuchten Erde verkündet . . .“

Das Lebenswerk des am 17. April 1864 zu Hannover geborenen und in ſpäteren Jahren lange Zeit in der freien Schweiz verweilenden und jetzt nach München übergeſiedelten Dichters liegt nun in der erwähnten „erſten kritiſchen

*) Verlag von J. Michael Müller, München, 1921. — Vier ſtattliche Bände, verſehen mit vielen Bildern von modernen Meiſtern wie Max Klinger, Ludwig v. Hofmann, Albert Welti, Karl Stauffer-Bern, Arnold Böcklin, Adolf Menzel, Fidus, Hans Thoma, Heinrich Vogeler-Worpswede — alle in vortrefflichen Nachbildungen — und mit Notenbeilagen, Briefen und Bildern von Freunden des Dichters. Durch dieſes Beiwerk erhält die ſchöngedruckte Ausgabe einen beſonderen künſtleriſchen und intimen Wert. Doch die Wiedergabe von perſönlichen, zum Teil recht nichtsſagenden Briefen wird nicht jedem Geſchmack entſprechen.

Ausgabe" vor. Vier gewichtige Bände, eingeteilt nach den großen Geſichtspunkten: „Buch des Lebens", „Buch des Kampfes", „Buch der Liebe und Natur" und „Buch der Kunſt". Es kommen ſtarke menſchliche und künſtleriſche Energien in den Gedichten zum Ausdruck. Aber es geht auch viel Nebenſächliches, Kleines, Gelegentliches, ja Triviales nebenher, ſo vieles, das weder menſchlich noch künſtleriſch intereſſiert, und das in ſeiner Nichtigkeit das Gute verdunkelt.

In dem aufrechten Menſchentum, in der unbekümmerten Männlichkeit beruht jedoch die poſitive ethiſche Auswirkung dieſes Lebenswerkes. Und daneben ergreift wohl auch das freiheitliche, ſoziale Pathos. Aus den langatmigen Bekenntniſſen und wortreichen Hymnen des ſozialen Dichters heben ſich einige heraus, die eindrucksvoller des Dichters perſönliches Empfinden ausdrücken und namentlich ſein Unabhängigkeitsgefühl (als Dichter und Menſch) aller Parteipolitik gegenüber zum Ausdruck bringen, wie überhaupt die Freiheit des Dichters allen geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſen gegenüber oft beſonders ſtark betont wird, ſo in dem prächtigen „Mein Ca ira" und in der für die Erkenntnis ſeiner Individualität wichtigen Sympthome in Stanzen „Neues Leben". Gern habe ich einige Gedichte Henckells als die ſeines eigentlichen Stiles bezeichnet. Sie ſind abgefaßt in einem gedrungenen, ſtählernen, biegſamen Stil. In ihnen kündet der Dichter das Höchſte, was Menſchen zuteil werden kann, das Glück der Perſönlichkeit, die Souveränität des Dichters. Solche Gedichte ſind: „Mein Lied", „Torenlied" (ganz wundervoll!), „Hymnus", „Der heimliche Kaiſer" und vor allem das herrliche:

Trutznachtigall

Mein Lied, das rollt wie Sonnengold,
dem Purpurſtrom des Daſeins hold.
Wenn violett erblüht die Nacht,
flöt ich zur weiten Sternenwacht.
Gedämpften Echos meld ich Streit
und Menſchenleid.

Wo ſcharfes Elend Luſt zerſtört,
ſchmettr' ich und ſchluchz' ich qualempört.
Weh, wenn mein Auge Not erblickt!
Ich ſchlage, daß der Buſch erſchrickt.
Der Schönheit ſchwillt mein Klang zu Schutz,
zu Schutz und Trutz.

Wo einer wund von Kampf und Pein,
Troſtnachtigall, da tröſte ſein!
Friſch wie der Tau gen Morgen quillt,
gib Kraft und Wohllaut ſtark und mild!
Wirf Wonnen in der Lauſcher Schoß,
ſchlag ſchmelzend los!

Zu den weſentlichſten Gedichten Henckells — von bleibendem, ſtiliſtiſch muſtergültigem Wert — gehören auch einige wirklich ſoziale Gedichte, d. h. Gedichte, in denen ſich Menſchentum und ſeine Not unmittelbar anſchaulich ſpiegeln. Wie „Lied der Armen", das prachtvolle „Lied des Steinklopfers" und das von Liliencron mit Recht ſo geſchätzte markante erſchütternde Lied von

der alten Hure. Diese Gedichte sind doch ganz große lyrische Gestaltungen sozialen Empfindens, wie sie fast einzigartig sind in solcher Prägnanz, Kraft und Wucht des Ausdrucks in der gesamten sozialen Lyrik.

Und zu diesen Gedichten von bleibendem Werte kommen auch noch einige frische, flotte, herzliche Liebesgedichte hinzu, die man in dem „Notizbüchlein der Liebe" findet. Einige dieser Gedichte erinnern in dieser Naturempfindung, in der unmittelbaren Gestaltung des Gefühls, in Bild, Wort und Klang an Goethes herrliche Jugendlyrik. Es findet sich in ihnen auch Persönliches und Gelegentliches, aber gerade dies wirkt dann wie bei Goethe bezaubernd natürlich.

Selbstverständlich umschließt das Lebenswerk eines Dichters von dieser eigenwilligen Energie, so oft sich diese auch nicht gerade künstlerisch frei auswirken mag, noch vieles, was des Hervorhebens wert ist. Es kam mir jedoch darauf an, auf jene eigentümlichen Offenbarungen — auch dieser mag es noch mehr geben — hinzuweisen, die den Dichter unmittelbar als solchen künden, als geborenen Dichter. Dr. Hans Benzmann.

Neue Bücher.

Giulio Alliata, Die Radioaktivität im Weltbild der Aethermechanik. Leipzig, Otto Hillmann. 6 M.

Dr. Stefan Haupt-Buchenrode, Die Zukunft Europas. Leipzig, Der neue Geist-Verlag, Dr. Peter Reinhold. 30 M.

Franz Herwig, Die Zukunft des katholischen Elements in der deutschen Literatur. 16 M. **Dr. Gustav Keckeis,** Die bewegenden Kräfte der schönen Literatur. 19 M. Beide im Verlag von Herder u. Co. in Freiburg i. Br.

Heinz Elm, Der Parteimensch. Aphorismen. Berlin, Werktat-Verlag.

Frommanns Philosophische Taschenbücher. Gruppe 1. Band 1. **Voltaire,** Aus dem Hauptquartier der Aufklärung. Herausgegeben von Prof. Dr. P. Sakmann. Band 2. **Ludwig Feuerbach,** Philosophie der Zukunft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ehrenberg. Band 3. **Kierkegaard,** Im Kampfe mit sich selbst. Herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Schrempf. Band 4. **Christoph Schrempf,** Zur Theorie des Geisteskampfes. Band 5. **Dostojewski,** Volk und Mensch. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Ehrenberg. Sämtlich Stuttgart, Fr. Frommann (H. Kurtz). Jeder Band 15 M.

Friedrich von der Leyen, Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 70 M. Geb. 120 M. Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde für 1922. Herausgegeben von Walter Georgi. 50 M. Beide im Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Manz in Berlin.

Verlag: Deutscher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 8—9 Fernruf: Nollendorf 4849.

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 23. September 1922

Nummer 35/36

Parteiloſe Beſinnungen über den Staat.

Von Emil Engelhardt (Elgersburg).

(Schluß.)

Wir müſſen das Mögliche wollen. Es gilt heute wieder das Wort Fichte's: „Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende ſein wollt und die letzten eines nichtachtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß ſogar über die Gebühr verachteten Geſchlechtes . . . oder ob ihr der Anfang ſein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle Vorſtellungen herrlichen Zeit".

Sind wir nur die Erfüllung der Vergangenheit und ihrer Fehler? Oder ſind wir die Anfänge einer Zukunft, weil wir Möglichkeiten ſchaffen? — Hier muß einmal unerſchrocken die Frage der Monarchie angepackt werden. Sie iſt heute nicht möglich. Es fehlt ein Monarch, den die überwiegende Mehrheit des Volkes als Führer bejahen würde. Gewaltverſuche ſchaden nur unheilbar. Im Gründungsprogramm der ſüddeutſchen Reichspartei vom 12. Juni 1867 heißt es: „Es genügt in einer Zeit großer ſtaatlicher Umwälzungen nicht, lediglich an hergebrachten Geſetzen feſtzuhalten und zugunſten einer einfachen und bequemen Tradition die neuen und mannigfaltigen Verhältniſſe der neuen Zeit unbeachtet zu laſſen". Der bayeriſche Miniſterpräſident Graf Lerchenfeld hat auch ſehr vieler Monarchiſten Zuſtimmung, wenn er feſtſtellte, daß eine Monarchie unter heutigen Verhältniſſen auf ſehr abſehbare Zeit nicht möglich iſt. Es heißt unpolitiſch handeln, wenn man deswegen auch die Republik verneint. Wem das Leben des Volkes und Staates höher ſteht als die Form, in der es ſich abſpielt und auswirkt, der wird ſagen müſſen: zuerſt unter allen Umſtänden Staat. Alſo zunächſt eine charaktervolle, ſtarke, geſunde und vornehme Republik, damit Deutſchland überhaupt am Leben bleibt. Alſo zunächſt ehrliche Demokratie, die für uns mit Arndt eine Staatsform iſt, in der alle herrſchen können, „welchen Gaben der Herrſchaft gegeben ſind". Aber es iſt heute Gefahr, daß man darüber den Zuſammenhang mit dem geſchichtlich Gewordenen verliert. Vielleicht iſt die demokratiſche Monarchie im Sinne Arndt's die Form, welche der deutſche Staat einmal finden wird, ähnlich Schweden oder England, ohne es nachzuahmen. Doch

darüber ist gar nicht zu reden. Heute handelt es sich darum, daß Staat wird. Denn das Bild der Gegenwart ist nicht Staat. Demokratisch heißt uns „eine lebendige und bewußte Teilnahme aller Volksklassen in allen Fragen der Politik und Kultur, immer stärkere Mobilisierung aller Kräfte, die zur Mitarbeit fähig sind, zur Verwirklichung von Freiheit und Größe des nationalen Kultur- und Machtstaates". „Auch der kleinste Mann im Volk soll zu dem schönen, fröhlichen Gefühl gelangen, daß er ein Vaterland hat und in seinem Vaterland als Mensch und Bürger Höchsten gleichgeschätzt wird". Arndt klagte schon in seinen Briefen vom Oktober 1848 darüber, daß das Volk sich nicht durch sich selbst besinnen könne, weil die ungesunden und radikalen Pädagogen und Demagogen ihm dazu keine Zeit ließen, womit sie undemokratisch handeln, und er wies kurz darauf, am 1. August, die Ansicht zurück, als ob in einer Republik „weicher und sanfter" regiert werden könne, als in einem konstitutionellen Staate". Gewiß, so heißt es dann in einem Aufsatze vom 28. Juni 1849: „Es sind nicht alle, welche diesen roten Durchbruch (Untergang aller deutschen Herrschergeschlechter, Republik) für die einzige Möglichkeit erachten, zur deutschen Einheit und Macht zu gelangen, Abenteurer oder verlorene Narren oder Verbrecher".

Demokratie meint er so: „Es ist jedem genug, daß auch den Kleinsten und Aermsten die Zugänge zum Unterricht und zur fröhlichen Bewegung im Vaterlande geöffnet seien, — daß sie möglicherweise zu allem, wozu Gott ihnen Trieb und Kraft gegeben hat, gelangen können; aber die gleichmachende Dummheit und Frechheit verwerfen wir, welche unerzogenen Buben und verwilderten Abenteurern mit weisen und ehrenfesten Männern gleiche Macht im Staate geben wollen: der Untergang jeder Tugend, Sitte, Wissenschaft und Kunst, gleißender Schein und lustiges Geschrei von Freiheit und Gleichheit bei bettelhafter und zerrissener Wirklichkeit".

Wir dürfen aber heute nicht wieder eine Diktatur etwa der Massen oder Parteien wollen anstelle der von Bismarck getragenen. An dieser Gefahr würden wir uns innerlich und äußerlich verbluten. Ebenso wenig können wir die Idee des mittelalterlichen, weltbeherrschenden Kaisertums neu aufleben lassen, an der deutscher Staat immer wieder zugrunde gegangen ist.

Mit dieser mittelalterlichen Uebersteigung des neudeutschen Kaisergedankens von 1871, der keinen Universalismus bedeutet, hat das Ausland gegen unser Volk und unseren Staat gekämpft und geworben. Dabei ist der neudeutsche Kaisergedanke gar nicht Weltmachtswille oder Imperialismus im römischen oder englischen Sinn. Einigkeit und Recht und Freiheit sind auch heute noch des deutschen Glückes Unterpfand, ja gerade erst recht heute und um sie geht es in erster Linie. Andererseits gilt für die Republik, daß man nicht grundsätzlich alles Ueberlieferte, zerstören darf und kann, um das Neue zu schaffen. Man verdeckt und verschönert nicht eigene Unzulänglichkeit dadurch, daß man mit Schmähungen über das Vergangene herfällt.

Ein neuwerdender Staat darf sich nicht mit Pietätslosigkeit gegen rückwärts belasten. Bismarck und die Hohenzollern haben, wenn auch in verschiedenem Maße, uns überhaupt erst ermöglicht, einen neuen deutschen Staat aus dem Trümmerhaufen aufzubauen, indem sie die Voraussetzun-

gen und Grundlagen dieſer Entwicklung ſchufen. Wenn die Parteihetzer und die verrannten und beſchränkten Fanatiker das endlich erkennten, wären wir weſentlich weiter. Mit Maſſenſchlagwörtern tötet man keine Vergangenheit und belebt man keine Zukunft. Staat iſt Bildung und verlangt Bildung, die allein zur Freiheit führt. Dazu gehört auch die Bildung aller Deutſchen in der gleichen Not und Schickſalsgemeinſchaft. Das iſt der groß-deutſche Gedanke. An dem Zuſammenbruch des Bismarck-Staates iſt auch ſchuld, weil er klein-deutſch blieb.

Die nationalen Aufgaben des Staates ſind nach dem Freiherrn von Stein „die freie Entwicklung und Veredelung der eigentümlichen Natur jeden Völkerſtammes“ (Herder). Deutſchland braucht den nationalen Einheitsſtaat mit Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland“. Der Staat iſt mehr als der Nachtwächter, als den ihn Laſalle mit Recht verſpottet hat. Er hat nicht nur die Aufgabe, die *wirtſchaftliche* Betätigung ſeiner Bürger gegen Gewalt von innen und außen zu ſchützen. Weit hinaus über die rein individualiſtiſche Staatsauffaſſung des Liberalismus iſt uns der Staat eine Lebensgemeinſchaft, die für die Wohlfahrt des Ganzen verantwortlich iſt. Deswegen lehnen wir jeden Klaſſenſtaat von rechts oder links ab. Der Staat hat weder in polizeilicher noch in patriarchaliſcher Bevormundung ſeine Aufgabe zu ſehen. Er iſt nicht ein notwendiges Uebel, für das man Wehr- und Steuerpflicht auf ſich nimmt. Er wird immer ſtark in das Leben des Einzelnen hineingreifen und darauf verzichten müſſen, nur fernſchwebende, übergeordnete Gewalt zu ſein. Der Staat iſt eine Erziehungs- und Bildungshilfe: Zweck des Staates iſt Kultur (Fichte). Und der Staat iſt das geſchichtliche Band, welches uns lebendig mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft. So wird der Staat eine erhabene ſittliche Größe, die von der ſittlichen und geiſtigen Reife ſeiner Glieder abhängt. Für uns heißt es: Trachtet am erſten nach ernſter Staatsgeſinnung und redlichem Staatswillen. Dann wird euch aus den einwohnenden Lebensgeſetzen die Form des Staates von innen heraus, von ſelbſt, mit wachstümlicher Notwendigkeit ſich bilden. Alſo wieder die Rückverweiſung: Der Menſch muß Kultur aus Volkstum haben, damit er Staat wollen kann. Das ſtellt uns die Erziehungsaufgabe: Wir brauchen politiſche Erziehung, die nichts mit Parteipolitiſchem an ſich zu tun hat, geſchichtliche Erziehung und Staatserziehung. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wird heute allgemeine Dienſtpflicht mit Wirtſchaft und Geiſt. Bisher hieß es: Du mußt bereit ſein für alle zu ſterben, kannſt aber für dich allein leben. Jetzt muß es heißen: du mußt auch bereit ſein, für alle zu leben und zu wirken.

Der Staat muß ſelbſtändig ſein nach außen. Staat iſt immer Machtfrage nach außen, nicht nur nach innen. Das Eigenleben und ſeine Möglichkeiten ſind ausſchlaggebend für die Forderungen der auswärtigen Politik. Das iſt ein ſittliches, gerade uns Deutſchen eigenes *Recht im Staatsgedanken*. Faſt alle deutſchen Politiker ſind Vertreter der Innenpolitik, der Parteitaktik, während etwa Bismarck immer von der auswärtigen Politik, vom Staat und ſeinem Machtbedürfnis herkam. Heute wird man Staatsgeſinnung nicht mehr von Innenpolitik her, ſondern von der äußeren, d. h. von der Daſeinsmöglichkeit und Lebensnotwendigkeit Deutſchlands als Volk und Staat ableiten

und begründen müſſen. Die öffentliche Meinung in Deutſchland hat ſich mehr als in irgendeinem anderen Volk durch innerpolitiſche Geſichtspunkte und unklare Stimmungen beeinfluſſen laſſen, als durch Verſtändnis für die Aufgaben der äußeren Politik. Vor allem der deutſche Liberalismus war ſtets geneigt, Deutſchlands Stellung in der Welt für günſtiger anzuſehen als ſie wirklich war. Wir müſſen überhaupt erſt wieder achtenswert ſein. Völker und Staaten ſtehen ja in ſtändiger Wechſelbeziehung. Wir dürfen unſere Selbſtändigkeit und Eigentümlichkeit nicht ſo leichthin aufgeben. Jeder Staat iſt volkstümlich beſtimmt. Wohin wir ſtaatlich kommen, ſehen wir an den Folgen der Stimmung, die ſo ſpricht: In abſehbarer Zeit haben wir doch die Vereinigten Staaten von Europa. Warum ſollen wir Kommuniſten wegen Oberſchleſiens Raub „die nationaliſtiſchen Leidenſchaften aufpeitſchen"? Wenn alle Grenzen gelöſcht ſind, iſt der Raub Oberſchleſiens wieder gut gemacht." Die Achtung des Auslandes vor Deutſchland wird zunehmen, je mehr wir einen ſo vollkommenen Staat ſchaffen, wie die Kraft unſeres Volkes und die Verhältniſſe erlauben. Die Reife des Einzelnen, ſeine Opferwilligkeit und treue Einſicht und Dienſtbereitſchaft entſcheidet darüber. Wir können auch unſeren neuen Staat nur aus den Bauſtoffen errichten, die in uns Deutſchen da ſind. Ein nachahmendes Aufpropfen von außen überkommenen Formen und Werten hat keinen Dauerzweck, weil man Früchte nicht an einen Baum anbinden kann, ſo daß ſie daran wüchſen. Ein ſelbſtändiger Staat reift nur aus politiſchem Sinn für die Wirklichkeit. Keinen Schritt ihres Weges wandelt die Geſchichte zurück. Wir können die Zeit vor 1918 nicht wieder holen und wollen es nicht. Wir dürfen es nicht wollen, ſo viel große Werte jene Zeit hatte und brachte, ſondern wir müſſen ſuchen in anderen Formen, eigenſtändig ebenſo große, womöglich noch größere Werte zu ſchaffen. Das iſt unſere nach vorwärts weiſende Aufgabe. Freilich gibt das Spannungen, wenn aus dem geſchichtlich gewordenen Staat ein neuer Staat werden ſoll. Aber darüber klagen, hat keinen Zweck. Ueberwinden wir die Spannungen und laſſen wir ſie fruchtbar und lebenzeugend werden.

Achtung vor den Rechten und der Eigenart der anderen Völker ſoll neben der Selbſtändigkeit nach außen ſtehen. Nur wenn er dieſe Achtung aufbringt, kann Staat beſtehen, hat er Daſeinsrecht. Damit lehnen wir Chauvinismus wie auch künſtliche Verwiſchung der nationalen Unterſchiede und Eigenwerte gleichermaßen ab. Wir verlangen für uns die innere geiſtige Freiheit. Wir wollen nicht fremdem Geiſt unterjocht werden. Ein Volk kann nur dann Staat haben, wenn es ſein eigenes Nationalleben aus innerer Kraft führt. Wir wir Geiſt und Form anderer Staaten achten, verlangen wir, daß man nicht gewaltſam eingreift in den Organismus unſeres Volks- und Staatslebens, das ſtets in Wandel und Entfaltung begriffen iſt. Dazu braucht es freilich Volksgefühl, für die Seele des eigenen und der fremden Völker. Soviel wir davon haben, ſo echt iſt unſere Staatsgeſinnung.

Man jubelt in der Welt unſerer Feinde über den tiefen Fall Deutſchlands. Wenn es nur in unſere Herzen gefallen iſt, dann ruht es ſicher und gut. Dann iſt es daheim, wo es zu neuem Auferſtehen gehegt wird. Aus unſerem Herzen ſoll deutſches Volk und deutſcher Staat neu erſtehen, — wenn wir wiſſen, daß wir Deutſchlands Schickſal ſind.

Die Brownſche Molekularbewegung.

Von Prof. Dr. Kirchberger (Berlin-Nikolasſee).

1.

Ob der Spruch: Nichts in der Welt iſt unbedeutend in dem Sinne gilt, wie ihn Seni im Wallenſtein auffaßt, kann man wohl billig bezweifeln. Aber daß ſehr vieles, was dem ungeübten Blick ganz unbedeutend und nichtsſagend ausſieht, in den Händen der Wiſſenſchaft weitragende Bedeutung gewinnen kann, das iſt auch ſicher. Ein ungewöhnlich lehrreiches Beiſpiel dieſer Art bildet eine Beobachtung, die ein engliſcher Arzt namens Brown im Jahre 1827 machte: Er bemerkte beim Mikroſkopieren allerlei ſonderbare, hin- und herzuckende Bewegungen, die irgendwelche, in der Mikroſkopierflüſſigkeit befindliche Teile ausführten. Man ſieht dergleichen unter dem Mikroſkop nicht ſelten, aber die wenigſten ahnen wohl, welche grundſätzliche Bedeutung dieſe gänzlich unſcheinbaren, regellos durcheinandergehenden Bewegungen im Laufe der letzten Jahre gewonnen haben. Sie ſind von entſcheidender Wichtigkeit geworden für einen Grundpfeiler unſerer ganzen heutigen Naturanſchauung, nämlich den Atomismus und können auch als Schulbeiſpiel dafür gelten, wie ein zuerſt völlig ausſichtslos erſcheinendes Problem geradezu reſtlos gelöſt werden kann.

Die Bewegungen rühren nämlich her von den Stößen, die kleine loſe umherſchwimmende Teilchen von der Bewegung der Moleküle empfangen, die wir uns untrennbar mit der Wärme verbunden denken. Es iſt ähnlich wie wenn man aus weiter Ferne einen Kahn betrachtet, der auf bewegtem Waſſer ſchaukelt. Die Waſſerwellen ſind vielleicht viel zu unbedeutend um wahrgenommen zu werden. Aber an der von ihnen veranlaßten Bewegung des Nachens können ſie erkannt werden. Nun nimmt die Phyſik recht ſchnelle Bewegungen der Moleküle an, beiſpielsweiſe erfordert die Theorie für Luftteilchen unter gewöhnlichen Umſtänden Geſchwindigkeiten von etwa 400—500 Meter in der Sekunde, alſo erheblich mehr, als die Schallgeſchwindigkeit beträgt. Eine noch weiter geſteigerte Geſchwindigkeit iſt das, was wir als erhöhte Temperatur empfinden. Wenn wir nun auch über die innere Natur der Flüſſigkeiten nicht ſo gut unterrichtet ſind wie über die der Gaſe, ſo iſt doch ſicher, daß auch innerhalb flüſſiger ebenſo übrigens wie innerhalb feſter Stoffe ähnliche Molekularbewegungen ſtattfinden, und ſie alſo ſind es, die die unter dem Mikroſkop ſichtbare Bewegung veranlaßt haben.

Nun denkt vielleicht der Leſer: Alſo ſchön, dann weiß ich ja Beſcheid und kann nun meines Weges ziehen. Ich bedaure aber, ihn trotzdem vorläufig noch nicht entlaſſen zu können. Eine derartige Antwort, wie ich ſie hier gegeben habe, würde nämlich keinen Phyſiker befriedigen. Er würde ſagen: Ein ganz hübſcher Einfall vielleicht, aber doch noch keine Theorie. Von einer Theorie verlange ich, daß ſie die Anwendung der Mathematik und Ausrechnung von Zahlen geſtattet, und dieſe will ich durch das Experiment nachprüfen. Im vorliegenden Fall alſo iſt es Aufgabe der Theorie feſtzuſtellen, wie die Bewegung ſich ändert, wenn die Temperatur höher oder niedriger wird, welchen Einfluß die Größe der bewegten Teilchen ſelbſt auf ihre Geſchwindigkeit hat und auch was die Natur der Flüſſigkeit in der ſich der ganze Vorgang abſpielt, für eine Rolle dabei ſpielt. Denn wie ſich der Kahn des obigen Beiſpiels in klarem

Waſſer anders bewegen wird als etwa in ſchlammigem Moor, ſo wird auch hier die Zähigkeit der ſuspendierenden Flüſſigkeit, wie man ſagt, ein bald ſchnelleres, bald langſameres Hin- und Herzucken geſtatten.

Die Schwierigkeit des ganzen Problems beruht nun darin, daß es ganz unmöglich iſt, die Bewegung ſo aufzufaſſen, wie ſie in Wirklichkeit verläuft. Die Teilchen tanzen in eigentümlicher, ganz regelloſer Weiſe hin und her. Es kommt uns ſo vor, als ob dieſer Tanz aus lauter gradlinigen Stücken zuſammengeſetzt ſei. Würden wir nun aber ein einzelnes gradliniges Stück unter die Lupe nehmen und etwa kinematographiſche Aufnahmen von ihm machen, 10 oder 20 in der Sekunde, ſo würden wir ſehen, daß es nichts weniger als gradlinig iſt vielmehr für die feinere Beobachtung ebenſo aus einzelnen Stücken beſteht, wie für uns die ganze Bewegung. Und für noch ſchärfer bewaffnete Sinne würde ſich wiederum jedes einzelne Stück als ein höchſt zuſammengeſetztes Hin- und Herzucken herausſtellen u. ſ. f. ohne Ende. Man ſieht alſo keine Möglichkeit, eine feſte Handhabe für eine Meſſung zu gewinnen.

Es war nun Albert Einſtein, der zunächſt theoretiſch den Weg aus dieſer Schwierigkeit wies. Der Hauptſtützpunkt ſeiner Theorie war die völlige Regelloſigkeit der Bewegung. Werden wirklich die Bewegungen von Molekülſtößen veranlaßt, ſo folgen in einer einzigen Sekunde viele Milliarden dieſer Stöße, und dieſe werden dem ſogen. Geſetz der großen Zahlen gehorchen. Man verſteht darunter folgendes: Werfe ich 10 mal mit einem Würfel, ſo kann es ſich natürlich ſehr wohl einmal ſo treffen, daß ich doppelt ſo oft 6 als 1 oder vielleicht auch dreimal ſo oft 1 als 5 werfe. Tue ich aber 1000 Würfe, ſo iſt das ausgeſchloſſen, und der Ausgleich wird relativ um ſo vollkommener, je größer die Wurfzahl. Hingegen abſolut genommen iſt die Sache gerade umgekehrt. Bei 1000 Würfen kann es ſchon vorkommen, daß etwa vier Augen etwa um 20 mal öfter vorkommen als drei, bei 10 Würfen iſt dies ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen. Alle dieſe Geſetze der „großen Zahlen" ſind nun mathematiſch höchſt ſorgfältig erforſcht und namentlich von dem engliſchen Phyſiker Maxwell in eine feſte mathematiſche Form gebracht worden. — Indem nun Einſtein ſolche Wahrſcheinlichkeitsbetrachtungen auf die Brownſche Bewegung anwandte, gelang es ihm tatſächlich zu zeigen, daß es nicht nötig ſei, den völlig ausſichtsloſen Verſuch zu machen, die wirkliche Geſchwindigkeit der Teilchen zu meſſen. Er tat dar, daß es genüge, viele Teilchen zu beobachten und dabei feſtzuſtellen, wie weit in einer beſtimmten Zeit jedes einzelne ſich von ſeinem Ausgangspunkt entfernt habe. Alles Weitere folgt dann von ſelbſt aus Wahrſcheinlichkeitsbetrachtungen nach der Einſteinſchen Theorie.

Mit Aufſtellung dieſer Theorie freilich war die Arbeit erſt halb getan. Ihre experimentelle Erprobung erforderte in dieſem Fall nicht etwa nur außerordentlich großes Geſchick und Sorgfalt, ſondern auch eine Geduld von einer Größe, wie ſie nur ein geſchulter Naturforſcher aufzubringen vermag. — Als der franzöſiſche Phyſiker Perrin von der Einſteinſchen Theorie hörte, machte er ſich ſogleich ans Werk. Er unterſuchte zunächſt, woher er die geeignetſten „Teilchen" bekommen könne, monatelange Arbeit erforderte alsdann das Sortieren, denn die benutzten Teilchen mußten alle möglichſt genau gleich groß ſein, dann wurde dieſe Größe ſelbſt wieder nach den verſchiedenartigſten Methoden feſtgeſtellt (ſie betrug Bruchteile eines Tauſendſtel Millimeter) und endlich konnte die eigentliche Hauptarbeit beginnen, nämlich die Beobachtung und Auszählung der Bewegung dieſer Teilchen unter dem Mikroſkop und unter den verſchiedenartigſten Bedingungen. Der leitende Gedanke war dabei, aus der

Größe der Teilchen und der Lebhaftigkeit ihrer Bewegung einen Rückſchluß zu machen auf die Größe der Moleküle durch deren Stoß ſie ja veranlaßt war. Auf dieſe Weiſe kam Perrin zu dem Reſultat, daß beim Waſſerſtoff, der die leichteſten Moleküle hat, von denen ein jedes wieder in zwei Atome zerfällt, etwa 680 000 000 000 000 000 000 000 Atome auf ein Gramm gingen. Nun kann man dieſe Zahl, die ſogen. „Loſchmidtſche Zahl", auf den verſchiedenartigſten anderen Wegen erhalten. Und es iſt neuerdings einem öſterreichiſchen Phyſiker namens Erich Schmiel gelungen, durch weiter verbeſſerte Verſuche eine Zahl zu erhalten, die mit anderen Meſſungen noch ſehr viel genauer ſtimmt als die von Perrin.

So ſind nicht wenige Naturforſcher die bisher an der Richtigkeit unſerer Vorſtellungen über den atomiſtiſchen und molekularen Bau unſerer Materie noch zweifelten, gerade durch das Studium der Brownſchen Bewegung von ihr überzeugt worden. Der ſo unſcheinbar und unbedeutend ausſehende Tanz hat uns, nachdem er Jahre lang ernſte Forſcher in Atem gehalten hat, den Weg in das Herz des rätſelhaften Prinzips gewieſen, das wir Materie nennen.

2.

Nun hat die Sache aber noch eine zweite, ſozuſagen philoſophiſche Seite! Es war einer der größten Fortſchritte, die die Naturerkenntnis machte, als ſie umkehrbare und nicht umkehrbare Vorgänge zu unterſcheiden begann.

Das Geſetz von der Erhaltung der Energie iſt uns allen in Fleiſch und Blut übergegangen; wir wiſſen daß es in der Natur ſo wenig wie im wirtſchaftlichen Leben etwas „umſonſt" gibt, wiſſen, daß wir Kohle oder auch Waſſerkräfte opfern müſſen, wenn wir eine Kraft, z. B. eine Bewegung erzeugen wollen. Wir lachen jeden Erfinder aus, der uns ein perpetuum mobile konſtruieren will. Aber ſo unendlich wertvoll dieſe Erkenntnis für die Naturwiſſenſchaft und wenn man will auch für das Patentamt iſt, man überzeugt ſich leicht, daß ſie durchaus noch einer Ergänzung bedarf. Dem Geſetz von der Erhaltung der Energie würde es z. B. nicht im Geringſten widerſprechen, wenn ein Schiff die zu ſeiner Fortbewegung nötige Energie dem Wärmevorrat des Weltmeers entnähme. Denn auch Wärme ſtellt eine Energiequelle dar, und wie man ſieht, ſteht ſie an ſich in jeder beliebigen Menge koſtenlos zur Verfügung. Von Energiegeſetzes wegen könnte alſo ruhig ein Erfinder kommen und behaupten, er habe eine Maſchine konſtruiert, die ein Schiff ohne Kohlenverbrauch von Hamburg nach New York brächte, und da wir doch ſchon mal am Erfinden ſind, ſo könnte die etwaige übermäßige Sommerhitze in den Kabinen auch gleich hübſch konzentriert und dazu verwandt werden, in der Schiffsküche die Braten gar zu machen. Auch dies kann das Energiegeſetz nicht hindern, denn die Wärme ſtellt die gleiche Energiemenge dar, ob ſie nun in einem ganzen Wohnraum zerſtreut oder in einem Kochtopf konzentriert iſt. Wie man ſieht, hat die Wiſſenſchaft alſo die Pflicht, das Patentamt auch vor ſolchen „Erfindern" zu ſchützen.

Das geſchieht nun allerdings! Der ſog. „zweite Hauptſatz der Wärmelehre" — der erſte iſt eben das Geſetz von der Erhaltung der Energie — behauptet, daß ſich wohl Arbeit ohne Weiteres und reſtlos in Wärme, dagegen nicht umgekehrt Wärme in Arbeit verwandeln laſſe. Die Wärme eines Körpers, der ebenſo warm oder kühler als ſeine Umgebung iſt, läßt ſich nicht in Arbeit umſetzen, bei einem warmen Körper iſt dies zwar möglich, aber keineswegs reſtlos. Bekanntlich kann es auch bei ſorgfältigſter Konſtruktion nicht gelingen, die

Wärme eines Dampfkeſſels ohne Verluſte in Arbeit überzuführen. Der größte Teil zerſtreut ſich vollkommen nutzlos in die Luft, nur ein ziemlich kleiner Teil — er dürfte höchſtens etwa ein Fünftel der durch das Kohlenfeuer erzeugten Wärme betragen — wird wirklich in nutzbare Bewegung umgeſetzt.

Die Natur hat ſozuſagen ein Ausgleichsbeſtreben. Waſſer fließt freiwillig nur den Berg hinunter, nicht hinauf; Waſſerkräfte würden, wenn ihnen keine andern entgegenſtänden, allmählich alle Berge abtragen und den Erdball nivellieren. So auch gleichen ſich alle Wärmeunterſchiede von ſelbſt aus. In dieſem Sinne hat man ſogar vom „Wärmetod" des Univerſums geſprochen. Haben alle die unzähligen Sonnen ihre Wärme ausgeſtrahlt und haben ſich allmählich alle Temperaturunterſchiede ausgeglichen, dann iſt nicht abzuſehen, wie noch irgendeine Bewegung oder Energieäußerung möglich ſein ſollte. — Ob nun unſer Satz in dieſer extremen Form ſeiner Anwendung auf das All zutrifft, möchten wir dahingeſtellt ſein laſſen, nach neueren Forſchungen iſt es kaum wahrſcheinlich. Der Schluß vom Endlichen aufs Unendliche erfordert überhaupt immer eine ganz beſondere Vorſicht; Helmholtz, Boltzmann u. A. aber haben an dieſen Wärmetod des Univerſums geglaubt.

Nun zur Brownſchen Molekularbewegung! Dieſe iſt deshalb ſo merkwürdig weil ſie ja, allerdings im kleinſten Maßſtab, eine Verwandlung von Wärme in Arbeit darſtellt. Denn die Molekularbewegung, die die Triebfeder des Ganzen iſt, gilt uns ja als Wärmebewegung, als Wärme. Was wir aber unter dem Mikroſkop ſehen können, läßt ſich nicht mehr als ſolche auffaſſen, wir müſſen es als wirkliche „Bewegung" anerkennen und wir hätten alſo in unſerm ſonderbaren, mikroſkopiſchen Tanz die doch von unſerm „zweiten Hauptſatz" für unmöglich erklärte Verwandlung von Wärme in ſichtbare Bewegung, wenn auch nur in kleinſtem Maßſtab.

Tatſächlich lag hier nun für die Phyſik eine ſehr große Schwierigkeit vor. Den zweiten Hauptſatz, der ſich als ein ungemein wichtiger, ja ſchlechthin unentbehrlicher Satz bewährt hatte, aufzugeben, ging nicht an. Aber ebenſo wenig war es möglich zu leugnen, daß ſich hier eine Ausnahme für ſeine Geltung gezeigt hatte. Ein Naturgeſetz mit Ausnahmen iſt nun immer eine ſehr unangenehme Sache; eigentlich ein Hinweis, daß hier etwas noch nicht in Ordnung iſt und daß die Wiſſenſchaft noch nicht die endgültige Formulierung ihrer Sätze gefunden hat.

Die Löſung unſerer Frage iſt vor allem das Verdienſt des öſterreichiſchen Phyſikers Ludwig Boltzmann. Seinen Gedankengang können wir am beſten verſtehen wenn wir an obige Bemerkung anknüpfen, daß die Ausnahme von unſerem Satz ſich doch eben nur in allerkleinſtem Ausmaß abſpiele. Die ganze Bewegung kommt dadurch zuſtande, daß zufällig mal auf der einen Seite eines Teilchens eine größere Zahl von Molekülen aufprallt wie auf der entgegengeſetzten. Stellen wir uns vor, daß das Teilchen größer wird, ſo werden ſich die Molekülſtöße infolge ihrer größeren Zahl ſchon viel beſſer ausgleichen, von einer Bewegung werden wir jetzt ſehr viel weniger wahrnehmen, und ſie wird ganz ausbleiben, wenn wir uns gewöhnlichen, mit bloßem Auge ſichtbaren Größenverhältniſſen nähern. Das alles folgt aus dem Geſetz der großen Zahlen, oder wie wir ſtrenger ſagen wollen, aus Wahrſcheinlichkeitsbetrachtungen. Es wäre für unſere ganze Naturauffaſſung peinlich, ja unerträglich, wenn wir ohne tieferen Grund annehmen müßten, daß in kleinen Dimenſionen andere Geſetze gelten könnten, als in großen; die Wahrſcheinlichkeitsrechnung zeigt uns, daß es tatſächlich dieſelben Geſetze

ſind, daß ſie ſich aber infolge der verſchiedenen Ausgleichsmöglichkeiten verſchieden äußern. — Haben wir eine Anzahl kleiner Teilchen in einer Flüſſigkeit, die an ſich infolge ihrer Schwere niederſinken würden, ſo wird es infolge der Brownſchen Bewegung immer mal vorkommen, daß das eine oder andere Teilchen entgegen der Schwere nach oben fliegt, weil es zufällig gerade auf ſeiner unteren Seite eine größere Zahl von Molekülſtößen auffängt als auf der oberen. Auch wenn wir nur ein einziges Teilchen verfolgen, werden wir vermutlich nicht allzulange zu warten brauchen, bis dieſer Zufall eintritt und es der Schwere entgegen nach oben wirbelt, wenn auch natürlich das Gegenteil häufiger vorkommt. — Nun aber denken wir uns einen Stein in freier Luft fallen. Jetzt iſt es natürlich ſehr viel unwahrſcheinlicher, daß Ungleichheiten der Molekülſtöße auf die ſo viel größere Schwerkraft irgendeinen Einfluß gewinnen ſollten. Immerhin, wenn wir durch aſtronomiſche Zeiten hindurch, alſo ſagen wir durch Billionen von Jahren den Stein fallen laſſen, aufheben und aufs neue fallen laſſen würden, dann iſt es durchaus wahrſcheinlich, daß unter der Trillion angeſtellter Verſuche ſich auch wohl einer finden würde, bei dem der Stein nach oben fliegt anſtatt der Schwere folgend nach unten.

Durch ſolche Betrachtungen und nur durch ſie kommt es zu einer Ausſöhnung der „Brownſchen Bewegung“ mit unſerer ſonſtigen Naturauffaſſung und insbeſondere mit dem „zweiten Hauptſatz“. Wahrſcheinlichkeitsbetrachtungen, die ſchon früher in der Statiſtik, der Verſicherungswiſſenſchaft uſw. eine große Rolle ſpielten, ſind nunmehr auch, und zwar insbeſondere durch Boltzmann, ganz unentbehrlich in der Naturwiſſenſchaft.

Eine Art Lieblingsobjekt für phyſikaliſche Sonntags- oder Feierabendbetrachtungen war immer die Frage, ob eine techniſche Ausnutzung der Brownſchen Bewegung möglich ſei, und ob ſie der Lehre vom Wärmetod widerſprächen. So teilt uns Boltzmann ein ganz artiges Geſpräch mit, das er mit zwei gleichfalls ſehr bedeutenden Fachgenoſſen, Stefan und Loſchmidt über dieſe Frage geführt habe. Loſchmidt habe behauptet, wenn auch die ganze Welt dem Wärmetod verfallen ſei, ſo könnten doch noch etwaige intelligente Mollusken ſich die Brownſche Bewegung zunutze machen, indem ſie ſorgfältig die nach oben wirbelnden Teile auswählten und dann ihr Herunterfallen infolge der Schwere techniſch verwerteten. Boltzmann widerſprach dem aber, indem er meinte, das Funktionieren der Intelligenz ſetze ſelbſt ſchon Temperaturunterſchiede voraus; in einem gleichmäßig temperierten Keller könnten intelligente Weſen auf die Dauer nicht exiſtieren. Es iſt uns leider nicht überliefert, ob ſich Loſchmidt damit zufrieden gab. Aber als ich neulich Gelegenheit hatte, mit einem unſerer erſten Phyſiker, Herrn v. L., über dieſe Frage zu ſprechen, meinte dieſer, unzweifelhaft habe Loſchmidt recht und Boltzmann unrecht gehabt. Denn da man über das Zuſtandekommen der Intelligenz nichts wiſſe, ſo könne man auch nicht ſagen, daß ſie Temperaturunterſchiede vorausſetze. Zweitens aber, wenn man ſchon intelligente Mollusken annähme, ſo könne man ihnen auch ſchon zutrauen, daß ſie die Brownſche Bewegung ſelber wieder zum Aufrechterhalten von Temperaturunterſchieden ausnützten, ehe es dazu ein für allemal zu ſpät ſei.

Schickſal und Arbeit der baltiſchen Deutſchen.

Von Carl Meißner (Berlin).

Vom baltiſchen Deutſchtum iſt nie ſehr viel in der Welt geſprochen worden. Das liegt zum Teil an der eigenen zurückhaltenden Art der Balten, denen das Klagen und Jammern nicht liegt und liegt ferner an ſeltſam ſchwer ausrottbaren falſchen Begriffen und Fehlurteilen über ſie. Da verband man zunächſt mit dem Schlagwort vom „baltiſchen Baron" den Begriff des Ueberlebten, Reaktionären. Nun abgeſehen davon, daß dieſe baltiſchen Barone, d. h. der baltiſche Adel, nur 10 v. H. des baltiſchen Deutſchtums ausmachten, war, was ſie im Laufe des vergangenen Jahrhunderts für die allmählige Heranbildung eines geſunden eſtniſchen und lettiſchen Bauernſtandes getan hatten, nicht nur der Entwicklung in Rußland ſelbſt, ſondern ſogar zum Teil der Entwicklung in Preußen voraus. In Kurland gaben die deutſchen Herren aus dem Gefühl ihrer ſittlich-ſozialen Pflicht ihren lettiſchen Bauern 1817 perſönliche Freiheit bei Schollenpflicht, 1833 Freizügigkeit, 1845 ſtatt Arbeitspacht: Geldpacht, 1863 — im Jahre, da im übrigen Rußland die verhängnisvoll plötzliche Bauernbefreiung geſchah — auch das Eigentumsrecht. Die Zahlen für Livland und Eſtland ſind ähnlich. Die Weiterbildung dieſer liberalen Reformen wurde dann vom Zarismus gehindert.

Eine andere Zahl ſpricht noch beſonders ſtark. 1881/82 hatte Rußland ungefähr 75 v. H. Analphabeten. In Livland aber, wo, als die Ruſſen dann die Schule ruſſifizierten, der Prozentſatz ſchnell auf 30 v. H. wieder anſtieg, hatte das Schulweſen, das von den Deutſchen, den Eſten und Letten und in deren eigener Sprache entwickelte Schulweſen, die Analphabeten auf 2 v. H. heruntergearbeitet! — „In deren eigener Sprache": das enthält den zweiten Vorwurf der den baltiſchen Deutſchen gemacht wird. Warum haben ſie nicht rechtzeitig Eſten und Letten germaniſiert? Die zwiefache Antwort kann ſchlicht ſein. Sie waren nie mehr wie 10 v. H. in den Baltenlanden, das hätte bedeutet ſich ſelbſt aufzugeben! Und ihr ſtark entwickeltes Raſſegefühl achtete nicht nur bei ſich ſelbſt, ſondern auch bei Eſten und Letten die an die Sprache gebundene Stammesart. Deutſchkultiviert haben ſie bereitwilligſt und manche kulturwillige eſtiſche und lettiſche Familie iſt in ihnen aufgegangen. Bis auf den Volksboden herab germaniſiert haben ſie aus guten Gründen nicht.

Dieſe Dinge, die heute nur noch in der Kritik anderer Deutſcher den Balten ſchädlich ſind, ſind ja nun erledigte Vergangenheit. Der Weltkrieg hat neue minderbeachtete Tatſachen geſchaffen. Ebenſo wie Polen nur durch die deutſche Eroberung die Möglichkeit bekam ſich von Rußland loszureißen, ebenſo ſind die Randſtaaten Eſtland und Lirland das letzte Ergebnis unſerer Beſetzung Kurlands und dann Livlands und Eſtlands. Für die baltiſchen Deutſchen aber wurde das nach Zeiten neu erwachter großer Hoffnungen zum tragiſchen Schickſal. Als das Deutſche Reich die beſetzten und verwalteten Lande aufgab, ſchützte keine ſtaatliche Macht mehr ihre Rechte. So wurde denn in dieſer ungeheuren Leidenszeit deutſcher Volksgenoſſen ihr Geſchick das härteſte von allen. Sie waren und ſind der nackten Machtgier und Rachſucht der Majorität, der zwei untereinander feindlichen Lande, Latvija und Eeſti ausgeliefert.

Das Oberhaupt der Volksvertretung, der eſtniſche Parlamentspräſident Kukk, hat noch jüngſt in einer fulminanten Rede feſtgeſtellt: „Die Grundlage der deutſchen Macht — die Güter — iſt durch die Agrarreform vernichtet

worden." Als Grund dieſes von der Rechtform umſanktionierten Raubes nennt er ſelbſt zyniſch offenherzig genug. „Rache und Vergeltung".

In älteren Tagen iſt außer der Tatſache jahrzehntelanger panſlaviſtiſcher Aufhetzung der Eſten und Letten gegen die Deutſchen ein gültiger Grund dafür nicht zu finden. Wie ſteht es mit den letzten Jahren? Im drängenden Geſchehen unſerer Tage vergeſſen wir allzu ſchnell! Wie war es denn? Als die reichsdeutſchen Truppen abzogen, war das Land dem ruſſiſchen Bolſchiwismus offen. Wer hat ſeine Invaſion eingedämmt und zurückgeworfen? Wer hat Riga zurückerobert, ſo daß die Landesregierung ſich feſtigen konnte? Nicht zum kleinſten Teil neben deutſchen Freikorps die aus baltiſchen Deutſchen gebildete „Landeswehr". Vor und nach ihrem Kommandeur Hans von Manteuffel, der bei der Wiedergewinnung Rigas fiel, deckt neben den vielhundert Deutſchen, die Opfer des Bolſchewiken-Terrors wurden, viele von ihnen die baltiſche Erde. Sie dienten auch dem neuen Staate weiter, als ſich das phantaſtiſche Abenteuer des ſogenannten Fürſten Beermondt-Avalow abſpielte. Freilich die Taten der baltiſchen Landeswehr wurden, z. B. als ſie die nach Dünaburg wichtigſte Stadt Lettgallens Roſſitten genommen hatte, im lettiſchen Heeresbericht ſyſtematiſch verſchwiegen. Der Enteignung, die nur, da Lettland langſamer zu einer gewiſſen Ruhe kam als Eſtland, auch etwas langſamer ging, entgingen die baltiſchen Deutſchen um dieſer vaterländiſchen Taten willen ebenſowenig wie in Eſtland, wo die nordbaltiſche Landeswehr das gleiche getan hatte.

Sehen wir uns einmal die Hauptbeſtimmungen des Agrar-„Reformgeſetzes" in Eſtland, — ergänzt und verwirrt durch weitergreifende „Verordnungen" — an. Der geſamte Großgrundbeſitz — auch Landſtellen und Bauernhöfe in andern Landesteilen ſoweit ſie Großgrundbeſitzern gehören, iſt der ſtaatlichen Enteignung verfallen — ſamt Saatgut und Vieh und landwirtſchaftlichem Inventar, zu dem man in der Praxis auch oft Möbel, Uhren, Wäſche uſw. gerechnet hat — ſamt den „Pertinenzien", wozu Brennereien, Sägereien, Mühlen gerechnet werden, die dem Großgrundbeſitz gehören. Der Wald bleibt Staatsbeſitz. Das Land wird verpachtet. Die Entſchädigungsfrage iſt „zurückgeſchoben". Das Spezialgeſetz dafür fehlt noch. Entſchädigt wird nur ein Teil der Dinge und der auch wieder nur zu einem Bruchteil nach dem Werte von 1914, wobei der alte Ruſſenrubel 1 : 20 zur eſtiſchen Mark gerechnet wird. Gegen das Geſetz, von dem mehr als die Hälfte des Bodens betroffen iſt, ſind Rechtsmittel kaum anwendbar. Die Klagefriſt läuft 14 Tage vom Tage der Abſchätzung, nicht vom Tage der Zuſtellung. Selbſt wenn nach längerer Zeit günſtiger Beſcheid kommt, ſind die Beſchwerdeobjekte längſt verteilt. Kurz, das Geſetz iſt nichts als maskierter Raub im Großen und Kleinen. Und dieſer Raub bekommt dem Lande ſelbſt übel, denn der Boden wird weit ſchlechter beſtellt als früher. Die Ernteerträge ſind geringer.

Um einige Grade erträglicher, aber immer noch furchtbar genug iſt das Schickſal der Deutſchen in Latvija. Der Lette diplomatiſiert etwas mehr. Er hat zur Erhaltung ſeiner weſteuropäiſchen Beziehungen, namentlich zu England, ſtärker das Bedürfnis, die Geſetze des „Rechtsſtaates" aufrecht zu erhalten. Die Deutſchen waren in den ſüdlichen baltiſchen Landen immer etwas zahlreicher. In der „Rigaiſchen Rundſchau" unter Dr. Paul Schiemanns Leitung haben ſie ein ausgezeichnetes Tageblatt. Die deutſche Partei im Parlament iſt nicht bedeutungslos. In Riga konnte eine deutſche Bildungsſtätte geſchaffen werden, die mit einer Univerſität einige Aehnlichkeit hat. Aber einen wirk-

samen Minderheitsschutz im Sinne des Völkerbundes gibt es auch hier nicht. Die Landenteignung hatte hier zunächst noch „Restgüter" gelassen, die zum Teil bei intensiver Wirtschaft Lebensmöglichkeiten gaben. Aber die schon ergangene Bestätigung dieser Restgüter ist wieder aufgehoben. Und da auch kleine deutsche Besitzer und Pächter vertrieben werden, so ist nicht irgend ein „sozialer", sondern der Grund lediglich chauvinistisch-nationalistischer Haß. Das „Entschädigungsgesetz schwebt noch.

Latvija ist nun zwar seit länger als Jahresfrist im Völkerbunde und hat also Pflichten gegen die Minoritäten übernommen, aber der Präsident der lettischen Republik hat selbst sehr richtig in der Konstituante erklärt: „Die besten Gesetze und edelsten Grundsätze sind wenig wert, wenn sie nicht gehalten werden." In Lettland sind sie durchlöchert wie ein Sieb. „Latvis", ein maßvolles Lettenblatt, stellt selbst fest: „Die direkt gegen die Deutschen gerichtete Agrarreform hat sie vom flachen Lande vertrieben. Handel und Gewerbe, die den meisten Deutschen Beschäftigung und Erwerb gaben, sind vernichtet. Der Staatsdienst und die freien Berufe sind ihnen schwer zugänglich."

So gilt denn die Zahl, daß von den einst 200 000 baltischen Deutschen heut noch etwa 80 000 in den beiden Staaten existieren können, unwidersprochen. Die Mehrzahl der verdrängten sitzt in Deutschland — viele in harter Not, manche einstige Gutsherrin als Wirtschafterin. Anpassungsfähigkeit und Tüchtigkeit und stolzes Tragen des Geschicks hilft ihnen sich seelisch aufrecht zu erhalten. Die starke Geistigkeit ihrer Stammesart findet in der Wochenschrift „Baltische Blätter" ihren Sammelpunkt. Die baltische Heimatliebe bricht dort oft erschütternd durch. Ihr ganzes Herz hängt an der alten Heimat.

Den Baltenländern selbst wird diese Verdrängung ihrer kultiviertesten und intelligentesten Minderheit nicht gedeihen. Weder Latvija noch Eesti werden weder als Agrar- noch als Industrieländer zu irgend einer Blüte kommen, werden kümmerliche Transithandelsstaaten für Sowjet-Rußland bleiben, von denen sich auch die Entente, da sie zu wenig staatsbildende Kräfte am Werk sieht und nicht genug Rechtssicherheit findet, heute noch mehr und mehr zurückzieht.

Hätte man die baltischen Deutschen — bei manchem Landopfer — nur so eben anständig behandelt — die Staaten stünden heute fest und würden gut verwaltet.

Kleinbilder am Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

(Fortsetzung.)

5. „Unter Tag".

Wer in den Schacht einfahren will, muß sich gänzlich umkleiden. Ein altes verhutzeltes, aber sehr freundlich lächelndes Weibchen (es war selber Bergmann, als es noch Mann war, verunglückte irgendwie und bedient nun die Gäste) guckt mir schon auf die Schuhe, und ich sehe in seinen goldigen Augen, daß es schon ein Paar geschmiert bereitstehen hat. Es bringt mir den Anzug, die Strümpfe das Taschentuch, die Stiefel, die lederne Mütze, die Lampe und einen funkelnagelneuen Stab.

„Glück auf, mein Herr!“ ruft es mir nach. „Glück auf, mein Herr!“ ruf ich ihm zurück. Es grinst vor Freude und ſchlurft in ſeinen zu weiten Pantoffeln in ſein Kabinettchen.

Im Ankleideraum der Bergleute wimmelt es von nackten Männern. Tauſend wollen mit mir befördert ſein! Sie hängen ihre Tagkleider an einen Draht, drücken auf einen Knopf, und die Kleider fliegen in die Höhe, bis unter die Sparren des Daches, wo ſie ausdünſten ſollen und warten müſſen, bis die ſieben Stunden der Schicht vorüber ſind.

Wir gehen unter dem Seil, an dem die Körbe hängen; es reicht ins große Haus, allwo auf einer Bank der Lenker ſitzt. Ich kenne ihn: er hat mir, als ich etwas wiſſen wollte, keine Antwort gegeben. Starr ſtand ſein Auge gegen den Zeiger neben dem ungeheuren Rad, das vom Seil umwickelt iſt: hier iſt größte Zuverläſſigkeit! Wir ſteigen ein, und mit D-Zugsgeſchwindigkeit ſauſen die Körbe hinauf, fünfhundertdreiundachtzig Meter hinab. Die Preßluft ziſcht in den Rohren. Es ſcheint manchmal, der Korb gehe nach oben! Ich lehne an der eiſernen Wand und denke an den Mann, der mir keine Antwort gegeben, und freue mich deſſen!

Sieben Körbe voller Menſchen ſtehen noch über mir und ſurren mit in die Tiefe. Hin und wieder wie im Tunnel bricht eine Laterne aus dem Schacht; die unſrigen grellen durcheinander wie auf einem ſchlechten Expreſſioniſtenbild. Ringsum lehnen gleich mir die Bergleute an der eiſernen Wand; zwei ſchreien ſich abwechſelnd wichtige Dinge in die Ohren.

Ein nächtlicher Güterbahnhof umfängt uns unten; über ſchmalſpurige Gleiſe biege ich mit dem Steiger in den dritten Stollen ein. Es iſt kalt, ein Hüſteken überfällt einen. Die Preßluft tobt, ein Schimmel ſteht ſeitab und hat nichts zu tun; ein Bergmann ſetzt ſich ihm auf den Rücken, und er hebt ſtolz den Kopf. Im Nu bin ich mit meinem Führer allein und gehe hoch aufgerichtet einher. An den gemauerten Gewölben leuchten elektriſche Birnen, doch gähnt ein dunkler Gang.

Wir ſchreiten hinein, zwiſchen dem Grubenholz zirpen Heimchen. Wie das heimelig zirpt! Die gepeitſchte Luft ſtrömt warm. Ein Zug mit vierundzwanzig Wagen voller Kohlen kommt, wir weichen aus. Ein leerer Zug brummt in der hellen Tiefe vom Schacht her. In der winzig niedrigen Lokomotive hockt ein Menſch. Die Maſchine ſteht gebückt. Die geſprießte Decke des Ganges ſenkt ſich; wenn ein Balken gebrochen iſt, muß man ſich ducken. Der leere Zug ſtößt ſich ruckweiſe durch ein hölzernes Flügeltor, das immer wieder zuklappen möchte: es muß der Preßluft den Eingang hier ſeitab verwehren. Wir ſchlüpfen nach, gehen gebückt. Das Gebirge ruht hier vollauf; hinter dem Grubenholz zeigt ſich graues Geſtein in dicken Schichten, eine Kohlenader fließt durch, aber ſo dünn, daß man ſie nicht abbaute.

Der Weg gabelt ſich. Der Schießmeiſter ſteht da und meint, ich müſſe ihm zuſehen wenn auf „Neunzehn“ geſprengt wird, und ſo ſtreben wir auf „Neunzehn“ zu. Steiger und Schießmeiſter verſtehen vorzüglich, gebückt zu eilen und ſtoßen nirgends den Kopf an. Wir ſchlüpfen durch Sacktücher, lehnen uns ein Weilchen an die Rollwagen an und ſteigen nun über drei ſteile Leitern irgenwo hinauf. Da werden volle Wagen in einen Teilſchacht verſtaut, und der Adam Hetzmann ſteht ſeit ſiebzehn Jahren hier an dieſem Teilſchacht und ſchiebt die Wagen aus und ein und iſt nur mit einem Kniehöschen bekleidet. Es ſoll vorkommen, daß der Adam ſogar ein Liedchen pfeift: Male fährt gern Luftballon!

Wird viel angefahren, ſchiebt Adam viel ein, und dann verdient er mehr und kann pfeifen! Seit ſiebzehn Jahren immer dasſelbe Lied!

Nach etwa zwanzig Minuten hören wir die erſten Schläge. Wir fallen über Kohlenſchollen, krabbeln mühſam weiter, klettern, kriechen auf dem Bauch, winden uns durch Löcher, rutſchen, und der Grieß rieſelt hinter uns drein. Wie der Schießmeiſter nur ſeinen Patronenkaſten durchzwängen kann! Schweiß trieft an meinen Wangen, und ich freue mich der dichten Augenbrauen und des ungepflegten Schnauzbartes. Das Grubenholz knirſtert einmal; an meiner linken Wange ſtarrt mit hundert Spitzen ein Bruch, meine Taſche bleibt ein wenig hängen ich rufe den Steiger. „Nur voran!“ ſagt er, und ich ſehe im Schein meiner Laterne, daß er über mich lächelt.

Da ſtehen zwei nackte Männer, auf die Pickel geſtützt, und erwarten uns. „Neunzehn?“ frage ich. „Eins!“ erwidert der Schießmeiſter. Der Steiger ſtochert am Geſtein. Bergmann Karowski hat den Krieg von A bis Z mitgemacht und heißt deshalb Vonabiszett. Er iſt Kommuniſt, ließ ſich vom Steiger anſtochern und entwickelte ſein Programm, ſo ausführlich er nur konnte. Er hat geſtern mit ſeinem Schaffhelfer vierzehn Wagen geliefert: eine Höchſtleiſtung!

Seitlich ſteigen wir über die Trümmer des Abgehackten, in dem wie Schiffspfähle die Grubenhölzer ſtehen, ſchlüpfen durch und gehen eine Weile beinahe aufrecht. Auf „Zwei“ liegen die nackten Männer auf den Rücken und hacken über ſich die Kohlen los. (Michelangelo lag etliche Monate auf dem Rücken und malte die Sixtinadecke, aber damit iſt kein Vergleich zu wagen!) Sie richten ſich ſchließlich auf; der Schweiß rinnt ſchwarz über die ſchwarzen Stirnen, über die Hälſe, die Schultern, die Brüſte und Bäuche, über die Lenden an den Beinen hinunter und verſickert in den hölzernen Schuhen. Weiß leuchten die Flußbette dieſer Rinnen auf der Haut. Bergmann Peter Edelmarder hat geſtern mit ſeinem Schaffhelfer nur ſieben Wagen geliefert! Daran iſt das Gebirg ſchuld, nun iſt's eingebrochen, und die Geſteine müſſen fortgeſchafft werden! Der Bergmann iſt anſcheinend ein luſtiger Kumpan, wenn er das auch nicht merken laſſen darf. Er hat ſich die Bruſt tätowieren laſſen: eine wunderſchöne, üppige Dame prangt in Rot und Blau aus dem ſchwarzen Staub; über ihr ſchwingt wie das Spruchband einer Heiligen: Kein Glück auf dieſer Erden! Das n von Erden ſteht ſchon auf dem Achſelknochen, und unten her ſchwingt ein Lorbeerzweig, der über die Achſeln zurückgeht und auf dem Rücken ſich verſchlingt. „Kein Glück?“ frage ich, und er deutet enttäuſcht auf den Steinſchotter. Ich hebe meine Laterne und leuchte ſeinen Körper ab: kein Grieche iſt ſchöner überliefert! Unter der ſchwarzen Patina regt ſich auf jedem handbreiten Stück ein überaus ſtarkes Leben. „Haben Sie Gymnaſtik getrieben?“ „Bis Quarta bin ich gekommen!“ erwidert er. „So, ſo!“ mache ich und gebe ihm den Pickel, daß er dreinſchlage! Ich muß überhaupt ſagen, daß ich zumeiſt ſchön gebildete Körper ſah, ſchöner als auf allen Sportplätzen, und es mag ſo ſein, daß der menſchliche Leib, auch ohne im Einzelnen bergenommen zu ſein, ſich unter ſchwerer körperlicher Arbeit von ſelbſt ſeine Vollkommenheit erringt!

Wir kamen an verſchiedenen Schlagſtellen vorbei, und an „Neunzehn“ ſtand der Schießmeiſter, und die Bohrmaſchine ratterte auf der Schulter des einen der Nackten. Der Sprengſtoff ward eingefügt, wir gingen weg um die nächſte Ecke, der Schießmeiſter ſchloß mit dünnem Draht den Kontakt, und der Schuß erſchütterte eingedumpft den Gang und dröhnte verhallend. Wir traten in die

Staubwolke, die Laternen verfinſterten ſich, die Brocken lagen umher. Und nun aber raſch einen Zug leerer Wagen heran, denn die Beute iſt groß!

Ich will fortan bei jedem Stück Kuchen, das ich eſſe, an Euch denken, bei jedem Buch, das ich leſe, an Euch denken, bei jeglicher Behaglichkeit an Euch denken! Ihr ſeid ein beſonderer Stand, und ich will helfen, Euch beſſer zur Beachtung zu bringen! Denn wir können nicht aufhören. Und wir ſind umdroht von allen Fäuſten der Welt! Wenn wir erſt gelernt haben werden, unſere eigenen Fäuſte, die wir gegeneinander erheben und uns zerfleiſchen, in brüderlicher Eintracht aufſparen, dann wollen wir uns einen großen Luxus leiſten; unſere Kraft iſt ungeheuer, unſere Arbeitsleiſtung iſt ungeheuer: wir wollen den verruchten offiziellen Böſewicht der Welt haushalten und mäſten, wohlan, wir wollen Frankreich überfüttern, daß es dick und ſchwammig werde, und wir wollen ihm auch noch die Suppe einlöffeln und wollen es in unſere Polſterſtühle ſetzen, unſere beſten Weine, unſere Kapaune reichen . . . dann wird die Knarre nicht mehr nötig ſein! Und dann wollen wir uns Zeit nehmen, uns gegenſeitig beſſer zu verſtehen, als bisher: der Proletarier den Kapitaliſten, der Kapitaliſt den Proletarier, denn 90 v. H. des Haſſes beruht auf falſcher Kenntnis und auf Verhetzung, die nur bei falſcher Kenntnis möglich iſt! Allen meinen Arbeitern will ich als geiſtige Kraft die Geheimniſſe in meinem Betriebe darbieten: die Maſchinen ſezieren . . . die geiſtigen Funktionen meiner Ingenieure darlegen . . . die ungeheure Nuance geiſtiger Potenzen des techniſchen, chemiſchen, kaufmänniſchen Betriebes veranſchaulichen . . . ich will von dieſer Seite zu ſozialiſieren anfangen, wenns möglich iſt. „Glück auf! Glück auf! Bergleute!“

Sieben geladene Wagen über mir hängen an dem ſtarken Seil. Wir wollen empor, Bergleute, empor! Tauſend treten in den großen Baderaum, entkleiden ſich, drücken auf den ihnen beſtimmten Knopf, und die Tagkleider ſurren vom Dachgebälk herunter; die Schaffkleider werden an den Haken gehängt und ſurren hinauf in die friſche Luft, und tauſend Mann treten unter die warmen Duſchen, und die Sonne bricht durch die Fenſter, und ſie rennen umher und foppen ſich und lachen und ſpringen in dem Sprühregen hinan wie Kinder.

Mir hat das Weibchen ein beſonderes Bad gerichtet im Badhaus der Herren Betriebsleiter, und ich darf dem guten Männchen nicht vor den Kopf ſtoßen! Da ſteige ich denn nach dem Bad in meine feinen Kleider, und es iſt mir zumut ich dürfe mich in dieſem Tand nicht mehr ſehen laſſen! Mein Weibchen hält mir die Weſte hin, daß ich hineinſchlüpfe, und ich frage: „Wer meinen Sie, wer ich bin?“ Da guckt es mich von unten herauf an, läßt die kindlichen Augen ſeitab ſchweifen in alle Fernen, beſinnt ſich offenbar auf etwas recht Großes und kommt wieder mit den Augen und ſagt: „Exzellenz Piffke?“

„Vorgeſtern,“ ſag ich, „war ich im Düſſeldorfer Schauſpielhaus, und ich ſaß in der (ich beſchreibe mit den Armen einen großen, doch nicht zu großen Bogen) Proſzeniumloge, und es wurde ein Stück geſpielt, das heißt „Vater und Sohn“. Der Sohn, wiſſen Sie, der war dem Vater mißraten, und ſeltſamerweiſe iſt er nun auch dem Dichter mißraten . . . ja, aber was ich ſagen wollte (ſag ich), da ſtand auf dem Theaterzettel „In Anweſenheit des Dichters“ und nun, da die Leute nach einem recht mißratenen Akt ungeheuerlich klatſchen, daß der Dichter ſich zeige, da zeigt ſich der Dichter nicht, und auf einmal ſchaut das ganze Theater herauf in meine Proſzeniumsloge und ſtreckt mir die Hände entgegen und klatſcht!“

„Aha!"

„Nein, nicht aha!"

„Nein, nicht!"

Nicht Exzellenz Piffke bin ich, nicht der kleine große Dichter, der exzellente, nein, nein, aber in einem Vierteljahr werde ich hier auf der Zeche arbeiten, wie Sie gearbeitet haben! Und dann wiſſen Sie, wer ich bin: ein Proletarier!"

„Pro—le—ta—rier!" ruft mir das Männchen nach und zählt die Scheine...

6. Die Zigarette.

Im Nichtraucherabteil vierter Klaſſe hängen bunte Reklameſchilder aller Zigarettenfabriken, die geſtern aus der Erde emporgeſchoſſen ſind. Ein Eiſenbahner kommt herein, raucht. „Als Eiſenbahner," ſag ich, „müſſen Sie wiſſen" ... und deute auf das Nichtraucherſchild. Er zertritt den Dreck. Vier junge Burſchen kommen herein, qualmen alle vier. Ich deute aufs Schild, ſie lachen, ziehen ruhig weiter, ich deute nochmals auf das Schild. Mit wüſten Augen ſtarren ſie mich an, laſſen die Zigaretten ausgehen, d. h. ſie ziehen nicht mehr, aber das Kraut glimmt wie jeder Dreck bis zum letzten Atom. Ich öffne die Fenſter, die Burſchen ſchließen ſie. Ein alter Mann kommt mit Zigarre im Vollbart, ſtellt ſich neben mich. Da ich nichts zu ihm ſage, ſtarren mich die acht jungen Augen an, die Hände ſpielen ſchon wieder mit friſchen Zigaretten. Auch ich laſſe die Augen rollen: unterſteht Euch, heißt das! Mein Nachbar weiß offenbar, wo er iſt: er zieht einmal, behält den Rauch hinterm Bart, läßt die Zigarre in der großen Hand ſinken, hinter ſich, daß man ſie nicht ſehen ſoll, und der Rauch treibt ſich im Vollbart umher und erhebt ſich langſam und kaum ſichtbar.

Der eine Burſche ſtreicht Feuer, bläſt Qualm gegen mich! Ein Mädchen, das bei den Burſchen ſitzt, ſpitzt nach mir, was ich tun werde! „Zum Donnerwetter!" ſchrei ich, „hier iſt Nichtraucherabteil!" „Nur nicht ſo hitzig" murmelt es aus dem Vollbart. „Sie ſchmeißen die Zigarette auf der Stelle zum Fenſter hinaus!" herrſche ich den Burſchen an. „Der da raucht ja auch!" entgegnet der Burſche und deutet auf den Alten. Ich darf ihm nicht ſagen, daß er noch nicht trocken hinter den Ohren ſei, ich darf ihn auch nicht ohrfeigen! Die Zigarette ſchickt ſich an, zu qualmen bis zum letzten Atom! Mich ärgert nicht der Qualm, mich ärgern dieſe Lausbuben, die geſtern noch auf der Schulbank ſaßen und vielleicht noch darauf ſitzen, und immer rauchen müſſen, immer rauchen!

Ich trete auf den Burſchen zu und ſage: „So!" ſage ich, „und wenn du mir jetzt nicht das Kraut zum Fenſter hinauswirfſt, melde ich dich dem Zugführer, Junge!"

„Dem da erlaubſt dus doch auch!"

„Du?" erwiderte ich. „Du! Du ſagſt du zu mir?"

„Du ſagſt doch auch du zu mir!"

„Mein Kraut iſt aus!" wirft der Alte ein und ſtreckt es zum Beweis vor. Aha!

„Werfs fort!" flüſtert ein anderer der Burſchen, „ich geb dir eine andere!"

„Ja, wenn du mir eine andere gibſt," ſagt der Burſche lächelnd und ſteht auf, ſtreckt die Hand aus, ſie zu empfangen und wirft die glimmende aber fürchterlich qualmende Zigarette zum Fenſter hinaus.

Der Kamerad ſpeit ihm in die offene Hand, und alles lacht. Die Burſchen verhauen ſich im Scherz, und das Mädchen ſtößt den Folgſamen von ſich und rückt zu den andern!

Die Zeche liegt nahe am Bahnhof; das Rad ſchwingt noch in der Luft. Die Vier eilen ins Zechenhaus.

Hätt ich gewußt, daß ſie Bergleute ſind. Ich hätte ſie rauchen laſſen!

7. Kokerei.

Die wenigſten Menſchen ſah ich in der Kokerei, wo noch immer ſo viele Gaſe nutzlos verpuffen müſſen. Etliche hundert Oefen ſind aneinandergebaut, eine langgeſtreckte Backſteinſäule. In den verqualmenden grüngelben, heimtückiſchen Gaſen, die nutzlos entweichen, fährt ein Theologiekandidat mit einem Schubkarren. Wenn ihn die Not beten lehrt, begrüße ich die Not; will er die Nöten des Arbeiters kennen lernen, dem er einſt predigen will, preiſe ich ihn! Ha, wir rüſten uns Brücken zu ſchlagen und wollen ein einig Volk von Brüdern werden! Ha, ich höre, daß im ganzen Werk viele geiſtige Arbeiter handwerklich tätig ſind, und ich weiß: wir ſind geſund und ſtark und werden die Krankheit überſtehen und auch die von außen bedingte Not!

Die Maſchine ſtößt einen Ofen auf und drückt den entgaſten, zuſammengebackenen Kohlſtein hervor. Eine Wand aus Feuersglut ſtürzt vor mir nieder und zerſchlägt in Brocken; Waſſerſtrahlen ziſchen in die Glut, die Glut ſtirbt, blauſchwarz kniſtert das Geſtein. Ich gehe den Röhren nach, die das Gas forttragen, ſehe den Teer im Waſſer brodeln, ſehe die mächtigen Zylinder, in denen das Gute vom Schlimmen geriſſen wird, und die gläſernen Waſſerſtandzeiger melden lebhaftes Treiben.

Von hier aus ſpeiſt ſich das ganze Werk ſelber; in den Gasmotoren verhundertfachen ſich die Pferdekräfte, und die Turbine liefert dreitauſend Umdrehungen in der Minute und mehr. Hier iſt der Geburtstag ſo vieler Medikamente und Arzneien, und ich werde meine Chemiker veranlaſſen, ein Präparat zu finden, das in der Neujahrsnacht eingenommen, die menſchliche Maſchine für das ganze Jahr inſtand hält!

8. Streit.

In einer engen, ſchwarzen Gaſſe ſtand ein Mehlfuhrwerk, hoch beladen, und der weiße Mehlmann legte dem Träger den Sack auf die Schulter. Da kam faſt im Galopp ein Kohlenhändler von der anderen Seite ins Gäßchen gefahren, und ſeine beiden Gäule bogen die Köpfe beiſeit vor der verrückten Peitſche.

„Ho Ho! Mach Platz, Mehlmann, ich habs eilig!“

„Fahr zurück, wenn dus eilig haſt,“ ruft der Weiße, „du kannſt hier nicht vorbei!“

„Platz, ich muß vorbei!“

Die vier Pferde ſtanden Kopf an Kopf und ſtanden ſtill. Der Kohlenmann aber fängt an zu toben, ſchimpft den Mehlmann, dieſer bleibt kein Wort ſchuldig! Die Peitſchen ſauſen über den Köpfen der Gäule gegeneinander, und ſchließlich ſpringt der Kohlenmann vom Wagen und ſtürzt ſich auf den Wagen des Mehlmannes und reißt den Weißen herunter, und ſo balgen ſie ſich im engen Gäßchen herum, bis — der Schwarze weiß und der Weiße ſchwarz war. Als ſie ſchon faſt gänzlich einheitlich gekleidet erſcheinen und in der Goſſe aneinanderhängen, kommt der blaue Schutzmann und reißt ſie auseinander. Der Blaue wird zwar ſchwarz und weiß, aber er kann die Streithähne nicht trennen!

Blut ſpritzt auf und ergießt ſich und betupft die drei Männer.

9. Die neuen Glocken.

Schier ſo viel Kirchtürme als Zechentürme! Doch ſind die Schlote höher, und der Qualm ſtreicht den Turmhähnen in die Augen bei ſchlechtem Wetter

und wirbelt steil auf, wenn der Himmel klar ist und verfinstert die Sonne ringsum. Ich sah Beter zu allen Zeiten in den neuen, verrußten Kirchen: der Vater ist „unter Tag", der Bruder ist „unter Tag", der Bräutigam ist „unter Tag"!

Ich sah ein Kirchspiel geflaggt und alle Häuser bewimpelt und bekränzt mit Fichten. Drei Wagen der Zeche K., mit je vier Pferden bespannt, bogen in die enge Gasse ein: auf jedem Wagen stand eine neue Glocke. Wagen, Glocke und Pferde waren bunt mit Fähnchen geschmückt, der Pfarrer schritt im weißen Chorhemd vorn her, und seine Schritte tanzten schier wie die des Königs David vor der Bundeslade! Und die Herren Kirchenvorstände mit den hohen Zylinderhüten folgten ihm, und die ganze Gemeinde strömte nach. Bergmannsfeierlich gekleidet, feierlich durchtupft von den roten kleinen Meßdienern, die rote und blaue Standarten trugen und grüne, weiße und gelbe. Und alle sangen sie ihre schönsten Lieder.

Das Gebläse des nahen Hochofens puffte den Takt, bis die Bergknappen weit vor dem Pfarrherrn ihre Instrumente an die Lippen setzten, da verstummte der dampfende Takt.

Die Glocken verschwanden hinten im Turm, man hörte wie sie mühsam hinaufgeleiert wurden, man hörte sie in der erregten Seele schon läuten!

Und siehe, man ging heim, und nach zwei Stunden hörte man sie wirklich. Sie bimmelten zwar nur, aber man verstand sie gut. Denn alles, was in den Herzen der Gläubigen gegenwärtig war an guten Stimmen und geheiligten Strömungen, alles, was, seit die alten Glocken abgeholt worden waren, um gegen den Feind zu ziehen, in Ehrfurcht vor der Gottesstimme, in Sehnsucht nach der Gottesstimme unsicher und zerstört inwendig läutete, das sprang wie ein hohes Tedeum empor und klang in dies Gebimmel.

Doch ach, als nach einem Tage schon die Menschenherzen im Kirchspiel ohne Kränze gingen, als das Walzwerk die letzten Rosen zerstampft hatte und der graue Alltag wieder grinste, da ließ die kleinste Glocke einen billigen Klang vernehmen, wie wenn eine Sense gedengelt würde. Die zweite dröhnte wie ein Amboß. „Ihr seid nichts Gutes mehr gewöhnt!" sagte der Pfarrer. Und die dritte schrillte wie ein eiserner T-Träger, der geputzt wird . .

Ich weiß, ihr lieben Leute: eure alten Glocken waren aus besserem Gut gegossen, stammten auch aus einer religiös besseren, vielleicht besten Zeit! Doch laßt mir eure Sehnsucht nach dem edleren Glockengut eurer Herzen stark werden, denn e r s t muß unser Herzschlag wieder echt werden! Dann erst wird die Herrlichkeit dieses zweiten Geläutes nicht zurückstehen hinter der des ersten! Wie die Schrift ungefähr sagt!

(Schluß folgt.)

Weltspiegel.

20. September.

Nach der großen Katastrophe des Weltkrieges bedurfte die Welt mehr als je der führenden Staatsmänner, Männer von weitem Blick, überlegenem Geist und starkem Willen, die mit starker Hand das Trümmerfeld aufzuräumen verstehen und den Boden für neues Wachstum und neuen Aufbau herrichten. Freilich kann eine solche Arbeit nicht allen Wünschen

gerecht werden. Die Rollen ſind immer ungleich verteilt. Ganze Völker müſſen darunter leiden, und es iſt bitter und hart, wenn es gerade das eigene Volk iſt, das dieſen Leidensweg zu gehen hat. Aber wir wiſſen aus der Geſchichte, daß ſolche harte Zeiten einem Volke zum Stahlbad werden können und daß die ewige Gerechtigkeit doch einmal eine Wende der Zeiten herbeiführt. Auch wer im Schatten ſteht, kann die Wirkungen des Lichts beobachten und daraus lernen, bis das Licht auch einmal wieder zu ihm kommt. Unſere Väter haben in Napoleon die Geißel der Menſchheit geſehen, aber eben das hat ihnen ein großes Ziel gegeben, das ihnen zur Selbſtbeſinnung, zur Entwicklung ihrer Kräfte, zur inneren und dann auch zur äußeren Befreiung verholfen hat.

Betrachtungen ſolchen Inhalts könnten erhebend, tröſtend wirken, und doch wird ſolcher Troſt gegenwärtig bei der Mehrzahl unſerer Volksgenoſſen verſagen. Es liegt etwas in dieſer Zeit, was uns das Unglück viel ſchwerer tragen läßt und eine beſonders große Kraftanſtrengung nötig macht, um uns vor Verzagtheit und Verzweiflung zu retten. Woran liegt das? Doch wohl daran, daß wir nirgends etwas ſehen, woran wir uns aufrichten können, was unſere Selbſtbeſinnung fördert, unſern Wetteifer anregt, Ziel und Feld unſerer Arbeit ſcharf umzirkelt und uns zwingt, über den Umfang unſerer Kraft und die Art ihres Gebrauchs nachzudenken. Ein krankes, erſchöpftes, vom Unglück gebrochenes Volk kann, ſoweit es ſich noch einen Reſt von Selbſtgefühl bewahrt hat, verhältnismäßig ſchnell geneſen, wenn es ſieht, wie die andern, denen nach langem Ringen das Glück günſtig geweſen iſt, die Früchte dieſes Glückes ernten und ſie würdig ausnützen. Der Anblick wäre für uns ſchmerzlich, aber heilſam. Das Geſchick jedoch hat uns auch das verſagt. Es iſt ja das Furchtbare dieſer Zeit, daß wir nirgends auch nur einen großen Gegner haben, den wir auch in Bitterkeit und Haß als ſolchen anerkennen könnten, ſondern überall Kleinheit, Unfähigkeit, Lüge, ſinnloſe Bosheit, verächtliche Heuchelei, die trotz ihres „Sieges“ nichts von Bedeutung und Dauer zuſtande bringen, ſondern die ganze Welt immer tiefer in Elend und Unordnung hinunterdrücken.

Wir ſind gerade bei einer Geſtaltung der Lage Europas angelangt, in der ſich dieſe allgemeinen Betrachtungen beſonders aufdrängen, ſobald man verſucht die wichtigſten Ereigniſſe der beiden letzten Wochen in ihrem Zuſammenhange und nach ihrer Geſamtwirkung abzuſchätzen. Als dieſe wichtigſten Ereigniſſe ſehen wir vor allem drei an: den *Stinnesvertrag*, den Ausgang der *deutſch-belgiſchen Verhandlungen* und die Entwicklung der *Kriſis im nahen Orient*.

Frankreichs politiſche Taktik iſt ja an ſich mit einer wirtſchaftlichen Geſundung Europas unvereinbar, wie hier öfter auseinandergeſetzt worden iſt. Daraus folgt, daß jede politiſche und diplomatiſche Aktion, die das Unmögliche möglich machen und Frankreichs Forderungen genügen wollte, von vornherein zum Scheitern verurteilt iſt. Aber die Sehnſucht nach einer vernünftigen wirtſchaftlichen Regelung der auf dem franzöſiſchen Volke laſtenden Kriegsfolgen griff auch in Frankreich immer mehr um ſich. Wenn es glückte, unabhängig von jeder Politik, dieſe Stimmung zu einem wirtſchaftlichen Erfolg auszunutzen, ſo war ſehr viel gewonnen. Es war dann den vernünftigen Franzoſen der Beweis geliefert, daß auf dem Boden wirtſchaftlicher Leiſtungen ſehr wohl eine Verſtändigung mit Deutſchland mög-

lich war und daß die künſtlichen Manöver, durch die mit Hilfe unmöglicher Forderungen der üble Wille Deutſchlands bewieſen und zur Unterlage politiſcher Vergewaltigungspläne gemacht werden ſollte, ſich auf unwahre Behauptungen ſtützten. Aber dieſe wirtſchaftliche Aktion, die ſo ſehr dem Bedürfnis der Lage entſprach, konnte nur gelingen, wenn ſie den politiſchen Apparat gar nicht in Anſpruch nahm, alſo Form und Charakter des kaufmänniſchen Privatgeſchäfts bewahrte. Dazu gehörte ſehr viel Großzügigkeit, Wagemut, Klugheit und Opferwilligkeit bei mehr als gewöhnlicher Kapitalkraft. Wo fand ſich das alles zuſammen? Es iſt tatſächlich geleiſtet worden durch das Abkommen, das Hugo Stinnes mit dem Marquis de Lubersac über die Wiederherſtellungsarbeiten in den zerſtörten Gebieten Frankreichs abgeſchloſſen hat. Durch dieſe wirtſchaftliche Großtat in ſo ſchwerer Zeit iſt wirklich ſo etwas wie eine Entſpannung in einem Teil der öffentlichen Meinung Frankreichs herbeigeführt worden. Es könnte der Anfang zu weiteren ſegensreichen, friedenſtiftenden Aktionen werden, wenn in der politiſchen Atmoſphäre Frankreichs etwas mehr leidenſchaftsloſe Einſicht, etwas mehr Wahrheit, etwas mehr ſtaatsmänniſche Größe herrſchte ſtatt einer auf Lüge aufgebauten, durch unedle Inſtinkte geſtützten Advokatenſchlauheit! Man müßte über den Stinnesvertrag ehrliche Freude empfinden und auf ihn berechtigte Hoffnungen ſetzen, und doch kann man es nicht ganz ohne Befürchtungen, weil die Lage nach wie vor von einer Politik der Schlechtigkeit und Kleinheit getragen wird.

Die deutſch-belgiſchen Verhandlungen haben wir ſchon im letzten „Weltſpiegel" nach ihrem Sinn und Wert gewürdigt. Nachdem ſie inzwiſchen wegen des unerwarteten Beſtehens der belgiſchen Regierung auf dem Buchſtaben des Beſchluſſes der Reparationskommiſſion beinahe geſcheitert wären, iſt jetzt doch endlich eine Löſung zuſtande gekommen, weil die Belgier ihren eigenen Intereſſen gemäß handelten, ihre Rückſicht auf Frankreich nicht allzu weit trieben und ſich nicht zu gehorſamen Vollſtreckern der Wünſche Poincarés und der Pariſer Preſſe machten. Sie waren bereit, anſtelle der Zahlungen von Deutſchland Wechſel mit ſechsmonatiger Laufzeit anzunehmen, falls ihnen die Sicherheit geboten würde, dieſe Wechſel alsbald diskontieren zu laſſen. Das wird jetzt durch die Unterſchrift des Reichsbankpräſidenten geſchehen, und damit iſt dieſer gefährliche Streitfall aus der Welt geſchafft; Deutſchland hat wenigſtens die Atempauſe, die Frankreich mit allen Mitteln zu verhindern ſuchte. Daß Reichsbankpräſident Havenſtein die Möglichkeit durch ſeine Unterſchrift eine nach gewöhnlichen Geſchäftsgrundſätzen bedenkliche Verantwortung zu übernehmen, durch Abmachungen mit der Bank von England ſchuf, beruht auf einem privaten Geldgeſchäft, das auch Frankreich nicht anfechten kann. So iſt die erzielte Löſung als ſehr geſcheit und ſehr geſchickt zu bezeichnen und könnte als ein zweiter Lichtblick an unſerm umdüſterten Horizont gelten, wenn man nicht erkennen müßte, daß es nur der Schein einer Löſung iſt, wodurch die wirkliche Schwierigkeit nicht gebannt wird. Darin, daß man zu ſolchen, im Grunde doch nicht unbedenklichen Mitteln zu greifen gezwungen iſt, nur um ſich abſolut widerſinniger und wahnſinniger Forderungen zu erwehren, kennzeichnet ſich die erbärmliche, jeder wirklichen Beherrſchung der Lage jeder Sachlichkeit und jeder Vorausſicht bare Art der Politik, die von unſern Gegnern uns gegenüber betrieben wird.

Ein offenkundiger Gegenſatz zwiſchen dem Anſpruch der Entente, die Rolle der Vorſehung in Europa zu ſpielen, und ihrem wirklichen Vermögen, die Ereigniſſe einigermaßen dieſem Ziel entſprechend zu lenken, iſt auch in der durch den türkiſch-griechiſchen Krieg geſchaffenen Lage im Orient zu erkennen. Frankreich begünſtigte die Beſtrebungen der Regierung von Angora, um ſich ſeine alte hiſtoriſche Stellung im Orient zu bewahren; es wollte zugleich ein Druckmittel in der Hand haben, um ſeinen britiſchen Verbündeten ſich in der Reparationsfrage und andern europäiſchen Angelegenheiten gefügig zu erhalten. England glaubte durch Ermutigung Griechenlands zur Feſthaltung ſeiner Ziele Frankreich ein gewiſſes Gegengewicht entgegenſtellen zu können. Es hat ſich jedoch verrechnet, da Griechenland handelte, als ob es wirkliche Unterſtützung erhalten werde, die Türkei aber ſich nicht einſchüchtern ließ. Die Entſcheidung der Waffen hat England einen ungeheuren Preſtigeverluſt gebracht. Auch Frankreich hat politiſch nicht glücklich operiert. Das ſchnelle, ſelbſtbewußte und ſichere Vorgehen der Türken veranlaßte ein Akutwerden der Orientkriſis, die in dieſem Augenblicke ſicherlich nicht den Plänen Frankreichs entſprach. Nun ſtehen wir im nahen Orient vor einer Lage, die für beide Großmächte im Hinblick auf die geſamte europäiſche Politik höchſt peinlich iſt. Die Löſung iſt noch nicht zu überſehen; die hohe Politik wird eben heute von Leuten gemacht, denen ſelbſt der ſichere Blick und die unbeirrbare Vorausſicht fehlen.

W. v. Maſſow.

Literariſcher Wegweiſer.

Bildende Kunſt.

Unverkennbar liegt in dem künſtleriſchen Empfinden unſerer Tage ein Hang zum Ungleichgewicht, zum Ausdruck des Unbefriedigten, Strebenden, wobei das Unharmoniſche, ſelbſt Häßliche nicht gemieden, vor allem aber ſeeliſches Wühlen, Sehnen und Drängen aufgeſucht wird. Eine ſolche Zeitſtrömung muß dem Gleichgewichtsempfinden aller klaſſiſchen Kunſt ebenſo fremd gegenüberſtehen, wie der kühlen, klaren Naturwiedergabe des Realismus. Sie muß das Primitive, das Ekſtatiſche, das ſeeliſch Ringende und unvollendet Hoffende aufſuchen, in der eigenen Kunſtübung und auch in dem kunſtgeſchichtlichen Einfühlen und Stöbern und Wieder-Entdecken. Es iſt erſtaunlich, wieviel in dieſem Jahr wieder im Deuten und Reproduzieren älterer Kunſt geleiſtet worden iſt. Wir geben im Nachfolgenden eine kleine Auswahl des Empfehlenswerteſten in erſchwinglicher Preislage, wobei ſich der eingangs betonte gemeinſame Grundzug des zeitgenöſſiſchen Kunſtempfindens in einem ſtarken Ueberwiegen primitiver, aſiatiſcher und insbeſondere gotiſcher Eindrücke widerſpiegelt.[1])

---

[1]) In der Bücherſchau der „Grenzboten“ iſt ſtets Wert auf möglichſt genaue Angabe der Ladenpreiſe gelegt worden. Die ſich überſchlagende Währungskataſtrophe macht aber zurzeit zuverläſſige Angaben unmöglich. Es muß daher an den Buchhändler verwieſen werden. Wie bisher ſchon, ſo ſcheinen auch diesmal die Teuerungspreiſe der Bücher hinter denen der meiſten ſonſtigen Gegenſtände zurückzubleiben.

Wie billig, beginnt dieſe Ueberſicht mit den wunderbaren Wiedergaben, die Dürers Apokalypſe und Kupferſtich-Paſſion gefunden haben, echt volkstümliche und den Kenner durch eine die bisherigen Ausgaben übertreffende Feinheit erſtaunende Bildfolgen, denen ſich im ſelben Verlag (Berlin, Amsler u. Ruthardt) eine entzückende Neuherausgabe von Holbeins Totentanz anreiht; ſie iſt die vollſtändigſte aller bisherigen Ausgaben, da auch das kleine Holzſchnittalphabet aufgenommen iſt, gleich den größeren Totenbildern ein Quell geiſtreicher und dichteriſcher Unerſchöpflichkeit. Erfüllen dieſe Neuauflagen deutſcher Meiſterwerke zugleich eine bibliophile Pflicht, ſo ſind die „Domkunſtgaben", die bisher Arthur Kampf, Wilhelm Trübner, Hans Thoma und Matthias Grünewald in einzelnen Heften, unter Führung von P. Kotzde, bieten, auf Belehrung eingeſtellt und bieten bei denkbar billigen Preiſen Gediegenes (Dom-Verlag, Berlin). Die Interpretation einzelner Kunſtwerke hat ſich die Sammlung „Meiſterwerke in Wien" (Wien, Julius Bard) zum Ziel geſetzt; man findet in den ſchmalen Bändchen die Darſtellung namhafter Kunſthiſtoriker mit Glanzſtücken der verſchiedenen Muſeen verknüpft. Die Ludwig-Richter-Schätze ſeines Muſeums interpretiert nach Bruckmannſchen Drucken der Leiter der Berliner Nationalgalerie (Ludwig Richter, Fünfundzwanzig bisher meiſt unveröffentlichte Handzeichnungen und Aquarelle, herausg. von Prof. J. Kern, Berlin, Furche-Verlag). An die Grenze des Bibliophilen zurück führt die Erneuerung des „Ritters von Tura", des beliebteſten Illuſtrationswerkes der deutſchen Spätgotik (München, Roland-Verlag), der die ſchwank- und legendenhafte Erzählungskunſt, den Boccaccio und die Legenda aurea aus den Jugendtagen Dürers (aber nicht von ihm ſelbſt) wiedergibt. Sein Herausgeber Kurt Pfiſter hat in einem eigenen, vornehm ausgeſtatteten Tafelwerk der Hinwendung unſerer Zeit zur Volkskunſt des Mittelalters gehuldigt (Die primitiven Holzſchnitte, München, Holbein-Verlag). Der Erſchließung verſteckter Schätze primitiver Kunſtübung dient auch die Sammlung, die Georg Weiſe in einem abgelegenen ſchwäbiſchen Landgebiet geſammelt hat (Die gotiſche Holzplaſtik um Rottenburg, Horb und Hechingen, 1. Teil, Bübingen, Alexander Fiſcher Verlag), während Karl Gröber (Schwäbiſche Skulptur der Spätgotik, München, Riehn u. Reuſch) anerkannte Meiſterwerke aus dem ganzen ſchwäbiſchen Stammesgebiet zuſammenführt, wie E. Lüthgen Rheiniſche Kunſt des Mittelalters aus Kölner Privatbeſitz (Bonn, Kurt Schroeders Verlag); wiſſenſchaftlich iſt von dieſen drei Werken das Weiſeſche am beachtenswerteſten. Ein eindrucksvolles niederdeutſches Gegenſtück bietet Hans Muchs Norddeutſche gotiſche Plaſtik im Rahmen der ſpäter noch einmal zu erwähnenden niederdeutſchen Heimatbücher (Braunſchweig, Verlag Georg Weſtermann), während Oswald Siréns großangelegtes Buch über die Toskaniſche Malerei im 13. Jahrhundert (Berlin, Paul Caſſirers Verlag) die Welt Cimabues und ſeiner Zeitgenoſſen öffnet.

Die eingangs gekennzeichnete Hinwendung des zeitgenöſſiſchen Kunſtempfindens zum ſeeliſchen Ausdruck, insbeſondere bei primitiver Formgebung, ſpiegelt ſich auch in größeren Darſtellungen und kunſtgeſchichtsphiloſophiſchen Verſuchen wieder, von denen wir in unſerem Zuſammenhang die knapp, aber wirkſam illuſtrierte „Tragödie der Architektur" von Paul Fechter (Jena, Erich Lichtenſtein Verlag), die ſehr ſubjektive Studie Oskar Hagens über „Deutſches Sehen" (München, R. Piper u. Co.) und die aus

einer gründlichen Schulung erwachſene Abhandlung von Anita Orienter über den „ſeeliſchen Ausdruck in der altdeutſchen Malerei“ (München, Delphinverlag) nennen.

Die grundlegende Sammlung P. Cohns „Die Kunſt des Oſtens“ (Berlin, Bruno Caſſirer Verlag) iſt durch einige neue Bände vertreten. Unter Friedrich Sarres Meiſterhand lebt „Die Kunſt des alten Perſiens“, durch Ernſt Kühnels beſonnene Sammlung die Buchmalerei des mittelalterlichen Perſiens mit ihren türkiſchen und indiſchen Ausſtrahlungen (Miniaturmalerei im iſlamiſchen Orient“) wieder auf, während Ernſt Groſſe dem ſchwer reproduzierbaren „Oſtaſiatiſchen Tuſchbild“ einen Wiedergabenband abzwingt, der als grundlegende deutſche Bilderveröffentlichung dem Verſtändnis dieſes wohl ſublimſten aller aſiatiſchen Kunſtzweige Pfade bahnt. Den großen Umriß eines noch zu wenig gewürdigten genialen Zeitgenoſſen Rembrandts zeichnet P. Fraenger in einer vornehm ausgeſtatteten Studie (Hercules Seghers, im Verlag von Eugen Rentſch in München). Adolf Feulner hat „Münchner Barockſkulptur“ in einem Bilderbuch von großem Stimmungsreiz geſammelt (München, Verlag Riehn u. Reuſch). Das ſchon in früheren Ueberſichten gewürdigte große Sammelwerk des Verlages Ed. Hölzel in Wien iſt durch einige neue Bändchen vertreten, unter denen wir Anny Popps „Rembrandts Selbſtporträts“, Joſef Garbers „Romaniſche Wandmalerei Tirols“ und J. Weingartners „Bozens Bürgerhäuſer“ hervorheben. Dieſen auch als Reiſebegleiter dienlichen Bändchen in der Anlage verwandt iſt R. Lüttichs Schwetzinger Studie „Schloßgarten und Barockbau“ (Schwetzingen, Alb. Moch) und H. Löfflers „Kloſter Chorin“ (Berlin W. 8, Deutſcher Kunſtverlag), während mehr auf dem Heimatgedanken beruht die Anlage der glanzvollen (auch gut und lehrreich bevorworteten) Bilderbücher von Hans Much, „Norddeutſche Backſteingotik“, und von H. v. Beckerath „Das niederdeutſche Dorf“ (Verlag von Georg Weſtermann, Braunſchweig). Im ſelben Verlag erſcheint neu „Alt-Hildesheim“, eine künſtleriſch ausgeſtattete Heimatzeitſchrift, der man das Durchhalten wünſchen möchte. „Braunſchweig, Hildesheim und der Harz“ werden durch reiche Fülle von Aufnahmen vorgeführt vom Verlag für Kunſtwiſſenſchaft (Berlin W. 50), der in ſeinem „Potsdam mit den königlichen Schlöſſern und Gärten“ und „Aus ſtillen Städten der Mark Brandenburg“ dem heimatarmen Berliner unentbehrliche Heimatbücher geſchaffen hat. Das wichtigſte Ereignis des Jahres für den deutſchen Kunſtfreund iſt das Erſcheinen der langerſehnten zweiten Auflage von Dehios „Norddeutſchland“ (Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler, 2. Band, bearbeitet von J. Kohte, Berlin, Ernſt Wasmuth Verlag), der räumlich ein großes Gebiet deckt, auch die abgetretenen Länder weiterhin mit berückſichtigt und durch den neuen Bearbeiter eine rühmliche Vertiefung erfahren hat.

Unter den theoretiſchen Werken ſteht für die Unternehmungsfreudigkeit und die kunſtphiloſophiſche Neigung unſrer Tage bezeichnend, die Neuauflage der Jahrzehntelang vergriffenen Viſcherſchen Aeſthetik (München, Meyer u. Jeſſen Verlag) obenan. Die eigenartig grübleriſche Aeſthetik Wilhelm Oſtwalds findet in der Ergründung der Geſetze der geometriſchen Figuren Verbindung zum Kunſtgewerbe (Ornamentik) hinüber (Die Welt der Formen. Entwicklung und Ordnung der geſetzlich-ſchönen Gebilde. Leipzig, Verlag Unesma, G. m. b. H.). Hans Cornelius, der an der Frankfurter Univerſität eine neue Form der künſtleriſchen Erziehung in die Tat umzu-

ſetzen ſucht, entwickelt ſeine Leitſätze im Kampf gegen die künſtleriſche Unkultur unſrer Zeit in einer anregenden „Kunſtpädagogik“ (München, Eugen Rentſch). Auf dem Grenzgebiet von Theorie und Praxis ſind ebenfalls entſtanden die ſechs Vorträge Theodor Fiſchers über „Stadtbaukunſt“ (München, Verlag von R. Oldenbourg).

Ins Gebiet der reinen Theorie übergehend nennen wir neben K. Gaſſen, Der abſolute Wert in der Kunſt (Greifswald, Verlag L. Bamberg), der in der Philoſophie Rehmkes wurzelt, P. O. Döring, Philoſophie der Kunſt (Leipzig, Quelle u. Meyer, der die Begriffe W. Sterns zugrundelegt, und F. Kreis, Die Autonomie des Aeſthetiſchen (Tübingen, Mohr), dem Lask und Rickert Paten geſtanden haben, insbeſondere die Neubearbeitung von R. Müller-Freienfels' Pſychologie der Kunſt, Band 1 (Leipzig, B. G. Teubner). Dieſe Aeſthetik, die ſich durch ihre ſelbſtändige, friſche und klare Art raſch einen guten Namen gemacht hat, bietet in dem vorliegenden erſten Bande die Pſychologie des künſtleriſchen Genießens, wobei auf das Weſen von Einfühlung und Kontemplation neues Licht fällt.

Wir beenden die Ueberſicht mit dem Hinweis auf die Lebensbeſchreibung Ferdinand Hodlers, die E. Bender (Zürich, Raſcher u. Co.) ſchrieb, aus der das ſchwere Leben des Mannes in ſeiner typiſchen Tragik wuchtig heraustritt, auch ein Schlüſſel, wenn auch nicht der einzige, zum Verſtändnis ſeiner Kunſt. Und ferner mit einer Erinnerung daran, daß die weltanſchaulichen Deutungen, die H. Preuß Dürer, Michelangelo und Rembrandt in einem knappen Bändchen gewidmet hat (Erlangen, Verlag Dr. Scholl), in neuer Auflage erſchienen ſind. Der Merker.

Druckfehlerberichtigung.

Mehrere im Schlußaufſatz über „Seeliſche Untergründe modernſter Kunſt“ verbliebene Druckfehler auf Seite 394 wird der aufmerkſame Leſer unſchwer von ſelbſt richtig geſtellt haben; einen aber darf ich nicht durchgehen laſſen, da er Anlaß geben könnte, mich der Voreingenommenheit zu zeihen. Zeile 6 des Aufſatzes (Seite 393) muß heißen: „von einem wirklich einſt vielverſprechenden . . .“ Ich habe die guten Leiſtungen des Herrn, namentlich auf der großen Leipziger Bauausſtellung, immer durchaus anerkannt. H. S.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 14. Oktober 1922

Nummer Nr. 37 bis 40

An unſere Leſer.

Auch an den „Grenzboten“ macht ſich die ſchwere Not der Zeit bemerkbar. Da wir es aber für unſere Pflicht anſehen, ein Unternehmen wie dieſes, das bisher mehr als acht Jahrzehnte allen Stürmen Trotz bot, am Leben zu erhalten, ſolange es ſelbſt ſich lebenskräftig fühlt, ſo haben wir eben getan, was jedermann in ähnlicher Lage tut, — wir haben uns eingeſchränkt. Leider läßt ſich auch die zuletzt durchgeführte Erſcheinungsweiſe (in vierzehntäglichen Doppelheften) mit Rückſicht auf die beiſpiellos geſtiegenen Papier- und Druckkoſten nicht weiter aufrecht erhalten. Darum bitten wir unſere Freunde, dem gemeinſamen Intereſſe an der Sache in nächſter Zeit noch ein weiteres Opfer zu bringen, d. h. vorübergehend ſich mit einer vierwöchentlichen Ausgabe der „Grenzboten“ zu begnügen. Auf dieſe Weiſe hoffen wir, unſer Schifflein glücklich weiterzulenken, um bei eintretender Beſſerung der Verhältniſſe wieder zur urſprünglichen Erſcheinungsform zurückzukehren. Auf frühere gute Erfahrungen geſtützt, hoffen wir auch dieſes Mal der verſtändnisvollen Treue unſerer Leſer ſicher zu ſein.

Verlag und Schriftleitung der „Grenzboten“.

Biologie und Weltanſchauung.

Von Prof. Dr. H. G. Holle.

Mit der völligen Umwälzung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe iſt das ſeeliſche Gleichgewicht und damit die Bereitſchaft zum Handeln auch in den Gemütern geſtört, die dem Materialismus der Geſinnung und der Lebensführung noch nicht verfallen waren, der bei der Umwälzung als treibende Kraft diente und nun in einer hemmungsloſen Genußſucht ſich auslebt. Eine geiſtige Strömung hat ihr Ziel erreicht, damit aber auch

totgelaufen, die in dem Individuum das Maß aller Dinge ſuchte. Das Ideal der Perſönlichkeit, das in der Renaiſſance die führenden Geiſter bewegte, war, in die Maſſen eindringend, zu dieſem Zerrbild geworden. Damals führte dieſes Ideal die unvermeidliche Gegenwirkung gegen die geiſtige Gebundenheit des Mittelalters herauf, die mittels des dem Germanentum aufgedrungenen Chriſtentums deſſen Freiheitsdrang und ſelbſtändige Unternehmungsluſt unterdrückte und die Geiſter der Maſſen zu einheitlichem Denken und Fühlen zuſammenſchweißte. Geiſtige Freiheit aber iſt nur für wenige ſelbſtändige, führende Geiſter möglich, die ſich ſelbſt beherrſchen und aus eingeborenem Drang ihr eigenes Fühlen und Denken bis zur Selbſtaufopferung auf die Ganzheit einſtellen. Die Maſſen unterliegen dem geiſtigen Zwang. Als auch die Maſſen ſich freigemacht hatten vom Gemeinſchaftsgefühl, verfielen ſie der Selbſtſucht, die nun unſere Kultur in Trümmer gelegt hat. Aber den Zwang des abgeworfenen Kirchenglaubens vertauſchten ſie dabei mit dem ſelbſtgewählten härteren Zwang des ſozialiſtiſchen Dogmas. Soll die Kultur ſich wieder aus den Trümmern erheben, ſo kann das nur durch einen neuen Geiſt geſchehen. Heinz Steinbrink („Das kommende Abendland und der Geiſt der neuen Jugend". Greifenverlag, Rudolſtadt) ſieht ihn in unſerer Jugend ſproſſen. Es iſt nach ihm der Geiſt der Perſönlichkeit und Gemeinſchaft, alſo die Syntheſe der Grundrichtungen der beiden vorangegangenen Zeitalter.

Ich glaube, daß er Recht hat und teile auch ſein Vertrauen auf die Jugend, trotz aller Verfallserſcheinungen bei deren Ueberzahl, die noch vom ſelbſtſüchtigen Geiſt des Individualismus beherrſcht wird. Eine Jugend, die ſich an das ſterbende Ideal der Alten hängt, hat keine Zukunft. Auch im Naturleben kommt es zum Ausſterben einer Vererbungsreihe, wenn der Fortbildungsgang das Aeußerſte ſeiner Möglichkeiten erreicht hat. Es iſt freilich bei der Gründlichkeit der Umwälzung damit zu rechnen, daß der alte Geiſt die Träger des neuen in den Untergang mit hineinzieht, insbeſondere diejenigen Alten, die den neuen Geiſt vorbereiteten und zur Führung der Jugend nicht entbehrt werden können.

Den Teil unſeres Nachwuchſes, auf den der neue Geiſt in der Jugendbewegung ſich ſtützen könnte, möchte ich als „germaniſch veranlagt" bezeichnen, ohne damit eine raſſiſch reine Herkunft ohne fremden Blutseinſchlag vorauszuſetzen. Es iſt eben der wieder erwachende germaniſche Geiſt der Gemeinſchaft in Freiheit, der jetzt im Begriff iſt, den bisher herrſchenden Geiſt des Individualismus abzulöſen. „Gemeinſchaft in Freiheit" heißt Einſtellung der Perſönlichkeit in den Dienſt der Gemeinſchaft. Aber der neue Gemeinſchaftsgeiſt muß über die germaniſche Beſchränkung auf die Sippe und den Stamm oder die ſelbſtändig gewählte oder gebildete Gemeinſchaft hinausgeführt werden zur endlichen Ausbildung eines deutſchen Volksgeiſtes, mit dem wir dem längſt fertigen Eigenweſen anderer Völker gegenüber im Rückſtand geblieben ſind.

Das germaniſche Ideal der Gemeinſchaft in Freiheit war im Grunde auch das Ideal des Sozialismus, aber es iſt von der natürlichen Gemeinſchaft des Volkes abgebogen auf die Intereſſengemeinſchaft eines Standes und damit zum Hort des ſelbſtſüchtigſten Individualismus geworden und zur letzten Stütze des Kapitalismus, deſſen weltbeherrſchender Bau zu einer wahnſinnigen Höhe

aufgetürmt iſt, die notwendig zum Zuſammenbruch führen muß. Dann erſt iſt der Boden frei für den Aufbau des neuen Geiſtes.

Einſtweilen müſſen wir uns ſtark machen im Glauben an den neuen Geiſt, der in der Jugend erwacht iſt, und ihn zu fördern ſuchen zu der Stärke, die nur die Begeiſterungsfähigkeit der Jugend aufbringt, um ihn zu verwirklichen. Aber wir können nicht von der Jugend erwarten, daß ſie ſelbſtändig das Neue geiſtig auf- und ausbaut. Auch Steinbrink erkennt, daß „die Jugendbewegung verſagen mußte, wo ſie verſuchte das Neue ſelbſtändig zu machen.“ Auf ſich allein ſtehend kann ſie nur Beſtehendes zerſtören. Es fehlt ihr eben noch der Einblick in die biologiſchen Zuſammenhänge des Geſellſchaftslebens, in das die Jugend hineingeboren iſt.

Alle organiſche Fortbildung (das Wort „Entwicklung“ würde eine vorhandene Anlage vorausſetzen) iſt Umbildung des Alten, nicht Neuſchöpfung aus dem Nichts, und nur ſo auch beim Menſchen feſtgefügt und von Dauer. Die Jugend muß hineinwachſen in ihre Aufgabe, das erneuerte Deutſchtum zu verwirklichen. Dazu hat der Teil der Jugend, der aus eigenem inneren Drang die Bewegung ins Leben rief, von Anfang an den Zuſammenhang mit der Natur geſucht, mit dem Tier- und Pflanzenleben der Heimat wie mit dem eigenen Volkstum, wo es auf dem Lande noch ſeine Urſprünglichkeit bewahrte.

Damit iſt die Jugend herangetreten an die Quelle des neuen Geiſtes, an die lebende Natur. Wie das Denken und Empfinden unſerer germaniſchen Vorfahren verwebt war mit der Natur, ſo ſucht auch die Jugend dieſe Verbindung wieder zu gewinnen. Sie iſt aber nicht mehr wie jene auf das Ahnen und Fühlen angewieſen, wenn die biologiſche Forſchung ihr zu Hilfe kommt.

Dieſe war bisher ſelber verſtrickt in die materialiſtiſche Auffaſſung des Lebens, die durch die Erfolge der mechaniſchen Naturwiſſenſchaften begünſtigt war; erſt heute beginnt ſie ſich frei zu machen. Sobald ſie aber erkannt hat, daß das Leben die Auswirkung des Geiſtes in der Natur darſtellt, bringt ſie ungeahnte Einblicke in die Zuſammenhänge auch des menſchlichen Lebens. Sie erkannte dieſes in ihrer mechaniſtiſchen Vergangenheit zwar richtig als bloßen Teil des Geſamtlebens, zog aber nicht die Folgerung, daß der im menſchlichen Leben wirkſame Geiſt dann auch als das Beſtimmende im Geſamtleben anerkannt werden muß. — Der Verſuch der Wiſſenſchaft, das Leben reſtlos aus mechaniſchen Kräften zu erklären, wenn auch vorgeblich nur zur Erprobung einer „Arbeitshypotheſe“ angeſtellt, bedeutete einfach die Verneinung des Geiſtes, da eine Umwandlung mechaniſcher Kräfte in Geiſt niemals nachzuweiſen iſt, und wurde von den Maſſen als die wiſſenſchaftliche Rechtfertigung der materialiſtiſchen Zeitrichtung aufgenommen.

Nun gibt uns das Selbſtbewußtſein unmittelbar die Gewißheit, daß wir die mechaniſchen Kräfte unſeres Körpers und durch deren Vermittlung auch äußere Kräfte nach in uns liegenden Zwecken leiten können. Wenn wir dieſe Leitung als „ſeeliſch“ bezeichnen, ſo müſſen wir die ſeeliſche Natur auch bei entſprechenden Vorgängen anerkennen, die gelegentlich oder ſtändig in uns ſtattfinden, ohne daß wir uns ſelbſt als Subjekt der Leitung empfinden. Der Körper antwortet auf äußere Reize nicht mit mechaniſchen Reaktionen, die wie im Laboratorium ſich zwang-

läufig vollziehen, sondern setzt die Beantwortung der Reize in Beziehung zum Daseinszweck des Gesamtorganismus. Das ist *seelische* Tätigkeit, die wir ebenso in allen lebenden Wesen, Pflanzen wie Tieren, annehmen müssen.

Die vergeistigte Auffassung des Lebens setzt dessen *Einheitlichkeit* voraus. Diese ist nicht bloß eine unabweisbare Grundforderung, ein „Postulat" unseres Denkens, sondern wir finden sie überall bestätigt, wo wir uns dem Naturleben *einfühlen*, statt zu versuchen, sein Geheimnis „mit Hebeln und mit Schrauben ihm abzuzwingen". Sie wird bestätigt durch die Wirksamkeit der *gegenseitigen Hilfe* neben dem *Kampf ums Dasein*. Das ausgleichende Zusammenwirken beider entgegengesetzten Prinzipien schafft erst das „biologische Gleichgewicht", das allein die Dauer des Lebens verbürgt. Auch das es immer nur einseitige Vervollkommnung der Lebensformen gibt, bestätigt die Einheitlichkeit des Lebens, denn eine allseitige würde zur Unterdrückung aller anderen und damit, da keine Lebensform für sich allein bestehen kann, zum Aussterben auch der übrigen führen. Auch der Mensch bezahlt seine geistige Ueberlegenheit mit körperlicher Minderveranlagung, die sich zur Verkümmerung steigert im Kulturleben, wo die gegenseitige Ergänzung die Wirksamkeit der Geisteskraft erhöht. — So erklärt es sich, daß einfachst organisierte Einzeller (Protozoon) neben höchst entwickelten Vielzellern (Metazoon) bestehen bleiben. Was diese an Anpassungsmöglichkeit jenen gegenüber voraushaben, wird ausgeglichen durch die Erschwerung der Fortpflanzung und die leichtere Störung der verwickelteren inneren Zusammenhänge.

Ist das Leben aber einheitlich, so muß es *allgemeine Gesetze* des Lebens geben, die auch für den Menschen maßgebend sind, von dem heute nicht mehr bezweifelt werden kann, daß er aus dem Tierreich hervorgegangen ist. Das Streben, solche allgemeinen Gesetze zu finden, war der Leitgedanke meiner „Allgemeinen Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik" (Lehmann, München, 1919). Ich habe das Buch wesentlich auch für die herangewachsene Jugend geschrieben, um die Gedanken, die bei den jungen Menschen, denen ich von Berufswegen persönlich näher treten konnte, so lebhaften Anklang fanden, auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen: Das gefühlsmäßig ahnende Schauen der Zusammenhänge des Lebens, das die Jugend im Verkehr mit der Natur gewinnen kann, muß durch wissenschaftliche Vertiefung zum „*biologischen Denken*" werden, das heißt zur bewußten Anwendung der biologischen Analogie auf das Leben des Menschen.

Die in allem Leben sich auswirkende seelische Urkraft blieb den Forschern verborgen, solange die Erfolge der Wissenschaften des Unlebens auch die Wissenschaft vom Leben zu einer „Laboratoriumswissenschaft" machten, in der versucht wurde, die Erscheinungen des Lebens ebenso wie die des Unlebens in gradlinige Kausalreihen aufzulösen. Aber es mehren sich die Stimmen derer, die erkannt haben, daß es gradlinige Kausalreihen im Leben nicht gibt, sondern nur Wechselwirkungen als seelisch geleitete Ursachenverkettungen, daß jede Lebenserscheinung mit jeder anderen in *vorbedachter* Beziehung steht. Die Antwort eines höheren, mit Nerven begabten Wesens auf einen Reiz ist kein einfaches Kausalgeschehen, das sich auf dem Wege der Nervenbahnen zum und vom Gehirn abspielt, sondern bringt zum Ausdruck, was das Geschehnis gerade jetzt dem *ganzen* Or-

ganismus bedeutet. (Ad. Koelſch, „Das Erleben“. Fiſcher, Berlin, 1919.) Und die Gegenwirkungen einfacherer Naturweſen ſind zwar nicht im Einzelfall ſeeliſch geleitet, aber ſie werden wie die inneren Vorgänge höherer Weſen herbeigeführt durch Automatien, deren Erfindung und Anpaſſung an den Durchſchnitt der Lebenserfahrungen ein hohes ſeeliſches Geſchehen bedeutet.

Dieſe biologiſche Auffaſſung von „Seele“ iſt nicht die des Kirchenglaubens, noch die des Spiritismus, wonach „Seele“ nicht ein unkörperliches Weſen ſein ſoll, das nur zufällig und auf Zeit mit einem ſolchen in Verbindung ſteht. Dem biologiſch Denkenden iſt „Seele“ eine das All durchdringende Urkraft, welche die mechaniſchen (chemiſch-phyſikaliſchen) Kräfte ſowohl zur Ausbildung wie zur Tätigkeit der Organismen nach Zwecken leitet. — Erſt mit der ſeeliſchen Abgrenzung der Organiſation zur Bildung einer Ganzheit, eines „Individuums“ entſteht das „Ich“ der höheren, ihr eigenes ſeeliſches Geſchehen beobachtenden Weſen, mit der Auflöſung der Organiſation verſchwindet es. „Seele“ iſt gleichbedeutend mit Organiſation, wobei wir dieſen Begriff ebenſo als Vorgang, wenn Weſen entſtehen, wie als Zuſtand, wenn ſie wirken, auffaſſen können. — Auch die Wirkſamkeit des Menſchen über den Machtbereich der Kräfte ſeines Körpers hinaus iſt „Organiſation“, und ſeine Werke ſind umſo vollkommener, je mehr ſie dem natürlichen Vorbild nahe kommen, je mehr ſie „Seele“ haben.

Die herkömmliche Auffaſſung von Seele verträgt ſich nicht mit dem Uebergreifen der Organiſation von niederen Individualitäten auf ſolche höherer Ordnung. Bei den Pflanzen kann die Zelle, der Sproß, der Baum oder zuſammenhängende Staudenbeſtand als Weſenseinheit mit beſonders gearteten Seelenkräften betrachtet werden; bei dieſen flüſſigen Grenzen der Individualität wäre es unſinnig, eine ſcharfe Abgrenzung von Einzelſeelen anzunehmen. Ebenſo unmöglich erweiſt es ſich bei den Tierſtöcken der Polypen, wo bald die Individualität des Stockes, bald die der Einzeltiere überwiegt. Aber ſelbſt bei den geſchloſſeneren Individualitäten der meiſten ſonſtigen Tiere behalten die Einzelzellen immer noch eine gewiſſe Selbſtändigkeit ihres ſeeliſch geleiteten Eigenlebens, ebenſo wie nach der anderen Seite hin ihre Vereinigung zu Weſenseinheiten höherer Ordnung, etwa dem Tiervolk der Bienen, durch die Volksſeele die Individualität des Einzeltieres zum großen Teile aufhebt. Ebenſo bildet das Menſchenvolk eine natürliche Weſenseinheit höherer Ordnung, wenn auch bei ganz anderer ſeeliſcher Grundlage von minderer Abgegrenztheit.

Von einer Unſterblichkeit der Menſchenſeele kann daher vom biologiſchen Standpunkte nur ſoweit die Rede ſein, als ſie in der Volksſeele aufgeht und dieſe Beſtand hat. Das iſt auch der Sinn des Ahnenkultus bei den Chineſen, der keine religiöſe Glaubenslehre darſtellt und tiefer im Gemüt des Volkes wurzelt als die Lehren der verſchiedenen Religionsbekenntniſſe. Er iſt ein Ausdruck der das ganze Leben des Chineſen leitenden, unſerem individualiſtiſchen Denken fern liegenden biologiſchen Erkenntnis, daß das „Volk“ nicht der Beſtand der zur Zeit gerade lebenden Bewohner eines Staatsgebietes iſt, ſondern die in der lebenden Generation weiter lebende und nachwirkende Geſamtheit der früheren, mit der Verpflichtung die Volksſeele auf kommende Gene-

vationen weiter zu vererben und zu übertragen. Auch jedes Naturweſen hält ſeine Vergangenheit in ſeinem Entwicklungsgange weiter lebendig. Mit Recht ſagt Guſtav Le Bon in dem neuerdings (Verlag von S. Hirzel, Leipzig) ins Deutſche übertragenen Buche „Pſychologiſche Grundgeſetze in der Völkerentwicklung“: „Nicht die Lebenden, ſondern die Toten ſpielen die übervagende Rolle im Daſein eines Volkes“. Die Volksſeele muß abſterben, wenn das lebende Volk ſeine Vergangenheit verleugnet, und mit der Volksſeele geht auch das Volk zugrunde. Auf dem in der Ahnenverehrung ſich äußernden Weſenszuge des chineſiſchen Volkes beruht ſeine Einheitlichkeit und ſeine Dauerhaftigkeit. —

Das Chriſtentum war nicht auf deutſchem Boden entſtanden, ſondern dem Germanentum von außen aufgedrungen. Trotzdem hat es, weil es ſich nach dem beſonderen Volkscharakter modelte, umgekehrt auch eine weſentliche und nachhaltige Einwirkung auf dieſen ausgeübt, die wir nicht miſſen wollen und — können. Aber es hat ſeine geſchichtliche Aufgabe damit erfüllt; als alle Gemüter gleichmäßig weiter beherrſchende Macht iſt es abgeſtorben. Eigentlich ſchon mit der Renaiſſance. Seine Umformung durch Luther war nur eine Anpaſſung an den neuen Geiſt der erwachten Perſönlichkeit: jeder ſollte ſein eigener Prieſter ſein. Heute hat es im Weltkriege vollends verſagt, mußte verſagen, weil deſſen Erlebniſſe dem Glauben an eine perſönliche, die Geſchicke des Einzelnen leitende perſönliche Gottheit doch zu offenſichtlich widerſprachen. Nachdem die Erforſchung des Lebens die Augen für die in ihm wirkſamen Kräfte geöffnet hat, iſt die („anthroponorphi“) Perſonifizierung der im Geſamtleben wirkſamen Geiſtesmacht nicht mehr möglich. Biologiſcher Auffaſſung muß es als Herabwürdigung dieſer Geiſtesmacht erſcheinen, ihr die Schranken der Perſönlichkeit mit den daraus ſich ergebenden inneren Widerſprüchen anzudichten, und als eine Anmaßung, für die Menſchenſeele (wo iſt die Grenze zwiſchen Menſchheit und Tierheit? —) das Vorrecht ewiger Dauer in Anſpruch zu nehmen.

Der biologiſche Glaube an das Fortleben der eigenen Seele im künftigen Volkstum iſt begründet auf die Ergebniſſe der Vererbungslehre und auf die überall im Leben zu beobachtende Tatſache, daß die Eigenſchaften und Tätigkeiten der Einzelweſen auf die Erhaltung der Gattung (naturwiſſenſchaftlich geſprochen der „Art“) gerichtet ſind, während die Erhaltung des Einzelweſens nur ſoweit inbetracht kommt, als es dieſem Zwecke dient.

Für den Menſchen aber war erſt die Sippe, dann der Stamm, ſchließlich das Volk die „Gattung“. Denn zur Gattung gehört im geſamten Naturleben, was ſich gattet. Die Gattung oder Art im Naturleben iſt keine Abſtraktion. Zu ihr gehören alle Einzelweſen eines beſtimmten zuſammenhaltenden Beſtandes beſtimmter „reinerbiger“ Grundformen zu gemeinſamer Fortpflanzung. Dieſer Zuſammenhalt, begünſtigt durch ein gemeinſames Wohngebiet und gleichartige Lebensweiſe gibt der Gattung und ſo auch dem Volke die gleichartige Erſcheinungsform und den gleichartigen Charakter, das gleichartige Fühlen und Denken. Mit der „Volksſeele“, die durch gegenſeitige ſeeliſche Einwirkung ihrer Träger noch mehr vereinheitlicht wird, ſteht und fällt das Volk. Mit dem Abſterben der Volksſeele iſt der Staat nicht mehr „Lebensform“ eines Volkes, ſondern wird zu einer willkürlichen mechaniſchen Ordnung einer zufällig in demſelben Lande geborenen Gruppe von Menſchen, der „Nation“. Bei dieſer „natio-

nalen“ ſtatt „völkiſchen“ Auffaſſung kann der Staat kein natürliches Pflichtgefühl erwecken oder anerziehen, den Individualismus nicht überwinden. Er dient nur dazu, den Kampf aller gegen alle, der durch dieſen entfeſſelt iſt, einigermaßen in Schranken zu halten. „Sozialismus“ bedeutet dann Verbandelung der Einzelnen zur Ausbeutung der Anderen.

Im Hultſchiner Ländchen.

Von Dr. Oswald Muris (Charlottenburg).

Hultſchiner Ländchen? — Wo liegt denn das? — Immer wieder muß ich mir dieſe ſtereotype Frage anhören, wenn ich von meiner verlorenen Heimat ſpreche. Das Hultſchiner Ländchen kennen ſehr wenige in Deutſchland. Vielleicht liegt das daran, daß dieſer Begriff erſt im Artikel 83 des Verſailler Friedens geprägt worden iſt und da dieſer Vertrag den Wenigſten genau bekannt iſt, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſolche verhältnismäßig kleinen territorialen Verluſte, wie ihn dieſer beſagte Artikel urkundlich feſtlegt, recht wenigen richtig ins Bewußtſein getreten iſt. Ich habe erfahren müſſen, daß ſelbſt in Oberſchleſien, dem nächſtbeteiligten und angrenzenden Gebiet das Wiſſen um dieſen Verluſt auf recht ſchwachen Füßen ſteht und im Grunde genommen ſind es nur die Bewohner des Kreiſes Ratibor, deſſen ſüdlichen Teil das Hultſchiner Ländchen bildet, die ſich dieſes Verluſtes voll bewußt geworden ſind. Wurden ſie doch am ſchwerſten davon betroffen. Um es dem völligen Vergeſſen zu entreißen will ich dieſe Zeilen ſchreiben, vor allem aber auch deswegen, um zu zeigen, wie ſchwer die kerndeutſche Bevölkerung um ihr Selbſtbeſtimmungsrecht kämpft. Bevor wir aber unſere Wanderung durch dieſes Ländchen antreten, bedarf es einiger geographiſcher Feſtſtellungen.

Bei einer durchſchnittlichen Länge von 20 Km. (Luftlinie Oderberg—Troppau) und einer Breite von 15 Km. (Oppa—Kranowitz) umfaßt es einen Flächenraum von 340 Qkm. mit etwa 46 000 Einwohnern und bildet ein von NW. nach SO. ſich erſtreckendes Rechteck. Ausgefüllt iſt dieſes Rechteck mit den Ausläufern des Mähriſchen Geſenkes, das im SW. an der Oppa und im SO. an der Oder zu anſehnlichen Höhen ſich erhebt und dann im faſt ebenen Charakter als leicht welliges Hügelland ſich gegen NO. und NW. herabſenkt. Auf dieſe Weiſe bildet es die Südſpitze der Provinz Schleſien, die umfaßt wird von der von SW. nach NO. fließenden Oder und der im rechten Winkel von NW. nach SO. ihr zuſtrömenden Oppa. Im NW. bildet die alte Kreisgrenze des Ratiborer und Leobſchützer Kreiſes den Trennungsſtrich und dieſer iſt ausgeſprochen künſtlicher Natur. Hier liegt nämlich eine der übermütigen tſchechiſchen Hoffnungen begraben. Denn nach NW. ſchließt ſich der Südteil des Leobſchützer Kreiſes bis zum Hotzenplotzer Ländchen an. Es iſt dies jenes Stück, daß der Tſchechoſlowakei verſprochen worden war, wenn die Abſtimmung in Oberſchleſien ein den Polen günſtiges Ergebnis zeitigen ſollte. In Prag war man des Erfolges ſo ſicher, daß die amtlichen Karten (ſ. die Karten im tſchechiſchen Konſulat in Berlin) dieſes Land ſüdweſtlich von Leobſchütz (tſchech. Hlubcice) ſchon als tſchechiſches Gebiet eingezeichnet haben. Mit cyniſcher Offenheit wurde erklärt, daß man dieſes Stück als militäriſche Flankendeckung brauche. Doch man ſah ſich ſtark enttäuſcht. Die Abſtimmung hatte nicht den erwarteten Erfolg. Die an-

grenzenden Teile blieben deutſch und damit auch jenes Stück des Leobſchützer Kreiſes, das man ſchon im vollen Bewußtſein des erhofften Sieges von der Abſtimmung ausgeſchloſſen hatte. Infolgedeſſen trägt die NW.-Grenze des Hultſchiner Ländchens einen rein proviſoriſchen Charakter und bedeutet heute eine geographiſche Unmöglichkeit. Es würde mich nicht wundern, wenn die Tſchechen verſuchen ſollten, hier eine Grenzkorrektur vorzunehmen. Dieſes ſo nach drei Seiten geographiſch geſchloſſene mit Wald, Wieſe und fruchtbarem Ackerboden bedeckte Ländchen hat von Deutſchland aus zwei Haupteingänge; einen von Annaberg, die letzte preußiſche Eiſenbahnſtation vor Oderberg an der Strecke Berlin-Oderberg und von Ratibor aus bei Kranowitz an der Ratibor-Troppauer Linie. Das von der Vorkriegszeit her gut ausgebaute Straßennetz, wird an den Uebergangsſtellen von den Tſchechen ſorgfältig bewacht und iſt nur dem örtlichen Verkehr offengelaſſen.

Ich will es als glückliches Vorzeichen hinnehmen, daß meine Fahrt ins Hultſchiner Ländchen, das ich ſeit ſeiner Abtretung nicht mehr geſehen hatte, an dem Tage geſchah, da Oberſchleſien von der fremden Beſatzung befreit wurde. So kam es, daß wir in dieſen himmelanwogenden Freudenrauſch hineingeriſſen wurden und zu unſerer Freude auch die erſten Hultſchiner Geſichter ſchauten. Die Bewohner des Hultſchiner Ländchen hatten es ſich nicht nehmen laſſen, trotz Verbot und Spitzelleien von ſeiten der Tſchechen an den Einzugsfeierlichkeiten der deutſchen Reichswehr in Ratibor im geſchloſſenen Zuge und mit ſchwarzumflorten Fahnen teilzunehmen. Noch wochenlang nachher haben ſich die tſchechiſchen Cetnici (Feldjäger) im ganzen Hultſchiner Ländchen vergeblich bemüht, die Teilnehmer, vor allem Fahne und Fahnenträger zu ermitteln. Es iſt ihnen nicht gelungen.

Den erſten Eindruck, den ich in meiner Heimat empfing, war, daß ſich nach außen hin wenig geändert hatte. Nur die doppelſprachigen Bezeichnungen fallen fürs erſte auf und zwiſchendurch einige fremde Geſichter, die man früher hier niemals zu ſehen bekam. Das ſind die fremden Beamten, zum größten Teil fanatiſche Tſchechen, mitunter aber auch findet ſich ein liebenswürdiger und freundlicher ehemaliger Oeſterreicher darunter. An den Grenzübergangspunkten erfolgt die eingehende Gepäckreviſion und damit wird mir klar, daß meine Heimat nicht mehr deutſches Land iſt. Etwas gar zu häufig begegnet man den Cetnicis, zum großen Teil tſchechiſche Legionäre, die die militäriſche Beſatzung bilden unter der etwas unſchuldig lautenden Bezeichnung: Gendarmeriekommando. Der preußiſche Adler iſt verſchwunden, dafür prangt überall der ſpringende Löwe als Wappentier. Einſam und verlaſſen ſteht in manchem Dorf noch das alte ſchwarz-weiß geſtrichene Schilderhäuschen, ſo arg vom Regen verwaſchen, daß kaum noch die alten Farben zu erkennen ſind. Wenn ſonſt überall an allen öffentlichen Gebäuden die doppelſprachige Bezeichnung ſteht, ſo tragen die Schulen nur eine und zwar die tſchechiſche Bezeichnung „Skola“ oder „Obecne skola“. Damit wird klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die deutſche Schule verſchwunden iſt. Im übrigen iſt alles andere ſo geblieben wie ich es als deutſches Land zu ſchauen gewohnt war, der tannengrüne Wald, die Fluren und die alten lieben Menſchen, die mich ſofort erkennen und mich mit dem deutſchen Gruß begrüßen. Und immer wieder iſt es die Frage, die ſie mir entgegenwerfen: Wann dürfen wir abſtimmen? In dieſer Frage liegt die Sehnſucht und die Hoffnung der Hultſchiner. Sie warten auf die Abſtimmung um die man ſie betrogen hat, wie auf etwas Naturnotwendiges. Sie können ſich mit der endgültigen Tatſache nicht abfinden und werden es auch nicht. Die lebende Gene-

ration gewiß nicht. Und die Heranwachſende? — Doch davon ſpäter! So vergaß ich ſehr bald, daß ich eigentlich im Ausland mich befand und fühlte mich wieder als Sohn der Heimat, die mich umfing wie die ſorgende Mutter; das gleiche Gefühl der Zu- und Angehörigkeit, jetzt wie früher, mochte ich als Schüler oder Student in die Ferien fahren. Dieſes Gefühl des Gebundenſeins an die heimatliche Scholle, aus der man letzten Endes Lebenskraft und -mut ſchöpft, das fühlte ich in mir, als ich am Fenſter meines Stübchens ſtand und den Stimmen der Nacht lauſchte; eine ſchöne Mondnacht, die über meinem Heimatdorf lag. Hörte ich recht? Dort klang vom Bachgrund hinauf ein Sang aus friſchen Mädchenkehlen und — ich war doch im tſchechiſchen Land — klang vertraut in den deutſchen Lauten „Wir winden dir den Jungfernkranz“. Ich mußte lächeln und jubelte innerlich auf, daß deutſch das Völklein geblieben war. Junge Mädchen übten den Hochzeitsreigen zum Hochzeitsfeſte ihrer Freudin. Ich konnte den Schlaf nicht finden; was lag auch daran. Der fröhliche Sang verſcholl und auch die ſchwermütige Melodie einer fernen Weiſe, die ein einſamer Dorfmuſikant auf ſeiner Ziehharmonika jenſeits des Hanges ſpielte. Im Dorfe verloſch ein Licht nach dem andern. Schattenhaft reckte ſich der Kirchturm zum Himmel empor und ſtill ruhten die Toten zu ſeinen Füßen. Auch mein Mütterchen und mein ganzes Geſchlecht ruht dort; ſie, die trotz ihrer mähriſchen Mundart deutſch gefühlt hatten und deutſch waren. Das iſt das Erbteil, daß ich und meine Volksgenoſſen von ihnen erhalten haben.

Wie ſtark dieſes Deutſchtum dort im Volke lebt, kann man auf Schritt und Tritt, in jedem und allem erkennen. Die Aelteſten, die noch den zweiſprachigen Unterricht der fünfziger Jahre genoſſen hatten, fühlen ebenſo wie die Jungen, daß ſie Deutſche ſind. Ueberall, wohin ich ſchaue und frage, da wird mir auch im ſtummen Blick die Antwort: „Wir waren deutſch und wollens wieder ſein, lieber heut als morgen.“ — „Guten Tag“ und „Grüß Gott“, das iſt der Willkommengruß, nicht etwa, weil ich der Studierte bin, der nur deutſch ſpricht. Nein, ſie wiſſen alle, daß ich ihre mähriſche Umgangsſprache verſtehe und doch ſprechen ſie deutſch, jetzt mehr denn früher, bewußt und offen, dem Tſchechen zum Trotz, und wenn einer in der Nähe iſt, dann ſo laut, daß er es hört. Wir kommen ins Plaudern. Ich empfinde dieſe tiefe Tragik, die in dem ſtetigen Fragen und Forſchen liegt, ob denn das Hultſchiner Ländchen nicht wieder deutſch werden würde, in ſoviel Hoffnung auf eine Rückkehr zum Mutterlande, die vorläufig allzu wenig Ausſicht auf Erfüllung hat. Da erhält ſich hartnäckig das Gerücht von einer Abſtimmung anfang September. Mir iſt ſofort klar, daß hier ein Irrtum vorliegt und eine Verwechſlung mit der Abſtimmung in Oberſchleſien betreffend die Autonomie. Die Ueberzeugung iſt aber ſo ſtark, daß jeder heilige Eide ſchwören will, es werde auch im Hultſchiner Ländchen abgeſtimmt. Es tut innerlich weh, eine Hoffnung zerſtören zu müſſen. Dann taucht wieder ein neues Gerücht auf. Zwiſchen Haatſch und Annaberg ſoll die Grenze 6 Km. zurückverlegt werden. Ich forſche nach dem Urſprung dieſes Gerüchtes. Kein Menſch weiß ihn zu nennen. Ein ganz Schlauer behauptet, es ſtände im Verſailler Vertrage und dieſes Wiſſen läßt er ſich nicht rauben. Das gleiche Lied in den verſchiedenſten Variationen und dahinter die wache Hoffnung: wieder zurück zum alten Vaterlande. Und die Träger dieſer Hoffnung — die Bewohner? Da ſind die Aelteſten, auf ihrem Altenteil ſitzend, alle im bibliſchen Alter von 70 und 80 Jahren, Männer und Frauen, wahre Originale und manch einer ein ſchöner Vorwurf für Maler. Mit Tränen in den Augen verſichert mir ein altes Mütterchen, mit deren Söhnen ich die Schulbank gedrückt habe, ſie fühle

ſich unter den veränderten Verhältniſſen wie in der Fremde. Sie möchte auswandern wie manch einer, aber ſie kann nicht und will nicht fort von den Gräbern der Kinder. Dann iſt hier die Generation der ſchaffenden Männer und Frauen; Bergarbeiter und Kleinbauern im ſüdöſtlichen Teile, Maurer, Bauern und Handeltreibende im nordweſtlichen. Viele von ihnen ſind meine Jugendgenoſſen, ein großer Teil ruht draußen in fremder Erde, gefallen fürs deutſche Vaterland. Sie alle wollen je eher je lieber wieder deutſch werden. Und nun die Jugendlichen, die eben noch die deutſche Schule genoſſen haben. Sie ſind für die Tſchechen eine verlorene Generation wie jene Alten. Das ſind diejenigen, die mit ſchwarz-weiß-roten Fahnen zur Geſtellung ziehn und die auf jene Gewiſſensfrage, was ſie im Kriegsfall tun werden, antworten: „Das was ihr getan habt; überlaufen, von euch haben wir es ja gelernt.“ In ihrer Mitte ſuchen die Tſchechen nach dem Fahnenträger, der die trauerumflorte Fahne während der Einzugsfeierlichkeiten in Ratibor trug. In ihren Reihen wird in Sport- und Spielvereinen der deutſche Gruß und das deutſche Lied gepflegt. Hier auch wird im trauten Mädchenkreiſe jener Sang erhalten, den ich am erſten Abend durch ſtilles Nachtdunkel klingen hörte. Und zuletzt das heranwachſende Geſchlecht, die ſchulpflichtige Jugend. Auch ſie hat geſtreikt als die Tſchechen alle deutſchen Schulen in tſchechiſche umgewandelt haben, als alle deutſchen Lehrer das Land verlaſſen mußten, um Fremdlingen Platz zu machen. Mit Drohung und Strafe wurden ſie wieder zum Schulbeſuch gezwungen, und nun hören ſie fremde Laute und verſtehn ſie nicht. Denn das Mähriſche des Hultſchiner Ländchens iſt eine Mundart für ſich. Ganz ebenſo wie dem waſſerpolniſch ſprechenden Oberſchleſier das Hochpolniſche unverſtändlich iſt, ſo dem mähriſch ſprechenden Hultſchiner das Tſchechiſche. Das Mähriſche wurde nur als Heimſprache von der Kirche gepflegt im Kirchengeſang und in der Predigt. Rein äußerlich unterſcheidet es ſich ſchon in der Schrift durch die gotiſchen Buchſtaben von dem in lateiniſchen Buchſtaben geſchriebenen Tſchechiſchen. Sein Wortreichtum iſt verhältnismäßig beſchränkt und zu einem hohen Prozentſatz mit Germanismen durchſetzt. Ich werde nie vergeſſen, wie mir als Kind eine Frau einſt nachrief: „Nie fallui mi tu Treppu!“ Das iſt echt Hultſchiner Dialekt in einiger Uebertreibung. Im allgemeinen war das Hultſchiner Mähriſche eine ausſterbende Mundart. Sie wurde gebraucht als Unterhaltungsſprache im Hauſe und in ihrer vollen Reinheit wird ſie nur noch von den Alten geſprochen. Die Jungen legten Wert darauf, die deutſche Sprache fließend zu ſprechen, wenn auch mit dem idiomatiſchen Akzent, der ſo wohlklingend das Ohr berührte. Und nun müſſen die Kinder tſchechiſch lernen. Die Verſtändigung iſt nicht leicht. Aber die Tſchechen haben eine wichtige Tatſache ſofort erkannt, nämlich, daß die aufwachſende Generation, die Kinder, ihre Hoffnung erfüllen können. Die entwachſene Generation iſt nicht zu bekehren. Da behelfen ſie ſich mit Palliativmitteln und mit kleinlicher Schikane. Um die Seelen der Kinder aber werben ſie mit allen Mitteln. Da ſuchen ſie ſich hineinzufühlen und wenden die freundſchaftlichſten und beſten Erziehungsmethoden an. Auf Kenntniſſe wird wenig Wert gelegt. Um ſo mehr wird die Schule zum Tummelplatz kindlicher Spiele und Freuden gemacht. So wird verſucht die Kinderherzen an ſich zu feſſeln. Da ſcheut man vor keinem Mittel. Ich habe das in den Schulen übliche Leſebuch — einen natürlich tſchechiſch gedruckten Volkskalender vom Jahre 1920 — eingeſehen. Hinter dem eigentlichen Kalendarium folgen kleine Geſchichten und Gedichte. Im allgemeinen handelt es ſich um alltägliche Plattheiten, aber zwiſchen durch, da findet ſich hier und da eine Injurie auf Deutſchland und die Deutſchen

im allgemeinen und auf den Tſchechen ſo verhaßten Friedrich den Großen im beſonderen. Dazwiſchen unter an ſich recht fragwürdigen Bildern ein typiſches allegoriſches Bild, die Befreiung der Brüder jenſeits der Oppa darſtellend und dazu ein Hymnus auf die Tſchechoſlowakei. In einem andern allegoriſchen Bilde neigt ſich eine Mutter (Tſchechoſlowakei) über ein ſchlafendes Kind (Hultſchiner Ländchen) um es vor den böſen zudringlichen Fliegen (den Deutſchen) zu ſchützen. Hier liegt unverkennbar die Gefahr. Die Tſchechen haben in richtiger Erkenntnis die deutſche Schule gründlich beſeitigt. Sie haben es getan, trotzdem von 2638 Kindern 977 nur deutſch, 860 deutſch und mähriſch und 800 nur das mundartliche mähriſch ſprechen. Sie haben alle Schulen in tſchechiſche umgewandelt, auch in ausſchließlich deutſch ſprechenden Dörfern wie Schillersdorf, Deutſch-Krowarn, Zawditz, Thröne und in der deutſchen Stadt Hultſchin. Sie fühlen und wiſſen es, daß nur durch Gewinnung der Kinderherzen für ſie die Möglichkeit beſteht, das Hultſchiner Ländchen gründlich zu tſchechiſieren. Was hier von deutſcher Seite not tut, daß iſt die Errichtung von deutſchen Schulen, natürlich aus Privatmitteln, wie es der Vertrag von Verſailles ermöglicht. Und nach der deutſchen Schule verlangen die Bewohner des Hultſchiner Ländchens. An uns iſt es, die deutſche Schule dort wieder Fuß faſſen, vor allem aber in Hultſchin einen Mittelpunkt mit einer höheren Schule erſtehen zu laſſen.

Der ſüdöſtliche Teil des Hultſchiner Ländchens iſt der landſchaftlich ſchönſte. Hier wechſelt reicher Waldbeſtand mit ertragreicher Ackerflur. Das iſt jenes Gebiet, das morphologiſch den Charakter einer Faſtebene trägt, in deren Antlitz die Bachtäler Runen gezogen haben und an deren Hängen ſich weitgeſtreckte Reihendörfer hinziehen. Dörfer von 5—10 Km. Länge, z. B. Markersdorf, Ludgerstal, Petershofen mit 2—3000 Einwohnern trifft man hier an. Hier hinein reicht im ehemaligen Grenzgebiet der Ausläufer des Karwiner und Mähriſch-Oſtrauer Kohlenbeckens, der mit mehreren Kohlenbergwerken (im Beſitz des Wiener Rothſchild) eine Induſtriebevölkerung geſchaffen hat, die zu einem Teil ihre Schicht verfährt und zum anderen ihr Hausweſen bäuerlicher Art beſorgt. Die Gruben (Anſelm-, Oskar- und Koblauerſchacht) liegen dicht an der Oder. Die Kohlenflötze erheben ſich hier unter dem Kulm- und Buntſandſtein in abtäufbare Höhen. Der Buntſandſtein, bedeckt mit reichem Nadelwald, wölbt ſich zu Hängen, die ſteil zur Oder abfallen; an deren höchſten Punkt der landſchaftlich ſchönſte und viel beſuchte Ausflugsort „Die Landecke" liegt, von wo man einen weitreichenden Blick über die Oderſenke, die Induſtrieebene von Mähriſch-Oſtrau, Wittkowitz bis zu den fernen Höhen der Weſtbeſkiden mit der Liſſa-Hora hat. Nach Norden zu ſinken die Kohlenflötze ſehr bald in nicht erreichbare Tiefen ab. Darüber lagern mächtige Schichten tertiärer Sande, die vielfach abgebaut werden, ſo daß man häufig großen Sandgruben begegnet. Eine ſtarke Lehmſchicht bildet den ertragreichen Ackerboden. So ergibt ſich neben der rein bergbaulichen Beſchäftigung die weitere der Ziegeleiverarbeitung und endlich die rein bäuerliche. Die vielen Ziegeleien haben dem Maurerhandwerk in einer ſtark aufblühenden Bautätigkeit den Boden geſchaffen. Der Landanbau iſt hauptſächlich Großgrundwirtſchaft. Rothſchild im ſüdöſtlichen Teil (Beneſchau und Schillersdorf mit dem ſchönen frühbarocken Schloſſe) und Lichnowski (Küchelna) im nordweſtlichen Teile umfaſſen den Hauptteil der anbaufähigen Flächen. Dazwiſchen erſtreckt ſich der beiden Magnaten zugehörige Wald und endlich die Dorfflur, die zum größten Teil in kleinbäuerlichen Händen liegt. Der Großbauernſtand iſt ausgeſtorben. Er wurde von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab vom Großgrundbeſitz

langſam aber ſicher erdrückt und vernichtet und iſt ausgeſtorben an der eigentümlichen Form ſeines Erbrechtes, wonach durch ſtetige Teilung unter mehrere Kinder der Beſitz dauernd verkleinert wurde. Noch vor fünfzig Jahren gab es Bauerngüter von 200—300 Morgen, wie ſie ſich im Leobſchützer Kreiſe infolge des beſſeren Erbrechtes noch heute erhalten haben, während im Ratiborer Kreiſe die Beſitzungen zu Kleinbauernſtellen von durchſchnittlich 50—60 Morgen herabgeſunken ſind. Dazu kommt, daß der Bergarbeiter mit aller Energie danach ſtrebt — und das iſt nur bei der relativ beſchränkten Anzahl möglich — ſich ein Eigenhaus mit einigen Morgen Garten und Ackerland zu erwerben, um neben ſeiner Tätigkeit im Bergwerk noch etwas Landwirtſchaft treiben zu können. Dieſe Miſchform von Kleinbauerntum und Induſtriearbeiter (der Maurer macht es ebenſo) iſt dem Hultſchiner Ländchen eigentümlich. Der Induſtriearbeiter iſt auf dieſe Weiſe ſelbſt bei Arbeitsloſigkeit vor dem Verhungern geſchützt. Und Arbeitsloſigkeit iſt dort auf der Tagesordnung, da ſich der Verſailler Vertrag in der Tſchechoſlowakei inſofern unangenehm bemerkbar macht, als durch die deutſchen Kohlenlieferungen dort Ueberfluß an Kohle herrſcht, die wieder infolge der hohen Valuta an die Grenzländer, die ausſchließlich tiefvalutariſch ſind, nicht abgeſetzt werden kann. Auf dieſe Weiſe ruht die eigene Kohlenförderung in bedenklicher Weiſe und nur mit einiger Mühe gelingt es heute, drei Schichten zu fahren, nur um die Belegſchaft einigermaßen zu beſchäftigen. Hier in dieſem Teil liegt am äußerſten Rande des Kohlenbeckens das Städtchen, nach welchem das ganze Ländchen benannt wird, Hultſchin (tſchechiſch Hlucin). Mit ſeinen etwa 3000 Einwohnern trägt es völlig den Charakter eines Landſtädtchens und in ſeiner Abgeſchloſſenheit von den großen Verkehrswegen galt es ſchon in der Vorkriegszeit als etwas zurückgeblieben. Gottfried Kellers Charakteriſtik ſeiner Leute von Seldwyla hat mich jedesmal an Hultſchin und ſeine Bewohner erinnert. Der Bauer der Umgebung pflegt dem Hultſchiner immer etwas ſchildbürgermäßiges anzudichten. Bei mancherlei Uebertreibung ſteckt doch darin ein Körnchen Wahrheit. Tatſächlich war Hultſchin bis in die letzten Jahre hinein nach außen hin ſtark abgeſchloſſen und ertrug dieſe Abgeſchloſſenheit mit einer ſelbſtbewußten Reſignation. Erſt kurz vor dem Kriege wurde es durch eine Bahnlinie (Ratibor—Deutſch-Krawarn—Annaberg), gegen deren Bau es ſich mit allen erdenklichen Mitteln geſträubt hat, aus ſeinem Dornröschenſchlaf geweckt. Der Bahnbau war bis Hultſchin fertiggeſtellt worden, als der Krieg ausbrach. An dem unvollendeten Reſt der Linie baut heute der Tſcheche mit einer geradezu erquickenden Langſamkeit, und zwar nur mit fremden Arbeitskräften, die im eigentlichen Tſchechien als Arbeitsloſe aufgegriffen werden und naturgemäß nur widerwillig ihre Arbeit leiſten. Die im Hultſchiner Ländchen jetzt auf der Tagesordnung ſtehenden Raubüberfälle und Einbrüche ſind auf dieſes arbeitsſcheue Geſindel zurückzuführen. Hultſchin, jetzt der Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft, iſt der Mittelpunkt und Träger des deutſchen Gedankens. Dieſes auf dem überhöhten Oppaufer liegende, im Kranz der ehemaligen Weinberge zum Teil im dunklen Tannengrün eingebettete Städtchen hat aller üblen Nachrede zum Trotz einen hohen Prozentſatz zur deutſchen Kultur beigetragen. Viele bekannte Namen, wie die Sdralek, die Richter, die Nathan haben ihren Teil an deutſcher Kultur geſchaffen. Was Hultſchin heute dringend nottut, das iſt eine deutſche Schule, und zwar eine höhere Schule, etwa eine ſechsſtufige Realanſtalt. Wenn es gelingt, die zu ſchaffen, dann iſt das Hultſchiner Ländchen dem Deutſchtum gerettet, denn kein Hultſchiner wird von da an ſeine Kinder in die tſchechiſche Schule ſchicken. Heute verhindert der Tſcheche mit allen, ſelbſt kleinlichen Mitteln die

Möglichkeit einer deutſchen Erziehung. Selbſt der Beſuch der deutſchen Schule in Troppau wird dadurch verhindert, daß der Frühzug, der die Kinder nach Troppau bringen könnte, ſo zeitig gelegt iſt, daß die Schuljugend ihn unmöglich benutzen kann.

Hultſchin liegt zugleich an der Grenze zwiſchen dem ſüdöſtlichen und nordweſtlichen Teil. Dieſer nordweſtliche Teil iſt landſchaftlich weniger abwechſlungsreich. Der Wald tritt ſtark zurück. Die Ackerflur mit ſtärker werdender Lößdecke herrſcht vor. Der hüglige Charakter erfährt eine Abſchwächung durch das ſtärkere Unterſinken der alten Schichten. Die Erhebungen werden flacher, das Oppatal mit ſeinen ſaftigen Wieſen breiter. Vom Bergbau verſpürt man hier nichts mehr. Der Bauer herrſcht vor, aber auch hier in kleinbäuerlichen Anweſen, die vom Großgrundbeſitz umſchloſſen ſind. Dazwiſchen lebt der Tagelöhner. Holzbearbeiter (Beneſchau) und das Maurerhandwerk (Bolatitz, Buslawitz) ſind zwei ſtärker hervortretende wirtſchaftliche Betätigungen. Dazu lebt hier ein unruhvolles Völkchen wandernder Händler, die in Deutſch-Krawarn ihren Hauptſitz haben. Das iſt auch der Ort, wo beim Einzug des tſchechiſchen Militärs das ganze Dorf in der Dorfſtraße verſammelt ſtand und das Deutſchlandlied ſang, jenes Dorf, in dem ſich heute noch der Tſcheche am wenigſten wohl fühlt.

Ich habe verſucht, in einigen Umriſſen Land und Bewohner eines verloren gegangenen Stückes deutſcher Erde zu zeichnen. Ich habe es getan, damit auch dieſes kleine Ländchen nicht in Vergeſſenheit gerät. Ich weiß, daß es Menſchen gibt, die ſich ſchwer darum ſorgen und ihre ganze Arbeitskraft daran ſetzen, um das Deutſchtum dort zu erhalten. Ich erinnere nur an den Leiter der Ratiborer Ortsgruppe des Oberſchleſiſchen Hilfsbundes, Herrn Dr. Weigel. Soll aber die Arbeit Einzelner Wert und Erfolg haben, dann muß das deutſche Volk hinter ihnen ſtehen. Ich hoffe, daß dieſe Zeilen etwas dazu beitragen werden.

Kleinbilder vom Niederrhein.

Von Nikolaus Schwarzkopf.

(Schluß.)

10. Die Gottſucher.

In allen Kreiſen, wohin man kommt, werden auch hier die ſchwerſten Probleme gewälzt. Weißglühend wie aus der Beſſemer Birne liegen ſie über den bleichen ſurrenden Stirnen der Halb- und Ganzintellektuellen. Da Spiritismus und Okkultismus vorläufig noch nicht von der Beſatzungsbehörde als gefährlich empfunden wurden, wird überall mächtig verhandelt und gehandelt. Wie iſt das ſo ſeltſam: Paſtoren aller Schattierungen haben die Flügel entfaltet und ſind bereit, in den Schoß der Kirche zurückzukehren! Sie tun ſich zuſammen und warten auf einen beſtimmten Augenblick, um loszufliegen! Treue Stammgäſte der Kirche entwickeln mir ihre religiöſe Meinung und verhüllen mir nicht, daß ſie nicht mehr an die Ewigkeit der Hölle glauben! Viele, die draußen ſind, ſagt Paulus, ſind drinnen, viele, die drinnen ſind, ſind draußen! Wie leidet ihr Himmelreich an ihnen Gewalt! Entrüſtet wende ich mich von den einen und von den andern! Wenn Jeſus jetzt plötzlich zu euch käme, ſage ich. Ich ſagte das in großer, erlauchter Geſellſchaft, in Hörſälen,

in Schulſtuben, im Mütterkränzchen, im Stollen unten bei den armen Bergleuten, die nicht minder verſeucht ſind von religiöſen Transaktionen . . . bei Retorten und Turbinen!

Was iſt das alles doch ein ſeltſames Getue um Gott! Die ungeheuren Verquickungen des Außenlebens, die ungeheure Zuſammengeſetztheit der äußeren Entwickelung warf die Menſchheit, die von ſpiritueller Seite ſchon ſeit Jahrhunderten auf Abwege geſtoßen war, in ihre Strudel und verwirrte ihnen die primitiven Anſchauungen des einfältigen Herzens. Da haben ſie den großen Menſchenſohn zum Gott gemacht und ſcheuen ſich nunmehr, gleich ihm, einfältigen Herzens durch ihre Tage zu gehen, ſcheuen ſich, der bewahrten Stimme dieſes Herzens und überſchreien ſie gefliſſentlich in tollen Akkorden. Und weil das Unrecht zum Rechte ward, weil der kalte Verſtand kein Geheimnis mehr anerkennen will (obgleich doch: je mehr er enthüllt, um ſo mehr ſich ihm verhüllt!) verſchüttet man die Urſtände ſeiner Seele und ſtimmt in den tollen Jubel ein! Ha, und nun ſteht man enttäuſcht und frierend, und wer nicht wieder vorzudringen vermag in jene heilige Kammer, die Jeſus offen einhertrug, der ſchreit nach anderen Geheimniſſen, und wer einen kinematographiſchen Apparat beſitzt, wirft ſeine Bilder an den Vorhang und löſt alle Rätſel, und die Charlatane nehmen überhand. Wie ſie das muſikaliſche Erleben zu desillusionieren verſtanden, ſo zerſtören ſie auch das religiöſe Erleben! Ueber allen nächtlichen Straßenzügen möcht ich eine Lichtſchrift aufblitzen laſſen: Zurück!

Zurück in die Dunkelkammer des eigenen Herzens und geſtöbert nach dem Kernchen Radium, das zu allen Zeiten der Menſchheitsgeſchichte das gleiche war!

Und mein Evangelium möcht ich anſchreiben, das alte Evangelium der Liebe, der gegenſeitigen werktätigen Hilfe. Zwei Worte ſinds nur meine Lieben: Erlöſen erlöſt!

11. Am Flußhafen.

Angeklagt waren zwei Flößer. Sie ſaßen damals auf ihrem Floß, das im Hafen lag und tranken aus ihrer Flaſche Schnaps. Da tauchte am Kornfeld ein Mann auf, beſah ſich die Gegend, lief hierhin und dahin und ſtürzte ſich ſchließlich in den Hafen. Die Flößer, gewiſſenhaft wie ſie ſind, ſtellen die Flaſche beiſeit, ſpringen unter eigener Lebensgefahr ins Waſſer und retten den Lebensüberdrüſſigen. Der arme Teufel ſchnappt nach Luft und ſcheint auf den Floßbalken ſterben zu wollen. Was tun die Flößer? Sie ſchütten ihm von ihrem eigenen Schnaps ein, und er wird lebendig.

Sofort wird er wieder lebendig! Er geht. Und ſiehe, am Ende des Floſſes ſtürzt er ſich wieder in den Hafen. Die Flößer retten ihn wieder, und da er nah dran iſt, auszuhauchen: gießen ſie ihm wieder ihren eigenen Schnaps ein. Klunk, klunk! Wieder geht der Gerettete. Die beiden Flößer haben Angſt, er könne zum drittenmal den Verſuch machen, und ſie trinken eilig ihren Schnaps. Doch der Patron ſpringt ans Land und kommt wieder und bettelt um einen Schluck. Klunk, klunk! Und geht.

„Der kommt wieder!“ ſagt der eine Flößer. Doch er geht, ſpringt über den Rain ins Kornfeld und — knüpft ſich an einem Apfelbaum auf. „Sie hätten ihn rechtzeitig abſchneiden müſſen!“ ſagt der Richter.

„Wir haben gemeint, er wolle nur noch einmal mit uns trinken!“

„Ganz gleich: Ihr werdet beſtraft!“

„Oho!“ ſagt nun der andere Flößer. „Wir haben gemeint, er wolle ſich nur am Baum trocknen laſſen, ſonſt hätten wir ihn abgeſchnitten!“

„Das ändert die Sache,“ entgegnete der Richter und ſprach beide frei.

12. Das einſame Dorf.

Einen zeitgemäß tauſendpferdekräftigen Katzenſprung hinter dem Geſchwehl der Hochöfen, hinter den Schloten und Kammrädern liegt am Rande der Heide ein Dörfchen, und die weiße Birkenallee marſchiert bis zum Rathaus auf dicken Beinen. Seitab liegt in einem weiten Hof, der von Kiefern beſchattet iſt, ein Schulhäuschen, und darin reſidiert ein verkappter Dichter, der ein Bändchen Muſik fabuliert hat, Haydnſche Muſik: Die Jahreszeiten! „Rauſchender Felder grüne Flut und der großen Hänge, goldbrokatne Streifen an den Frühlingskleidern, kleiner Blumen weißes Läuten aus dem Duft der Marienglöckchen! Blütenbäume wie Gebenedeite . . . mit den Augen nach der blauen Höhe, da die Schar der weißen Tauben ſchwebend Licht herniederträgt!“ So guckt ein Dichter in den Frühling, der (nämlich Dichter und Frühling) Erich Bockemühl heißt! Man ſoll dieſen Burſchen im Rucksack mit ſich tragen! Wie man draußen in der Schöpfung nicht vor Pferdekräften zu ſtaunen braucht, nicht vor prometheuſiſch herabgezerrten Sonnenfluten ſich blenden muß, wie man in der Schöpfung ſchweigt und lauſcht, oder, wenn man weniger begnadet iſt: Wie man aus dem Urquell des Herzens ſingt und pfeift, oder, wenn man weniger begnadet iſt: Wie man jubelt aus dem Schatz, den ſich die Seele mühſam geſammelt! Wir Menſchen der Städte und der Pferdekräfte wiſſen kaum noch, wie wir unſere zergualten Seelen den drohenden Klauen entreißen können, und oft ſchon wiſſen wir mit den Schönheiten der Natur nichts mehr anzufangen. Dieſer Schulmeiſter am Rande der Heide iſt ein Unverbrauchter gleich dem Maler Hans aus Köln, und ehe wir uns verſehen, hat er ſeinen blauen Himmel über unſeren Werktag ausgeſpannt. Auch bei ihm platzt wie beim Maler Hans unverhofft das Licht aus den vermißten Schatten, und das Licht iſt ringsum ſo ſelten geworden. Aufdringlich und tendenzbeladen wie politiſche Landagitatoren ſtreifen unſere Künſtler durch die deutſchen Gaue und verlieren ihre Seelen in Pferdekräften und Ränken. Da ſchulmeiſtert einer, der noch ſingen kann! Sein Lied iſt verträumt und ſtark, klangrein deutſch und ſeeliſch vertieft! Beginnende Größe ſteckt in ſeinem Ueberfluß, und dies verpflichtet! Verpflichtet *ihn* zur geſammelten Arbeit, *uns*, aufzuhorchen und ihm das Ohr zu leihen!

Die Kunſt ſollte wieder gleich der Religion das große Verbindende ſein, ſie ſollte weithin des Menſchen Herz heilſam rühren, ſie ſollte uns zu Menſchen vor dem Sündenfall machen, ſie ſollte gleich der Religion unſeren armen Seelen eine feierliche Zelle ſein!

13. Zwei Verirrte.

Auf dem Renaiſſancepalaſt der großen Stadt weht die franzöſiſche Trikolore (ſchier: ſchwarz-weiß-rot!). Ueber dem mächtigen Portal ſteht zwiſchen zwei unnötig grimmigen Löwen ein friedlicher weiß übertünchter Heiliger, ein Biſchof. Seine ſtarke Geſtalt ruht auf einem Standbein, und ſeine linke Hüfte preßt ſich unter dem Faltenbauſch ſeiner heiligen Gewänder etwas vor, und neben dem breiten Schuh ſteht der Biſchofsſtab, der Hirtenſtab des geruhigen Friedens. Unten vor dem Portal ſchießt hin und her, das aufgepflanzte Seitengewehr ſteil geſchultert, ein Neger: die Spirale des Befehls, den er erfüllt, funktioniert tadellos. Sein löwengelber Mantel flabbt auf bei jeder Wendung, ſeine weinrote Stülpmütze zuckt durch die Luft. Ich höre vom Korporal, daß Bibbi beim großen Abtronsport derer vom Niger hierbleiben wollte . . . Freundlich guckt er mich an, da er ſieht, wie ich ein bischen meine Freude an ihm habe. Und dann in der Mitte bleibt er ſtehen mit feſtem Ruck, läßt das

Gewehr ſinken, daß es neben dem breiten Schuh aufdotzt, und ſeine herkuliſche Geſtalt ſinkt etwas ſeitlich ein, ſo daß ſeine linke Hüfte ſich ein klein wenig unter den ſteifen Mantelfalten hervorpreßt.

Da fällt mir ein, daß dieſer Biſchof ſeinerzeit den Altvordern dieſes Schwarzen das Evangelium gepredigt hat! Aber ſie kennen ſich nicht mehr, dieſe Beiden. Obgleich der Biſchof recht mild herablächelt in den Tag und auch auf den Schwarzen, muß er ſich von dem Belächelten bewachen laſſen!

Und wie ich noch ſo ſtehe und meine Gedanken umherſchweifen laſſe durch die Schweinsleder der Weltgeſchichte, öffnet ſich das bronzene Tor, und ein General tritt hervor. Der Schwarze reißt die Knarre vor ſich und läßt die glutvollen Augen ſprühen, der Weiße lächelt friedlich von ſeinem Sockel herunter.

Mich dünkt: der Kreislauf der Dinge und der Kreislauf der Philoſophien läßt ſo keineswegs ausgeſchloſſen erſcheinen, daß eines Tages der weiße Biſchof ſamt all unſeren Tempeln und Paläſten, ſamt all unſerer notgezüchteten Schönheit ſtürzen wird, und daß aus unſeren Luſtgärten die primitive Negerhütte wachſen wird, und daß wir ſelber, die Keule in der Hand, vor dem Standbild des Naturvolkes Wache ſtehen müſſen, die linke Hüfte gemächlich nach außen gepreßt!

14. Wolken.

Wahrlich, es gab eine Zeit, da ſah ich in den Wolkenbildern kleine Engelsknaben und von meiner Wieſe aus beguckte ich ihr fröhliches Spiel und unterſchied ihre Angeſichter und rief ihnen zu und blieb nie ohne Antwort. Als dieſe Tage um waren und ich ein großer Knabe wurde, hatte ich für dieſe Engelſcharen keine Zeit übrig und ſah ſie zudem auch nicht mehr, wenn ich ganz einmal eine Minute an ſie vergeudete! Ein paar Jahre ſpäter gewöhnte ſich meine Seele, Irrfahrten zu unternehmen und ſchweifte gierig ab vom wirklichen Alltag und erſchaute in den Wolken ein zartes Mädchenantlitz, bald dieſes, bald jenes, loſe Zöpfe, Krausköpfe mit breiten Bändern und oft lag ich da und ruhte nicht eher, als bis eine Wolke mir endlich den Gefallen getan hatte, ſich wie ein nackter Mädchenleib vor mir auszuſtrecken. Türme erhoben ſich im Hintergrund, goldene Zinnen, ſilberne Städte, und die alle für jenes eine Mädchen, das mir ſo unerreichbar war wie dieſe verklärten Wolken. Dann hab ich jahrelang in die Wolkenmaſſen geträumt, hab ihre unbeſchwerte Schönheit mir ins Herz getan, fern aller Verperſönlichung und Maskierung und habe ſie der Sonne anheimgegeben, um mich ihrer durchleuchteten Schönheit zu ergötzen, und habe ſie dem Sturm anheimgegeben um ihrer wilden Größe mich zu ergötzen und ihrer urweltlichen Dehnung und Wucht. Jahrlang und bis heute kann ich immer wieder über dieſe flüchtige ſtrömende Schönheit das Leben vergeſſen, und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich ein dickes Buch ſchreiben können über die Schönheit der Wolken. Doch ſeit ich zurückkam vom Niederrhein purzeln wieder Geſtalten und Anſichten in die Wolken, und ich kann mich ihrer nicht erwehren! Ich ſehe Schlote aufrecken und qualmen, ich ſehe ganze Kompagnien von Hochöfen nebeneinander liegen, höre das Geziſch der gepreßten Heißluft und ſehe nutzlos Gaſe entweichen, Förderkatzen ſtrömen hinan und hinab, unten öffnet ſich weißglühend die Pforte. Ich ſehe ein Gebirge von grüngelb rauchenden Kokereien in den unermeßlichen Wolkenzügen meines Rheingaues, vom Niederwald bis zum Feldberg und fürchte die pentateuchiſch vorſintflutlich gigantiſchen Maſchinen, die dieſe Oefen aufſtoßen! Da muß mein Rheingau verſchüttet werden!! Eiſenpflöcke ſehe ich ſchweben in den abendlich beſonnten Wolkenkerben, Dampfhämmer machen ſich drüber her, und die Natur erſchüttert. Ich hänge

des Nachts im Förderkorb und bleibe ſtecken. Ich halte die Bohrmaſchine an die Bruſt und ſchlage mit dem Pickel drein, und die Schollen rieſeln nur ſo! Und wenn ich des Morgens einen leichtfröhlichen Wolkenzug aus Frankreich kommen ſehe, fröhlich wie eine Kleinkinderſchule, ſo muß ich am Abend wahrnehmen, daß dieſelbe Schar, prall aufgefüllt aus dem unbeſetzten Vaterland zurückkehrt ins Abendleuchten der Sonne: eine unermeßliche Schar goldener Dukaten! — Glück auf! mein Vaterland, Glück auf! Wo geſchafft wird, dorthin kehrt ſich das Glück!

Weltſpiegel.

11. Oktober.

Seit einigen Wochen iſt die Orientkriſe ſo ſehr in den Vordergrund der Ereigniſſe getreten, daß ſich die Betrachtung der Weltlage ihr vornehmlich zuwenden muß. Wir erleben das merkwürdige Schauſpiel, daß die beſiegte Türkei, die ja doch für ihren Eintritt in den Weltkrieg als Bundesgenoſſe der Mittelmächte nach der neuen Ententetheorie „beſtraft" werden ſollte, in Kleinaſien als Herrin der Lage auftritt und dem mächtigen England in einer Weiſe die Zähne zeigt, wie es das britiſche Weltreich lange nicht erlebt hat. Und dabei ſieht ſie ſich von Frankreich ganz offenkundig unterſtützt.

Um dieſe merkwürdige Lage zu verſtehen, wird man gut tun, ſich der herkömmlichen Orientpolitik Frankreichs zu erinnern. Seit den Zeiten, da Frankreich, um ſeine Intereſſen und ſeine Machtgelüſte zur Geltung zu bringen, die habsburgiſche Macht in Europa mit allen Mitteln bekämpfte, alſo ſeit den Zeiten Kaiſer Karls V., hat Frankreich ſich bemüht, gute Beziehungen mit der Türkei zu erhalten, ein Verhältnis, das nur unter ganz beſtimmten politiſchen Konſtellationen zeitweiſe unterbrochen war. Je mehr Frankreich von ſeinem Standpunkt aus die europäiſche Mitte fürchten zu müſſen glaubt, deſto mehr ſorgt es dafür, daß es im Rücken der ihm unbequemen Mächte Freunde hat. Es war ihm ſehr unangenehm, daß die Türkei ihm für längere Zeit entglitten war, indem ſie ſich der damals militäriſch ſtärkſten und — vom türkiſchen Standpunkt geſehen — uneigennützigſten Macht Mitteleuropas anſchloß. Die Türkei beobachtete dabei eigentlich den gleichen Grundſatz, von dem ſich Frankreich leiten läßt, wenn es die Freundſchaft der Türkei, Polens und anderer öſtlichen Staaten ſucht. Wir haben vielleicht in der Zeit der wirtſchaftlichen, politiſchen und moraliſchen Erfolge Deutſchlands im nahen Orient zu ſehr vergeſſen, daß Frankreich im Orient ein ſeit Jahrhunderten gefeſtigtes Anſehen beſaß, das wohl durch die harten Forderungen einer realen Intereſſenpolitik zeitweiſe zurückgedrängt, aber niemals ganz zerſtört werden konnte. Hand in Hand damit ging der alte, durch das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit förmlich anerkannte und vertragsmäßig feſtgelegte, auch trotz allen Widerſprüchen nie aufgegebene Anſpruch Frankreichs auf das Protektorat über alle katholiſchen Chriſten in den Ländern des Islam.

Das alles erklärt, warum Frankreich durchaus nicht gewillt war, ſeine Hand etwa deswegen von der Türkei abzuziehen, weil es durch die allgemeine Lage am Schluß des Weltkrieges gezwungen war, äußerlich die Türkei ebenſo zu behandeln wie Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn und Bulgarien. Es

kam der französischen Politik dabei zu statten, daß sie die offizielle Ententepolitik nur gegen den Sultan und die offizielle Konstantinopeler Regierung geltend zu machen brauchte, während sich die von den „Siegern" schwer zu fassenden nationalen Kräfte der Türken in Kleinasien sammelten. So konnte Frankreich in Konstantinopel mithelfen, die Rolle der strafenden Vollstrecker eines harten Friedensdiktates zu spielen, und dabei mit den asiatischen Türken in Angora gemeinsame Sache machen, um für eine sehr wirksame und von den Ententegenossen nicht zu kontrollierende Unterstützung allerlei kleine Vorteile für Frankreichs Orientstellung einzuhandeln.

Wie stellte sich nun *England* dazu? Seine Politik wird beherrscht durch seine Interessen und seine Stellung in der asiatischen Welt. Dazu gehört, daß es machtpolitisch und militärisch Herr der Verbindungen nach Indien bleibt. Aber das Mittel dazu kann nicht in der militärischen Ueberlegenheit in strategischen Maßnahmen allein gesucht werden, sondern England muß auch alles tun, um mit der Welt des Islam, dessen Bekenner einen so großen Teil der asiatischen und afrikanischen Untertanen des britischen Weltreichs ausmachen, auf gutem Fuße zu bleiben. Bei einer so schwierigen und verwickelten Aufgabe einen mächtigen Aufpasser und Wettbewerber dicht an der Seite zu haben, ist nichts weniger als angenehm, und so begreift man, daß England für Frankreichs Orientstellung nicht allzu viel Liebe und Verständnis hegt. Englands Orientpolitik hat im einzelnen mancherlei Wandlungen durchgemacht: sie mußte eine andere sein, als es Aegypten noch nicht besaß und dafür in dem zaristischen Rußland den Hauptfeind seiner asiatischen Interessen sehen mußte, und dann später, als es seine Stellung in Aegypten, in Südarabien und am persischen Meerbusen, schließlich auch in Persien selbst befestigt und Rußlands Bestrebungen teils abgelenkt, teils ausgeschaltet hatte. Auch erschwerte die innere Entwicklung der Türkei allmählich die Vereinigung der machtpolitischen Seite der asiatischen Politik Englands mit der islamfreundlichen Seite derselben Politik. Solange die Türkei in Europa als der „kranke Mann" galt, war es für England leicht, eine unbedingt türkenfreundliche Politik zu treiben und dadurch, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Eine national erstarkte, von Selbstbewußtsein erfüllte Türkei war schwer zu behandeln. *Für* sie einzutreten, wiederriet die Klugheit, wenn man doch seine politischen Machtziele in Asien nicht beeinträchtigen lassen wollte; *gegen* sie aufzutreten, verbot die Rücksicht auf die Gefühle der mohammedanischen Untertanen Englands, die man nicht ohne Not verletzen durfte. Unter solchen Umständen bedurfte England im nahen Orient mehr als je zuvor freier Bahn und unbedingter Autorität. Und nun fand es sich nach dem Kriege auf diesem Gebiet durch Frankreich wesentlich gehemmt.

Dennoch mußte England alles tun, um das gute Einvernehmen mit Frankreich zu erhalten. Einmal im Bewußtsein seiner militärischen Schwäche gegenüber dem noch immer bis an die Zähne gerüsteten Frankreich. Dann aber auch, um die durch den Zusammenbruch Deutschlands geschaffene Lage nach Möglichkeit auszunutzen und sich seinen Anteil am Siege zu sichern, der natürlich durch einen Konflikt mit Frankreich in Frage gestellt sein würde. Die Aufrechterhaltung dieser Politik des Einverständnisses mit Frankreich erfordert freilich manches Opfer. Auch manches,

gerade vom Standpunkt der engliſchen Intereſſen ſonſt unverſtändliche Zurückweichen Englands vor den herriſchen Anſprüchen Frankreichs in der Reparationsfrage erklärt ſich nur aus dem Wunſch, den ſchwierigen Ententegenoſſen im Orient bei guter Laune zu erhalten, — ſowie man ſich auch des Eindrucks nicht erwehren kann, daß gewiſſe Konflikte im Orient von Frankreich nur herbeigeführt wurden, um England in der deutſchen Frage den franzöſiſchen Wünſchen gefügig zu machen.

Alles in allem aber waren ſich wohl beide Weſtmächte darüber im klaren, daß ihr Zuſammenhalten mit der Zeit immer ſchwieriger werden würde, und darauf iſt auch wohl der letzte Wiederausbruch des türkiſch-griechiſchen Konfliktes zurückzuführen. Ueber die Einzelheiten läßt ſich zwar noch kein ſicheres Urteil fällen, da jetzt außer wenigen Eingeweihten noch niemand das Spiel hinter den Kuliſſen überſehen kann. Aber wenn man nach einer möglichſt wahrſcheinlichen Erklärung für die Tatſache ſucht, daß England das Vorgehen der Griechen offenbar ermutigt und in ihnen den Glauben an aktive engliſche Unterſtützung erweckt hat, ſo kann man ſie nur darin finden, daß Lloyd George glaubte, dadurch eine Lage ſchaffen zu können, die Frankreich zwang, im Ententeintereſſe eine den engliſchen Anſprüchen beſſer Rechnung tragende Politik im Orient zu treiben. Leider aber durchſchaute Frankreich allzu gut die ſchwache Seite dieſer Berechnung, fand es vielleicht auch ganz zweckmäßig, dem engliſchen Verbündeten, der in der letzten Zeit auch in mitteleuropäiſchen Fragen immer weniger gefügig geworden war, ohne eigene Bemühung eine Lektion erteilen zu laſſen, — kurz, es verhehlte gar nicht, daß es im Orient eigene Wege ging und gehen wollte.

Der völlige Zuſammenbruch Griechenlands nach einem hoffnungsvollen Anfang kam jedenfalls für die engliſche Politik überraſchend. Auch die griechiſche Politik hatte falſch gerechnet, als ſie glaubte, die Sicherung der Zukunft ihres Landes am beſten zu erreichen, wenn ſie die offizielle Orientpolitik der Entente ernſt zu nehmen ſuchte, ſie ſozuſagen beim Worte nahm und deshalb die Bahnen weiter verfolgte, die einſt von Veniſelos in bewußtem Gegenſatz zu König Konſtantin vorgezeichnet worden waren. Aber es zeigte ſich, daß es keine volkstümliche Politik war, die da getrieben wurde. Das kriegsmüde, vielgequälte Volk wollte keine Eroberungen auf aſiatiſchem Boden, die ihm nur die Kriegsnöte zu verewigen ſchienen. Es wollte die Gewinne, die ihm der letzte nationale Krieg 1913 gebracht hatte, ſichern, ſeinen Volksgenoſſen in den Balkanprovinzen mit gemiſchter Bevölkerung endlich eine würdige Exiſtenz verſchaffen, darum vor allem Thrazien retten. Mit bitterer Enttäuſchung ſahen die Griechen ihren einſt glühend verehrten König den Lockungen falſcher Freunde folgen, wofür das Volk ſein Blut vergießen ſollte. Als der militäriſche Erfolg ausblieb, folgte daher der Niederlage die Revolution. Konſtantin wurde zur Abdankung gezwungen, ſein Sohn Georgios II. iſt heute König. Das Land iſt aber durch alle dieſe traurigen Vorgänge tief erſchüttert und zerrüttet worden.

Das Gegenſtück dazu bietet die Lage der ſiegreichen Regierung von Angora unter ihrem Führer Muſtapha Kemal Paſcha. Gegenwärtig tagt in der kleinen Hafenſtadt Mudania an der Südküſte des Marmarameers die Konferenz, die mit den in Konſtantinopel ſtationierten militäriſchen Vertretern Frankreichs, Englands und Italiens den Bevoll-

mächtigten Muſtapha Kemals vereinigt, um über die Bedingungen ſchlüſſig zu werden, die Kemal als Sieger geſtellt hat. Sie bedeuten eine nicht geringe Demütigung für England, das vor der entſchloſſenen Forderung des kühnen türkiſchen Siegers weiter zurückgewichen iſt, als dem Preſtige Englands in Griechenland und im mohammedaniſchen Aſien zuträglich iſt. Dazu hat Kemal die Genugtuung erlebt, daß er von der Konſtantinopeler Regierung, die ihn vordem — und zwar nicht etwa nur gezwungen — als Rebellen angeſehen hat, als Inhaber der nationalen Regierung anerkannt worden iſt, während der Sultan Mohammed VI. ſich ausſchließlich auf die Kalifenwürde zurückgezogen zu haben ſcheint und die Regierung tatſächlich nicht mehr ausübt. Noch immer iſt die Gefahr eines kriegeriſchen Konfliktes zwiſchen England und der Türkei nicht ganz beſeitigt, aber England hat in der Frage einer neutralen Zone im Gebiet der Meerengen — die Türkei will eine ſolche nicht anerkennen, obwohl ſie die Freiheit der Meerengen an ſich zugeſtanden hat, — ſoviel Entgegenkommen gezeigt, daß man wohl an eine friedliche Löſung glauben darf. Thrazien iſt den Türken bereits zugeſprochen und wird von den Griechen geräumt.

Noch ein Punkt von höchſter Bedeutung muß erwähnt werden: das iſt die Rückendeckung, die ſich Kemal Paſcha an Sowjetrußland verſchafft hat. Ein feſtes Abkommen hat dieſe Beziehungen, die auf einer klaren Erkenntnis der beiderſeitigen realen Intereſſen beruhen und mit den ſonſt ſtark auseinandergehenden politiſchen, moraliſchen und ſozialen Grundſätzen der beiden Völker nichts zu tun haben, geregelt. Das bindet zwar die Türkei an die Aufrechterhaltung beſtimmter Forderungen hinſichtlich der Meerengen, ſichert ſie aber auch in hohem Maße gegen ungünſtige Einwirkungen aus den Gegenden, in denen England die Behauptung ſeines Einfluſſes als eine wichtige Vorausſetzung für die Feſtigkeit ſeiner indiſchen Herrſchaft betrachtet. Für Rußland iſt beſonders die Meerengenfrage eine Lebensfrage, und deshalb hat ſich auch die Regierung von Angora verpflichten müſſen, die Zulaſſung Rußlands zu jeder Konferenz, die dieſe Frage regeln ſoll, zu fordern. Ueber die geplante Konferenz, die bekanntlich urſprünglich in Venedig ſtattfinden ſollte, nun aber den Wünſchen der Türkei gemäß in einer Stadt des Orients abgehalten werden ſoll, ſchweben noch die Verhandlungen. Die ſehr entſchieden gehaltenen türkiſchen Forderungen bedeuten für beide Weſtmächte, die bisher die Anerkennung der ruſſiſchen Sowjetregierung grundſätzlich verweigert haben, eine harte Nuß. Aber wenn man den ſtarken und gewiß ſehr verführeriſchen Druck, unter dem Kemal von Moskau aus und aus den Kreiſen der paniſlamitiſchen Bewegung in Zentralaſien geſtanden hat, ſich vergegenwärtigt, wird man erkennen müſſen, daß er in den kritiſchen Tagen große Mäßigung und Beſonnenheit bewieſen hat.

Noch iſt nicht mit Beſtimmtheit zu erkennen, wie das alles auf Englands innere Lage zurückwirken wird. Lloyd Georges Orientpolitik erleidet ſchwere Anfeindungen und ſcharfe Kritik aus allen Parteien, aber die aalglatte Natur des Premierminiſters denkt zunächſt nicht daran, vor den Angriffen zurückzuweichen, ehe nicht in regelrechten Parlamentsneuwahlen die Stimme des Volkes geſprochen hat. Dieſe Wahlen ſcheinen allerdings nahe bevorzuſtehen. W. v. Maſſow.

Literariſcher Wegweiſer.

Weltanſchauung.

Auf wenigen Seiten den Leſer durch die Neuerſcheinungen zu führen, die ſich mit den religiöſen und philoſophiſchen Gütern der Vergangenheit und ihrer Aufſchließung für den heutigen Menſchen beſchäftigen, ſcheint auf den erſten Blick unmöglich. Zu groß iſt die Fülle und vor allem die Richtungsverſchiedenheit der hier einſtrömenden Anregungen. Jedoch, wie wir in Anlehnung an H. Horneffer in ſeinem unten zu nennenden „Philoſophiebüchlein" ſagen möchten: es iſt mehr Gemeinſames in dieſem Suchen, als zuerſt ſcheint. Dasjenige, was allen großen Denk- und Glaubensſyſtemen der Menſchheit als Kern zugrunde liegt, was ſich darin als ewiges Wahrheitsgut und Heilsgut bewährt hat, d e m ſtrebt die weltanſchauliche Literatur unſerer Tage auf ihren ſo mannigfaltigen Pfaden nach. Wir geben eine bezeichnende Auswahl und werden uns nicht ſcheuen, zuzuſtimmen oder abzulehnen.

Beginnen wir mit den älteſten Schätzen, ſo haben wir von der „Weisheit der Upaniſchaden" gleich zwei neue Ueberſetzungen aus dem Indiſchen zu buchen, die von Alfred Hillebrandt (Jena, Eugen Diederichs) und die von J. Hertel (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchh. Oskar Beck). Hillebrandt verdient den Vorzug. Gegenüber den Ueberſetzungen von Deuſſen, auf die der nichtſprachgelehrte Leſer bisher faſt allein angewieſen war, bringt er eine Vertiefung des geiſtigen und eine kritiſchere Aufhellung des literariſchen Verſtändniſſes, auch durch Sichtung von Urtext und Zuſätzen: für Laien wie Forſcher ein herrliches Dokument deutſchen wiſſenſchaftlichen Ernſtes. Hertel gibt eine ſehr elegante, flüſſige, aber eben deshalb auch manches Harte und Altertümliche verwiſchende Verdeutſchung, die dem Tieferdringenden ſchon durch das Verdeutſchen von philoſophiſch unentbehrlichen Begriffen wie Atman nicht genügen kann. In die noch ältere Zeit der Veden führt J. W. Hauer zurück mit einer Studie über die Wurzel der indiſchen Muſik (Die Anfänge der Yogapraxis, Stuttgart, W. Kohlhammer).

Es iſt ein Zeichen der religiöſen Beſinnung unſerer Zeit, daß ein Problem, das die Indologen vor ein paar Jahren noch kaum bemerkten, heute als zentral empfunden wird: wie nämlich aus der Naturreligion der Veden die Erlöſungsmyſtik der Upaniſchadenzeit hervorwächſt. Ekſtaſe, Selbſtüberwindung und Steigerung der Selenkraft durch Weltflucht ſind die verbindenden Mächte, und Hauer hat ein nötiges und gutes Stück Gelehrtenarbeit geleiſtet, indem er dies Problem angriff. In das indiſche Mittelalter führt eine verwandte Frageſtellung, die ſchöne Studie des bekannten Religionshiſtorikers F. Heiler, „Die buddhiſtiſche Verſenkung" (München, Verlag von Ernſt Reinhardt, 2. Aufl.), und die altindiſche Spätzeit wird in ihrem edelſten und wärmſten Klang, in der Liebesreligion der Bhagavadgita, vermittelt durch die Proſaüberſetzung Richard Garbes (Leipzig, Haeſſels Verlag, 2. Aufl.), welche neben den vorhandenen formell poetiſchen Ueberſetzungen ihren vollen Wert nicht nur durch die ſelbſtändigen gelehrten Auffaſſungen Garbes, ſondern auch durch die Zuverläſſigkeit von Text und Erklärung behauptet. Das zeitgenöſſiſche Indien kann in A. Schurigs „Tagore" (Dresden, Carl Reißners Verlag), dem Modetaumel ſchon entrückt, als ſpäter Enkel jener großen Zeit indiſchen Schauens begriffen werden, deren Philoſophie Paul Deuſſen, ihr älteſter deutſcher Interpret, mit der platoniſchen zuſammen in das Licht der Kantiſchen Philoſophie ſtellt (Berlin, Verlag von Alfred Unger). Von der Sendung Aſiens für die religiöſe Erneuerung der

Menſchheit durchdrungen zeigt ſich das Buch des Japaners Kakuzo Okakura „Die Ideale des Oſtens“ (Leipzig, im Inſelverlag), das indes etwas weniger als man nach dem Titel annehmen ſollte, das außerjapaniſche Aſien berückſichtigt. Leopold Ziegler aber, der eigenwillig rhapſodiſche Denker, der mit Zeitaltern, Göttern und Heiligen frei ſchaltet, um neue religiöſe Samen in unſere Zeiten gerade unter die geiſtig Anſpruchsvollen auszuſtreuen, macht ſich und ſeiner verwöhnten Gemeinde Indien zu eigen in „Der ewige Buddha“ (Darmſtadt, Otto Reichls Verlag).

Nach Vorderaſien hinüberſchreitend, haben wir zunächſt in den beiden großen Kommentaren von Rudolf Kittel zu den Pſalmen und von Paul Volz zum Propheten Jeremias (Leipzig, A. Deichert Verlag, und Erlangen, Dr. Werner Scholl) Wegführer zu begrüßen, die eine poſitive religiöſe Grundſtimmung mit höchſten wiſſenſchaftlichen Forderungen in Ueberſetzung und Erklärung vereinigen. Aehnliches gilt von dem ſoeben in neuer Auflage (ebenda) erſchienenen erſten Band des Zahnſchen Kommentars zum Neuen Teſtament. Daß der Führer unter den lebenden deutſchen Profanhiſtorikern des Altertums, Eduard Meyer in Berlin, ein mehrbändiges Werk über „Urſprung und Anfänge des Chriſtentums“ (Stuttgart, J. G. Cotta Verlag) veröffentlicht, wurde in der Fachwelt wie bei den intereſſierten Laien als Ereignis empfunden; derartiges gilt beim heutigen Stand der neuteſtamentlichen Forſchung mit Recht als ein Wagnis, das nur ein ſo univerſal gerichteter, aber auch dornigſte Kleinarbeit nicht ſcheuender Gelehrter unternehmen durfte und das trotz unausbleiblicher Angriffe ſeine Stellung behauptet.

Aus dem Gebiet der griechiſchen Philoſophie nennen wir neben der neuen volkstümlichen Darſtellung, die E. Hoffmann in „Aus Natur und Geiſteswelt“ erſcheinen läßt (B. G. Teubner Verlag, Leipzig), und H. Diels' intereſſanter Studie über den „antiken Peſſimismus (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) vor allem die auch für den Laien wichtige Ueberſetzung des Diogenes Laertius, welche ſich die „Philoſophiſche Bibliothek“ (Leipzig, Felix Meiners Verlag) neben anderen wichtigen Neuüberſetzungen antiker Schriften (z. B. Platons Briefe) aus der Feder von Otto Apelt geleiſtet hat. Dies einzigartige antike Volksbuch über „Leben und Meinungen berühmter Philoſophen“ verdient noch heute populär zu ſein.

Zum Mittelalter übergehend, können wir nicht verſchweigen, daß dieſes zum Teil in einer üblen und oberflächlichen Weiſe heute wieder zum Modeideal gewiſſer Sekten geworden iſt. Dies war ſchon einmal, in geiſtvollerer und fruchtbarerer Weiſe, vor hundert Jahren der Fall. Darum lieſt ſich G. Salomons „Das Mittelalter als Ideal der Romantik“ (Drei Masken-Verlag, München) anregend und nachdenklich. Großartig wirken, auch in ihrer veränderten Neuausgabe, die „Ekſtatiſchen Konfeſſionen“, wie ſie Martin Buber (Leipzig, im Inſelverlag) geſammelt hat, ein Buch ewiger Schmerzen und Wonnen. In heutiges Deutſch überſetzt hat W. Willige den Meiſter Eckhart (Greifswald, Verlag Dr. K. Moninger). Aehnlich verfährt mit Martin Luthers Tiſchreden G. Buchwald in der gelungenen Abſicht, ein echtes Hausbuch der Lebensweisheit zu ſchaffen (R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Die große Lutherbiographie A. E. Bergers kommt nach langen Jahren jetzt mit dem dritten Band zum Abſchluß (Berlin W. 35, Ernſt Hofmann u. Co.), in welchem ebenfalls der häusliche Luther feſſelnd und erwärmend gezeichnet wird. „Das katholiſche Lutherbild der Gegenwart“ beleuchtet vom evangeliſchen Standpunkt aus W. Köhler (Verlag Seldwyla, Bern), während der Erlanger Theologe H. Preuß in einem Bändchen die Lebensideale Luthers, Calvins und Loyolas leicht und

raſch umreißt, mit Gerechtigkeit für alle drei, aber mit unverhehlter Vorliebe für Luther. Von jeſuitiſcher Seite ſind dagegen die „Geiſtlichen Uebungen“ Loyolas in einer trotz praktiſcher Nebenabſicht überaus gewiſſenhaften und inſtruktiven Ueberſetzung herausgegeben worden (Regensburg, G. J. Manz Verlag). Seitab von den großen Kirchenmännern ſteht ihr eigenwilliger Zeitgenoſſe Sebaſtian Franck, den Arnold Reimann „einen modernen Denker im 16. Jahrhundert“ nennt und der in der Tat, wie gerade aus Reimanns feſſelnder Darſtellung ſeiner Geſchichtsphiloſophie (Berlin, Verlag von Alfre Unger) einleuchtet, in ſeiner ſektiereriſchen Unbefangenheit manche wiſſenſchaftliche Einſicht einer viel ſpäteren Zeit vorwegnimmt.

Mit unentwegter Zuverſicht miſchen ſich die chriſtlichen Kirchen der Gegenwart in den Kampf um die Seele, und im Leben wie auch literariſch gilt dias in noch höherem Grad von der katholiſchen als der proteſtantiſchen Seite. Während wir von der letzteren die „Chriſtliche Apologetik“ Ludwig Lemmes erwähnen (Berlin-Lichterfelde, Vorlag Edwin Runge), unternimmt auf der anderen die „Metaphyſik“ Ludwig Baurs (Verlag Joſef Köſel u. F. Puſtet, München, Dienerſtr. 9) den großangelegten Verſuch, die modernſten philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Probleme in den altehrwürdigen Bau der thomaſiſchen Philoſophia perennis hineinzuziehen. Daneben ſeien neue Ausgaben von zielverwandten katholiſchen Hauptwerken nicht übergangen: ſo die „Ontologie“ C. Fricks, das zweibändige philoſophiſche Elementarbuch J. Gredts (Freiburg i. B., Herder) und endlich Minges „Compendium der Dogmatik“ (Köſel u. Puſtet, wie oben), die früher wohl ausſchließlich von Theologen, neuerdings aber auch von lateinkundigen Laien geleſen werden. An einen populären Leſerkreis wendet ſich V. Kolb, „Die Gottesbeweiſe mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Ergebniſſe der Naturforſchung“ (Graz, Verlag Ulrich Moſer) Noch elementarer berückſichtigt ſuchende Anfänger in weltanſchaulicher Orientierung von katholiſchem Standpunkt aus J. P. Steffes „Repräſentanten religiöſer und profaner Weltanſchauung“ (Mergentheim, Karl Ohlinger), vom proteſtantiſchen M. Schlunk, „Die Weltanſchauung im Wandel der Zeit“ (Hamburg 26, Agentur des Rauhen Hauſes.) Dieſe beiden Bücher ſind nichts für Anſpruchsvollere. Eher ſchon Fabricius „Der Atheismus der Gegenwart, ſeine Urſachen und ſeine Ueberwindung“ (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), Paul Apel „Die Ueberwindung des Materialismus“ (Berlin, Akademiſche Buchhandlung A. Haller u. G. Schmidt), ſowie der bekannte Biologe Oskar Hertwig mit ſeiner bedeutungsvollen Kampfſchrift „Zur Abwehr des ethiſchen, des ſozialen, des politiſchen Darwinismus“ (Jena, Guſtav Fiſcher), welche drei den gemeinſamen Gegner, den Materialismus, mit den Waffen ihrer beſonderen Wiſſenſchaften bekämpfen. Sonderſtellungen innerhalb dieſer ſpiritualiſtiſchen Front nehmen ein der ungenannte, Eduard v. Hartmann nicht fernſtehende Verfaſſer von „Der Tod des Materialismus und der Theoſophie“ (Engel u. Toeche, Berlin SW. 11) und Chriſtoph Schrempf „Diesſeits und Jenſeits von Gut und Böſe“ (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag H. Kurtz). Zuſammenfaſſend orientiert, ſoweit im Strudel ſelbſt ein Ueberblick möglich iſt, K. Keſſeler „Die religiöſe Bewegung der Gegenwart“ (Aus Natur und Geiſteswelt, Leipzig, Teubner), und von freireligiöſen Denkern, wie A. Horneffer geleitet, verſucht das „Philoſophie-Büchlein“ (Franckſche Verlagshandlung Stuttgart) nicht ohne Geſchick auch dem völlig Ungelehrten das Organ des Philoſophierens zu wecken.

Vor der trüben Woge der Theoſophie unſere Leſer beſonders zu warnen, halten wir nicht für nötig und heben darum aus den Schriften pro und contra

nur ein paar Kurioſa heraus. Einen wiſſenſchaftlichen Ausbau der Magie propagiert R. Pollak-Rudin (Leipzig, Franz Deuticke) und das ohne Verfaſſernamen erſchienene „Yogha“ (Berlin NW. 40, Univerſitas G. m. b. H.) gibt eine Anweiſung zur praktiſchen Myſtik der Weltentrückung. E. Lübers macht in ihrer ſympathiſchen Studie über „Friedrich Rittelmeyer“, den führenden Berliner Kanzelredner (München, Chr. Kaiſer Verlag) kein Hehl über ihre Bedenken gegen Rittelmeyers Steinerverehrung, obwohl ſie auch dieſer Seite des von ihr ſo hochgeſtellten Predigers gerecht zu werden ſucht. Eine höhere, vornehmere Form in der Behandlung theoſophiſch-myſtiſcher Gedanken, als wir ſie ſonſt meiſt finden, hat Hans Ehrinberg in der von ihm herausgegebenen Sammlung „Frommanns philoſophiſche Taſchenbücher“ gewählt (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag H. Kurtz), wo vor allem auch alte klaſſiſche Schriften, wie Fechners Tages- und Nachtanſichten, Schellings Clara uſw. neu belebt werden. Eine höchſt anziehende Erweiterung der „Taſchenbücher“ — auf die wir zurückkommen werden — auch nach ganz anderen Seiten des weltanſchaulichen Univerſums hin, iſt im Erſcheinen, durchweg eine im eigentlichen Sinn „gewählte“ Sammlung für feinhörige Leſer. Es ſollte möglich erſcheinen, dem erfreulichen Unternehmen bei ſeiner Fortführung einen augenzuträglicheren Druck zu gewähren. Auch von anderer Seite wird dem wieder geſteigerten Intereſſe an Fechners Philoſophie Rechnung getragen durch eine ſchöne Neuausgabe des „Zend-Aveſta“ (Leipzig, Verlag Leopold Voß, der gleichzeitig auch die „ethiſchen Grundfragen“ von Th. Lipps erneuert).

Ein größerer Teil der aufgeführten Bücher gehören zu denen, deren geiſtiger Beſitz Dauergewinn bedeutet. Wir ſchließen dieſen Ueberblick mit dem Hinweis auf einige ebenfalls wertvolle Neuerſcheinungen, „Goethes Philoſophie aus ſeinen Werken“ (in 2. Auflage ſoeben bei F. Meiner, Leipzig erſchienen und zweckmäßig interpretiert durch H. Siebecks bei Fr. Frommann in 4. Auflage erſchienenen „Goethe als Denker“) iſt das eine. „Bismarcks Religion“, von Otto Baumgarten aus ſeinen Ausſprüchen und Schriften geſammelt (Götingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) das zweite. Und als drittes Buch, allgemeinſten Beſitzes wert, nennen wir, ohne Zögern ſelbſt in dieſer Nachbarſchaft, die verkürzte Eſſai-Ausgabe eines unſerer feinſten deutſchen Weltphiloſophen, Otto Gildemeiſter, „Von Reichtum, Höflichkeit und anderem“ (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung).

Der Merker.

Berichtigung.

In Nummer 31/32 vom 26. Auguſt, S. 384 hatten wir verſehentlich die beiläufige Mitteilung vom Tode des Ueberſetzers des Levy-Bruhlſchen Buches gebracht. Dieſe Nachricht beruht auf einer Namensverwechſlung. Herr Prof. W. Jeruſalem lebt und lehrt als Profeſſor der Philoſophie an der Wiener Univerſität.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag, Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtraße 8—9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 11. November 1922

Nummer Nr. 41 bis 44

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten.

Von Senatspräsidenten a. D. Robert Schmölder, Cassel.

Die Bedeutung dieses Kampfes vermag nur der richtig einzuschätzen, der sich auch vor Augen hält einmal das weite Gebiet der „Syphilis insontium", d. h. der Erkrankungen auf einem anderen Wege, als dem des außerehelichen Geschlechtsverkehrs und dann die weitgehenden Folgen dieser Krankheiten.

Aus dem Gebiet der „Syphilis insontium" zunächst ein Fall, den der Pariser Arzt Barthélemy aus seiner Praxis berichtet: „Ein sechsjähriges Mädchen spielt in den Champs Elysées. Es fällt und verletzt sich auf dem scharfen Kieß ein Knie. Die Bonne eilt herbei, benetzt ihr Taschentuch mit ihrem Speichel und reinigt so die Wunde. Mit achtzehn Jahren war das spielende Kind eine Veteranin der Syphilis." Ein anderer Fall wird aus Köln berichtet. Dort hat im Bürgerhospital auf der Station für Geschlechtskranke eine unberührte Jungfrau gelegen, der ein Unbekannter im Gedränge des Karnevals einen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte. Jahraus, jahrein erkranken Aerzte, Hebammen und Wärterinnen bei der Ausübung ihres Berufes, andere Personen bei dem gemeinsamen Gebrauch von Wasch-, Trink- und Arbeitsgeräten. In einer hessischen Kinderheilanstalt hat sich die Gonorrhoe eines Kindes auf viele andere Kinder übertragen. Zahlreich sind die Krankheitsübertragungen zwischen Amme und Säugling, unendlich zahlreich die Uebertragungen in der Ehe von dem einen Ehegatten, der sich für geheilt hält, auf den anderen und von den Eltern auf die Kinder.

Was dann die Folgen dieser Krankheiten betrifft: Die Syphilis macht vor keinem Teil des menschlichen Körpers halt. Sie befällt auch die inneren Organe, die Blutgefäße und das Nervensystem. Augen- und Ohrenleiden sind oft, Rückenmarksdarre und Gehirnschwund sind beinahe immer Spätersheinungen der Syphilis. Auch die Gonorrhoe greift herüber auf andere Teile des Körpers. Sie ist die Ursache zahlreicher Erblindungen. Bei der Frau ist sie in vielen Fällen unheilbar oder sie erfordert doch eine schwere Operation. Die Kinderlosigkeit der Ehe ist meistens auf Gonorrhoe zurückzuführen.

Professor Blaschko bemerkt in den „Schriften der Zentralkommission der Krankenkassen Berlins": „Ein Fall für viele: ein Arbeiter ist durch den Verkehr mit einer Kellnerin syphilitisch geworden. Er infiziert nun seine Frau und

einen dreijährigen Knaben. Die Frau wird zweimal von einem toten Kinde entbunden. Ein drittes Kind stirbt ein halbes Jahr nach der Geburt an hereditärer Syphilis. Dann erliegt auch die Frau ihrem Leiden. Der Mann heiratet wieder. Während die zweite Frau im Wochenbett liegt, erwirbt er Gonorrhoe. Die darauf gonorrhoisch gewordene zweite Frau geht jetzt voraussichtlich einer schweren Operation entgegen."

Zum Kampf gegen diese Geisel der Menschheit haben sich im Jahre 1899 in Brüssel, auf eine Einladung der belgischen Regierung, eine Anzahl von Männern und Frauen aus allen Nationen und allen interessierten Berufen, Aerzte, Pädagogen, Theologen, Volkswirte und Juristen, zusammengefunden. Diese internationale Konferenz hat dann zur Gründung von Landesgesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten geführt.

Die deutsche Gesellschaft ist im Jahre 1902 gegründet. Sie stellt, getreu den Anregungen, die von Brüssel gekommen sind, an die Spitze ihres Programms die Sexualpädagogik. Sie legt in Flugblättern und Vorträgen, auf dem Wege des Films und der Ausstellung dem gesamten Volk immer von neuem ans Herz: Jedes Vertuschen und Verheimlichen verleiht dem Geschlechtsleben nur den Reiz des Geheimnisvollen und macht die Jugend gierig auf Aufklärung, die ihr dann aus der ungeeignetsten und unsaubersten Quelle, nämlich von frühreifen und moralisch minderwertigen Kameraden, kommt. Damit greifen um sich Frivolität, Zynismus, geschlechtliche Ausschweifungen und auch Syphilis und Gonorrhoe. Unumstößlich fest steht der Satz: Einem gesunden jungen Menschen schadet niemals geschlechtliche Abstinenz, es drohen aber aus jedem vorehelichen Geschlechtsverkehr große Gefahren. Auch die Erwachsenen, insbesondere die Verheirateten, müssen sich zur Selbstbeherrschung erziehen, wenn sie von sich und den Ihrigen bitteres Leid fernhalten wollen.

Die deutsche Gesellschaft wendet sich an zweiter Stelle an alle, die nun doch, auf dem einen oder anderen Wege, von einer Geschlechtskrankheit befallen sind. Sie macht ihnen zur Pflicht, sich ohne Verzug in Behandlung, und zwar in die Behandlung eines approbierten Arztes, zu begeben. Sie stützt sich dabei auf einen neuerlichen Fortschritt der Wissenschaft und führt aus: Seitdem Spirochäten und Gonokokken als die Erreger der Syphilis und Gonorrhoe entdeckt sind, wissen wir, daß bei beiden Krankheiten auf eine rasche und durchgreifende Heilung gehofft werden kann, wenn eine Behandlung mit wirksamen Mitteln einsetzt, bevor die kleinen Lebewesen den ganzen Körper in Besitz genommen haben. Nun erfordert aber gerade bei diesen Krankheiten schon die Diagnose ein allgemeines und tiefgehendes Wissen, wie es nur der approbierte Arzt in seiner langwierigen Ausbildung erwerben kann. Jeder andere Heilbehandler steht diesen Krankheiten aber, auch selbst dann, wenn er sie rechtzeitig erkannt hat, ohnmächtig gegenüber. Der Kampf gegen die Spirochäten und Gonokokken erfordert nämlich schärfer wirkende Mittel, aus denen, wenn sie nicht von durchaus kundiger und umsichtiger Hand angewandt werden, dem Kranken große Gefahren drohen. Sie dürfen deshalb nur auf die Verordnung eines approbierten Arztes verabreicht werden. Da fehlt es nun den anderen Heilbehandlern der Regel nach an der Ehrlichkeit jenes wackeren Landpfarrers, der, von einem Pfarrkind zur Segenssprechung auf sein Feld geführt, nach kurzem Ueberblick erklärte: „Bauer, hier hilft mein Segen nicht, hierin gehört etwas anderes, Mist", und sie verweisen die Kranken nicht an die Stelle, die allein die wirksamen Mittel verordnen kann, bezeichnen diese Mittel als schädliche Gifte und führen die Behandlung mit unwirksamen

Mitteln fort, bis der Fall verzweifelt geworden iſt und nun auch der approbierte Arzt nur Linderung, keine Heilung mehr verſchaffen kann.

Indeſſen zahlreiche Geſchlechtskranke glauben ihre Krankheit verheimlichen zu müſſen und wenden ſich deshalb trotzalledem gern zunächſt an einen anderen Heilbehandler, weil ſie glauben, die Behandlung durch dieſen ſei die diskretere. Deshalb kann von einer Erinnerung und Belehrung der Kranken allein hier kein durchgreifender Erfolg kommen. Deshalb tritt die deutſche Geſellſchaft hier auch für eine Beſchränkung der Freiheit des Heilgewerbes, für eine Strafbeſtimmung gegen diejenigen ein, die die Behandlung von Geſchlechtskranken übernehmen, oder ſich zu ihrer Behandlung erbieten, ohne als Arzt approbiert zu ſein.

Dieſe Strafbeſtimmung hat Aufnahme gefunden in dem „Entwurf eines Geſetzes zur Bekämpfung der Geſchlechtskrankheiten", der augenblicklich dem deutſchen Reichstage vorliegt. Die Gegner verſuchen die Konſtruktion eines Gegenſatzes zwiſchen einer Naturheilkunde und einer Schulmedizin der approbierten Aerzte und behaupten dann, mit Ausſchluß der anderen Heilbehandler entziehe man den Geſchlechtskranken die wohltätigen Einwirkungen von „Diät, Bewegung, Luft, Licht, Waſſer". Der Gegenſatz beſteht nicht. Die Behauptung entbehrt jeder Berechtigung. Die Ausbildung der approbierten Aerzte beginnt mit einer Unterweiſung in Botanik, Zoologie, Chemie, Phyſik und vergleichender Anatomie, alſo, um mit Goethe zu ſprechen, mit einem „Wandeln auf bunter Flur unſterblicher Natur". Die Hochſchulen beſitzen auch beſondere Lehrſtühle für Hydrotherapie und phyſikaliſch-diätetiſche Heilmethode. Alles, was die anderen bieten können, ſteht auch dem approbierten Arzt zur Verfügung. Der approbierte Arzt bedient ſich an den richtigen Stellen auch mit Vorliebe jener fünf großen Naturheilmittel.

Der „Entwurf eines Geſetzes zur Bekämpfung der Geſchlechtskrankheiten" enthält auch Strafbeſtimmungen gegen diejenigen, die, obwohl ſie wiſſen oder den Umſtänden nach annehmen müſſen, daß ſie an einer anſteckenden Geſchlechtskrankheit leiden, eine Ehe eingehen, einen außerehelichen Geſchlechtsverkehr ausüben, oder ein fremdes Kind ſtillen, ſowie gegen diejenigen, die ein Kind, das ihnen als geſchlechtskrank bekannt iſt, einer anderen Frau als der Mutter zum ſtillen übergeben. Die deutſche Geſellſchaft, die die Anregung auch zu dieſer Strafbeſtimmung gegeben hat, führt aus: Alle dieſe Perſonen können heute nur wegen Körperverletzung und nur dann beſtraft werden, wenn außer ihrer Handlung auch noch der Kauſalzuſammenhang zwiſchen dieſer und einer Krankheitsübertragung nachgewieſen iſt. Da dieſer zweite Nachweis aber der Regel nach nicht zu führen iſt, gehen heute faſt alle ſtraffrei aus, was zu einer bedenklichen Erweiterung des Gewiſſens geführt hat. Profeſſor Tarnowſky berichtet aus ſeiner Praxis von geſchlechtskranken Männern, die es offen ausſprechen: „Proſtituirte müſſen ihre Geſundheit riskieren. Sie dürfen ſich vor der Syphilis ſo wenig fürchten wie der Soldat vor der Kugel". Um nun einen weiteren Kreis von ihnen zur Beſtrafung zu bringen und das Gewiſſen wieder zu ſtärken, bedarf es hier eines doppelten ſtrafrechtlichen Schutzwalles durch die bereits beſtehenden Verletzungs- und durch neue Gefährdungsparagraphen.

Der Entwurf eines Geſetzes zur Bekämpfung der Geſchlechtskrankheiten mußte ſich auch beſchäftigen mit der Proſtitution, die, mag das Gebiet der Syphilis insontium noch ſo groß ſein, für die Verbreitung der Geſchlechtskrankheiten doch immer den Knotenpunkt bildet und bilden wird. Ihr gegen-

über iſt die Stellung des deutſchen und des franzöſiſchen Rechts eine grundverſchiedene.

Das deutſche Recht fußt auf dem Umſtand, daß ſich im Geſchlechtsleben beide, der Mann und die Frau, vergehen, aber beide in verſchiedener Weiſe, der Mann durch Anwendung von Gewalt und Drohung, durch Verführung und Mißbrauch des Autoritätsverhältniſſes, die Frau durch einen gemeinen Gewerbetrieb. Das deutſche Recht iſt damit zu verſchiedenen Sonderſtrafbeſtimmungen gegen den Mann, und zu der Sonderſtrafbeſtimmung wegen gewerbsmäßiger Unzucht gegen die Frau gekommen. Im franzöſiſchen Recht hat ſich der heidniſche Standpunkt erhalten: Die Proſtituierten dienen der Ablenkung der Begierde zügelloſer Männer von den ehrbaren Frauen und Jungfrauen. Parent-Duchatelet ſchreibt in ſeinem hochbedeutenden Werk: Sie ſind notwendig „comme les égouts, les voiries et les dépots d'immondices“. Daraus ergibt ſich das Fehlen einer Strafbeſtimmung. In Geltung haben ſich erhalten 2 Ordonanzen aus den Jahren 1684 und 1713, deren Weſen der Chef der Pariſer Sittenpolizei, Lecour, dahin zuſammenfaßt: „La prostitution est un état, qui soumet les créatures, qui l'exercent, au pouvoir discrétionnaire délégué à la police“. Alſo in Frankreich hat die Polizei eine Allgewalt über alle der Proſtitution verdächtigen Frauen, und die Polizei ſucht nun aus dieſen die heraus, die ihr als der Proſtitution bereits verfallen erſcheinen, ſchreibt ſie in eine Dirnenliſte ein und reglementiert ſie dann, d. h. ſie belegt ſie mit allerhand Verpflichtungen, die ſie zu ihrem Gewerbe geeignet machen ſollen, an erſter Stelle mit der Verpflichtung, ſich regelmäßig wiederkehrenden körperlichen Unterſuchungen zu unterziehen. Das bedenkliche eines ſolchen Vorgehens erkennt man auch in Frankreich. Jeanelle, der Chefarzt des Diſpenſaire zu Bordeaux, ſchreibt: L'inscription a pour conséquence, de rétrancher la femme de la société des honnêtes gens“. Aber man findet ſich ab mit dem Hinweis auf den großen Nutzen, den die Reglementierung in geſundheitlicher Beziehung haben ſoll. Eine andere Autorität, der Pariſer Arzt Dr. Reuß, ſchreibt: „Les filles inscriptes ne peuvent se livrer à la Prostitution, que si elles sont saines“. Dieſen Worten hat man dann auch in anderen Ländern Glauben geſchenkt. In Deutſchland hat man die franzöſiſch-rechtliche Reglementierung, nachdem ſie ſchon eine zeitlang ohne geſetzliche Unterlage in Uebung genommen war, in der Strafgeſetzbuchnovelle vom 26. Februar 1876 geſetzlich verankert. Seitdem herrſcht in Deutſchland das deutſche und das franzöſiſche Recht nebeneinander. Die Polizei reglementiert nach ihrem Gutdünken, wie in Frankreich, und erteilt den Reglementierten einen Freibrief. Wer nicht reglementiert iſt und doch gewerbsmäßige Unzucht treibt, wird beſtraft.

Dann iſt aber auf der internationalen Konferenz in Brüſſel vom Jahre 1899 ein heftiger Streit über die Richtigkeit des Satzes: „Les filles inscriptes ne peuvent se livrer à la Prostitution, que si elles sont saines“ entbrannt. Man hat gegen ihn geltend gemacht: An Gonorrhoe leiden beinahe alle Proſtituierten, ſo daß bei dieſer Krankheit eigentlich nur in Frage ſteht: Iſt ſie augenblicklich flagrant und anſteckend oder nur latent? Das zu entſcheiden, hat aber keinen Wert, weil die latente Gonorrhoe unmittelbar nach der Unterſuchung flagrant und anſteckend werden kann. Aber auch an Syphilis erkrankt die erdrückende Mehrzahl der Proſtituierten nach kürzerer oder längerer Zeit. Bei ihr folgt dann auf dem Primäraffekt eine, viele Jahre andauernde, Krankheitsperiode, in der immer wieder von neuem, zur Krankheitsübertragung beſonders geeignete, Rezidive auftreten. Während dieſer Krankheitsperiode gil-

das Eingehen einer Ehe als ein Verbrechen, müßten auch alle Prostituierten aus ihrem Gewerbebetrieb herausgehoben und in einem Rekonvaleszentenheim untergebracht werden. Das ist aber einfach unmöglich. In der Praxis gelangen ganz im Gegenteil zahlreiche Frauen gerade in dieser Krankheitsperiode zur Einschreibung und damit zum Zwang, jetzt ausschließlich von der Prostitution zu leben. Weiter treten die Rezidive auch bei der Syphilis plötzlich und unerwartet auf, machen also auch hier eine, in der Praxis einfach unmögliche, wenigstens tagtägliche Untersuchung nötig. Die Reglementierten erlangen auch Uebung in allerlei Künsten zur Täuschung des sie untersuchenden Arztes. Versagen diese Künste, so haben sie in den großen Städten noch ein anderes Mittel. Sie erscheinen nicht mehr zu den Untersuchungen und treiben als „filles irrégulières", so lautet in Frankreich der polizeitechnische Ausdruck, ihr Gewerbe weiter, bis sie gelegentlich aufgegriffen werden.

Diese Ausführungen haben die Anhänger der Reglementierung unsicher gemacht und in Brüssel einen Beschluß gezeitigt, der bereits eine wesentliche Bresche in diese französischrechtliche Einrichtung schlägt: Die Regierungen der einzelnen Länder sind aufgefordert, die Reglementierung bei den Minderjährigen fallen zu lassen.

Dieser Aufforderung ist man in Deutschland nachgekommen. Die Folge war: In Berlin ist die Zahl der Reglementierten von 5000 im Jahre 1900 auf 3000—4000 in den nächsten zehn Jahren, trotz des zwischenzeitlichen Anwachsens der Stadt und des Fremdenverkehrs, zurückgegangen. In Deutschland sagt man aber auch heute in allen Kreisen: Die französische Allgewalt der Polizei paßt nicht in einen Rechtsstaat und hat eine Parallele nur in der „Ueberweisung nach Sibirien auf administrativen Wege". Dabei ist das „rétrancher de la société des honnêtes gens" ein noch viel schlimmerer Eingriff, als die Verpflanzung in unwirtliche Gegenden. Die Reglementierung bedeutet weiter eine Beleidigung des ganzen weiblichen Geschlechts und sie verstößt, da von ihr nur Frauen der niederen Stände betroffen werden, gegen die soziale Gerechtigkeit. Dementsprechend bricht der Entwurf jetzt vollständig mit ihr.

Aber auch gegen die deutschrechtliche Bestrafung der gewerbsmäßigen Unzucht haben sich Bedenken geltend gemacht. Heute teilt man scharf zwischen dem, was nur als Selbstverletzung anzusehen ist und dem, was rechtswidrig in die Sphäre der Allgemeinheit oder eines anderen eingreift. Damit gelangt man zu dem Satz: Die Prostitution an sich ist nichts anderes als eine Verletzung der eigenen Geschlechtsehre, also nicht strafbar. Diesem Satz folgend hält der Entwurf die Strafbestimmung aufrecht nur für den Fall, daß sich die Prostituierte „öffentlich in einer Sitte und Anstand verletzenden Weise zur Unzucht anbietet".

Der Entwurf ist nun aber ein Entwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Als solcher darf er gar nicht vorbei gehen an dem anderen Fall, daß die Prostituierte geschlechtlich erkrankt ist und trotzdem ihr Gewerbe fortsetzt. Hier fällt ins Gewicht: Die Prostituierte ist in der Ausübung des Geschlechtsverkehrs weder durch physische noch psychische Hemmungen beschränkt, und sie neigt dazu, von dieser Unbeschränktheit den allerweitesten Gebrauch gerade dann zu machen, wenn sie sich krank fühlt und nun befürchten muß, über kurz oder lang für einige Zeit ihrem Gewerbe und dem Verdienst entzogen zu werden. Also von einer geschlechtskranken Prostituierten drohen der Allgemeinheit größere Gefahren als von jedem anderen Geschlechtskranken. Da will es im Interesse der Allgemeinheit geboten erscheinen, wenn man von dem

geſchlechtskranken Proſtituierten die Erfüllung der, allen Geſchlechtskranken obliegenden Pflicht, ſich alsbald in die Behandlung eines approbierten Arztes zu begeben und alle Anordnungen des Arztes zu beachten, durch eine Strafandrohung erzwingt. Die Geſchlechtskrankheiten charakteriſieren ſich aber auch als die Berufskrankheiten der Proſtituierten. Daraus folgt wieder die Verpflichtung für die Proſtituierten, dieſen Krankheiten eine beſondere Beachtung zu ſchenken. Damit gelangt man zu einer weiteren Erhaltung der deutſchrechtlichen Strafbeſtimmung, zu einer Strafbeſtimmung dahin:

> Beſtraft werden Frauen, die gewerbsmäßige Unzucht treiben und mit einer anſteckenden Geſchlechtskrankheit angetroffen werden, ſofern ſie nicht den Beweis erbringen, daß ſie ſich alsbald nach ihrer Erkrankung in die Behandlung eines approbierten Arztes begeben und alle Anordnungen des Arztes befolgt haben, oder daß ihnen ihre Erkrankung wegen der Umſtände des Falles unbekannt bleiben konnte.

Dieſe Beſtimmung würde auch auf die Proſtituierten einen erzieheriſchen Einfluß haben, würde ſie veranlaſſen, auf die Erhaltung ihrer eigenen Geſundheit in größerem Maße bedacht zu ſein.

Der Entwurf beſchäftigt ſich auch mit der Beſtrafung der Kuppelei. Hier beſteht in Deutſchland zur Zeit ein arger Mißſtand. Beſtraft wird „Wer aus Eigennutz durch Gewährung oder Verſchaffung von Gelegenheit Vorſchub leiſtet", und dieſe Vorſchubleiſtung wird von der deutſchen Rechtsſprechung ſchon bei jedem Vermieten an eine Proſtituierte angenommen. Die reglementierten und für ſtraffrei erklärten Proſtituierten müſſen aber doch irgendwo wohnen. Auch iſt es einfach unmöglich, überall alle anderen Proſtituierten aus ihren Wohnungen zu vertreiben. Deshalb unterlaſſen hier die Polizeibeamten die Strafanzeigen. Zu dieſen Anzeigen ſind ſie aber verpflichtet, und nun müſſen ſie dem Wohnen der Proſtituierten gegenüber die unwürdige Rolle des Vogel Strauß ſpielen, und ſie ſind behindert, in die Beziehungen zwiſchen Vermietern und Proſtituierten irgendwie regelnd und überwachend einzugreifen.

Die Löſung dieſes Mißſtandes iſt gegeben in einem Zuſatz zum Kuppeleiparagraphen, der das Vermieten an Proſtituierte für ſtraffrei erklärt, wenn gewiſſe, von der Polizei zu überwachende, Bedingungen erfüllt ſind. Dieſen Weg iſt der Entwurf gegangen. Dabei hat er ſich in erſter Linie leiten laſſen von dem Gedanken einer Abwehr des Bordells, das der Chef der Pariſer Sittenpolizei, Lecour, als „la bas de toute réglmentation de la Prostitution" bezeichnet. Das Bordell iſt nämlich einmal der Sitz der entſetzlichſten Sklaverei. Der beſte Kenner der Verhältniſſe, der Pariſer Arzt Parent-Duchatelet, verleiht dem Ausdruck mit folgenden Worten: „Selbſt der roheſte Kutſcher ſchont ſeine Pferde mehr, als die Bordellhalterin ihre Frauen, durch die ſie zu Reichtum zu kommen hofft". Das Bordell iſt aber auch in geſundheitlicher Hinſicht die bedenklichſte Einrichtung. Der Petersburger Oberarzt Dr. Sperk und der deutſche Profeſſor Blaſchko geben die Erklärung. Sie führen aus: Eine Proſtituierte, die nur mit drei Männern verkehrt, ſteht auf einer niedrigeren Gefahrenſtufe. Sie kann ſelbſt nur erkranken, wenn einer der drei Männer krank iſt und ſie überträgt dann die Krankheit nur auf zwei andere. Die Bordelldirne verkehrt dagegen mit dem denkbar größten Kreis von Männern. Sie erkrankt deshalb mit zwingender Notwendigkeit in allerkürzeſter Zeit und ſie leitet dann die Krankheit weiter in unbeſchränkte Kanäle. Das hat man auch in Frankreich erkannt. So hat der Polizeiarzt von Marſeille Dr. Mireur

mitgeteilt, er habe bei 61 v. H. seiner an Syphilis erkrankten Patienten in der zuverlässigsten Weise die Ansteckung im Bordell festgestellt. Derselbe Dr. Mireur war mein Korreferent im Jahre 1899 bei der Brüsseler Konferenz. Damals hat er betont, das Bordell lasse sich reformieren. Man brauche nur den Bordellhalterinnen aufzugeben, auch ihrerseits ihre Frauen tagtäglich immer wieder von neuem zu untersuchen und alle krank Befundenen aus dem Hause zu verweisen, ihnen gleichzeitig hohe Strafen und die Konzessionsentziehung anzudrohen, wenn bei einer der unerwartet kommenden polizeiärztlichen Untersuchungen doch noch eine Kranke angetroffen werden sollte. Damit wäre allerdings den Bordellbesuchern gedient. Das erfordert aber ein starkes Roulement der Bordelldirnen. Anhaltend müssen Kranke ausgewiesen werden, die dann ihre Krankheit außerhalb des Bordells weitertragen. Anhaltend müssen neue gesunde Frauen herbeigeschafft werden, was nur mit Hülfe eines lebhaften Mädchenhandels möglich ist.

Reformiert nach dem Mireurschen Vorschlag werden nun die Bordelle sein, die Frankreich heute im Interesse seines Militarismus, zur Befriedigung seiner weißen und farbigen Soldateska, mit deutschem Gelde und deutschem Blut selbst an den kleinsten Orten des schönen Rheins eingerichtet hat. Diese Bordells müssen, gleichzeitig mit den fremden Peinigern, verschwinden, wenn die Fassung des Entwurfs:

> Straffrei ist das Zimmervermieten, wenn mit ihm „kein Ausbeuten, Anwerben oder Anhalten zur Unzucht verbunden ist",

zur Annahme gelangt.

Man erwäge aber weiter: Jede Prostituierte bedarf zur Ausübung ihres Gewerbes eines Zimmers, und die Polizei muß die Vermieter nun doch anhaltend darauf kontrollieren, daß sie keine Ausbeutung, kein Anwerben und Anhalten zur Unzucht betreiben. Weshalb stellt man da nicht auch positive Bedingungen, deren Erfüllung die Polizei spielend nebenher kontrollieren kann? Weshalb fordert man von den Zimmervermietern nicht auch Warnungs- und Belehrungstafeln an in die Augen fallenden Stellen, außerdem Wasserspülungen und Automaten mit prophylaktischen Mitteln? Gegen die prophylaktischen Mittel macht man geltend, daß sie einen Anreiz zum Aufsuchen von Prostituierten geben. Dies Bedenken fällt fort, wenn der Hinweis auf die Mittel erst im Zimmer der Prostituierten erfolgt. Diese Bedingungen würden auch wieder erzieherisch wirken auf die Prostituierten, und sie würden diesen auch die Gelegenheit geben, auf die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit bedacht zu sein. Der Erfolg im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten wäre ein durchgreifender.

Die „Begründung" des Entwurfs, nicht der Entwurf selber, gelangt noch zu einer weiteren Bedingung für die Straffreiheit der Vermieter, die, jedenfalls in ihrer Verallgemeinerung, verfehlt erscheint: Die vermieteten Zimmer sollen nicht nur dem Gewerbebetrieb dienen. Sie sollen gleichzeitig den ganzen Aufenthaltsraum der Prostituierten bilden. Will man es denn verhindern, daß auch eine Prostituierte einmal ein reines Lebenszentrum behält, von dem aus sie wieder aufwärts steigen kann, wenn sie der Ekel ergreift? Sollen denn die Betriebsstellen der Prostituierten überall auf die Häuser der ärmeren und kinderreichen Familien verteilt werden? Soll denn auch eine Konzentration der Betriebsstellen in jeder Form unmöglich gemacht werden?

Hier türmen ſich Schwierigkeiten auf, wegen derer es ſich empfiehlt, den Behörden einen weiten Spielraum zu laſſen und dem Zuſatz zum Kuppeleiparagraphen eine Faſſung dahin zu geben:

Straffrei iſt das Vermieten an Proſtituierte, wenn damit kein Ausbeuten und kein Anwerben oder Anhalten zur Unzucht verbunden iſt und wenn alle Anordnungen befolgt werden, die die Behörde aus ethiſchen und hygieniſchen Gründen getroffen hat.

Das elſaß-lothringiſche Problem.

Von Kurt Rheindorf.

Zum einundfünfzigſten Male jährte ſich im Februar d. J. der Tag, an dem die Bevollmächtigten der dritten Republik den Präliminarfrieden zu Verſailles unterſchrieben, der Elſaß und Deutſch-Lothringen wieder mit Deutſchland vereinigte. Ungefähr ein halbes Jahrhundert ſpäter wurde wiederum in Verſailles die „Réintegration" der beiden Provinzen in Frankreich vollzogen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen." Anklage und Urteil zugleich liegen in dieſen Worten. Zu ſpät bemüht ſich heute die berufenſte Vorkämpferin für die deutſchen Anſprüche auf Elſaß-Lothringen, die deutſche Geſchichtsſchreibung, ihre Unterlaſſungsſünde wieder gut zu machen. Um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, hatte ſie es im allgemeinen abgelehnt, ihre Kräfte in den Dienſt der Politik zu ſtellen. Und doch war es gerade bei Elſaß-Lothringen ſo leicht, die Brücke zu ſchlagen. Aber allzu ſehr ſtützte man ſich auf alte hiſtoriſch begründete Rechtstitel, die der großen Maſſe des Volkes nicht bekannt waren. Jetzt, nachdem der „Frieden" von Verſailles die „Macht" an die Stelle des „Rechts" geſetzt hat, wird dem deutſchen Volke und der Welt das deutſche Recht auf Elſaß-Lothringen unterbreitet. Noch in der letzten Kriegszeit ſprang A. Schulte in die immer größer werdende Breſche und ſuchte mit ſeinem vortreflichen Buche: „Frankreich und das linke Rheinufer" den unheilvollen Fehler deutſcher Wiſſenſchaft wieder gutzumachen. Zu ſpät folgten Spahn und Stählin. Dann trat ein alter Kämpfer für Elſaß-Lothringen, der Düſſeldorfer Archivdirektor Paul Wentzcke, wieder für die neue deutſche Irredenta am Oberrhein in die Schranken.

„Der deutſchen Einheit Schickſalsland" (München 1921), eine kurze und doch treffliche Kennzeichnung Elſaß-Lothringens! Seine Geſchichte und ſeine Rolle in der Geſchichte ſeit den Freiheitskriegen läßt der Verfaſſer an dem Leſer vorüberziehen. Mit Recht ſtellt Wentzke die Verbindung zwiſchen innerdeutſchem und weltgeſchichtlichem Geſchehen her. Denn Elſaß-Lothringen war von dem Augenblick, wo das ſtaatliche Sonderleben in ein neues Stadium trat, wo die Staatengeſchichte die Territorialgeſchichte bei Seite ſchob, ein internationales Problem. Es iſt ein typiſches Beiſpiel für die Wechſelbeziehungen zwiſchen Innen- und Außenpolitik. Das hat man in Deutſchland bisher leider allzu ſehr überſehen. Auch Wentzcke verfällt wieder in dieſen Fehler, obwohl er ihn erkannt hat. In ſeiner Darſtellung kommt die außenpolitiſche Seite des elſaß-lothringiſchen Problems nur wenig zur Geltung, ſie wird durch die innerpolitiſchen Fragen nahezu erdrückt. Stellt M. Spahn mehr die inneren Verhältniſſe Elſaß-Lothringens in den Vordergrund, ſo zeigt Wentzcke, wie ſich die beiden Provinzen im deutſchen Parteileben von 1848 an widerſpiegeln und

welche Stellung ſie im neuen Deutſchen Reiche einnahmen. Wie ein roter Faden zieht ſich das liberale Dogma vom „Einheitsſtaat“ durch die ganze Darſtellung. Zu ſeiner Rechtfertigung werden häufig ſehr gewagte Konſtruktionen gemacht. Durch die liberal-doktrinariſtiſche Brille betrachtet, gewinnt nunmehr „der deutſchen Einheit Schickſalsland“ eine beſondere Bedeutung, der nicht jedermann beipflichten wird. Elſaß-Lothringen als Keimzelle des deutſchen Einheitsſtaates zu betrachten, geht m. E. viel zu weit. Die Erfahrungen der jüngſten Vergangenheit beweiſen, daß eine tauſendjährige geſchichtliche Entwicklung ſich nicht in den Schraubſtock einer Parteidoktrin preſſen läßt.

Heute ſteht die Zeit von der Reichsgründung bis zum Zuſammenbruch im Mittelpunkte des Intereſſes. Es war ein Meiſterſtück Bismarckſcher Diplomatie, inmitten eines neidvollen Europa das Deutſche Reich zu errichten. Trotz der günſtigen Konſtellation innerhalb der großen Mächte drohte doch mehr als einmal eine neutrale Einmiſchung. Alexander II. von Rußland drang ſchon Ende Auguſt in König Wilhelm, Frankreich zu ſchonen. Sein Kanzler Gortſchakoff unterließ jedoch offiziell jede Beeinfluſſung der preußiſchen Regierung. Infolge des gemeinſamen Gegenſatzes zu Oeſterreich ſtand die wohlwollende Neutralität Rußlands von Anfang an feſt. Die ruſſiſche Regierung hat ſich nie gegen den Erwerb Elſaß-Lothringens ausgeſprochen, dem franzöſiſchen Sondergeſandten Thiers auch jede Intervention abgelehnt. Alexander hat im Gegenteil nichts unterlaſſen, die revanchelustige öſterreichiſche Regierung mehrfach vor einem bewaffneten Eingreifen zugunſten Frankreichs zu warnen, in dem der Zar den casus belli ſehen und für Preußen eintreten werde. Zwar erweiterte das Gebiet am Oberrhein die deutſche Macht — die Politiker an der Newa machten keinen Unterſchied zwiſchen preußiſcher oder deutſcher Machtvergrößerung —, dadurch war aber auch eine Kluft zwiſchen Deutſchland und Frankreich geſchaffen, die den beſiegten Staat unbedingt in die Arme Rußlands treiben mußte. Um des nationalruſſiſchen Intereſſes willen durfte der Bismarckgegner Gortſchakoff eine Niederwerfung Frankreichs nicht verhindern. Ihm war die neuaufſteigende Macht, deren Zuſammenſchluß nicht mehr unterbunden werden konnte, ein Dorn im Auge. Seit 1815 hatten die Diplomaten an der Newa alles daran geſetzt, um Preußen als ruſſiſche Einflußzone zu erhalten. Der Tag von Olmütz, wo Preußen auf Druck der Petersburger Staatsmänner unter das von Oeſterreich errichtete kaudiniſche Joch gehen mußte, bildete den letzten großen Markſtein auf dem Wege ruſſiſcher Bevormundung. Von einer Rettung Preußens durch Rußland in Olmütz kann doch keine Rede ſein, oder nur inſofern, als das Moskowiterreich es damals nicht zum Kriege kommen ließ. Auch die Panſlawiſten, deren Sympathien zwar völlig auf Seiten Frankreichs ſtanden, erkannten 1870 an, daß die preußiſchen Heere ihre Geſchäfte beſorgten. Die Einverleibung Elſaß-Lothringens in Preußen — ob Preußen oder Deutſchland, war für das Ausland gleichgültig — wurde von den einſichtigen Führern des Panſlawismus durchaus nicht „als Peitſchenhieb auf den Größenwahn des langſam heranreifenden panſlawiſtiſchen Gedankens“ empfunden. Danilevsky forderte im Januar 1871 in der Zeitſchrift „Zarja“ geradezu den „völligen Sieg Moltkes, damit die Franzoſen, aber auch die vor dem preußiſchen Ausdehnungsdrang zitternden Weſt- und Südſlawen rettungslos in die Arme Rußlands getrieben wurden“. In gleichem Sinne äußerten ſich Leute wie der General Fadeje und der Nationaliſt Katkov. Aus dieſen Gründen und weil Bismarck „den ſlawiſchen Ehrgeiz aufs neue (?) auf den Weg nach Konſtantinopel ab-

lenkte", blieb der Einſpruch Rußlands aus, das zwar nicht der „gefährlichſte Verbündete Frankreichs" war, es aber werden konnte.

Neuerdings taucht immer wieder die Behauptung auf — auch Wentzcke bringt ſie —, der engliſche Miniſterpräſident Gladſtone ſei für einen neutralen Pufferſtaat eingetreten. Aus Gladſtones Biographie geht jedoch nur hervor, daß er in der Kabinettsſitzung vom 30. September 1870 ſich gegen eine „Annexion" Elſaß-Lothringens „ohne Volksabſtimmung" ausſprach und dafür das Kabinett zu gewinnen ſuchte. Dem Außenminiſter Granville gelang es, unter Betonung der ſtrikten Neutralität Englands den Antrag zu Fall zu bringen. Denn er befürchtete von einem engliſchen Einſpruch den noch engeren preußiſch-ruſſiſchen Zuſammenſchluß, was an der Themſe wegen der latenten Orientkriſe nicht erwünſcht war. Den Neutraliſierungsplan empfahl die „Times" ihren Leſern und der Welt als idealſte Löſung. Das konſervative Blatt war damals jedoch nicht „das Orakel der öffentlichen Meinung Europas", das waren die Neujahrsreden Napoleons III; ſeit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtand Großbritannien mit einer kurzen Unterbrechung (1866/68 Kabinett Derby-Disraeli) im Zeichen des Liberalismus. Die liberale Preſſe trat nicht ohne Bismarcks Mitwirkung für ein deutſches Elſaß mit Metz ein. Es erweckt eine falſche Anſicht, wenn geſagt wird, „in glänzender Iſolierung glaubte der britiſche Löwe dem Kampfe auf dem Kontinente zuſehen zu können, ſo lange die „kleindeutſchen" Anſprüche ſeine Seeherrſchaft nicht berührten". Mit der Hypothek der ruſſiſchen und amerikaniſchen Feindſchaft belaſtet — Amerika bot damals in Petersburg ein Schutz- und Trutzbündnis gegen England an —, im Innern durch Reformkämpfe und die iriſche Frage gebunden, war die Iſolierung alles andere als „glänzend".

In Oeſterreich ſtand der Reichskanzler Beuſt völlig auf Seiten Frankreichs. Die Haltung Rußlands, die ungariſche Oppoſition und die raſchen deutſchen Siege hielten ihn indeſſen von tätigen Beweiſen ſeiner Sympathien für die Franzoſen zurück. Der Vertreter der Donaumonarchie in Paris, Fürſt Metternich, erklärte ſogar Jules Favre, er halte einen Frieden ohne Abtretung des Elſaß für unmöglich. Der ungariſche Miniſterpräſident Andráſſy meinte am 22. Auguſt im Miniſterrat, eine Annexion Elſaß und Lothringens könne den Oeſterreichern nur recht ſein, denn die beiden Provinzen würden Preußen für lange Zeit zu tun geben, ſowohl im Innern, als auch gegen die unausbleiblichen Wiedereroberungsgelüſte Frankreichs. Dem deutſchen Plan einer Reſtauration des alten lothringiſchen Herzogsgeſchlechtes in Elſaß-Lothringen wird m. E. zu viel Ehre angetan, wenn geſagt wird, damit ſei das Schlagwort vom autonomen Bundesſtaat in den „internationalen Formelſchatz" aufgenommen worden. Sang- und klanglos iſt dieſer groteske Plan 1870 verſchwunden.

Der Frieden von Frankfurt brachte Elſaß-Lothringen zu Deutſchland. Es war das Kriegsziel des geſamten Volkes. Für Bismarck ſtand es allerdings nicht „von Anfang an" feſt. In den erſten Tagen des November, als durch die bayeriſche Obſtruktion das Gründungswerk im Innern ins Stocken, durch das engliſche Waffenſtillſtandsangebot und die heraufziehende Pontuskriſe nach Außen hin gefährdet ſchien, forderte der Kanzler von Thiers nur das Elſaß mit Straßburg. Thiers war bereit, aber die Unentwegten in der proviſoriſchen Regierung lehnten ab. Auch ſpäter hat Bismarck Metz, das nach Moltke 100 000 Mann wert war, nur auf Drängen der Generale genommen. Daß „in den Verhandlungen in Brüſſel im Vorfrühling 1871 Bismarck das erzreichſte Land Mitteleuropas als kärgliche Gegengabe für den Verzicht von Belfort in

den Schoß fiel", ist nicht richtig. Das Rombacher Revier, das Bismarck in Frankfurt — nicht in Brüssel — errang, kann man nicht als das „erzreichste Land Mitteleuropas" bezeichnen. Das war das Gebiet von Briey, Longwy, Villrupt und Thil, und diese Gegend blieb dank der Hartnäckigkeit des persönlich interessierten französischen Finanzministers bei Frankreich, wie J. Haller in seiner Schrift: Bismarcks Friedensschlüsse (München 1917) einleuchtend klargestellt hat.

Neben diesen Fragen der Außenpolitik liefen die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten, besonders mit Bayern. Elsaß-Lothringen war hierbei das Bindeglied. Die Abmachungen sind jedoch nicht „derart in ein geschichtliches Geheimnis gehüllt" geblieben, „daß noch fast fünf Jahrzehnte später die Entsendung eines bayerischen Bevollmächtigten zur Friedenskonferenz nach Litauisch-Brest als staatsrechtliche Ueberraschung wirken mußte". Für den Historiker durfte das keine Ueberraschung sein. Die „Denkwürdigkeiten" des bayerischen Ministerpräsidenten Graf Bray, die 1901 erschienen sind, enthalten einen Bericht Brays an König Ludwig II. vom 22. November über die Bismarckschen Zugeständnisse an Bayern. Es heißt dort: „Was sich in dieser Richtung erzielen ließ, ist im wesentlichen folgendes: . . . Die vertragsmäßige Zusage, daß zu Friedensverhandlungen nach einem Bundeskriege stets auch ein bayerischer Bevollmächtigter hinzugezogen werden wird." Daß Bismarck den „Bundesstaat" nur in „zufälligem von W. gesperrt) zeitlichem Zusammenfluß der außen- und innerpolitischen Kräfte des Jahrhunderts der eigentlichen Reichsgründung zusammengeschweißt hatte", kann nur Kopfschütteln erregen. Weshalb der Verzicht einer Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen bei den Kabinetten in London, Wien und sogar in Brüssel zur Entspannung beigetragen haben soll, ist nicht recht ersichtlich.

Die Sicherung des neuen Reichs war das Leitmotiv der Bismarckschen Außenpolitik nach 1870. Wenn die russische Ablehnung einer Garantie für ein deutsches Elsaß-Lothringen (1876) erwähnt wurde, so durfte auf keinen Fall vergessen werden, daß England im gleichen Jahre bereit war — wie aus der Disraeli-Biographie hervorgeht — Deutschland den Besitz Elsaß-Lothringens zu garantieren. In der deutsch-italienischen Militärkonvention vom 1. Februar 1888 (?) „stützte die weitsichtige Bündnispolitik des großen Kanzlers" nicht „zum ersten Male die deutsche Front im Westen". Das tat schon der erste Dreibundvertrag vom 20. Mai 1882, nach dem Italien bei einem unprovozierten Angriff Frankreichs zur Hilfeleistung „mit allen seinen Kräften" verpflichtet war. Das Allianzsystem Bismarcks, in dem die Hälfte der europäischen Staaten vertreten war, enthielt gewissermaßen die de jure-Anerkennung des elsaß-lothringischen Besitzes, den der Kanzler 1870 nicht erreicht hatte. Die planmäßige Erziehung des französischen Volkes im Geiste der Revanche, getreu Gambettas Wort: „niemals davon sprechen, aber immer daran denken," beweist, daß der „französische Charakter Elsaß-Lothringens, ebenso wie das „Unrecht von 1870" nicht „nur für die öffentliche Meinung des Auslandes vorgeschoben wurden". Daß „spätestens 1911 die Verhandlungen in den Kabinetten von Paris, Petersburg und London über eine „Desannexion" Elsaß-Lothringens" begannen, dafür bleibt Wentzcke den Beweis schuldig. Ein belgischer Gesandtschaftsbericht vom 4. März 1913 beweist das Gegenteil, und am 3. März 1913 schrieb die „Times": man spräche in Frankreich zu viel von Elsaß-Lothringen. England billige keinen Revanchekrieg. Der belgische Gesandte bezeichnet diese Presseäußerung als Ansicht des englischen Kabinetts.

Während des Weltkrieges regten zuerſt die Oeſterreicher eine Preisgabe Elſaß-Lothringens an, um zum Frieden zu kommen. Deutſchland ſollte die Zeche für ſeinen Bundesgenoſſen bezahlen, der im Zwei- und Dreibundvertrag keine Garantie für Elſaß-Lothringen übernommen hatte. Noch im Mai 1917 wies die O. H. L. dieſe Gedanken ſchroff zurück, und im Reichstage ſchleuderte Kühlmann dieſem Verlangen ſein „Niemals“ entgegen (September 1917). Doch ſchon in den Verhandlungen mit dem Nuntius Pacelli hatte der damalige Reichskanzler Bethmann-Hollweg erklärt, an der elſaß-lothringiſchen Frage ſolle der Frieden nicht ſcheitern, — eine Tatſache, die nicht überſehen werden durfte. Daß die päpſtlichen Diplomaten damals eine Neutraliſierung Elſaß-Lothringens im Auge hatten, war bisher nicht bekannt. Die Friedensnote Benedikts XV. vom 2. Auguſt 1917 und ihr Kommentar im offiziöſen Blatt des Vatikans, dem „Oſſervatore Romano“, enthält davon nichts.

„Der deutſchen Einheit Schickſalsland“ — allerdings in anderm Sinne als Wentzcke es meint — iſt Elſaß-Lothringen ſtets geweſen. Ein franzöſiſches Straßburg iſt eine ſtete Bedrohung Süddeutſchlands und damit eines geſchloſſenen deutſchen Reiches. Der Oberrhein als Grenze Frankreichs bedeutet die Ausſchaltung Deutſchlands und die franzöſiſche Vorherrſchaft auf dem Feſtlande, die man jenſeits der Vogeſen als altes Hausgut zu betrachten pflegt. Das Wort des franzöſiſchen Kriegsminiſters Barthou zum deutſchen Botſchafter von Schoen im Sommer 1914: „Geben Sie uns Elſaß-Lothringen wieder, und wir ſind die beſten Freunde der Welt“ iſt eine ebenſolche Lockſpeiſe für unpolitiſche Köpfe geweſen, wie „das europäiſche Gleichgewicht“, die „Weltgerechtigkeit“ und andere ſchöne Programmpunkte, für die die Entente in den Krieg gezogen iſt. „Recht ohne Macht iſt ohnmächtig, und die Macht iſt die Königin der Welt“, hat der Franzoſe Pascal vor nahezu 300 Jahren einmal geſagt, und dieſer Satz gehört zum eiſernen Beſtand des politiſchen Katechismus der Franzoſen, damals wie heute. Elſaß-Lothringen iſt ein treffliches Beiſpiel dafür.

Juden in Deutſchland.

Von Fritz Kern.

1.

Die Aechtung des Juden Dreyfuß durch die franzöſiſche Geſellſchaft hat 1894 den Begründer des Zionismus, Herzl, auf den Plan gerufen und die Bewegung des jüdiſch-nationalen Chauvinismus entfeſſelt. Wenn Anerkennung im Völkerleben ebenſo automatiſch entſtünde wie Abneigung, ſo müßte ſich in der ganzen deutſchen Judenſchaft eine wirkliche Hingebung an den deutſchen Staat entwickeln, ſeit als ſichtbarſte Krönung völliger Gleichſtellung die Leiter des Staates und die Volksvertretung dem Juden Rathenau, der im Dienſt des Staates verantwortungsloſen Fanatikern zum Opfer fiel, Ehren erwieſen, die in der Geſchichte nicht nur der zahlreichen Miniſtermorde, ſondern auch ſoweit mir bekannt iſt, im Zeremoniell der Staatsfeierlichkeiten faſt ohne Beiſpiel daſtehen.

Es iſt kaum zu hoffen, daß reſtloſe Hingabe an deutſche Belange ſobald zum herrſchenden Gefühl in den deutſchen Juden werde. Wie die bekannten Vorgänge vor und namentlich nach dem Novemberumſturz eine anti-

ſemitiſche Bewegung von elementarer Wucht auslöſten, ſo haben die nicht wegzuleugnenden Auswüchſe dieſer Bewegung ihrerſeits wieder eine Verſteifung weiter jüdiſcher Antipathien gegen unſer Volk begünſtigt, und leider nicht nur ihre Auswüchſe, ſondern auch ihren berechtigten Gehalt. Die Judenfrage, dieſe unausſtehliche Frage, ſcheint unlösbarer als je; die alten Argumente aller Schattierungen werden mit mehr Papier- und Wortverſchwendung, als zu irgend einer Zeit aufgefahren, der Ton hat ſich verſchärft, an den Tatſachen ſcheinbar nichts geändert. Mit unlösbaren Fragen gibt ſich niemand gern auf die Länge ab. Wenn ich im Folgenden einige bemerkenswertere Aeußerungen der neuſten Zeit anführe, ſo geſchieht es weil ſie zeigen, daß doch auch in dieſer Frage Entwicklungsmomente hervortreten.

2.

Da ſieht zunächſt Felix Teilhaber, Der Untergang der deutſchen Juden (Berlin, Jüdiſcher Verlag, 1922) eine biologiſche Löſung. Er operiert mit der Statiſtik, um das Verſchwinden der deutſchen Juden in wenigen Generationen vorherzuſagen. Wenn nun die Statiſtik auch die „dritte Form der Täuſchung neben Ausſageſatz und Verneinung“ iſt, ſo muß man Theilhaber doch eine ſehr wirkſame Durchführung ſeines Beweiſes nachrühmen. Das Judentum der Landſtadt wird von der Großſtadt, insbeſondere Berlin aufgeſogen. In der Großſtadt aber marſchiert der jüdiſche Bevölkerungsteil an der Spitze der Geburteneinſchränkung aus den bekannten Beweggründen, die ſich ſtatiſtiſch ſchon zu einer tatſächlichen Abnahme der Volkszahl verdichten, wobei zwar die Uebertritte einige Lücken in die Statiſtik reißen, bei der geringen Fruchtbarkeit der Miſchehen indes das Bild nicht grundſätzlich verſchieben. Großſtadtfamilien ſterben ja meiſt in wenigen Generationen aus; ihr ariſcher Jungbrunnen, das flache Land, fehlt dem jüdiſchen Stamm; ſeine Zuflußquelle, das Oſtjudentum, aus dem im 19. Jahrhundert hunderttauſende von neuen jüdiſchen Mitbürgern in das innere deutſche Volksleben durchgeſchleußt wurden, wird nach Theilhaber durch die auch im Oſtjudentum — langſam aber ſicher — überhandnehmende Geburtenbeſchränkung verſiegen. Letztere Annahme ſcheint recht optimiſtiſch — oder, von Theilhabers Standpunkt geſehen, peſſimiſtiſch. Wenn die Zurückdämmung des unerwünſchten oſtjüdiſchen Einſtroms lediglich dem dortigen Neumalthuſianismus der Zerſetzung der altteſtamentlichen Familienſitte überlaſſen bliebe, ſo wäre ebenfalls — langſam aber ſicher — die deutſche Judenfrage auf dem Weg zu einem wahren Volkskrieg. Glücklicherweiſe gibt es, wenn der deutſche Staat nur einigermaßen ſeine Schuldigkeit tut, noch andere Vorkehrungsmittel. Theilhaber ſelbſt ſagt: „Es iſt nicht ſicher, ob die deutſchen Grenzen den Oſtjuden noch lange geöffnet ſind“. Wir entnehmen dieſem Satz mit Unbehagen, daß ſie noch nicht ganz geſchloſſen zu ſein ſcheinen. Wären ſie es, ſo könnte das Theilhaberſche Geſetz der Zurückführung des jüdiſchen Bevölkerungsteils auf ein beſcheidenes Maß ſich zu unſerm und der Juden eigenem Segen auswirken.

Dem Oſtjudentum möchte man Paläſtina ſtatt Deutſchland als Abflußgebiet wünſchen; deshalb haben Beobachtungen und Schilderungen, wie die von A. Holitſcher, Reiſe durch das jüdiſche Paläſtina (Berlin, S. Fiſchers Verlag), auch für uns Intereſſe. Holitſcher bringt ein redliches Maß Begeiſterung und Liebe auf, aber die Kritik drängt ſich auch ihm

unter dieſem erhitzten, überreizten Volk auf. Man gewinnt den Eindruck einer noch ganz problematiſchen Entwicklung, jedenfalls keiner eigentlichen Entlaſtung der europäiſchen Judenfrage durch den praktiſchen Zionismus, umgekehrt dagegen droht die Belebung unſres einheimiſchen theoretiſchen Zionismus durch den mehr geräuſchvollen als lebensfähigen Judenſtaat, der nach Holitſchers überſchwenglicher Prophetie dem Judentum der ganzen Welt Geneſung bringen ſoll.

3.

Wenden wir uns von typiſchen Büchern, welche das ſchwere Schickſal des Judentums ſchildern, zu ſolchen, welche die Erſchwerung des politiſchen Schickſals der Wirtsvölker durch die jüdiſchen Gäſte zum Gegenſtand haben, ſo iſt im Gegenſatz zu den nur ſchädlichen unkritiſchen Klatſch-Büchern, wie dem des Amerikaners Ford, die ernſte, in ihrer Art nach Objektivität ſtrebende, kenntnisreiche Schrift von O. Kernholt, Vom Ghetto zur Macht, Die Geſchichte des Aufſtiegs der Juden auf deutſchem Boden (Leipzig, Theodor Weicher) zu nennen. Kernholt ſieht die Löſung der Judenfrage in einer zunehmenden Selbſtbeſinnung des Deutſchtums und ſtellt mit Befriedigung feſt, daß die Jugend uns gehört. Dabei iſt aber nicht zu überſehen, daß auch die jüdiſch-nationale und zioniſtiſche Jugendbewegung wächſt und daß bisher nur eine entſchiedenere Kampfſtellung und ein beiderſeits verſtärktes Selbſtbewußtſein, aber keine Ueberwindung des unſere Politik und Kultur vergiftenden jüdiſch-deutſchen Gegenſatzes zu verzeichnen iſt. Wenn man die anregenden, wenn auch etwas kühnen Konſtruktionen Johann Plenges' über den politiſchen Wert des Judentums (Eſſen, Baedecker) oder den ebenſo geiſt- wie kenntnisreichen Eſſai Bernhard Friedrichs über „Die Sprache der Juden" lieſt (München. J. F. Lehmann), ſo verſtärkt ſich die Ueberzeugung, daß die „Löſung" nur in einer Verbindung von zwei Momenten liegen kann: Verhinderung weiteren oſtjüdiſchen Zuzugs und Weckung des deutſchen Nationalbewußtſeins. Friedrich, von dem auch eine ſcharfe hiſtoriſche Beleuchtung der wirtſchaftlichen Eigenart und früheren Schickſale der Juden in Deutſchland herrührt (Die Judenverfolgungen des Mittelalters und ihre Urſachen) erklärt: „Wenn jeder Deutſche von dem Bewußtſein der Unterſchieds gegenüber dem Judentum erfüllt iſt, dann iſt die Judenfrage gelöſt".

4.

Was ſoll nun aber aus den ſechshunderttauſend Auch-Deutſchen werden, den Juden, die weder ausgeſtorben ſind, wie uns Theilhaber für die Zukunft prophezeit, noch ausgewandert, noch gewillt, ihre ſtarke Poſition in faſt allen Teilen unſres öffentlichen Lebens, geſchweige denn ihre Rechte und Betätigungsmöglichkeiten als deutſche Staatbürger aufzugeben? Die ſcheinbar paradoxe Antwort auf dieſe Frage, eine Antwort, in der trotzdem eine hoffnungsvolle Note nicht zu verkennen iſt, gibt eine im letzten Jahr hervorgetretene Gruppe: die Antwort (um die Worte Friedrichs zu verwenden), daß auch dieſe deutſchen Juden „von dem Bewußtſein des Unterſchieds gegenüber dem Judentum ſich erfüllen". Die Gruppe, von der ich ſpreche, hat ſich in dem Verband national-deutſcher Juden zuſammengeſchloſſen.

Da ich ſchon früher in den „Grenzboten“ zu den Beſtrebungen dieſes Verbandes Stellung genommen habe, möchte ich diesmal vor allem hervorheben, daß die Entwicklung des Verbandes vorerſt mehr in die Tiefe, als in die Breite zu wirken ſcheint, daß ſich eine Auslese vornehmer, deutſchfühlender jüdiſcher Männer feſt um den Führer der Bewegung, Dr. Max Naumann in Berlin, geſchart hat, daß ſie in heftigem Kampf mit den Gegnern innerhalb wie außerhalb des Judentums ihre Ziele immer mehr klärt und kräftigt, daß ſie neuerdings daran gegangen iſt, der jüdiſchnationalen und zioniſtiſchen Jugendbewegung eine eigene entgegenzuſetzen, um den jüdiſchen Kindern, die, wie alle Jugend dem Extremen zuneigt, zwiſchen der Skylla antiſemitiſcher Verfehmung und Verbitterung und der Charybdis jüdiſchnationaler Ueberhebung die nicht leichte Mittelſtraße zu echter, tapferer Deutſchgeſinnung zu weiſen. Die Schar der Anhänger Dr. Max Naumanns kann keine ſehr große ſein, einerſeits weil die Ehre dem Verband anzugehören, nur geprüften Charaktern zuteil wird, und weil andererſeits eine Reihe vornehm denkender, wertvoller Juden zögert, in einer Zeit antiſemitiſcher Hochſpannung einem Verband beizutreten, der ſich an die Seite des Deutſchtums gegen oſtjüdiſche Einwanderung, gegen Internationalismus und jüdiſchen Nationalismus wendet. Es liegt eine gewiſſe, mutige Paradoxie in dem Kampf des Verbandes, der ſich weder vor Lächerlichmachen noch vor Verdächtigung der Beweggründe fürchtet und — nach dem Charakter der Führer — zu fürchten braucht. Ein Lichtblick bleibt es, daß gerade in unſern Tagen dieſer Anfang einer inneren Ueberwindung des jüdiſch-deutſchen Gegenſatzes von beſter jüdiſcher Seite ſelbſt gemacht wird, daß dem bloßen Verſtandesdeutſchen, der lauen Zwiſchenſchicht vieler Aſſimilationsjuden und der betonten Undeutſchheit vieler anderer jüdiſcher Staatsbürger hier durch ein Deutſchtum des Herzens der Krieg erklärt und mit blanken Waffen durchgefochten wird. Wer den Geiſt des Verbandes kennen lernen will (und deutſchbewußte Kreiſe haben Grund ſich mit ihm zu beſchäftigen), greife zu Naumanns Schriften: „Vom moſaiſchen und nicht moſaiſchen Juden“ — ein Beitrag zur Begriffsklärung — und „Von Zioniſten und Jüdiſchnationalen“, „Ganz-Deutſche und Halb-Deutſche?“ (Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte, Berlin W. 8). Auch A. Peyſer „Der Begriff nationaldeutſch“ (ebenda) und das gehaltreiche Werk der Miniſterialrats Föhlinger über „Bismarck und die Juden“ (Berlin, D. Reimer) ſind aus dem Gedanken- und Arbeitskreiſe dieſes Verbandes erwachſen.

Weltſpiegel.

8. November.

Die letzten vier Wochen ſind eine beſonders ereignisreiche Zeit geweſen. Außer der neuen Phaſe, in die die Reparationsfragen getreten ſind, müſſen wir der Vorgänge gedenken, die in England, in Italien und im nahen Orient wichtige Veränderungen herbeigeführt haben.

In England handelt es ſich um Miniſterwechſel und Parlamentswahlen, alſo um das bedeutſamſte, was es im politiſchen Leben des britiſchen Weltreichs überhaupt geben kann. Lloyd George hatte in der letzten

Zeit seiner Amtsführung mit seiner Politik nicht viel Glück gehabt. Außergewöhnliche Zeitverhältnisse, die ein starkes Abweichen von der altenglischen Tradition bedingten, hatten ihn emporgetragen. Nun fing der Strom an, in sein altes Bett zurückzuebben; man sehnte sich nach den alten politischen Gewohnheiten zurück. Aber der leitende Mann, den man in der Zeit der Not an die Spitze gestellt hatte, vermochte sich nicht so schnell umzustellen; dazu war vor allem seine persönliche Eigenart und sein Temperament nicht angetan. Auch blieb die Lage noch viel zu schwierig und verwickelt, als daß es ohne Enttäuschungen und Nackenschläge hätte abgehen können. Diese Erfahrung mußte Lloyd George im Orient machen. Seine Politik bedeutete für England eine empfindliche moralische Niederlage, und so verlor er auch in seiner innerpolitischen Stellung den Boden unter den Füßen, da man seine dem englischen Charakter so häufig wider den Strich gehenden Methoden als Ursachen der Mißerfolge zu erkennen glaubte. Die leitenden Staatsmänner Englands sind in solchen Lagen gewohnt, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Sie haben auch keine Ursache, am Amte zu kleben, da die kommenden Ereignisse sie jederzeit wieder an die alte Stelle bringen können. Lloyd George zögerte also nicht, zurückzutreten und das Feld dem Bruchteil der Konservativen zu überlassen, die der seit der Kriegszeit bestehenden Koalition überdrüssig waren und das alte Parteisystem wieder zur Geltung bringen wollten. Aber diese Koalition hatte die Parteiverhältnisse sehr merkwürdig gestaltet. Die bedeutenderen Führer der ehemaligen Unionisten (Konservativen) waren Mitglieder des Kabinetts Lloyd George geworden, aber eben deshalb schien es den strengeren Konservativen leicht, das Kabinett unter Ausscheidung Lloyd Georges und der Liberalen ohne allzu tief einschneidende Aenderungen umzugestalten. Austen Chamberlain sollte ihr Führer sein. Dieser machte jedoch einen Strich durch die Rechnung, indem er sich auf die Seite von Lloyd George stellte, und mit ihm ging eine Reihe der angesehensten Politiker seiner Partei: Lord Curzon, Lord Birkenhead u. a. So fügte es sich glücklich, daß der ehemalige Führer der Konservativen, der durch Krankheit lange Zeit der politischen Tätigkeit ferngehalten worden war, Bonar Law, eben jetzt wieder auf dem politischen Schauplatz erschien. Er wurde wieder offiziell zum Führer der Konservativen erwählt und konnte nun nach dem parlamentarischen Brauch Englands den Auftrag des Königs übernehmen, das neue Kabinett zu bilden. Unverzüglich wurde nun das Parlament aufgelöst, so daß England jetzt vor Neuwahlen steht, die erst die endgültige Entscheidung bringen werden. Es schien anfangs, als ob die bisherigen Anhänger der Koalition, die trotz mancher Abweichungen in ihren innerpolitischen Anschauungen auch weiter noch bereit waren, der Fahne Lloyd Georges zu folgen, eine eigene Partei der Mitte bilden wollten, deren Führerschaft Lloyd George übernehmen sollte und die sich national liberals nannte. Indessen deuten die Anzeichen in den gegenwärtigen Vorstadien des Wahlkampfes darauf hin, daß die Lage nicht so einfach ist. Der neuen Partei fehlt doch der erwartete Zuzug aus dem konservativen Lager, und es scheint sich eher eine Annäherung zwischen den Nationalliberalen und den alten, sogenannten unabhängigen Liberalen von der Farbe Asquith und Grey zu vollziehen, während die Konservativen stärker, konzentrierter und in schärferem Gegensatz zu Lloyd George erscheinen, als erst erwartet wurde.

Ein merkwürdiger Umſchwung hat ſich in Italien vollzogen. Die faſciſtiſche Organiſation hat ſich auf gewaltſamem Wege, der nur deshalb nicht allzu blutig verlief, weil die raſche und verwegene Energie der Faſciſten durch das Verblüffende ihres Sieges jeden ernſteren Widerſtand ihrer Gegner lähmte, zur Herrſchaft im Staate emporgeſchwungen. Man erwartete natürlich von einer militäriſch-nationaliſtiſchen Organiſation, die gegen die beſtehende Autorität förmlich mobil machte, gegen die Hauptſtadt marſchierte, als Siegerin einzog, die Regierung einfach über den Haufen warf und das Parlament als Luft betrachtete, ungefähr das ärgſte, was eine Revolution mit ſich zu bringen pflegt. Aber Benito Muſſolini, der Führer der Faſciſten, ſo ſehr er auch den Diktator in napoleoniſchem Stil hervorkehrte, erſchien doch vor dem Könige, verſicherte ihn ſeiner unbedingten Loyalität und Verfaſſungstreue und erhielt von ihm, nachdem beide Tränen der Rührung in ihren Augen zerdrückt hatten, nach allen Regeln der Verfaſſung das Portefeuille als Miniſterpräſident. Und wirklich iſt bisher in dem Verhalten Muſſolinis das eifrige Beſtreben erkennbar geweſen, ſtrengſte Ordnung und Geſetzlichkeit walten zu laſſen. Er hat ſein Kabinett beiſammen; General Diaz, der einſtige Oberbefehlshaber im Weltkriege, der Vertrauensmann der königstreuen Armee, iſt ſein Kriegsminiſter. Aber noch ſteht die neue Regierung in ihren Anfängen, und die vollen Auswirkungen des Geſchehenen ſind noch zu erwarten.

Unterdeſſen hat ſich im nahen Orient die Lage immer mehr zugunſten der Regierung von Angora entwickelt. Während England und Frankreich mehr die internationale Seite des Problems im Auge haben, die Meerengenfrage und ihren eigenen Wettſtreit in den Vordergrund ſtellen und deshalb vor allem um die richtige und geſchickte Vorbereitung der geplanten Orientkonferenz, für die nun Lauſanne als Verhandlungsort auserſehen iſt, bemüht ſind, gehen Kemal Paſcha und die Nationalverſammlung von Angora geradeaus ihren Weg, der kein anderes Ziel kennt als die innere Einigung und Kräftigung der Türkei und die Wiederherſtellung ihrer Macht und Selbſtändigkeit. Dazu gehörte auch die Beſeitigung der Doppelregierung, die Wiedergewinnung von Konſtantinopel und Thrazien. Für die Türken, die durch ihren militäriſchen Sieg über die Griechen ihr nationales Selbſtbewußtſein wiederhergeſtellt fühlten, mußte es die ſtärkſte Demütigung bedeuten, daß Konſtantinopel und damit ihr Sultan und Kalif vollſtändig in den Händen der Entente war. Solange die Angoraregierung am Hof und bei der Hohen Pforte noch als eine Rebellenregierung galt, deren Zukunft im Ungewiſſen lag, war wenig dagegen zu machen. Nach dem Erfolge Kemals mußte die Autorität der Hohen Pforte als einer von Fremden bevormundeten, in der ganzen Aſiatiſchen Türkei nicht mehr anerkannten Schattenregierung ſchnell dahinſchwinden. Der Verſuch, auf gütlichem Wege einen Thronwechſel herbeizuführen, den ſchwachen Mohammed VI. zur Abdankung zu bewegen und durch den geeigneteren Thronfolger zu erſetzen, mißglückte infolge der Weigerung des Sultans. Jedoch die Nationalverſammlung in Angora fühlte ſich ſchon ſicher und mächtig genug, die Löſung im Namen des türkiſchen Volkes in die Hand zu nehmen, ihrerſeits den Sultan abzuſetzen und nach dem Muſter der Angoraregierung eine republikaniſche Staatsform einzuführen. Das Sultanat ſollte jedoch nicht abgeſchafft werden, ſondern als geiſtliche Behörde fortbeſtehen, indem die Würde des Kalifen

dem Hauſe Osman verblieb, aber nicht mehr dem älteſten Mitgliede dieſes Hauſes kraft Erbrecht zufallen, ſondern einem beliebigen Mitgliede durch Wahl übertragen werden ſollte. Inzwiſchen hat die Hohe Pforte, d. h. das noch vom Sultan auf Grund der alten Verfaſſung ernannte, vom Großweſir geleitete Kabinett, die Regierung abgegeben und iſt vom Schauplatz verſchwunden, und ein kemaliſtiſcher Gouverneur, Rifaat Bey, hat die Zivilverwaltung in Konſtantinopel und im Bereich der bisherigen Sultansregierung übernommen. Daraus iſt nun ein merkwürdiges Verhältnis der neuen türkiſchen Behörden in Konſtantinopel zu der Entente entſtanden. Die kemaliſtiſche Regierung hat die Kühnheit gehabt, von der Entente nichts Geringeres als die Räumung von Konſtantinopel zu verlangen, da ſie den Vertrag, auf dem die Beſetzung beruhe, nie anerkannt habe, überdies die Beſetzung jetzt überflüſſig ſei. Natürlich iſt dieſe Forderung abgelehnt worden, aber ſie behält ihre Bedeutung im Zuſammenhang der Vorbereitungen zur Lauſanner Konferenz.

Wenn wir diesmal über die Reparationsfrage kurz hinweggehen und nur erwähnen, daß ſich die Reparationskommiſſion ſelbſt vor kurzem auf den Weg nach Berlin begeben hat und noch heute hier weilt, ſo geſchieht es nicht in Verkennung der Bedeutung der Sache, ſondern deshalb, weil bei dem jetzigen Stande der Dinge nichts wirklich Klärendes, geſchweige denn auch nur in einer Einzelheit Abſchließendes über die Sache zu ſagen iſt. Dagegen mag nach dem, was hier über die Ereigniſſe in England, Italien und dem Orient geſagt worden iſt, noch ein kurzes Wort über ihren Zuſammenhang und ihre Wirkung auf die politiſche Weltlage geſtattet ſein.

Hier muß zuerſt hervorgehoben werden, daß die engliſche Kriſis Frankreich und England einander wieder nähergeführt hat. Der Rücktritt Lloyd Georges hat wie ein Erfolg Frankreichs über England gewirkt, wobei es übrigens ganz gleichgültig iſt, wie weit franzöſiſche Geſchicklichkeit aktiv einen Anteil an dem Gang der Dinge in England gehabt hat. Daraus könnte wohl geſchloſſen werden, daß auch die feindſelige Politik Frankreichs gegen Deutſchland in der Reparationsfrage eine ſtärkere Stütze erhalten wird. Dieſe Schlußfolgerung iſt möglich, aber nicht notwendig. Es kann auch ſein, daß Frankreich eher geneigt ſein wird, anſtelle der fortwährenden Drohungen und der Aufrechterhaltung ſchlechthin unerfüllbarer Forderungen einigermaßen vernünftige Erwägungen zu ſetzen, wenn ſein engliſcher Verbündeter nach außen hin das Bedürfnis engen Zuſammengehens mit Frankreich ſtark betont, dabei aber mit größerer Ruhe und Stetigkeit das engliſche Intereſſe wahrt. Das ſchlimmſte für uns war das beſtändige Spielen Lloyd Georges mit dem Bruch der Entente unter ſcheinbarem Verſtändnis für Deutſchlands Lage und einem gewiſſen Eingehen auf unſere Intereſſen bei regelmäßiger Nachgiebigkeit gegen Frankreich im letzten Augenblick. Wie ſich der Sieg des Faſcismus in Italien in der internationalen Politik bemerkbar machen wird, liegt noch im Dunkel. Wir Deutſchen haben ſchwerlich Erfreuliches davon zu erwarten. Denn die Faſciſten führen einen beharrlichen und leidenſchaftlichen Kampf gegen die deutſchen Minderheiten in den neu gewonnenen Alpenländern, und Muſſolini ſteht feſt in den Anſchauungen der Entente, aber ſein ſcharfer italieniſcher Nationalismus erweckt auch bei ſeinen Verbündeten Befürchtungen, die noch keineswegs durch ſeine erſten friedfertigen Erklärungen beſeitigt ſind. Italien ſpricht aber auch in der Orientfrage ein

Wort mit, und es iſt deutlich zu erkennen, daß die ganze Orientfrage in ein ſchwieriges Stadium getreten iſt. Die neueſten Forderungen der Türkei haben in Paris und London ſehr ernſte Stimmungen hervorgerufen. Die Entente iſt überdies dem Sultan perſönlich verpflichtet; es iſt nur folgerichtig, daß Mohammed VI. ſich an Bord eines engliſchen Kriegsſchiffes, das im Bosporus ankert, begeben hat, während ſein Palaſt von engliſchen Truppen geſchützt wird. Und noch eine Frage ſteht im Hintergrunde: der Sultan droht mit dem Verſuch, angeſichts der Vergewaltigung des Kalifats ſich nach Indien zu retten. Die Verwicklungen, die dann in der Türkei und anderen Ländern des Islam bevorſtehen, können unabſehbar werden. Die Zukunft birgt alſo immer noch eine Fülle von Schwierigkeiten in allen Teilen der Welt. W. v. Maſſow.

Literariſcher Wegweiſer.

Deutſchland und Deutſchtum.

Als vor dem Krieg derjenige deutſche Verlag, der am ſichtbarſten „Welt“-firma war, Karl Baedeker, immer neue Bände als Meiſterſtücke deutſcher geiſtiger Werkleiſtung herausbrachte, da hießen ſie: Kleinaſien, Babylonien, Kanada und ganz zuletzt (1914) Indien. China und Japan, Auſtralien und Tibet hätten nicht mehr lange auf Bädeker warten brauchen. Das Hereinwachſen des Deutſchtums in den Weltverkehr hat jetzt England vernichtet. Lakoniſch meldet Bädeker heute: „Paläſtina und Syrien vergriffen, zurzeit nur noch in engliſcher und franzöſiſcher Sprache.“ Aber ein deutſcher Verlag ruht nicht! In aller Stille hat ſich Bädeker ſchon während des Krieges umgeſtellt, und nun erſcheinen in raſcher Folge ein neuer Band nach dem andern, freilich ſchlanker als die alten, im weltbekannten ſtrapazierfähigen Purpurleinenkleid: eine Serie deutſcher Landſchaftsgebiete. Und nicht nur die Not hat uns die Tugend gelehrt, unſere früher ſo extenſiven Reiſeneigungen zu liebevoller Intenſität für die Heimat zu vertiefen. Die Not hat nur eine ſchon vorhandene Strömung befördert. Heimatſchutz, Kunſtgeſchichte, kunſtgewerbliche Wiedergeburt und Wandlungen im Landſchaftsgefühl haben in den letzten 20 Jahren Deutſchland dem Deutſchen neu entdecken helfen, und da erſchienen die früheren Bädeker-Bände, in denen das Vaterland kurſoriſch abgehandelt war, nicht nur zu oberflächlich, ſondern auch in ihren Urteilen, namentlich kunſtgeſchichtlich recht veraltet. Die neuen Bädeker nun ſtehen nicht mehr in peinlichem Gegenſatz zum „Dehio“ ſondern haben ihn gründlich genutzt, und ſo iſt zu der alten, unübertrefflichen Güte in materiellen Angaben die entſprechende Bereicherung der ſtädtegeſchichtlichen Teile getreten. Auch der Freund deutſcher Landſchaft kommt beſſer auf ſeine Rechnung als früher. Ein anderes Zeichen der Zeit, der Anzeigenanhang, dem ſich Bädeker nach dem Vorgang der andern Reiſehüchverleger, wie auch der Reichspoſt und anderer Inſtitute, nicht mehr entziehen konnte, iſt zwar weniger erfreulich, inſofern man ihn mit in der Taſche tragen muß; die vornehme Unbeſtechlichkeit des Textes aber hat er, nach Stichproben zu urteilen, nicht gemindert. Um einige Beiſpiele aus der neuen Bädeker-Reihe herauszugreifen, wählen wir „Heſſen-Naſſau“, „Weſtfalen“, „Hannover“, „Oſtſeeküſte“. Gediegene Monographien, welche z. B. bei Weſtfalen geradezu der touriſtiſchen Erſchließung Bahn brechen können. Früher tauften wir Linienſchiffe auf den Namen der Provinzen . . . aber in gewiſſem Sinne ſtolz dürfen dieſe auch auf die neuen Bändchen mit den guten Karten

ſein, die wir hoffentlich nicht nur in der Hand von Ausländern ſehen werden. Jeder Band bietet auch die Anſchlüſſe an die Nachbargebiete, ſo Heſſen-Naſſau zum Rhein bis Koblenz, Hannover zur Nordſeeküſte uſw.

Wehmut miſcht ſich mit Zuverſicht bei allem, was unſer Land und Volk berührt. Zuverſicht zunächſt kann ſich ſtärken an der zuverläſſigen und rüſtigen Arbeit in den Neuerſcheinungen, aus deren unüberſehbarer Fülle ein paar Beiſpiele herausgehoben ſeien. Die Rhön, dies eigenartigſte unſerer Mittelgebirge, das jetzt für viele durch die Rhönflüge „entdeckt" worden iſt, beſucht man zweckmäßig mit Griebens neubearbeitetem Rhönführer (Berlin W., Lützowſtraße 28). Zur Bereiſung des Allgäus und der anſchließenden öſterreichiſchen Lande bewährt ſich Waltenbergers Algäu (München, Bergverlag R. Rother), worin man die trotz Krieg und Zuſammenbruch fortſchreitende alpine „Urbarmachung" der Gebiete überblickt. Woerl (Leipzig, Woerls Reiſebücherverlag) erſchließt in ſeinem „Speſſart" erſtmalig die „Höhenwanderungen" dieſes Waldgebirges, und bisher verborgene Schönheiten des Sauerlandes ſchildert ſtimmungsvoll das Skizzenwerkchen von F. Predeel, Heimland (Arnsberg i. W., Verlag J. Stahl). Nach der Weſer locken O. Dieckhoffs „Solling" (Caſſel, Verlag Max Auguſtin) und „Die Weſer, ein Landſchaftspanorama von Haſſel bis Hameln". Hervorragend ſchön und durch die Art der Entfernungsangaben originell ſind die Touriſtenkarten der öſterreichiſchen „Alpen" des Verlags Artaria G. m. b. H. in Wien. Die vielen neuen Grenzen im nahen Oſten, die noch längſt nicht in unſere gewohnte Vorſtellungswelt eingegangen ſind, werden von der Kartographiſchen Anſtalt G. Freytag u. Berndt, G. m. b. H., Wien 7, Schottenfeldgaſſe 62, praktiſch und wirkſam mit den phyſikaliſchen und verkehrsgeographiſchen Anforderungen verbunden, ſo in dem prächtigen Ueberſichtsblatt „Mitteleuropa", das von Petersburg bis Tunis, von London bis Konſtantinopel reichend, unſere einſtige wie heutige Lage unter den Völkern mit ſchmerzlicher Deutlichkeit heraushebt und durch ſeine vielſeitige Brauchbarkeit ſich allgemein empfiehlt.

Gehen wir nun zur „Heimatlehre" über, wie ſie ſyſtematiſcher Pflege „als Quelle neuer deutſcher Zukunft" der Freiburger Univerſitätsprofeſſor Konrad Guenther (Freiburg i. B.), Theodor Fiſchers Verlag) fordert, ſo erſcheint da ein neuer Plan bemerkenswert, mit welchem der bekannte Hiſtoriker, Geograph und Kunſthiſtoriker Albert von Hofmann hervortritt. Man konnte angeſichts ſeiner Fruchtbarkeit Minderung des Niveaus befürchten, indeß der kürzlich erſchienene zweite Band ſeiner „Deutſchen Geſchichte" (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt) zeigt nicht das mindeſte Nachlaſſen der kritiſchen Kraft und der anſchaulichen Darſtellung, welche dieſes monumentale Werk feſt einzubürgern verſpricht. Doch iſt Hofmann, hingeriſſen von den Taten unſerer mittelalterlichen Kaiſer, etwas breiter geworden, als die Oekonomie des ganzen Werkes verträgt. Doch nun zu ſeinem zweiten großen Unternehmen. Er eröffnet (im gleichen Verlag) eine Serie „Hiſtoriſcher Stadtbilder", die er gleich mit zwei Bänden über „Konſtanz" und „Regensburg" einführt. Weder Reiſeführer noch Lokalgeſchichte, ſondern beides zugleich, aber in den höheren Standpunkt univerſaler Geſchichts- und Kunſtgeſchichtsbetrachtung geſtellt, ſo will die Hofmannſche Sammlung neben Reiſehandbuch und Dehio als drittes im Bunde dem ernſten Reiſenden dienen, um ihm die Phyſiognomie alter Städte und damit jeweils ein charakteriſtiſches Stück unſer ſelbſt zu enträtſeln. Für die große Aufgabe iſt gewiß niemand geeigneter als Hofmann. Dem Fortgang der Sammlung ſieht man gern entgegen; vielleicht entſchließt ſich der

Verlag zu reichlicheren Bildbeigaben, denn dieſes Unternehmen verſpricht in ſeiner Verbindung von tiefer und origineller Sehweiſe mit allgemeiner Brauchbarkeit ein Stolz der deutſchen Bücherrepublik zu werden und ſollte auch dem Teil des Publikums nahegebracht werden, der nun einmal ſolche Bücher ſich nur mit Bildern denken mag, wie ſie z. B. das in neuer Auflage erſchienene „kulturhiſtoriſche Städtebild Würzburg" des verſtorbenen Archivrats S. Göbl (Würzburg, Univerſitätsdruckerei G. Stürtz, A.-G.) und der neue ſchön bebilderte und lokalgeſchichtlich liebevoll unterbaute Führer durch Dinkelsbühl des Hauptlehrers J. Greiner (Dinkelsbühl, Paul Schön, Buchhandlung) darſtellen. —

Wieviele Teile der Heimat haben heute einen Kampf um ihr Deutſchtum zu führen, von dem vor ein paar Jahren im Deutſchland der Weltpolitik niemand träumte. Mit Freude bucht man Helfer, die im Kampf um den Rhein auferſtehen. Neben der großen zweibändigen „Geſchichte der Rheinlande" (Leipzig, Verlag von K. Baedeker) deren erſte Auflage in ein paar Tagen vergriffen war, ſchildert W. Spies, der Leiter des Coblenzer Rheinmuſeums, in dem 1. Band einer „Rheinkunde", das erd- und kulturgeſchichtliche „Werden des Rheins" (Köln, Verlag von Hourſch u. Bechſtedt, deren zuverläſſiger „Naheführer" in dieſem Zuſammenhang genannt ſei). Die „Naturdenkmäler der Heimat am Rhein" ſammelt H. Otto (München-Gladbach, Volksvereinsverlag) und v. Reiners führt gelehrt und doch lebensvoll durch die Herrlichkeit und Fülle der „Kölner Kirchen" (Köln, Verlag von J. P. Bachem). Für „Rheiniſche Volkskunde" iſt jetzt A. Wrede (Leipzig, Quelle u. Meyer) maßgebend. Ein ebenſo quellengetreues wie feſſelndes Buch des Hiſtorikers A. Conrady führt in die Epoche rheiniſcher Geſchichte, mit welcher wir uns heute wieder am gründlichſten auseinanderzuſetzen gezwungen ſind: „Die Rheinlande in der Franzoſenzeit", 1750 bis 1815 (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger Verlag), und ſchließlich orientiert R. A. Kellers „Rheinlandkunde" (Düſſeldorf, A. Bagel Verlag) kurz und überſichtlich über das geſamte Schrifttum, welches rheiniſche Dinge betrifft.

Ein Schritt weiter und wir ſtehen im „Saargebiet unter der Herrſchaft des Waffenſtillſtandes-Abkommens und des Vertrags von Verſailles" (Berlin, Verlag G. Stilke); welch grauer Titel, und gar welch ſchneidender Inhalt, an Tragik nur noch überboten durch das, was folgt. „Die Kaiſer-Wilhelms-Univerſität Straßburg und ihre Tätigkeit", geſchildert von dem ehemaligen Straßburger Hochſchullehrer J. Ficker (Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer). Verlorene Heimat, abgetrennte Brüder lernen wir erneut uns nahe fühlen in den ergreifend ſchönen „Briefen eines elſäſſiſchen Bauernburſchen aus dem Weltkrieg an einen Freund", die H. K. Abel (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt) herausgegeben hat. Was wir über See verloren, weiß der Kolonialdeutſche Rudolf Kindt dichteriſch bewegt uns einzuprägen (Gießen, von Münchow'ſche Verlagsbuchhandlung). Ein prächtig ausgeſtattetes wiſſenſchaftliches Grundbuch W. Geislers über „Die Weichſellandſchaft von Thorn bis Danzig" (Braunſchweig, Georg Weſtermann Verlag) iſt in ſich ſelbſt wie durch ſeine Angaben ein ſprechender Beleg für das Deutſchtum der unteren Weichſel. In die wahrhaft furchtbare Fron aber, als Deutſcher deutſchen Kindern polniſche Geſchichte vortragen zu müſſen, führt uns der Bromberger Lyzeallehrer Kurz mit ſeiner „Polniſchen Geſchichte für deutſche Schulen" (Bydgoszcz, W. Johnes' Verlag . . . Bydgoszcz iſt Bromberg, aber dies Wort darf nicht auf dem Titelblatt ſtehen!!)

eines der Bücher, die nie entstehen durften und gerade darum uns unsere Schmach entgegenhalten. Jedes deutsche Haus möge die schönen Bilder des Landkalenders für 1923 „Deutsches Land in Feindes Hand“ (Leipzig-G., H. Eichblatt Verlag) als Schmuck tragen. „Bilder aus Oberschlesien“ vereinigt mit heimatkundlichem Text R. Kurpion in „Entrissenes Land“ (Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz), und in der Serie der „Heimatbücher“ (Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig) hat Müller-Rüdersdorf ein „Schlesien“ erscheinen lassen, das der schönen und reichen, dabei als bedrohtes Grenzland doppelt teuren Heimat erheblich gerechter wird als (ebenda) Kellens weniger befriedigendes Heimatbuch dem „Schwabenland“. Freunde edler Graphik möchten wir besonders auf zwei Neuerscheinungen hinweisen: Ulf Seidl hat mit der Feder Alt-Salzburg, das Salzkammergut und die Wachau in vier köstliche Bilderfolgen gebannt, die der Verlag Würthle u. Sohn Nachf. in Wien mit erklärendem Text in schönen Mappen ausgab. Und Dinkelsbühl hat in Ernst Liebermann den Deuter gefunden, dessen zwölf (bei Paul Schön in Dinkelsbühl erschienene) Zeichnungen durch Form wie Inhalt restlose Freude erwecken.

Trotz mancher fremdartigen Gedanken und Satzbildungen weiß der ungarische Philosoph D. Aszlanyi „Das Deutschtum. Eine Deutung“ (Vilili Becskerek, Südslawien, Buchdruckerei Schneller u. Goschl) die Bedeutung unseres Volkstums und Geistes für den nahen Osten prophetisch zu verkündigen. Ihm zur Seite nenne ich den unverdrossenen Vorkämpfer deutsch-niederländischer Freundschaft, Prof. Dr. Sleeswijk mit seinem Vortrag „Deutschland und Holland als Nachbarn“ (Haag, W. P. van Stockum u. Zoon).

Zum Schluß noch ein paar Neuerscheinungen allgemeineren Charakters. Alice Salomon versucht in einer gedrängten bürgerkundlichen Enzyclopädie „Die deutsche Volksgemeinschaft, Wirtschaft, Staat, soziales Leben“ (Leipzig, B. G. Teubner) ein praktisches Unterrichtsbuch zu schaffen; nicht alle Angaben halten tieferer Kritik stand, aber die lichte, wohlgegliederte Darbietung des umfänglichen Stoffs ist zu loben. Ein fast völlig neues Werk ist Bruno Gebhardts „Handbuch der Deutschen Geschichte“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) in der 6. Auflage geworden, von welcher der 1. Band vorliegt. Indem der Münsterer Professor Aloys Meister die Leitung des beliebten Handbuchs übernahm, ist dieses stärker als bisher in den lebendigen Strom der Forschung hineingestellt worden. Es bleiben immer noch Wünsche übrig, die in einer folgenden Auflage hoffentlich befriedigt werden. So fehlt es z. B. an einer zusammenfassenden Darstellung der ostdeutschen Kolonisation, und der Stauferzeit scheint noch nicht Genüge getan. Dem stehen aber ganz hervorragende Abschnitte gegenüber, die in der Mehrzahl sind, und so hat man in dem erneuerten Buch die zur Zeit zuverlässigste deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters zu begrüßen. Mit berechtigten Erwartungen sieht man dem 2. Band entgegen, der bis zur Gegenwart führen soll und eigentlich noch reformbedürftiger war als der erste.

Greifswalder Professoren sind es in der Hauptsache, welche die „Deutsche Sammlung“ (Greifswald, Verlag Dr. K. Moninger) herausgeben; von ihrem Geist und ihren Absichten gibt das volkstümliche Heftchen Bernheims „Weshalb sind Deutschlands Friedensschlüsse meist unglücklich ausgefallen?“

Der Merker.

Neue Bücher.

Elſe Wentſcher. Das Problem des Empirismus. Dargeſtellt von John Stuart Mill. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn). 100 Mark.

W. Kulemann. Die Genoſſenſchaftsbewegung. Band. 1. Geſchichtlicher Teil. Darſtellung der Entwicklung in allen Kulturländern ſowie der internationalen Beziehungen. Berlin W 57. Verlag von Otto Liebmann.

Guſtav Mokrzycki. Relativiſierung des Kauſalitätsbegriffs. Leipzig, Otto Hillmann. 15 Mark.

Werner Lürmann. Das hirtenhafte Lied. Gedichte. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Bruno Vogler.

Otto Boehn. Wege zur Freimaurerei. Gedanken über die geiſtige Entwicklung des Menſchentums. 16 M. — **Dr. Arthur Buchenau.** Gegenwartsaufgaben und Zukunftsprobleme der Deutſchen Freimaurerei. 4 M. — **Ludwig Keller.** Die geiſtigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. 48 M. Geb. 70 M. — **Otto Philipp Neumann.** Freimaurertum. Geſchichte, Weſen und Ziele mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen Freimaurerei. 40 M. Sämtlich im Verlag von Alfred Unger in Berlin.

Theodor Birt. Römiſche Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 600 M. — **Fritz Brather.** Schülerwanderungen. Eine Zielweiſung zur geiſtigen, künſtleriſchen und ſittlichen Bereicherung auf Wanderfahrten. 120 M. — **Johannes Walther.** Fortſchritt und Rückſchritt im Laufe der Erdgeſchichte. 60 M. Wiſſenſchaft und Bildung. Band 179. — **Renatus Hupfeld.** Grundfragen chriſtlicher Lebensgeſtaltung. 100 M. Band 181. — **H. Naumann.** Grundzüge der deutſchen Volkskunde. 100 M. — **J. Steinberg.** Die Praxis des Bank und Börſenweſens. 300 M. Sämtlich im Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

German. Der Paulusjünger. Drama. Berlin, Johannes-Verlag.

Dr. Gottfried Wentz. Das Wirtſchaftsleben des altmärkiſchen Kloſters Diesdorf im ausgehenden Mittelalter. Salzwedel, Verlag H. Hoffmann. 45 M.

Dr. Ludwig Marx. Wie helfe ich meinem Kinde bei den Hausaufgaben? Ein gemeinverſtändlicher Ratgeber für alle Eltern. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 40 M.

Arthur Dix. Politiſche Geographie. Weltpolitiſches Handbuch. Band 2. Politiſche Geographie der Gegenwart. München, R. Oldenbourg. 300 M.

Ladislaus von Buday. Ungarn und der Friedensſchluß. Berlin, Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger. 52 M.

Dr. Ferdinand Kuhl. Der Kunſtfreund. Eine Anleitung zur Kunſtbetrachtung. Stuttgart, Franckſche Verlagsbuchhandlung.

Ernſt Wachlers Till Eulenſpiegel und der Burgemeiſter von Schilda. Schelmenſpiel in einem Aufzuge. Ueckermünde in Pomm., Wolf Heyer. 65 M.

Paul Deußen, Mein Leben. Herausgegeben von Dr. Erika Roſenthal-Deußen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 105 M. Geb. 125 M.

Hans Blüher, Secessio judaica. Berlin, Verlag Der weiße Ritter.

Adolf Harpf, Waldandachten. Zeitz, Sis-Verlag. 35 M.

Emmy Hennings, Helle Nacht. Gedichte. Berlin, Erich Reiß.

A. von Wrochem, Die Koloniſation der Rheinlande durch Frankreich. **Eugen Meyer,** Die zukünftigen deutſchen Arbeitsgerichte. **Woldemar Schütze,** England als Zeuge für Deutſchlands Unſchuld am Weltkrieg. Sämtlich Berlin W. 15. Hans Robert Engelmann.

Hans Eggert, Ludendorff als Menſch und Politiker. Berlin SW. 68. E. S. Mittler u. Sohn. 30 M.

Dr. J. Reinke, Biologiſche Geſetze in ihren Beziehungen zur allgemeinen Geſetzlichkeit der Natur. Leipzig, Johann Ambroſius Bart. 8 M.

Dr. Géza von Magyary, Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Völkerbunde. Berlin, Otto Liebmann. 72 M.

Logos, Internationale Zeitſchrift für Philoſophie der Kultur. Herausgegeben von Richard Kroner und Georg Mehlis. Tübingen, J. C. B. Mohr. 24 M.

Dr. Heinz Heimſoth, Die ſechs großen Themen der abendländiſchen Metaphyſik und der Ausgang des Mittelalters. 100 M. **Otto Grantoof,** Zur Pſychologie Frankreichs. 21 M. Beide im Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Dr. P. Dirr, Bayeriſche Dokumente zum Kriegsausbruch und zum Verſailler Schuldſpruch. München, R. Oldenburg. 46 M.

Lorenzo Bianchi, Von der Droſte bis Liliencron. Beiträge zur deutſchen Novelle und Ballade. Leipzig, H. Haeſſel.

Hans Boehmer, Deutſches Sporthandbuch. Leitfaden für körperliche Ertüchtigung. Charlottenburg, Verlag Offene Worte. 25 M.

Prof. Dr. A. Nißle, Richtlinien und Vorſchläge für einen Neuaufbau der Kräfte und Leiſtungen unſeres Volkes. Freiburg i. Br., Univerſitätsbuchhandlung Emil Groß. 10 M.

Wilhelm Klemm, Verzauberte Ziele. Gedichtfolge. Berlin, Erich Reiß.

Otto Schwock, Im Atem der Erde. Berlin NW. 87. Wir-Verlag.

Studienrat Dr. Rannacher, Griechiſches im täglichen Leben. Leipzig, Hirt u. Sohn. 9 M.

Friedrich Schütze. Jeſus der Meiſter des Lebens. Breslau, Ferdinand Hirt. 80 M., geb. 100 M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag G. m. b. H., Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 8-9. Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, Dezember 1922

Nummer Nr. 45 bis 48

Ein Abschiedswort.

Noch im Oktober dieses Jahres hofften wir, unsere „Grenzboten" glücklich um alle Klippen herumsteuern zu können. Heute bereits sehen wir ein, daß dies nicht möglich ist. Trotz aller Opferwilligkeit des Verlages, trotz aller Treue unserer Leserschaft hat sich die Macht der Verhältnisse als stärker erwiesen. Wohl haben die „Grenzboten" in ihrem mehr als 80 jährigen Bestehen niemals zu den Zeitschriften gezählt, die ihren Verlegern außer der ideellen Befriedigung, an einem guten vaterländischen Werke mitzuhelfen, irgendeine n nennenswerten materiellen Ertrag gebracht hätten. Angesichts der jetzt ins Vielhundertfache angestiegenen Herstellungskosten mußte aber auch weitgehende Opferwilligkeit ihre Grenze finden. Ein Organ der öffentlichen Meinung, seit Jahrzehnten ein Hort liberaler Gesinnung, jedoch frei von jeder Parteibindung, konnte nach ehrenvoll erfüllter Lebensaufgabe nichts anderes für sich beanspruchen, als ein ehrenvolles Ende. Langsames Verkümmern, wie es unausbleiblich gewesen wäre, ruhmloser Abstieg durfte nicht das Los einer Zeitschrift werden, die von den Tagen Gustav Freytags und Julian Schmidts bis in unsere Zeit hinein sicher und aufrecht ihren Weg gegangen war. Unter welchen Wandlungen, politischen und literarischen Einflüssen er sich vom Gründungsjahre 1841 an vollzog, wurde unseren Lesern im Frühjahr dieses Jahres (Doppelheft vom 31. März) ausführlich geschildert.

Wenn wir heute Abschied von einer Leserschaft nehmen, mit der wir uns nicht nur äußerlich verknüpft, sondern innerlich verbunden fühlten, so geschieht es mit dem aufrichtigen Schmerz darüber, als eines der vielen Opfer von Deutschlands geistiger und materieller Not fallen zu müssen, zugleich aber auch mit der festen Ueberzeugung, daß den „grünen Heften", die beinahe drei deutschen Generationen politische und kulturelle Berater sein durften, ein treues Andenken nachfolgt. So bleibt uns endlich als letztes Empfinden der Dank an alle, die uns durch Kampf und Sturm, durch Freud und Leid bis zum bittren Ende begleitet haben.

Verlag und Schriftleitung der „Grenzboten".

Raſſe und Volkstum.

Von Prof. Dr. H. G. Holle.

Das Wort des Philoſophen „Die Seele baut den Körper", bedarf biologiſcher Nachprüfung. Es ſteht in ſchroffſtem Gegenſatz zu der noch immer vorherrſchenden mechaniſtiſchen Auffaſſung des Lebens, die Seelenvorgänge aus chemiſch-phyſikaliſchen Kräften ableiten will, aber nicht imſtande iſt, die Umſetzung mechaniſcher Kräfte in ſeeliſche zu beobachten oder als Tatſache indirekt nachzuweiſen. Tatſache bleibt nur, daß das Selbſtbewußtſein ſowohl eine Beeinfluſſung unſeres Seelenlebens durch körperliche Zuſtände, wie auch eine Einwirkung ſeeliſcher Zuſtände auf den Gang der Körperverrichtungen, auch der nicht unmittelbar, wie die Muskeln, dem bewußten Willen unterworfenen Organe erkennen läßt. Dieſe Einwirkung iſt es, die allerdings nicht „den Körper baut", aber doch deſſen Bau, zumal während der Entwicklungszeit, erkennbar abwandelt. Der Einfluß des unbewußten Seelenlebens äußert ſich namentlich durch die in Anpaſſung an die beſonderen chemiſch-phyſikaliſchen Verhältniſſe der Umwelt abgewandelte Körperkonſtitution; die mittels der Muskeln bewußt ausgeübte Körpertätigkeit bewirkt je nach ihrer Art Verſtärkungen der vorzugsweiſe gebrauchten Muskeln und mittelbar auch der Knochen, an die ſie ſich anſetzen, und bei einſeitigem Gebrauch auch Abweichungen von der normalen Körperhaltung, die in ſolchen Fällen oft den Beruf verraten. Auch geiſtige Berufe prägen den ſie Ausübenden leicht beſtimmte kennzeichnende Züge auf, die z. B. den Militär oder den Lehrer erkennen oder doch vermuten laſſen. Insbeſondere hinterläßt das ſeeliſch beeinflußte Mienenſpiel deutliche Spuren in den bleibenden Geſichtszügen.

Die allgemein gültige Form des eingangs angeführten Satzes behauptet aber weit mehr als eine ſolche Beeinfluſſung des körperlichen „Erſcheinungsbildes" (Phaenotypus). Sie findet eine Stütze in der „vitaliſtiſchen" Anſchauung der Naturforſchung, daß „funktionell" erworbene Eigentümlichkeiten des Körpers das Keimplasma entſprechend abwandeln und damit auch das „Erbbild" (den Idiotypus) abändern und zur Entſtehung völlig neuer Naturformen führen könnten. Nun wird aber von der heutigen Lebenskunde die „Erblichkeit erworbener Eigenſchaften" meiſt, und wie mir ſcheint mit Recht, beſtritten. Wenn man alſo nicht auf die heute ſo ziemlich überwundene Darwinſche „Zufallstheorie" von der „Entſtehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" zurückgreifen und damit folgerichtig „Seele" überhaupt leugnen will, ſo muß man die in dem obigen Satz enthaltene Auffaſſung von „Seele" als einer für ſich beſtehenden unkörperlichen Weſenheit, die als Urheber einer bauenden Tätigkeit auftreten könnte, fallen laſſen, wie wir es in einer früheren Erörterung („Biologie und Weltanſchauung", Nr. 37/40) getan haben. Als bauende Kraft haben wir vielmehr das überindividuelle Seelenleben anzuſehen, das in der Gattungsſeele die Einzelweſen zu einer Lebenseinheit höherer Ordnung zuſammenfaßt.

In dieſem Sinne hat auch von der geiſteswiſſenſchaftlichen Seite her Dr. Wilhelm Stapel in einem Buch voll tiefgründender Geiſtesarbeit („Volksbürgerliche Erziehung", Verlag des Deutſchen Volkstums, Hamburg) das Volk als Einzelweſen erkannt: „Iſt es einmal da, ſo iſt es als in ſich gebundene, geſetzmäßig einheitliche, treibende und wachſende Lebenskraft da." Auch er erkennt das Beſtehen einer „Volksſeele" an. Wo aber iſt das körperliche Organ

der Volksſeele, ian dem die ſeeliſche Tätigkeit der Gattung, wie die des Einzelnen im Gehirn, ſich abſpielt? — Wir finden es in dem durch die Generationen zuſammenhängenden Keimplasma.

An das Keimplasma iſt die Urkraft gebunden für die artgemäße (beim Menſchen ziehen wir vor zu ſagen: „raſſemäßige") Ausgeſtaltung des Einzelnen in körperlicher und ſeeliſcher Beziehung. Wenn zu einem möglichſt gleichraſſigen Keimplasma einer menſchlichen Fortpflanzungs-Gemeinſchaft durch gleichartige Erziehung und Ueberlieferung noch gleiche Lebensweiſe hinzukommt, entſteht jene Uebereinſtimmung des Erſcheinungsbildes aller Glieder dieſer Gemeinſchaft, die den durch mannigfache Blutmiſchungen und durch ihre hohe kulturelle Differenziertheit ſo ungleichförmig gewordenen Römern an den Germanen ſo erſtaunlich ſchien.

Die Gleichförmigkeit des Erbbildes einer Art oder Raſſe iſt keine unbedingte. Das Keimplasma, auch einer Raſſe engſter Begrenzung, enthält immer noch eine Mehrzahl nicht ganz übereinſtimmender „reiner Linien", deren unveränderliche Erbeigenſchaften ſich in Miſchung fortpflanzen. Durch ungeſchlechtliche Fortpflanzung, die gewiſſermaßen nur eine Fortſetzung des Einzelweſens iſt, können alle Naturformen „rein erbig" erhalten werden, bei geſchlechtlicher, ſo alſo auch beim Menſchen, treten erbgleiche Formen nur in den „identiſchen" Zwillingen zutage. Solche ſind aus den beiden erſten Teilzellen eines befruchteten und damit in allen Anlagen beſtimmten Ei hervorgegangen, während im allgemeinen Zwillinge durch gleichzeitige Befruchtung zweier, niemals erbgleicher Eier entſtehen. Identiſche Zwillinge haben nicht nur dieſelben körperlichen, ſondern auch dieſelben ſeeliſchen Anlagen und werden verſchieden in Erſcheinungsbild und Charakter nur durch Gegenwirkung auf verſchiedene äußere Einflüſſe. Als urſprünglich vollkommen gleiche Weſen können ſie auch nicht verſchiedenen Geſchlechts ſein; ſo iſt es auch nicht möglich, reine Linien geſchlechtlich fortzupflanzen; ſie verſchwinden wieder in den Nachkommen dieſer Zwillinge.

Im Naturleben nimmt im allgemeinen keine Fortpflanzungsgemeinſchaft Vererbungslinien einer anderen in ſich auf („Kreuzung"). Wenn es aber geſchieht, gehen deren Erbanlagen ebenſowenig wie die ſchon vorhandenen eine Verſchmelzung ein, die zur Entſtehung bleibender mittlerer Eigenſchaften führte; ſie werden immer wieder geſpalten und geſondert vererbt. Durch zufälliges Zuſammentreffen gleicher Anlagen aus beiden Eltern können inbezug auf dieſe Eigenſchaft reinerbige Nachkommen entſtehen, oder es kann eine einzelne Erbanlage durch „Ueberdeckung" einer vom anderen Elter ſtammenden verſchiedenen dasſelbe Erſcheinungsbild hervorrufen, ohne die überdeckte aus dem Keimplasma auszuſchließen. — Die Raſſen- oder Artkreuzung, die im Naturleben Ausnahme iſt, kommt beim Menſchen ſeit den älteſten Zeiten immer wieder vor. Sie hat auch unſer heutiges deutſches Volk von den Germanen völlig verſchieden und in ſich ungleichförmiger gemacht. Jede Zumiſchung neuen Fremdblutes, wenn wir von deſſen Wertung hier noch ganz abſehen, ändert die Anlagemiſchung und wirkt zerſetzend auf die Volksſeele ein, vollends wenn dieſe wie bei uns erſt ſchwach entwickelt iſt.

Die Verſchiedenheit der einzelnen Abſtammungslinien muß irgendeinmal entſtanden ſein; ihre Unveränderlichkeit gilt alſo nicht unbedingt; aber Veränderungen („Mutationen") des Keimplasmas treten erſt nach langen, erdgeſchichtlichen Zeiträumen deutlich zutage und würden bei der mannigfachen Blutmiſchung des Menſchen überhaupt nicht zu erkennen ſein. Die Erſcheinungen

des vorweltlichen Lebens deuten darauf hin, daß ſolche Mutationen gleichzeitig bei verſchiedenen Einzelweſen einer Fortpflanzungsgemeinſchaft eintraten. Das erſcheint nur verſtändlich, wenn wir das Beſtehen einer „Gattungsſeele“ annehmen, die die Erbanlagen allmählich nach den geänderten Verhältniſſen ummodelt. Daß dieſe Neuanpaſſung bei verwandten Formen auf ganz verſchiedene Weiſe geſchehen kann, zeigt, daß ſie nicht mechaniſch durch die Umſtände hervorgerufen wird.

So müſſen auch die Raſſen, deren Anlagen in den menſchlichen Fortpflanzungsgemeinſchaften, Sippen, Stämmen, Völkern, fortleben, irgendwo und irgendwann ſelbſt einmal als Fortpflanzungsgemeinſchaften entſtanden ſein und damit eine Lebenseinheit gebildet haben. Es gab alſo auch einmal eine „Raſſenſeele“; die aber iſt verloren gegangen mit der Auflöſung der Raſſe durch fortgeſetzte Zerkreuzung mit anderen. Erſt recht nicht mehr kann man von einer Menſchheitsſeele reden, auch wenn die Menſchheit, was bezweifelt werden kann, aus einer tieriſchen Wurzel entſtanden iſt.

Das iſt der Fluch der Geiſtigkeit des Menſchen, daß ſie die natürlichen Inſtinkte zerſtört hat, die neben anderer ſicherer Leitung des Lebens auch die Gemeinſchaftsfortpflanzung der Art ſicherten. Die Annahme, daß organiſche Unmöglichkeit erfolgreicher, das heißt zu lebensfähigen Nachkommen führender Kreuzung die Abgrenzung der Art bedingt, hat man längſt fallen gelaſſen. Deshalb iſt bei der weiteren Fortbildung des Menſchen ein rein geiſtiger Trieb als Erſatz jener Inſtinkte entſtanden, den ich den „Gattungstrieb“ genannt habe, weil er auf das Gedeihen nicht des Einzelweſens, ſondern der Gattung gerichtet iſt. Da die Gattung für den Menſchen aber an ſich unbeſtimmt iſt, bekommt dieſer Trieb ſeinen Gegenſtand erſt durch die Ueberlieferung. Er richtet ſich im Sinne der Natur auf Sippe, Stamm und Volk, kann aber auch leicht auf, wenn nicht widernatürliche, ſo doch künſtliche Allgemeinheiten, wie Religionsgemeinſchaften oder auf einen willkürlich geſchaffenen Staat abgelenkt werden, der nicht zugleich Lebensform eines beſtimmten Volkes iſt.

Durch den Gattungstrieb iſt die in allem Leben beſtehende Bezugnahme der körperlichen und ſeeliſchen Organiſation der Einzelweſen auf die Allgemeinheit auch beim Menſchen gewahrt, deſſen immer ſtärker ſich herausbildende individuelle Geiſtigkeit ſonſt auch innerhalb der Lebensgemeinſchaften einen, höchſtens durch den Urtrieb des Lebens, den Hülfstrieb, etwas gemilderten allgemeinen Kampf ums Daſein herbeiführen würde. Aber das Neue im Leben wächſt nur longſam heran; noch werden viele Lebenseinheiten des Menſchen, alſo auch Völker, zugrunde gehen, deren Einzelglieder ihr Leben als Selbſtzweck betrachten und nicht den Geſetzen des Lebens folgen, die das Einzelleben in den Dienſt der Gattung ſtellen. — Die Beſtändigkeit des chineſiſchen Volkes wird nun verſtändlich, deren Urſachen in dem für uns gerade heute ſehr beachtenswerten Buche von Eugène Simon dargelegt werden, das unter dem Titel „Das Paradies der Arbeit“ neuerdings bei Joſ. C. Huber, Dieſſen vor München, in deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt.

Sollte eine ſo bedeutſame ſeeliſche Triebkraft bisher überſehen ſein? — O nein! — Aber ſie wird nicht biologiſch, ſondern myſtiſch aufgefaßt. Denn was iſt die Ueberwindung der Selbſtſucht durch die Richtung des Lebens auf die Allgemeinheit anderes als das, was wir, von der geiſtigen Seite des Menſchen ausgehend, als Moral bezeichnen? — Und was iſt der Gattungstrieb anderes als die Stimme des Gewiſſens? — Nun begreifen wir auch,

daß es keine allgemeingültige, sogenannte autonome Moral geben kann, daß sich die Gegenständlichkeiten ihrer Forderungen nach der Lebenseinheit richten, in deren Gliedern sie wirksam ist, und daß der häufige Zwiespalt unter ihnen davon kommt, daß wir gleichzeitig mehreren, sich in ihren Grenzen mannigfach überschneidenden Gesellschafts-Gliederungen angehören, die keine Lebenseinheiten zu sein brauchen. Also auch in seiner Geistigkeit fällt der Mensch unter die Gesetze des Gesamtlebens; auch die Moral ist eine biologische Angelegenheit.

Die Moral, wird eingewendet, gibt auch Pflichten gegen das eigene Selbst. — Gewiß; die ergeben sich eben aus der Verpflichtung für die Allgemeinheit. Nämlich, das eigene Selbst körperlich und seelisch so zu ertüchtigen, daß es zur möglichsten Förderung der Allgemeinheit dient. Das war der Sinn der „Kalokagathie" der alten Griechen oder der „Tugend", das heißt Tauchlichkeit unserer germanischen Vorfahren. Wenn das ganze Naturleben sich um die Erhaltung des Einzelwesens nur soweit bemüht, als es der Gattung nützlich ist, so wird durch die Erhaltung der Gemeinschaft der Einzelne besser gesichert, als wenn er für sich allein stände. Und wenn das für den einzelnen Fall nicht zutrifft, weil alle Gesetze des Lebens nur auf den großen Durchschnitt berechnet sind, so belohnt dafür die Natur die Erfüllung jedes unverfälschten Triebes mit dem Gefühl der Befriedigung und die Arbeit und das Opfer für die Allgemeinheit mit dem höchsten Glücksgefühl, das für den Einzelnen denkbar ist.

Die Pflicht gegen das Ganze verlangt nun aber auch, daß der Einzelne in strenger Selbstzucht den blinden Trieb mit überlegenem Geiste zügelt und bei der Gattenwahl die individuelle Neigung, die auf der persönlichen Ausbildung der Keimanlagen beruht, seiner gattungsmäßigen Bestimmtheit unterordnet und die in ihm enthaltenen Keimanlagen seiner Abstammungsreihe mit möglichst tüchtigen einer rassisch gleichartigen anderen zusammenzubringen sucht. Das ist keine leichte Aufgabe, einmal, weil es sich, Gesundheit selbstverständlich vorausgesetzt, wesentlich um geistige Anlagen handelt, deren Wert gewöhnlich erst auf der Höhe des Lebens aus der Leistung erkennbar wird, sodann aber, weil es nicht auf diejenigen ankommt, die sich in der Einzelperson gerade ausgewirkt haben, sondern auf die in deren Abstammungslinie überhaupt enthaltenen und nur aus der Beachtung des ganzen Verwandschaftskreises zu erschließenden.

Die rassische Bestimmtheit dieser Anlagen läßt die Wichtigkeit erkennen, die die Kenntnis des Rassetums für unser Volk hat. Deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, daß Dr. Hans Günther es unternommen hat, uns eine „Rassenkunde des deutschen Volkes" (J. F. Lehmanns Verlag, München 1922) darzubieten, die über Herkunft, Ueberschichtungen und Durchdringungen der für Deutschland in Betracht kommenden Rassen Aufschluß gibt, soweit es bei dem derzeitigen Stande der Wissenschaft möglich ist.

Die Schwierigkeit lag darin, daß bei der gesonderten Vererbung der einzelnen Eigenschaften es keineswegs selbstverständlich ist, daß die einer Rasse eigenen geistigen Eigenschaften mit ihren körperlichen zusammentreffen. Außerdem sind selbst diese letzteren erst noch sehr unvollständig statistisch für unser Volk festgestellt, wenn wir auch davon absehen, daß über die Kennzeichnung der Rassen die Wissenschaft durchaus nicht einig ist. Aber der Versuch mußte einmal gemacht werden, und es ist Günther zu danken, daß er ihn mit solcher Umsicht und Sorgfalt gemacht hat.

Wenn er zu dem Ergebnis kommt, daß unsere deutsche Kultur wesentlich germanisch, oder allgemeiner „nordisch" bestimmt und durch die überlegene

Geisteskraft und Unternehmungsluft der Nordrasse zu ihrer Höhe geführt ist, und daß ihre weitere Fortbildung nur durch die Erhaltung und Vermehrung der nordischen Anlagen in unserem Volke verbürgt wird, so können wir ihm darin Recht geben, wenn wir auch von der sonst bei uns hauptsächlich noch vertretenen rundköpfigen und dunkelhaarigen „alpinen" Rasse, die er verständlicher als „ostische" bezeichnet, weniger gering denken. Auf ostisches Blut können wir wohl wesentlich die in unserem Volke vorhandene Stetigkeit und Pflichttreue zurückführen, die ein Gegengewicht bildet gegen den Leichtsinn und die Sucht nach Abenteuern bei der Nordrasse; und ebenso steht dem Gemeinschaftsgeist der ostischen Rasse, der zur Erhaltung einer Lebensgemeinschaft beim Menschen ebensowenig entbehrt werden kann wie bei den Horden und Herden der Tiere, das übergroße Selbstgefühl und der Sondersinn der nordischen gegenüber. Auch dürfte diese ostische Rasse, gerade weil ihre besseren Eigenschaften der Erhaltung auch des Einzelnen günstig waren, während ihres Zusammenlebens mit der Nordrasse eine Verbesserung dadurch erfahren haben, daß die Träger minder guter Eigenschaften vorzugsweise ausgemerzt wurden, während bei den Nordischen gerade die Fähigsten teils durch Aufopferung für die Gesamtheit, teils durch das persönliche „Sichausleben" nicht genügend zur Fortpflanzung gelangten.

Damit mag es zusammenhängen, daß die Langköpfigkeit auch der vorzugsweise nordisch veranlagten Menschen in Deutschland gegenüber den vorgeschichtlichen Gräberfunden stark abgenommen hat. Denn daß die Kopfform mit der Ausbildung des Gehirns und damit der geistigen Anlage bei der Vererbung enger zusammenhängt als Haar- und Augenfarbe, ist wohl anzunehmen. Und wenn schon die Anlagen der reinen Nordrasse noch vorhanden sind, rein nordische Menschen gibt es kaum noch bei uns. Echte Vikinger paßten auch nicht in die heutige Zeit; ihre Stelle ist auch längst durch andere, ganz unnordische und mit ganz anderem Rüstzeug kämpfende Menschen eingenommen! — Schon die Germanen waren mit ihrer Anpassung an den Ackerbau keine rein nordischen Menschen mehr.

Die Geschichte des Lebens auf der Erde lehrt, daß einmal ausgestorbene Lebensformen nie wiederkehren. Die Bestrebungen, rein nordische Rassemenschen wieder herauszuzüchten, müssen also als verfehlt angesehen werden. Der Hinweis darauf, daß das menschliche Leben mit seiner Kultur nicht mehr das natürliche ist, verfängt nicht. Die Kultur hat die staatliche Ordnung des Volkes geschaffen als ein Mittel des Lebens, das allein das enge Zusammenleben ermöglicht. Nur die negative Zuchtwahl, die rassisch unerwünschten Zuzug hindert, die das Krankhafte und Untaugliche ausmerzt oder wenigstens von der Fortpflanzung ausschließt, ist, wie in der Natur, auch im Menschenleben möglich; das zeigt das Vorbild der Vereinigten Staaten, die wir auch im Kampf gegen die Schädlichkeiten des Alkohols als Vorbild nehmen sollten. Auch die Wissenschaft kann uns nicht den nordischen Menschen wieder bringen. Neu gezüchtete Tierformen sind nur durch künstliche Mittel zu halten und würden, sich selber überlassen, zugrunde gehen oder ausarten. Das würde auch für den nordischen Menschen gelten, wenn es, vorausgesetzt, daß nordische Anlagen ausreichend vorhanden wären, gelänge ihn wieder rein herauszuzüchten. Wo ist aber der mit ausreichender Macht versehene Züchter, der das Züchtungsideal durch die nötige lange Reihe von Generationen festhält und durchführt? — Weder von dem früheren autokratischen, noch dem heutigen demokratischen, noch von irgendeinem möglichen künftigen Staat wäre das zu erwarten.

Deshalb können ſolche Beſtrebungen auf die ſo ſehr nötige Stärkung und Fortbildung des Deutſchtums nur ſtörend einwirken. Nur innerhalb des deutſchen Volkes als natürlicher Fortpflanzungs-Gemeinſchaft können gute nordiſche Anlagen ſich halten, wenn es endlich unter Ueberwindung der zerſetzenden Wirkung der außer- oder widervölkiſchen Mächte, der Weltkirche, des Sozialismus und des Kapitalismus, zu einer geſchloſſenen Weſenseinheit wird und damit dauernde Lebenskraft erwirbt. Die deutſche Volksſeele in ihrer nordiſchen Beſtimmtheit lebendig zu erhalten, iſt das beſte Mittel, auch die für ſie tauglichen Anlagen, welcher Raſſenherkunft immer, zu fördern und zu vermehren. Nur ſie kann die ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Lebensbedingungen ſchaffen, in denen dieſe Anlagen ſich gedeihlich entwickeln werden und das deutſche Volk aus dem heutigen Zerfall ſich retten und wieder erſtarken kann.

General Gurkos Kriegserinnerungen.

Von G. Frantz.

General Gurko hat als Kommandeur einer Kavalleriediviſion, als Kommandierender General eines Armeekorps und Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe der „Weſtfront“, in leitenden Stellen am Kriege teilgenommen und ſchließlich auch in Vertretung des erkrankten Chefs im Großen Hauptquartier, des Generals Alexejew, als nächſter verantwortlicher Berater ſeines Allerhöchſten Kriegsherrn gewirkt. Hier hat er durch ſeine Stellungnahme zur polniſchen Frage und gegen das deutſche Friedensangebot Ende 1916 ſeinen Kaiſerlichen Herrn in innen- und außenpolitiſchen Fragen entſcheidend beeinflußt.

Seine Kriegserinnerungen*) tragen deshalb ein ganz beſonderes Gepräge, weil Gurko als Sohn ſeiner Zeit der typiſche Vertreter jener ehemals ſehr einflußreichen Kreiſe Rußlands iſt, die allem, was von den Deutſchen kommt, voreingenommen und mißtrauiſch gegenüberſtehen. Dieſer Grundzug ſeiner militäriſchen und politiſchen Auffaſſung beeinflußt ſeine Darſtellungen ſo ſtark, daß er bei uns Deutſchen nichts anerkennt als — die Ueberlegenheit. Als Soldat aus einer Schule hervorgegangen, die trotz der neueſten Kriegserfahrung 1877/78 und 1904/05 gegen Weſten operativ völlig unfruchtbar kaum etwas anderes kannte als eine große Front mit gleichmäßig verteilten Kräften und nirgend für eine Entſcheidung maſſierten Reſerven aufzubauen, einer Schule, die, in ihren operativen und taktiſchen Ueberlegungen ſchwerfällig und wenig ſchmiegſam, die Moltkeſchen Lehren wohl ſtudiert, aber nicht in ſich aufgenommen hat, verſteht der General kühne, gewagte Entſchlüſſe, denen ſchnell und genau ausgeführte Truppenbewegungen folgen, auch bei ſeinem deutſchen Gegner nicht zu würdigen.

Ueber die ganze Lage in Oſtpreußen 1914 und im beſonderen von den Umſtänden, unter denen auf deutſcher Seite Tannenberg beſchloſſen, eingeleitet

*) Rußland 1914—1917. Krieg und Revolution. Erinnerungen von General W. Gurko. Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte. Berlin W 8.

und durchgeführt war, gibt der General ein kriegsgeſchichtlich nur wenig zutreffendes Bild, trotzdem ihm bis zur Drucklegung des deutſchen Buches genügend zuverläſſige Darſtellungen aus deutſcher Feder die erforderlichen ſachlichen Aufklärungen hätten geben können.

Wenn er das Verdienſt für den Einmarſch der 1. Armee in Oſtpreußen der Tatkraft des Generals Rennenkampf zuerkennt, ſo tut er dem Oberbefehlshaber der 1. Armee zu viel Ehre an und weiß nicht, daß es ein auf Drängen der Franzoſen entſtandener Befehl der Heeresgruppe geweſen war, der ganz genau das Datum des Vormarſches vorgeſchrieben hatte. Statt das uns unbegreifliche Stehenbleiben der Rennenkampfſchen Armee während der Tage der Tannenberger Schlacht damit zu motivieren, daß ihre Etappe noch nicht genügend ausgebaut war, — eine Begründung, mit der ſich Gurko als Anhänger einer ſchwerfälligen, methodiſchen Kriegführung bekennt, die in Verkennung der Beweglichkeit des Gegners nicht mehr zeitgemäß war — hätte er Rennenkampfs Unentſchloſſenheit und völlige Verkennung der Lage getroſt als einen der ſchwerſten Fehler der ruſſiſchen Führung bezeichnen dürfen, ohne ſich und dem Anſehen der ruſſiſchen Armee damit etwas zu vergeben.

Theoretiſch iſt ſich Gurko des Wertes der Initiative und der moraliſchen Ueberlegenheit des Angriffs bewußt. Einen Grund dafür, weshalb die ruſſiſche Führung ſo entſchlußarm war, finden wir bei Gurko nicht, es ſei denn, daß uns die tereotyp wiederkehrende Betonung der Munitionsmangels und der ſchlechten Verbindungen auf die Urſachen der Entſchlußloſigkeit verweiſen ſoll.

Gurko gehört zu jenen nicht gerade glücklichen militäriſchen Naturen, die auf der eigenen Seite immer alle möglichen Schwierigkeiten ſehen, ſolche beim Gegner aber nicht gelten laſſen wollen. Nach dieſem Geſichtspunkt ſind ſeine ewigen Klagen über Munitionsmangel und mangelhafte Verbindungen zu beurteilen, ferner über Mangel an Arbeitskräften für den Bau rückwärtiger Stellungen, dann wie die eigenen Truppenbewegungen 1915 in Polen durch die zurückflutende Bevölkerung geſtört wurden, 1914 in Oſtpreußen aber unter der Menſchenleere des Gebietes zu leiden hatten. Hierher gehört es auch, wenn er ſich über mangelnde Unterſtützung ſeitens der Franzoſen beklagt, während er ausdrücklich hervorhebt, daß die ruſſiſche Offenſive nach Oſtpreußen und die Bildung der 9. Armee bei Warſchau im September 1914 für einen Vormarſch auf Poſen, nur der Entlaſtung der Franzoſen wegen unternommen geweſen wären, die bekannte Bruſſiloff-Offenſive aber vorzeitig zur Unterſtützung der in Südtirol ſchwer bedrängten Italiener hätte einſetzen müſſen, ſtatt wie geplant gleichzeitig mit dem Angriff der Rumänen loszubrechen.

Die ruſſiſche Truppe war an ſich ausgezeichnet und vortrefflich ausgerüſtet; es ſei nur an die reiche Ausſtattung mit Feldküchen und Maſchinengewehren erinnert, an die zahlreichen Funkenſtationen und vortrefflichen optiſchen Inſtrumente — deutſcher Herkunft. Wir waren froh, als wir nach Tannenberg hunderte von erbeuteten ruſſiſchen Feldküchen unſeren Formationen und Stäben überweiſen konnten. Das ruſſiſche Mannſchaftsmaterial war anerkannt glänzend; was aber der ruſſiſchen Armee fehlte, war die taktiſche Durchbildung der unteren und oberen Führung im Frieden, ein von oben taktiſch befruchtender und belebender Geiſt, der mit den bequemen und ſtarren alten Begriffen des Kämpfens in Stellungen brechen mußte. Ganz allein in der einſeitigen, den offenſiven Bewegungskrieg zu wenig berückſichtigenden Friedensvorarbeit ſowie in der oft verſagenden, ideen- und entſchlußarmen Führung

im Kriege müßte General Gurko die Gründe der ruſſiſchen Mißerfolge ſuchen. Denn ernſter Munitionsmangel brachte auch uns zeitweilig in kritiſche Situationen und keine der kriegführenden Mächte hatte ſich wohl ſchon im Frieden auf den tatſächlich ſpäter erforderlichen Munitionsverbrauch und eine ſo lange Dauer des Krieges eingerichtet. Entgegen der Behauptung Gurkos hatte eine wirtſchaftliche oder induſtrielle Mobilmachung des Krieges bei uns nicht ſtattgefunden, — leider! Zugegeben, daß die deutſche Rüſtungsinduſtrie im Kriege leiſtungsfähiger ausgebaut werden konnte, als dies in Rußland möglich geweſen wäre, ſo beſtand für Rußland doch dafür die Möglichkeit, durch rechtzeitige Maßnahmen die Kriegsinduſtrie Amerikas und Japans in weit größerem Umfange für Rußland nutzbar zu machen.

Was aber die vom Verfaſſer ins Treffen geführte zahlenmäßige Ueberlegenheit deutſcherſeits betrifft, ſo enthält dieſes Argument ſtatt einer Entſchuldigung für Mißerfolge vielmehr einen ſchweren Vorwurf für die ruſſiſche obere Führung. Daß abſolut die Mittelmächte zahlenmäßig nicht ſtärker waren als der Feindverband, konnte ſich Gurko unſchwer ſelbſt ausrechnen. Wenn wir aber tatſächlich, — was wir hier nicht nachprüfen wollen — bei einzelnen Kampfhandlungen an Zahl den Ruſſen überlegen waren, ſo liegt doch darin nur ein glänzendes Zeugnis für unſere Führung, die es trotz ungeheuerer Schwierigkeiten, wie ſie für Rußland nicht im entfernteſten die gleichen waren, immer wieder verſtanden hat, eben da, wo ſie eine Entſcheidung ſuchen wollte, mit überlegenen Kräften einen Erfolg ſo ſchnell herbeizuführen, daß die vom Gegner herangeholten Reſerven verſpätet zur Stelle waren.

Keinen ſtichhaltigen Milderungsgrund für Unterlaſſungsfehler der ruſſiſchen Führung gibt Gurko ferner mit ſeiner Behauptung von den ſchlechten Verbindungen hinter der ruſſiſchen Front. Seit dem Einbruch 1915 tief in ruſſiſches Gebiet waren auch wir nur auf die vorhandenen ruſſiſchen Bahnen angewieſen, zogen aber aus dieſem Mangel die Konſequenzen, die der ruſſiſche Generalſtab nicht zu finden oder nicht in die Tat umzuſetzen verſtand, daß man ſich nämlich die Freiheit des Handelns wahren mußte, um in der Verwendung der Kräfte nach eigenem und nicht nach dem Willen des Gegners verfahren zu müſſen. Dieſelben Grundſätze galten auch für den Munitionsverbrauch. Hatte man nicht genügend Munition, um gleichmäßig hinter der Front Berge davon anzuhäufen, ſo war man, der eigenen Handlungsfreiheit beraubt, natürlich immer in Verlegenheit! Die Entſchuldigung mit Munitionsmangel birgt alſo neben dem Vorwurf gegen die für Munitionsverſorgung verantwortliche Stelle, das Kriegsminiſterium, zugleich auch einen Vorwurf gegen die Führung, die mit den nun einmal geringen verfügbaren Munitionsmengen nicht zu rechnen wußte, weil ſie ſich eben der Initiative vor einem findigeren Gegner begeben hatte.

Wenn wir es bedauern müſſen, daß uns Gurko in taktiſcher und ſtrategiſcher Hinſicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſo fordern ſeine Ausführungen auf dem Gebiete der Politik, der Kriegsgräuel und Kriegsſchuld ſchärfſten Widerſpruch heraus. Wir können hier ebenſowenig in Einzelheiten eingehen, wie bei den eigentlichen Kriegsvorgängen. Seine Behauptungen über den entſcheidenden Einfluß der deutſchen Politik auf die Entſtehung des ruſſiſch-japaniſchen, des Balkankrieges und des italieniſch-türkiſchen Konfliktes ſind ebenſo widerſinnig, daß wir hier nicht näher darauf eingehen wollen. Von einem Manne, der in politiſch und militäriſch kritiſcher Zeit zeitweilig der erſte Berater des Zaren geweſen iſt, hätten wir mehr Streben nach Objektivität

und abgeklärteres politiſches Urteil erwartet. Auch in ſeiner Bewertung der Diſziplin, des Verhaltens der Bevölkerung, der Mittel und Methoden des geheimen Nachrichtendienſtes ſiegt ſeine den Deutſchen alles Böſe und Scheußliche zutrauende Voreingenommenheit über eine vernünftig abwägende, ruhige Sachlichkeit. Auch hier lernen wir in Gurko einen Mann kennen, der alte, in gewiſſen leider nicht einflußloſen Kreiſen der ruſſiſchen Geſellſchaft gepflegte Anſchauungen und Vorurteile über eine Zeit mitgenommen hat, die ihn ſehr wohl eines beſſeren hätte belehren können.

Rußland und Deutſchland hatten vor dem Kriege keine Intereſſengegenſätze. Schulter an Schulter ſtehend, konnten beide die Welt in Schach halten. Daß ſie ſich ſtatt deſſen gegenſeitig zerfleiſchten, war unnatürlich und unvernünftig. In Würdigung dieſer nicht mehr ungeſchehen zu machenden Tatſache ſollten wir nunmehr von beiden Seiten verſuchen, die alten Vorurteile da wo ſie beſtanden und nur der künſtlichen Entfremdung der beiden Völker dienſtbar gemacht waren, fallen zu laſſen und einem gegenſeitigen Verſtehenwollen die Wege zu ebnen, um für die Zukunft die Wiederholung gemachter Fehler zu vermeiden. Gurkos Buch dient dieſem Ziele wenig. Man hat das Gefühl, daß er nicht ernſtlich bemüht war, den Vorgängen auf der Feindſeite objektiv auf den Grund zu gehen. Das iſt auch nicht nötig da, wo er konkret einige Erinnerungen wiedergibt. Wenn er aber nicht Selbſterlebtes berichtet, Urteile und Gründe, Erfahrungen und Beobachtungen bringt, iſt es eine Pflicht der Gerechtigkeit, ſachlich zu prüfen, um der hiſtoriſchen Wahrheit zu dienen. Der Geiſt aber, in dem uns Deutſchen Gurko eine Geſchichte des Krieges von ſeinem Standpunkt aus bringt, die Vorwürfe, die er dabei gegen deutſche Methoden der Kriegführung erhebt, müſſen den deutſchen Leſer vielfach verletzen, weil ſie unberechtigt, auch gar nicht erwieſen oder beweisbar und voreilig erhoben ſind, — noch dazu von einer Seite, die alle Veranlaſſung hat, an das Thema der Kriegsgräuel und Verletzungen des Völkerrechtes beſſer nicht zu rühren! Wir ſind gewiß nicht empfindlich und haben in dem Kriege ſo Gewaltiges geleiſtet, daß wir uns nicht zu ſchämen brauchen, berechtigte Vorwürfe einzuſtecken.

Von alle dem abgeſehen, bringt uns Gurko natürlich ſehr viel Intereſſantes und Wiſſenswertes, was zur Beurteilung der Vorgänge auf der Feindſeite für uns von Bedeutung iſt. Wir erkennen aus Gurkos Ausführungen, daß unſere Beurteilung des ruſſiſchen Heeres und ſeiner Führer vor dem Kriege zutreffend war, und daß unſere Führung aus dieſer richtigen Einſchätzung der moraliſchen Elemente auf ruſſiſcher Seite die richtigen praktiſchen Folgerungen gezogen hat, wie ſie in unſeren Waffenerfolgen zum Ausdruck gekommen ſind. Wertvoll und neu ſind die lebendigen Schilderungen Gurko's aus der Zeit der Jahreswende 1916/17, von dem Getriebe in der Oberſten Heeresleitung, von dem Herannahen der innerpolitiſchen Kriſe, dem Sturz des Zaren, den Wirkungen der Revolution in den Stäben und in der Truppe. Beachtenswert ſind auch ſeine Ausführungen über den Eintritt Rumäniens in den Krieg, ein Ereignis, daß entgegen allen Erwartungen Rußlands nur neue Belaſtung brachte.

Anſchaulich iſt die Schilderung, wie der Stab der 2. Armee bei der Flucht von Tannenberg auf den ſandigen Waldwegen nicht vorwärts kam und alsdann nächtlicherweile im Walde umherirrend ſeinen Oberbefehlshaber, den General Samſonoff, verlor. Die letzte Kunde von ihm brachte ein Artilleriſt,

der den vor Mattigkeit nicht weiter kommenden General auf einem Grashügel sitzend verlassen hatte! Aus anderer Quelle, einem Befehl der 2. Armee vom 16./29. September wissen wir, daß dieser Artillerist, der Trompeter Kuptschick von der 11. reitenden Batterie, mit einem Geldgeschenk von 25 Rubeln belohnt wurde, weil er sich bis zur letzten Minute bei dem ehemaligen Armeeoberbefehlshaber General der Kavallerie Samsonoff befunden hatte!"

Ueber die Nichtanerkennung der berüchtigten „Soldatenräte" stürzt Gurko; und mit vielen anderen Leidensgefährten wandert er für vorübergehende Haft in die Peter-Pauls-Festung und wird schließlich des Landes verwiesen, — zu seinem Glück! Denn viele seiner Kameraden, die nicht rechtzeitig freiwillig oder unfreiwillig den Weg ins Ausland fanden, fielen als Opfer der Bolschewiken.

Als erste und bisher einzige Darstellung des Krieges in russischer Beleuchtung ist das Buch über den Rahmen der Kriegsteilnehmer hinaus für jeden Deutschen lesenswert, der die Psyche des einstigen Gegners kennen lernen will.

Zwei Bücher zum deutschen Schicksal.

Von Dr. Emmy Voigtländer.

„Die Tragödie Deutschlands" ist der Titel eines Buches (Verlag Duncker und Humblot, München 1922), dessen Verfasser ungenannt bleiben will, weil er den Anspruch macht, „die letzten Gründe" der deutschen Tragödie aufgedeckt zu haben. Der Titel ist nun freilich richtig, wenn auch in anderem Sinne, als der Verfasser meint. Es gehört wesentlich zur Tragödie Deutschlands, daß ein solches Buch heute noch erscheinen kann. Es zeigt zum Erschrecken, wie auch in der höchsten Not Deutsche in erster Linie gegen Deutsche stehen. Das Buch rührt den inneren Streit in schärfster Form wieder auf, den Streit um den U-Bootkrieg, die Kriegsziele, den Militarismus, die Schuldfrage, weil diese Dinge nicht von einer höheren Warte aus gesehen werden. Wer das Buch liest, trägt vom deutschen Volk das Zerrbild einer im Götzendienst des Geldes, der Macht, des Staates verkommenen, vom Militarismus verblödeten, einem geisteskranken Kaiser sich willenlos beugenden Masse davon. Merkwürdig nur, wie ein solches Volk mit einem schlechten Heer und unfähigen Heerführern (denn Hindenburg wird etwa als gutmütiger Trottel, Ludendorff als größenwahnsinnig und unfähig abgetan) es fertig gebracht hat, vier Jahre lang gegen eine Welt von Feinden sich zu behaupten. An sich kann man seinem Volk die härtesten Wahrheiten sagen, eine Kritik wie diese aber muß Trotz und Widerstand hervorrufen, weil sie von einem falschen Standpunkt ausgeht, nämlich von der haltlosen Annahme des „fortgeschritteneren Auslands", wodurch sie fortwährend den Charakter einer Anklage, ja einer Denunziation vor dem Ausland annimmt. Denn das Buch, und nur darum lohnt es, sich mit ihm zu beschäftigen, ist vom pazifistischen Standpunkt aus geschrieben und zeigt mit wünschenswerter Deutlichkeit, aus welchen tieferen Gründen die pazifistische Einstellung zu ihren falschen Urteilen kommen muß.

Der Verfasser will nämlich als Maßstab für seine Werturteile, gewissermaßen als neues Sittengesetz, als „Bezugssystem", wie er es nennt, die „Mensch-

heit" einführen und nicht die Nation. Das Postulat von der „Verantwortlichkeit für die Kulturmenschheit" sei das neue werdende Gesetz im Völkerleben. Und nun wird (ohne weiteren Beweis) einfach angenommen, die Ententevölker seien in Bezug auf die „Einheit der Kulturmenschheit" schon viel „fortgeschrittener" gewesen als Deutschland, dessen tiefere Kriegsschuld eben in dieser Rückständigkeit bestehe. „Ein Symptom solcher Wegbereitung ist die Sympathie der Kulturmenschheit als einer neuen, sehr großen und von dem sich selbst (!) isoliert habenden Deutschland zu spät und teilweise gar nicht erkannten Macht. Die politische Zusammenfassung der gesamten Kulturwelt (!) in kriegerischer Haltung gegen Deutschland hat im Massenurteil der Menschheit eine für Deutschland gefährliche Gegenüberstellung erzeugt: hie Kulturmenschheit, dort das barbarische Deutschland. Man glaube ja nicht, daß diese Gegenüberstellung nur das Produkt der Ententepropaganda ist" (Einleitung VI).

Solche Sätze können zur Erklärung des für uns andere Deutsche so unbegreiflichen Verhaltens der deutschen Pazifisten beitragen, denn sie kennzeichnen ihre Grundanschauung. Man stößt hier auf einen merkwürdigen und nicht leicht zu beschreibenden Vorgang. Der Verfasser sieht oft die Entente ganz richtig, er weiß ganz genau, daß sie in *Wirklichkeit* recht weit von den „Menschheitsidealen" entfernt ist, für die sie angeblich Krieg führte. Jedoch fortwährend verfällt er (und die anderen Pazifisten) in den Fehler, die *wirkliche* Entente mit der Idealvorstellung von der „Kulturmenschheit" zu *verwechseln*. Auf diese Weise kam das Furchtbare zu Stande, daß die deutschen Pazifisten im Kriege moralisch Partei für die Entente ergriffen, oder vielmehr für eine Einbildung, eine Vorstellung von ihr, daß sie die „Kulturmenschheit" vertrete. Und noch heute haben alle Beweise von Grausamkeit und Barbarei, alle moralischen Ungeheuerlichkeiten, die die Entente, insbesondere Frankreich tagtäglich liefern, nicht vermocht, die Pazifisten von der Haltlosigkeit ihrer Annahmen zu überzeugen.

In Bezug auf die Schuldfrage sieht Verfasser ganz richtig, daß der Kriegswille auf Seiten der Entente lag. Aber mit Hilfe der eben bloßgelegten Vorstellung von der „Kulturmenschheit" dreht er den Schuldbegriff so herum, daß Deutschland moralisch daran Schuld ist, daß die Entente Krieg gegen es führen „mußte". So spielen die Haager Konferenzen und das Verhalten Deutschlands dort eine große, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle in der pazifistischen Phantasie. Nunmehr bereitete die Welt sich auf einen Krieg vor, den sie von Deutschland ausgehend erwartete (S. 97). Die Tatsache, daß die „Umwelt" zwischen den Haager Konferenzen ganz munter Kriege führte, Deutschland aber nicht, läßt ihn kalt. Vielmehr fällt der Verfasser alle Werturteile so, daß nur Deutschland für den Krieg moralisch belastet wird, die Entente aber nicht, was geradezu den Eindruck einer doppelten Moral macht. So spart der Verfasser bei Erzählung des Kriegsausbruches für das deutsche und österreichische Verhalten nicht mit Ausdrücken wie: „verbrecherische Politik, Frivolität, brutale Gewalt, Raubgier, deutsche Sünde", unterläßt aber schon bei den Franzosen und Russen jedes derartige Werturteil und druckt sogar in den Sätzen: „Als der Krieg ausbrach, *mußte* England daran teilnehmen" und „So lag für England fast die *Staatsnotwendigkeit* vor, an ihm teilzunehmen (S. 207) die Worte „mußte" und „Staatsnotwendigkeit" gesperrt. Wenn Krieg nach pazifistischer Ansicht ein Verbrechen ist, dann doch für alle; Deutschland hatte wohl keine Staatsnotwendigkeiten zu vertreten? Bedrohte der österreichisch-serbische Konflikt, der durch den Willen der Entente nicht lokalisiert wurde,

engliſche Staatsnotwendigkeiten? Aber warum „mußte“ England am Krieg gegen Deutſchland teilnehmen? Weil ein „ſiegreiches Deutſchland in ſeinen Forderungen maßlos ſein würde“ (S. 189). Das ſollte 1914 ſchon feſtſtehen? Bekanntlich iſt Deutſchland ohne Kriegsziel in den Krieg gegangen und erſt während des Krieges wurden Ziele, heftig in Deutſchland ſelbſt bekämpfte Ziele aufgeſtellt, während die „Kulturwelt“ vom erſten Kriegstag an einmütig recht maßloſe Eroberungspläne auf deutſche Koſten verfolgte. Aber gegen dieſe Erkenntnis hat ſich Verfaſſer eine Mauer gebaut: Er hält an der Annahme feſt, als ſei der Krieg der Entente lediglich „Reaktion“ auf das deutſche Verhalten. In Ermangelung einer wirklich kriegeriſchen und angriffſlichen Politik muß es nämlich der Deutſchland beherrſchende „Geiſt“, der „Treitſchkegeiſt“, der „Schwertglaube der deutſchen Bildungsſchichten“, die „Machtanbetung“, die „Kriegsverherrlichung“ des deutſchen Bürgers ſein, gegen welche Geſpenſter die Entente Krieg führen „mußte“. Es wird dann ferner immer ſo getan, als ſei es der Entente erſt durch ihren „Sieg“ eingefallen, Deutſchland etwas Böſes zu tun, während das Entſcheidende iſt, daß ſie Krieg um recht reale Dinge führte, und der Deutſchland angeblich beherrſchende „Geiſt“ mit den wirklichen politiſchen und kriegeriſchen Zielen nicht das Geringſte zu tun hatte. So überſehen die Pazafiſten auch den furchtbaren verbrecheriſchen Widerſinn des Krieges, der doch darin liegt, daß ſatte, imperialiſtiſch reichlich befriedigte Völker ſich zuſammentaten, um die an ſich zu ſchmale Lebensbaſis des deutſchen Volkes noch auf das Gründlichſte zu verkleinern. Das iſt Imperialismus im verwerflichen Sinne. Aber in der pazifiſtiſchen Literatur wird mit wirklichem Abſcheu nur von den deutſchen „Eroberungszielen“ geſprochen.

Eine weitere Möglichkeit, recht geringe Widerſtände gegen die Gewalttaten der Entente zu finden, hat ſich Verfaſſer verſchafft, indem er den Begriff des „Militarismus“ bloß auf die geiſtige Stellung zum Krieg einſchränkt.

„Es kann ein Land eine außerordentlich ſtarke Armee haben, ohne jenen Militarismus zu haben, den Fremde und Deutſche (und unter ihnen die, welche ihr Vaterland über alles liebten) an Deutſchland tadelten. Und es kann vorkommen, daß Militarismus herrſcht (und Manche behaupten das vom heutigen Deutſchland ! ! !) ohne daß ein nennenswertes Heer da iſt“.

Durch dieſe Begriffsbeſtimmung iſt nun allem Tür und Tor geöffnet. Die eigentliche „Kriegsſünde“ des deutſchen Volkes beſteht nach dieſer verbreiteten Anſicht darin, daß der deutſche Bürger ſich mit Kriegsromantik, Kriegsverherrlichung durchtränkte, während es in England den geſellſchaftlichen Begriff „Offizier“ garnicht gab. (S. 72.) Mit Hilfe dieſer Begriffsbeſtimmung kann man nun wunderſchön, wie es z. B. Herr Profeſſor Foerſter tagtäglich tut, den Franzoſen verſichern, das, was ſie trieben und hätten, ſei gar kein Militarismus, aber in dem entwaffneten Deutſchland, da gäbe es ihn noch. Denn da die Entente den Krieg unter dem Schlagwort „gegen den Militarismus“ führte, hat in den Augen der deutſchen Pazifiſten ein ſolcher Krieg nichts Verwerfliches. So ſahen und ſehen ſie noch heute an aller Wirklichkeit vorbei und betrachten den Kampf, den in Wirklichkeit das deutſche Volk um ſein nacktes Leben führen mußte, mit moraliſchem Abſcheu.

Hat man ſo unter Qualen dies durch und durch falſch gerichtete Buch geleſen, ſo möchte man faſt verzweifeln, ob das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit jemals zur richtigen Einſicht in die wirklichen Zuſammenhänge zu bringen iſt. Mit einer wahren Befreiung greift man dann zu einem Buch, das zum Glück auch in Deutſchland, von einem Deutſchen geſchrieben iſt. Es iſt das Buch von

Gregor Huch „Der neue Nationalismus und die Schuldfrage. Wider Fr. W. Foerſter. (Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte, Berlin 1922.) Eine gründliche Abrechnung mit den pazifiſtiſchen Irrgängen Foerſters, in die auch der Verfaſſer der „Tragödie Deutſchlands" gründlich ſich verloren hat. Für Huch iſt das Grunderlebnis die Not und Schickſalsgemeinſchaft des deutſchen Volkes und nicht das leere Wort „Menſchheit". Von da aus wird das deutſche Volk geſehen und ſeine Handlungen beſtimmt von der „Verantwortung für die zeitloſe deutſche Volksgemeinſchaft". Ein ſo ſittlich geläuterter Nationalismus ſoll den Egoismus des Einzelnen überwinden. Dieſer Weg führt auch viel ſicherer zu einer gegenſeitigen Achtung und Duldung der Völker, als der inhaltleere Begriff „Menſchheit". Die größte Gefahr für das deutſche Volk ſei die, wenn es ſich innerlich dem Vertrag von Verſailles unterwirft, weil dies ſchlechthin Selbſtmord bedeutet und eine ſittliche Schuld ſein würde, die das heutige Geſchlecht um vielleicht augenblicklicher „Erleichterungen" willen vor den kommenden Geſchlechtern auf ſich laden würde. Daraus erhebt ſich die Forderung eines ſittlich und verantwortlich begründeten Widerſtands gegen die Vernichtung, die der Verſailler Vertrag für das deutſche Volk bedeutet. Aus ſolchem Verantwortungsgefühl müßten alle politiſchen Handlungen des deutſchen Volkes entſpringen und es ergibt ſich die ſehr ernſte Frage, wieweit es ſich von ſolcher Einſicht hat leiten laſſen, und heute leiten läßt. Die pazifiſtiſche Einſtellung auf die — „Menſchheit" iſt falſch, weil ſie nichts Wirkliches hinter ſich hat. Sie ſteht der Not des deutſchen Volkes verſtändnislos oder mit einer harten und grauſamen Moral gegenüber. Wer aber in die Tragödie Deutſchlands eindringen und dem deutſchen Volk helfen will, muß ausgehen von ſeiner tiefen und wirklichen Not. Er muß auch an die Toten denken, die gefallen ſind, damit Deutſchland leben kann.

Weltſpiegel.

Dezember 1922.

In der Nachkriegszeit folgt ein Kongreß auf den andern, eine Konferenz der Staatsmänner aus den Siegerſtaaten auf die andere, und an jede dieſer Zuſammenkünfte knüpft ſich die Hoffnung, daß endlich einmal ein Heilmittel für die Nöte der Welt gefunden werden möchte. Jedesmal aber wird die Hoffnung enttäuſcht, weil bei den Hauptbeteiligten der feſte Wille beſteht, an den Grundlagen des beſtehenden Zuſtandes nicht rütteln zu laſſen, während doch eben dieſe Grundlagen die Urſachen der tiefen Schäden ſind, unter denen heute die ganze Welt ſeufzt. Und doch ſcheint es jetzt, als ob am Horizont der ſchwache Schimmer eines neuen Tageslichts zu bemerken iſt, beſtehend in der Wahrnehmung, daß die Einſicht in den wahren Zuſammenhang der Dinge und in die Unhaltbarkeit der bisherigen Ideen und Pläne der Siegerſtaaten langſam Raum gewinnt. Um das näher nachweiſen zu können, müſſen wir die Entwicklung der letzten Wochen kurz ſchildern, indem wir an die letzte Darſtellung der Ereigniſſe, die wir an dieſer Stelle am 8. November gaben, anknüpfen. Inzwiſchen iſt die Orientkonferenz in Lauſanne zuſammengetreten, und gleichzeitig hat in London die Beratung der Miniſterpräſidenten von England, Frankreich, Belgien und Italien ſtattgefunden, die urſprünglich als eine Vorbeſprechung und Vorbereitung der längſt in Brüſſel geplanten Konferenz gedacht war, aber

einen ganz anderen Verlauf genommen und mit einer Vertagung bis zum 2. Januar vorläufig geendet hat.

Zur Erklärung deſſen, was in Lauſanne und London geſchehen iſt, ſei daran erinnert, daß die engliſchen Wahlen, die zur Zeit unſerer letzten Betrachtung noch bevorſtanden, Mitte November ſtattgefunden und in mancher Beziehung eine Ueberraſchung gebracht haben. Keine Ueberraſchung war allerdings der Wahlſieg Bonar Laws, obwohl die meiſten engliſchen Beurteiler ihn ſich weniger glänzend vorgeſtellt hatten, als er in der Tat ausfiel. Man hatte geglaubt, daß er eine Mehrheit von ſicherer und beherrſchender Wirkung erſt durch den Hinzutritt der Anhängerſchaft Lloyd Georges, der Nationalliberalen, erreichen würde. Aber ſchon während des Wahlkampfes änderten die Parteien nach näherer Sondierung der Volksſtimmung ihre Taktik: die Konſervativen Bonar Laws wurden kühner und ſelbſtändiger und traten als Gegner der Nationalliberalen auf, die ſich plötzlich in unerwarteter Weiſe in den Hintergrund gedrängt ſahen. Das Ergebnis der Wahlen entſprach dieſer Veränderung; die Konſervativen erhielten eine machtvolle Mehrheit, während die Nationalliberalen ſehr zuſammengeſchmolzen waren; die Volksgunſt hatte ſich von Lloyd George entſchieden abgewendet. Aber auch bei der Oppoſition gab es eine Ueberraſchung. Zwar war von ſcharfblickenden Politikern ein ſtarker Gewinn der Arbeiterpartei vorausgeſagt worden, aber die Wirklichkeit übertraf die Vorherſagen; in unerwartet ſtattlicher Zahl zogen die Arbeitervertreter in das neue Parlament ein. Und ſo ſahen ſich die ſogenannten Unabhängigen Liberalen, die Anhänger Asquiths, die ſich an der Koalition nicht beteiligt hatten, aus der erhofften Führung der Oppoſition im Unterhauſe verdrängt. Dieſe Asquith-Liberalen zogen ohne Murren die Konſequenz nach der alten engliſchen Parlamentsüberlieferung. Der Arbeiterführer Ramſay Macdonald iſt der Führer der Oppoſition, der die Arbeiterpartei und die Unabhängigen Liberalen gemeinſam angehören. Die Folge iſt, daß die innere Lage eine bedeutende Veränderung erfahren hat. Die Rückſichten, von denen Lloyd George ſich leiten ließ, — Ideen kann man es wohl kaum nennen, — ſind ſehr in den Hintergrund getreten, und die konſervative Regierung iſt ſtark genug, um nach den altengliſchen parlamentariſchen Grundſätzen Politik machen zu können. Es handelt ſich nicht mehr um die Augenblickswirkungen einer politiſchen Routine, die im Vertrauen auf eine glänzende Beredſamkeit die Maſſe mit ſich reißt zu irgendeinem den ſichern Erfolg verheißenden Ziel, um dann ebenſo ſchnell und unbeſorgt wieder abzuſchwenken, ſondern um eine ſtetigere und ruhigere Arbeit in ſorgfältiger Anlehnung an den Teil der öffentlichen Meinung, auf den die Regierung ſich nach den Grundſätzen der Verfaſſung zu ſtützen hat. Das bedingt freilich auch ein anderes Verhältnis zur Oppoſition, die ihren Charakter diesmal einer ſehr bedenklichen wirtſchaftlichen und ſozialen Erſcheinung in England verdankt, nämlich der trotz aller tröſtlichen und beruhigenden Verſicherungen noch immer ſehr bedrohlichen Arbeitsloſigkeit. Eine Koalitionsregierung konnte ſich leichtherziger damit abfinden. Eine konſervative Regierung, die ſich auf politiſche Grundſätze und wirtſchaftliche Intereſſen beſtimmter Kreiſe ſtützen muß, findet einen deutlichen innerpolitiſchen Kurs vorgezeichnet, der durch die Haltung der Oppoſition mitbeſtimmt wird. In dieſen beiden Einflüſſen liegt eine ſehr deutliche Mahnung für das Kabinett Bonar Law, den wirtſchaftlichen Bedürfniſſen Englands die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, und dazu gehört die gebieteriſche Notwendigkeit, alles zu tun, daß im wirtſchaftlichen Leben Englands und damit der ganzen Welt

endlich wieder Ordnung geschafft wird. Wir Deutschen haben hierbei gewiß mit keinem Wohlwollen und keiner gefühlsmäßigen Rücksicht von seiten Englands zu rechnen, und Bonar Law hat sich unsers Wissens niemals als Freund unseres Volkes gezeigt. Es entspricht aber auch nicht dem englischen Charakter und noch weniger den englischen Interessen, nach geschlossenem Frieden die Rückkehr zu geordneten Zuständen den eigenen Bedürfnissen entgegen dadurch zu gefährden, daß man zur bloßen Befriedigung des Nationalhasses und aus leidenschaftlichem Festhalten an einer Lieblingsidee eine bei nüchterner Erwägung deutlich als irrtümlich und unzweckmäßig erkannte Politik weiter verfolgt. Aus der starken Betonung, mit der Bonar Law sein Festhalten an der Entente verkündete, hat man bei uns — wohl auch in Erinnerung an die frühere, bekannte Hinneigung der englischen Konservativen zu Frankreich — allzu schnell gefolgert, daß Deutschland nach dem englischen Ministerwechsel schlimmer daran sei als früher. Ich habe schon im letzten „Weltspiegel" angedeutet, daß diese Folgerung nicht notwendig ist, und die weitere Entwicklung hat diese Auffassung bestätigt. So wie die Dinge liegen, ist die ruhige Wahrnehmung des englischen Standpunktes unter Hervorhebung der unzweideutigen Absicht, dabei mit Frankreich gute Freundschaft zu halten, viel geeigneter, den französischen Siegeskoller in die Schranken der Vernunft zu weisen, als die Politik Lloyd Georges, der beständig mit dem Bruch der Entente drohte, aber jedesmal pünktlich umfiel, wenn Frankreich es darauf ankommen ließ und mit verständlichem Hinweis auf seine militärische Macht den Leiter der britischen Weltmacht regelrecht einschüchterte.

Zunächst sah die Entente ihre Aufmerksamkeit gefesselt durch die Orientangelegenheit, die auf der Lausanner Konferenz in Ordnung gebracht werden sollte. Nach mancherlei Hindernissen glückte es, die Lausanner Konferenz am 20. November zu eröffnen. Poincaré erschien selbst an Ort und Stelle, um wenigstens für die ersten Tage die Dinge in das gewünschte Geleise zu bringen. England wurde durch Lord Curzon vertreten, der seine Stellung als Außenminister auch im neuen Kabinett behalten hat, was in diesem Falle ein besonderer Vorteil für England war, aber auch für Lord Curzon selbst, der in ein Kabinett Bonar Law viel besser hineinpaßt, als in ein Kabinett Lloyd George. Zu diesen Vertretern Frankreichs und Englands kam als neuer Mann hinzu der Leiter der italienischen Politik, Mussolini. Sein Auftreten war eigenartig und mag den an die hergebrachte diplomatische Technik und Form gewöhnten Vertretern der alliierten Staaten wohl einige Beklemmungen verursacht haben. Indessen, man verständigte sich, da sich herausstellte, daß Mussolini den entschiedenen Willen hat, an der Entente festzuhalten und vorläufig auf alles zu verzichten, was die mühsam aufrechterhaltene Interessengemeinschaft der Alliierten ernstlich stören und das Werk der Friedensverträge in Unordnung bringen könnte. Und so fand man sich auch damit ab, daß er sehr deutlich und entschieden das Recht Italiens betonte, als gleichberechtigte Großmacht mit eigenen Interessen neben Frankreich und England zu stehen und keineswegs als untergeordnete Macht im Schatten Frankreichs zu marschieren. Die Vorsicht, die diese Stellungnahme Italiens den andern alliierten Mächten gerade in der Orientfrage auferlegte, wurde zwar sichtlich als Unbequemlichkeit empfunden, aber der Sache ließ sich auch eine gute Seite abgewinnen, und gewiß ernannte Frankreich nicht ohne besondere Absicht zu seinem Hauptvertreter in Lausanne Herrn Barrère, den langjährigen und besonders erfolgreichen ehemaligen Botschafter in Rom.

Für die türkiſche Regierung, die in Lauſanne durch einen beſonderen Vertrauensmann Muſtapha Kemals, Ismet Paſcha, vertreten wird, war es bezeichnend, daß ſie ſehr energiſch zur Entſcheidung drängte und mit großer Entſchiedenheit und kühner Entſchloſſenheit ihre keineswegs geringen Forderungen ſtellte. Sie zeigte, daß ſie ſich an die früheren Beſtimmungen, die der Ententefrieden der Türkei aufzuerlegen verſucht hatte, nicht im entfernteſten gebunden hielt, ſondern Griechenland gegenüber das volle Recht des Siegers aufrecht erhielt. Und nun trat auch der Rückhalt hervor, den ſie gefunden hatte. Es war Sowjetrußland, das als Uferſtaat des Schwarzen Meeres und mit dem Anſpruch, auch die Rechte der Ukraine und Georgiens zu vertreten, ſeine Intereſſen als ganz mit denen der Türkei zuſammengehend erklärte und mit größter Schärfe ſeine Zulaſſung zu den Lauſanner Beratungen forderte. Die führenden Ententemächte geſtanden dieſes Recht jedoch nur ſoweit zu, als die ruſſiſchen Intereſſen nach ihrer Auffaſſung wirklich berührt wurden. Zu den in Betracht kommenden Fragen gehörte vor allem die Meerengenfrage, an der England ſehr ſtark intereſſiert war. Rußland und die Türkei forderten gemeinſam die Sperrung des Bosporus und der Dardanellen für fremde Kriegsſchiffe im Kriege und unter gewiſſen Beſchränkungen auch im Frieden, volle Verkehrsfreiheit dagegen für Handelsſchiffe und das alleinige Aufſichtsrecht der Türkei über die Ausführung der Vereinbarungen. Hier traten nun die engliſchen Intereſſen, die ein anderes Ziel verfolgten, bedeutſam in den Vordergrund, und Frankreich benutzte dieſen Umſtand, um die gleiche Taktik zu verſuchen, die Lloyd George ſeinerzeit in umgekehrter Weiſe angewandt hatte. Letzterer hatte, um ſeine Frankreichs Beſtrebungen entgegengeſetzte Orientpolitik aufrecht erhalten zu können, in der Reparationsfrage Deutſchland an Frankreich preisgegeben; jetzt verzichtet Poincaré auf einen Teil ſeiner Forderungen im Orient, um England in der Reparationsfrage gefügig zu machen. England aber ging auf dieſen Handel nicht ein, da ſich ihm eine Gelegenheit bot, das ſcheinbar höfliche Zurücktreten Frankreichs zu einer gründlichen Schwenkung im Orient benutzen zu können.

Dieſe Gelegenheit ergab ſich aus einem ſchweren Fehler der griechiſchen Revolutionsregierung, die den unglücklichen Miniſtern und Generalen des vertriebenen Königs Konſtantin den Prozeß machte und ſie nach ihrer Verurteilung zum Tode ſofort hinrichten ließ. Es war der blutige Racheakt einer triumphierenden Partei an ihren unterlegenen Gegnern unter der Maske eines Richterſpruchs und wurde in der ganzen ziviliſierten Welt mit Recht als ein Mord angeſehen, der an den beſten Männern Griechenlands, — darunter ein Gunaris, Theotokis uſw., alſo Männer von wohlverdientem internationalen Ruf! — begangen wurde. Sie hatten ſich die Politik zu eigen gemacht, die früher unter dem Beifall der Entente von ihrem Gegner Veniſelos empfohlen wurde, und zwar geſchah dies bekanntlich auf Betreiben — Englands. Die Beſtrafung der Männer, die im Vertrauen auf England gehandelt hatten, in Form eines die Empörung der ganzen Welt hervorrufenden Blutgerichts, erſchien dadurch als eine ſchroffe Bloßſtellung Englands im Orient durch die griechiſche Regierung. England rief ſeinen Geſandten von Athen ab und ließ Griechenland vollſtändig fallen. Es ſuchte jetzt die Verſtändigung mit der Türkei, was nichts Geringeres bedeutet als die Unabhängigmachung ſeiner Orientpolitik von Frankreich.

Ueber die Lauſanner Beratungen ſelbſt läßt ſich noch nichts Abſchließendes ſagen. Es iſt hier deshalb vorläufig nur das geſagt worden, was auch auf die Reparationsfrage ein Licht zu werfen geeignet iſt. Wir ſehen trotz des ſo ſtark

betonten freundschaftlichen Einvernehmens zwischen Frankreich und England ein wahrnehmbares Schwächerwerden Poincarés und eine zunehmende Sicherheit und Festigkeit Englands, dabei ein deutliches Auseinandergehen der beiderseitigen Wege. Und noch eins ist zu erwähnen: das vorsichtige, aber doch entschiedene Hervortreten Amerikas. Man hat in den Vereinigten Staaten inzwischen Deutschlands Lage genauer studiert, man beurteilt jetzt klarer die Zusammenhänge zwischen der Not Europas und gewissen amerikanischen Uebelständen, die man gern beseitigen möchte. Endlich haben die neue Lage in England und die ersten Schritte Bonar Laws und seiner Mitarbeiter in Amerika ein größeres Vertrauen auf die Verständigung der beiden angelsächsischen Weltmächte erweckt. Amerika beginnt daher den so lange festgehaltenen Standpunkt des „Desinteressements“ an den europäischen Angelegenheiten zu verlassen, wozu auch das wachsende Mißvergnügen an der Haltung Frankreichs beiträgt. Der Eindruck, den das Auftreten Clemenceaus auf seiner Amerikareise hervorgerufen hat, hat noch das letzte getan, um die Abwendung von Frankreich volkstümlich zu machen. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß in allen Ländern — Frankreich nicht ausgenommen — der Sinn für Wahrheit und Vernunft wieder erwacht und das Urteil überall ruhiger und sachlicher wird, was schon bei der Anwesenheit der Reparationskommission in Berlin im vorigen Monat hervortrat. So dürfen wir auch hoffen, daß der Rücktritt des Kabinetts Wirth und die Persönlichkeit unseres neuen Reichskanzlers Cuno gleichfalls ein Moment der Beruhigung und des Vertrauens auf eine Rückkehr der Weltpolitik zur Sachlichkeit bilden werden.

Unter solchen Umständen war die eigentlich zur Vorbesprechung der Brüsseler Konferenz veranstaltete Londoner Zusammenkunft der alliierten Ministerpräsidenten von ganz besonderer Tragweite. Das Ergebnis war, daß infolge der starren Haltung Poincarés, der an der Forderung besonderer Pfänder und Sicherheiten von Deutschland — worunter niemand etwas anderes verstehen konnte als die Besetzung des Ruhrgebiets — unnachgiebig festhielt, die Konferenz auf den 2. Januar vertagt werden mußte. Die Enttäuschung in Frankreich ist groß, und alles deutet darauf hin, daß die Tage Poincarés trotz einem vielleicht noch zu erlangenden Vertrauensvotum gezählt sind. Ein großer Wendepunkt bereitet sich vor.

W. v. Massow.

Literarischer Wegweiser.*)

Geschichte.

Es ist nicht zum Vorteil wirklicher Geschichtserkenntnis, wenn Reklame die zu allen Zeiten höchst kritisch zu betrachtende Denkwürdigkeitenliteratur in den Vordergrund schiebt. In diesem Jahre beherrschen die Bücher des Kaisers und des Kronprinzen den „Markt“, aber aus beiden wird der ernsthafte Leser wenig unfrisierte Geschichte lernen, weder im allgemeinen

*) Ueber die Unmöglichkeit, derzeit bestimmte Preisangaben zu machen, siehe die Bemerkung in früheren Heften.

noch für die beſondere Rolle der betreffenden Schreiber in den Ereigniſſen. Der Kronprinz hat ſein zuerſt verfaßtes, rein kriegserinnerungshaftes Buch erſt nach dem andern, mehr politiſchen erſcheinen laſſen, das ihm der Romandichter Rosner entlockt hat. Der Kaiſer aber erzählt in ſeinem Buch bei all den guten Worten, die er Bismarck, Bülow, Tirpitz ſpendet, nicht, weshalb er den Rat und die Tat aller dreier verſchmäht hat . . .

Mehr wirklicher Gewinn iſt aus den Erinnerungen des italieniſchen Miniſterpräſidenten Nitti zu ſchöpfen (Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H.), der zwar auch beileibe nicht alles ſagt, was er weiß, jedoch in die Hexenküche der Entente deshalb ſo intereſſant hineinleuchtet, weil Italien keinen Grund mehr hat, über die Schandtat zu ſchweigen, welche die Entente uns und damit dem „friedloſen Europa“ angetan hat und noch antut. Die Ludendorffſchen Denkwürdigkeiten hat Hans Delbrück mehr gehäſſig als kritiſch zerpflückt (Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtſchaft). Die Antwort blieb nicht aus: W. Foerſter führt in der Schrift „Hans Delbrück ein Porträtmaler?“ und H. Eggert in „Ludendorff als Menſch und Politiker“ (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) den Nachweis, daß die Rechthaberei Delbrücks nur ihn ſelber und nicht den Gegenſtand ſeines Zornes porträtiert, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß vor Ludendorffs Buch die Kritik halt machen müßte. Wie viel ſympathiſcher der junge Delbrück wirkt als der alte, kann man an der Neuauflage ſeines ſchönen „Gneiſenau“ (Berlin, Stilke) nachprüfen. Unter den militäriſchen Kriegserinnerungen nehmen die „Schlachten des Weltkrieges“ (Oldenburg i. O., Gerhard Stalling) ihren Fortgang, und die Marine hat in dem zweiten Band ihres Admiralſtabswerkes (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) im Sinne der Tirpitzſchen Auffaſſung die entſcheidungsſchweren Unterlaſſungsſünden des Herbſtes 1914 durch den ausgezeichneten Forſcher Kapitän O. Groos darſtellen laſſen (ein tragiſcher Band).

Zahlreich iſt die Literatur über die Kriegsſchuld und Kriegslüge. Die Akten des Eisnerprozeſſes (München, Verlag der Süddeutſchen Monatshefte, Maiheft 1922) halten Gericht über die deutſchen Selbſtbezichtiger, und Abenarius legt in „Die Mache im Weltwahn“ durch eindrucksvollſte Dokumentierung die Verleumdungstechnik unſerer Feinde bloß (Berlin SW 61, Verlag von Reimar Hobbing). „Warum ich auf der Auslieferungsliſte ſtehe“ erklärt als typiſcher Fall Dr. Ernſt Zahn (München, J. F. Lehmanns Verlag). Vom völkerrechtlichen Standpunkt widerlegt Integer (Berlin W 35, Verlag der Kulturliga) die Schuldlüge, während Georg Karo (Halle a. S., Verlag Max Niemeyer) und der ungenannte Verfaſſer des Schriftchens „Schuld am Kriege?“ (Berlin NW 52, Schloß Bellevue) die Selbſtzeugniſſe der Entente-Staatsmänner verwerten. Ein vorzügliches Stück Arbeit, in hiſtoriſcher wie in apologetiſcher Hinſicht, iſt B. W. v. Bülows „Die erſten Stundenſchläge des Weltkrieges“ (Berlin und Leipzig, Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co.). Bis auf die Minuten genau iſt hier das diplomatiſche Geflecht des Juli 1914 bloßgelegt. Die Lüge vom deutſchen Kriegsplan verflüchtigt ſich dabei unaufhaltſam, man ſieht das Verhängnis ſich zuſammenziehen, die Staatsmänner in den Krieg „hineintorkeln“ (Lloyd George), und dies alles ohne ſubjektive Zutat des Hiſtorikers, rein durch die Sprache der Tatſachen ſelbſt.

Gehen wir den ferneren Urſprüngen des Weltkrieges nach, ſo iſt hier die geſchickte und gründliche, wenn auch etwas ſchwerfällig geſchriebene Kampfſchrift M. v. Hagens über „Deutſchlands Bündnispolitik“ (Berlin,

Verlag G. Stilke) hervorzuheben. Im Gegenſatz zu Eckardſtein und der Legion deutſcher Hiſtoriker, die ihm folgten, verficht Hagen mit überzeugenden Gründen die Theſe, daß ein Bündnis mit England um die Jahrhundertwende für uns nicht greifbar war. Damit ſtellt ſich Hagen auch in einen gewiſſen Gegenſatz zu der Meinung, die Bismarcks Werben um England in den Mittelgrund ſeiner auswärtigen Politik nach 1870 ſtellen will, wie dies neuerdings wohl wieder etwas übertrieben F. Rachfahl (Freiburg i. B., Verlag Theodor Fiſcher) tut. Die Rückwirkung des deutſch-engliſchen Gegenſatzes auf die öſterreichiſche Balkanpolitik unterſucht der öſterreichiſche Geſandte a. D. A. Hoyos (Berlin und Leipzig, Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger Walter de Gruyter u. Co.).

Bismarck: Wann wurde man müde, von ihm zu ſingen und zu ſagen. Das wundervolle Bismarckheft der „Süddeutſchen Monatshefte“ mit der Schilderung des intimen Bismarck, über deren erſtaunlich unterrichteten Verfaſſer die Hiſtoriker ſich den Kopf zerbrechen, ſei angelegentlich empfohlen. Eine nützliche Doktorarbeit hat Maria Fehling geleiſtet, indem ſie aus Bismarcks Schriften und Reden zuſammentrug, was den Umkreis des geſchichtlichen Denkens und Wiſſens des Reichsgründers zeichnet („Bismarcks Geſchichtskenntnis“, Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger). Die deutſch-franzöſiſche Kriegsgefahr von 1875 unterſucht Hans Herzfeld (Berlin SW 68 E. S. Mittler u. Sohn). Es kann an dieſem Ort nicht kritiſch zu ihm Stellung genommen werden, dagegen ſei erwähnt, daß in dieſer Arbeit ſchon die dritte der „Forſchungen“ vorliegt, die das Potsdamer Reichsarchiv mit ſeinem Namen deckt.

Damit zur franzöſiſchen Politik hinübergehend erwähnen wir H. Onckens Rede „Die hiſtoriſche Rheinpolitik der Franzoſen“ (Stuttgart und Gotha, Fr. A. Perthes Verlag), die nur den einen Fehler hat, die Zeit vor Ludwig dem Vierzehnten zu ſtiefmütterlich zu behandeln. Eine ſchöne Gedankenreihe vergleichender Völkerkunde bietet F. Vogt „Franzöſiſcher und deutſcher Nationalgeiſt“, der umgekehrt ſchon die älteſten Zeugniſſe beider Volksarten, Rolandslied und Nibelungenlied, zum Ausgangspunkte wählt (Marburg, N. G. Elwertſche Verlagsbuchhandlung). Wie ſich die allmähliche geiſtige und politiſche Eingliederung Lothringens in Frankreich vom nationalfranzöſiſchen Hiſtorikerſtandpunkt aus darſtellt, zeigt ſehr inſtruktiv die Aufſatzreihe des Grafen M. de Pange, Les Lorrains et la France au Moyen Age (Paris, Quai Malaquais 5, H. Champion), die ſein Neffe eingeleitet hat. Die Pange ſind ein Metzer Geſchlecht. Die Gegenwart mit ihrem Leid weiß uns Maurice Barrès, der Führer der heutigen Rheingrenzenpatrioten, in ſeiner „Politique Rhénane“ (Paris, Bould u. Gay) eindringlich zu machen, während der nüchterne G. Haelling, Le Rhin, politique, économique, commercial (Paris, Rue Thénard 3, Léon Eyrolles) den Wert und Nutzen des Rheins für Frankreich entrollt.

Zu Werken allgemeinerem Charakters übergehend beginnen wir mit der neuen Auflage der früher in den „Grenzboten“ eingehend gewürdigten „Deutſchen Geſchichte unter Kaiſer Wilhlem dem Zweiten“ von Conrad Bornhak (Leipzig, A. Deichertſche Verlagsbuchhandlung). Die Aenderungen und Verbeſſerungen haben dem Buch ſeinen Charakter als gefälliges, flüſſiges und vielſeitiges Leſebuch gewahrt, ihm aber das tiefere Hineinblicken in das geſchichtliche Werden nicht verleihen können. Ein großer geſchichtlicher Horizont und ſpielend leichte Verwertung tieferliegender Verkettungen, die dem Laien meiſt weniger gewohnt ſind, zeichnet noch immer Dietrich Schäfers Bücher

neben ihren sonstigen Vorzügen aus. So wird auch seine neueste geschichtsgesättigte Zeitbetrachtung „Staat und Welt“ (Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin) manchen dankbaren Leser finden, den es nach Einreihung der schweren Rätsel unserer Zeit in die geschichtliche Gesamtauffassung drängt. Wesensverwandt, philosophisch tiefer und grüblerischer als Schäfer, dafür weniger stoffgeschult, mutet G. A. Collischonn an, ein gedankenreicher Mann und edler Geist, der „Geschichte und Volksaufgabe“ mit tiefem Glauben an den deutschen Weltberuf in Beziehung setzt (Frankfurt a. M., (Verlag Moritz Diesterweg), und darum Geschichtskunde als Volksaufgabe fordert. Erwähnung verdient Fritz Hepner, Deutsche Geschichte — Deutsche Politik (Berlin, R. Hobbing). Es ist nicht alles klar und ausgereift in dem Essai dieses jungen Historikers. Je mehr sich aber sein Gedanke der Gegenwart nähert, desto frischer wirkt er. Aus dem vieldurchackerten Boden Rankescher und Treitschkescher Geschichtsauffassung selbständig aufgewachsen, vorurteilsfrei, kühn, mit rascher Phantasie praktischen Blick verbindend, sucht der Essai auf 90 Seiten das ganze deutsche Wesen und Schicksal zu deuten, der lesenswerte Wurf eines Talents, das hoffentlich durch keine Eitelkeit vom Weg zur Meisterschaft abgedrängt wird. Einen praktischen Beitrag zum Verständnis der Gegenwart nennen H. Weigand und A. Tecklenburg ihre „Deutsche Geschichte für Schule und Haus“ (Hannover, Verlag von Carl Meyer u. Gustav Prior). Höheren Ansprüchen dient seit Jahrzehnten O. Kaemmels „Werdegang des deutschen Volkes“, der in der neuen Ausgabe in vier Bändchen mehr und mehr zu einem Werk Arnold Reimanns gewodren ist, dessen lebendige Sehweise und ausgebreitete Belesenheit im Dienst hingebender Vaterlandsliebe dem Buch eine selbständige Note geben, auch in den bis auf die jüngste Zeit herabgeführten Abschnitten, die naturgemäß mehr einen Versuch, als eine abschließend geklärte Darstellung bieten können. Unter den lebenden Meistern der Geschichtsforschung bemüht sich am folgerichtigsten Georg von Below darum, den Gang der deutschen Geschichte im Sinne Sybels politisch zu durchdringen; seine neuste Abhandlung über „Deutsche Reichspolitik einst und jetzt“ (Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr) ist als geschlossene Kritik unsres Gesamtschicksals ungemein lehrreich.

In einem schmalen Bändchen Weltgeschichte zu bieten, erfordert Mut; das Erscheinen einer neuen Auflage von A. Cartellieris „Grundzügen der Weltgeschichte“ (Leipzig, Dyksche Buchhandlung) beweist, daß das Büchlein einem Bedürfnis entspricht. Ebenfalls eine Etappe im Kampf des Geschichtsdarstellers mit der Ueberfülle des Stoffs will sein das „Lehrbuch der Geschichte“, von dem Karl Weller den ersten Band hat ausgehen lassen (Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg); der Lernende empfängt hier Tatsachen, sogar in großer Reichhaltigkeit, auch kulturgeschichtlich mehr als üblich ist, aber das Bestreben waltet, sie Zusammenhängen einzugliedern. Die große Leistung des Berliner Historikers Ludwig Rieß, Webers Weltgeschichte vollständig zu erneuern, imponiert an Ausdehnung wie an Vertiefung auch an den zwei neu erschienenen Bänden, welche die Erzählung bis zu Karl dem Großen führen. Nachdem nun ein Viertel des auf 16 Bände berechneten Werkes vorliegt, wird man sagen dürfen, daß das Wagnis dieser Erneuerung einen vollen Erfolg verspricht. Besonders muß man staunen, wie Rieß in den Beilagen den Leser gründlich und doch keineswegs pedantisch in die moderne Forschung und ihre Streitfragen einzuführen weiß, ohne dadurch den Text zu belasten. So wird auch der Fachhistoriker nach dem neuen „Weber“ greifen müssen (Leipzig, Wilhelm Engelmann Verlag).

Im Gebiet der „Geſchichtsphiloſophie“ ſind zwei Neuauflagen zu verzeichnen, die unveränderten von Theodor Lindner, den man den Rudolf Herzog unter den Hiſtorikern nennen könnte, (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger) und die an Umfang mächtig angeſchwollene, im Preis überraſchend zurückgebliebene Geſchichtsphiloſophie Paul Barths, das Hauptwerk der ſoziologiſchen Geſchichtsauffaſſung in Deutſchland (Leipzig, O. R. Reisland). Von ihr unterſcheidet ſich die materialiſtiſche, die in dem Marxiſten K. Korſch noch einen ſelbſtbewußten Vertreter findet: „Kernpunkte der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung“ (Berlin SW 61, Viva, Frankes Verlag G. m. b. H.). Spenglers zweiter Band iſt bereits in den „Grenzboten“ gewürdigt.

Wer ſich fachmäßig mit dem Studium der Geſchichte befaſſen will, findet eine freilich in mancher Hinſicht noch recht dürftige Wegführung bei Jagow-Matthaeſius, Studienführer (E. Dünnhaupt Verlag, Deſſau), während ihn Bernheims Einleitung in die Geſchichtswiſſenſchaft (2. Aufl. in der Sammlung Göſchen) mehr theoretiſch weiſe als ſtofflich erfahren zu machen bemüht iſt. Letzteres ſtrebt dagegen der wiſſenſchaftliche Forſchungsbericht an, den Karl Hampe über „Mittelalterliche Geſchichte“ abgelegt hat (Gotha, F. A. Perthes Verlag). Was der Verlag freilich damit meint, wenn er mit ſolchen an ſich gewiß ſehr feinſinnigen und ausgebreiteten Referaten über neue gelehrte Spezialliteratur die „geiſtige Uebergangswirtſchaft“ zu fördern hofft, iſt mir wie ſo manches andere Schlagwort unſrer Zeit dunkel geblieben.

W. Windelbands Darſtellung der „auswärtigen Politik der Großmächte der Neuzeit 1494 bis 1919“ iſt eines der nicht ſchlechten, aber auch nicht gerade notwendigen, weil neuer Geſichtspunkte ziemlich entbehrender Bücher, wie ſie aus akademiſchen Vorleſungen nicht ſelten hervorzuwachſen pflegen (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt). Wenden wir uns der Vorgeſchichte der deutſchen Einheit zu, ſo liefert C. Brinkmann aus Quellenſtudien dem Fachmann eine Geſchichte der preußiſchen Handelspolitik (vor dem Zollverein) und des Wiederaufbaus vor hundert Jahren (Berlin, Vereinigung wiſſenſchaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co.) während die deutſche Burſchenſchaft eine Biographienſammlung ihrer berühmten Angehörigen herausgiebt (Heidelberg, Carl Winters Univerſitätsbuchhandlung). Die verſchiedene Einſtellung Rankes und Treitſchkes zur deutſchen Einheit zeichnet W. Michael anregend (Berlin, Verlag Dr. Walther Rothſchild) und der alte, feurige Gervinus erlebt ſeine Urſtand in der wiederabgedruckten Einleitung zu ſeiner einſtmals ſo berühmten Geſchichte des 19. Jahrhunderts (Berlin, Dom-Verlag). So gewiſſenhaft geht der Herausgeber vor, daß er ſelbſt die unbedeutenden Textverſchiedenheiten der älteren Auflagen bucht; wichtiger als der Gelehrte iſt aber der Mann Gervinus, der als ein Zeuge der deutſchen Einigungsbeſtrebungen zu uns redet. In dieſem Zuſammenhang ſind zwei Quellenausgaben der rühmlichen Sammlung „Der deutſche Staatsgedanke“ (München, Drei Maskenverlag) beſonders zu nennen: Adolf Rapp hat unter dem markanten Schlagwort „Großdeutſch-Kleindeutſch“ den Streit der Geiſter um die werdende (noch heute unvollendete) deutſche Einheit von 1815 bis 1914 mit erleſener Quellenkenntnis zu ſprühendem Leben erweckt, Paul Wentzke in „1848“ eine kluge Auswahl der Paulskirchenreden aus den umfänglichen Stenogrammen zuſammengeſtellt und erläutert.

Magerer iſt, was wir als des allgemeinen Intereſſes würdig aus der die älteren Jahrhunderte betreffenden Literatur hervorzuheben hätten. Der Jeſuit Raitz v. Frentz widmet dem Stolz ſeines Ordens, dem Kardinal Bellarmin

eine Biographie (Freiburg, Herder Verlagsbuchhandlung), die gediegene Geſchichtsdarſtellung mit erbaulicher Volkstümlichkeit geſchickt verbindet. Eine große Freude iſt es, anzeigen zu können, daß Robert Davidſohn ſeine durch den Krieg unterbrochene „Geſchichte von Florenz“ wieder fortführt (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), und im Gang dieſes Monumentalwerkes nun eben an die Schwelle der Zeit gelangt iſt, da Florenz ein europäiſcher Ort zu werden beginnt. Freilich darf der Leſer aus dem Untertitel des neuen (vierten) Bandes „Die Frühzeit der Florentiner Kultur“ nun nicht ſchließen, daß er ſchon in die Gemeinſchaft der Brunelleſchi und Ghiberti entlaſſen wird; noch ſind wir bei den mittelalterlichen Subſtruktionen, aber wer tiefer ſehen und den Boden verſtehen will, aus dem die Wunderblume des Quattrocento ſproß, der muß ſich mit dieſem Buch befreunden, deſſen Verfaſſer wir ungeſchmälerte Kraft zur Fortführung wünſchen.

Aus dem Altertum iſt zu nennen der erſte Band eines monumentalen Unternehmens, das der deutſchen Wiſſenſchaft Ehre macht, wie auch dem Verlag und dem Großinduſtriellen, die ſein Erſcheinen in dieſer Zeit ermöglicht haben. Es handelt ſich um U. Kahrſtedts „Griechiſches Staatsrecht“ (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), welches Mommſens klaſſiſchem „Römiſchem Staatsrecht“ ſich ohne Scheu zur Seite ſtellen darf, wenn Kahrſtedt in den künftigen Bänden für Athen und die helleniſtiſchen Monarchien das durchführt, was dieſer erſte Band für den merkwürdigen Staat der Spartaner leiſtet. Man lieſt z. B., wie Kahrſtedt die Heloten, ihm zufolge kein unterworfener Volksſtamm, ſondern verarmte Bürger, oder den archaiſchen Staat ſchildert, um ſich zu überzeugen, daß man an Weite des Blickes, moderner Auffaſſung und anregender Kraft ſich an die beſten Muſter unſerer Geſchichtsforſchung erinnert fühlt. Zu empfehlen ſind dann noch die beiden neuen ins Deutſche überſetzten Werke G. Ferreros, „Die Frauen der Cäſaren“ und „Der Untergang der antiken Ziviliſation“ (Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann).

Die ſtrenge Wiſſenſchaft geht nicht immer mit dem italieniſchen Hiſtoriker einig, aber willig überläßt ſie ihm die Palme des glänzenden Stils und einer in der Wahl der Gegenſtände wie der Geſichtspunkte hohen Gabe, das Publikum in den Bann ferner Zeiten zu ziehen. In anderer Weiſe kann man dies auch von den „Hethitiſchen Geſetzen“ hoffen, die Friedrich und Zimmern in Ueberſetzung vorlegen (Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung). Haben ſeinerzeit Hammurabis Geſetze allgemeines Aufſehen erregt, ſo heiſcht auch dieſer älteſte Geſetzestext von indogermaniſcher Herkunft Beachtung.

Zum Schluß wollen wir nicht verſäumen, die hiſtoriſch-politiſche Jahresüberſicht für 1921 auf den Schreibtiſch des Politikers und Hiſtorikers zu wünſchen, die Hermann Haug in vorzüglich ausgebauter Fortführung der Egelhaafſchen Ueberſichten geliefert hat (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag).

Der Merker.

Neue Bücher.

Rudolf Eucken. Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Bücherei von Berg und Wald, vom Weidpfad und vom Schuppenwild. Band 17. **Raoul H. Francé.** Ewiger Wald. Leipzig, Richard Eckſtein.

Dr. Adolf Lobe. Die Geſetzgebung des Reiches und der Länder zum Schutze der Republik. Berlin, Otto Liebmann. Gr.-Pr. 1,60 M.

Arnold Wagemann. Deutſche Rechtsvergangenheit als Wegweiſer in eine deutſche Zukunft. Jena, Guſtav Fiſcher.

Johannes Wütſchke. Der Kampf um den Erdball. Politiſch-geographiſche Betrachtungen zu den weltpolitiſchen Machtfragen der Gegenwart und nahen Zukunft. München, R. Oldenburg.

Geza Lukas. Fort mit den Friedensverträgen. Berlin W. 15, Hans Robert Engelmann.

Georg Britting. Storchenneſt. Komödie. **Anton Betzner.** Das Jugendheim. Komödie. Traiſa-Darmſtadt, Arkaden-Verlag.

Ewald Engelhardt. Totentanz oder Lebenszug? Grundzüge zur Darſtellung der Geſchichte eines Geſchlechts. Artern i. Thür., Buch- und Kunſt-Verlag Bergwart.

Statiſtiſches Jahrbuch für den Freiſtaat Preußen. 18. Band. Herausgegeben vom Preußiſchen Statiſtiſchen Landesamt. Berlin 1922, 160 Mark.

Der Krieg zur See 1914—1918. Herausgegeben vom Marine-Archiv. **Korvettenkapitän O. Groos.** Der Krieg in der Nordſee. Band 3. Von Ende November 1914 bis Anfang Februar 1915. Berlin SW., Mittler u. Sohn. Gr.-Pr. 14 M., geb. 19 M.

Philipp Witkop. Frauen im Leben deutſcher Dichter. Leipzig, H. Haeſſel.

Albert Trentini. Goethe, Der Roman von ſeiner Erweckung. München, Georg D. W. Callwey. 2100 M., geb. 3000 M.

Hans Dittmer. Annenhof. Roman. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Erich Marck? Männer und Zeiten. Aufſätze und Reden zur neueren Geſchichte. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1800 M.

Magnus Schwantje. Das Recht zur Gewaltanwendung. Berlin W. 62, Verlag Neues Vaterland.

Frommanns Philoſophiſche Taſchenbücherei. Gruppe II. Geiſterreich. Band 1. Myſtiſche Geiſterſeher. Band 2. Chriſtliche Theoſophen. Herausgegeben von William Frhr. von Schröder. Band 3. **Schopenhauer.** Ueber das Geiſterſehen. Herausgegeben von Dr. G. F. Hartlaub. Band 4. **Fechner.** Tages- und Nachtanſicht. Herausgegeben von Prof. Dr. med. Frhr. von Weizſäcker. Band 5. **Schelling.** Clara oder über den Zuſammenhang von Natur und Geiſterwelt. Herausgegeben von Prof. Dr. Hanns Ehrenberg. Sämtlich im Verlag von Frommann (H. Kurtz) in Stuttgart. Jeder Band 20 M.

J. C. van den Belt. Die erſten Wochen des Großen Krieges. Mit 11 Kartenſkizzen. Berlin SW. 68. E. S. Mittler u. Sohn. 50 M.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Guſtav Manz in Berlin.

Verlag: Deutſcher Verlag G. m. b. H., Abteilung Grenzboten, Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 8-9
Fernruf: Nollendorf 4849

Druck: Allgemeine Verlags- u. Druckerei-Geſellſchaft m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 9.

Rückſendung von Manuſkripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto. Nachdruck ſämtlicher Aufſätze iſt nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages geſtattet.

Kapitalanlage

Witwenrente

Gothaer Lebensversicherungsbank

Altersversorgung

auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 600 Millionen Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Invaliditätsversicherung

Prospekt
über
nationale Literatur
versendet kostenlos und spesenfrei auf Wunsch
K. F. Koehler, Verlag, :: Leipzig

WER **RAT IN WIRTSCHAFTLICHEN ANGELEGENHEITEN**
erteilen muß oder sucht, und wer an den Vorgängen in der Volkswirtschaft, namentlich im Aktien-, Bank- und Börsenwesen interessiert ist, wird gründlich informiert durch den

„PLUTUS"

Kritische Zeitschrift für Volkswirtschaft und für Finanzwesen / Herausgegeben von Georg Bernhard / Der Name des Herausgebers bürgt für Unabhängigkeit von Finanzcliquen / Preis vierteljährlich 20 Mark. Verlangen Sie sofort Probenummer vom

PLUTUS-VERLAG BERLIN W 62

Wissen Sie schon von dem neuen
Preisausschreiben in den Literarisch-musikalischen Monatsheften?
Wenn nicht, dann fordern Sie sofort ein Probeheft von dem Verlage der Literarisch-musikalischen Monatshefte, Weinböhla bei Dresden.

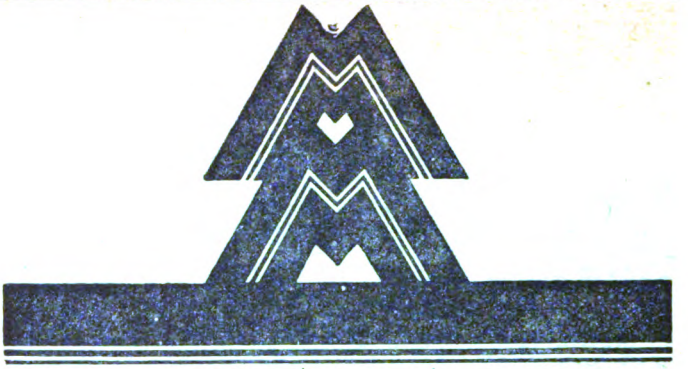
Die
politische Entwicklung in Kongreßpolen
während der deutschen Okkupation
unter Mitarbeit von
Wilhelm Stein
von **Dr. Paul Roth**
Preis geheftet 10 M.,
gebunden 14 50 M.

Allzusehr hat uns Deutschen das Wissen um unsere Gegner gefehlt. Das Buch Dr. Roths wird in bezug auf Polen, das gerade den meisten von uns verhältnismäßig fremd ist, diesem mangelnden Verständnis abhelfen.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Die Rechtslage der Ostprovinzen nach dem Friedensvertrage
Eine Quellensammlung
Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vereinigung in Bromberg
von **Carl Georg Bruns**
Preis 4,50 Mark.
K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Leipzig und Berlin

Verantwortlich für den gesamten Anzeigenteil: Karl Schulze, Berlin.



LEIPZIGER MUSTERMESSE

MIT TECHNISCHER MESSE UND BAUMESSE

Herbstmesse 1921 vom 28. August bis 3. September 1921

Frühjahrsmesse 1922 vom 5. bis 11. März 1922

Der Zentralmarkt für den internationalen Warenaustausch

Für Aussteller und Einkäufer gleich wichtig

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen

DAS MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN IN LEIPZIG

JOHANNES TZSCHICHHOLD · LEIPZIG

Soeben erschien:

Admiral v. Reuter: Scapa Flow

Das Grab der deutschen Flotte

Als Admiral v. Reuter kurz vor Unterzeichnung der Friedensbedingungen die Siegerschiffe vom Skagerrak durch Versenkung ehrloser Übergabe entzog, begrüßten weite Kreise unseres Volkes diese mannhafte Tat als Ehrenrettung. Wie der Gedanke entstand, wie er zur Ausführung kam — hingerissen von den Ereignissen liest man dieses Buch — ein erschütterndes Zeichen deutscher Treue bis in den Tod

Mit 7 Abbildungstafeln auf Kunstdruckpapier

Preis in Halbleinen gebunden 30 M.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Princeton University Library
32101 064096207

ANNEX A